C765

DOMINICAN COLLEGE LIBRARY
SAN RAFAEL, CALIF.

Memoiren

des Cardinals

Hercules Conſalvi,

1757-1824

Staatsſekretair Sr. Heiligkeit Pius VII.

DOMINICAN COLLEGE LIBRARY
SAN RAFAEL, CALIF.

Paderborn, 1870.

Druck und Verlag der Junfermann'ſchen Buchhandlung.
(J. C. Pape Wwe.)

C765.

22466

Einleitung.

Indem wir die Memoiren des Cardinal-Staats-Sekretärs Hercules Consalvi der deutschen Lesewelt zugänglich machen, glauben wir etwas nicht ganz unzeitgemäßes unternommen zu haben. Denn während diese Memoiren einerseits Erlebnisse eines Mannes enthüllen, die weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben, so verbreiten sie auch andererseits Licht über wichtige Fragen der Gegenwart.

Wer z. B. das Conclave von Venedig aufmerksam liest, kann sich des Gedankens nicht erwehren: Was wird aus dem Papstthum, wenn es keine selbstständige weltliche Macht besitzt? — Für den Glauben des Katholiken an die Wache der Vorsehung über seiner Kirche kann es kaum einen schlagenderen Beweis geben als die Papstwahl Pius VII. Es gibt uns dieses Ereigniß überhaupt einen trostreichen Einblick in das Walten Gottes über und in der Freiheit der Menschen. Denn wenn je ein Papst sich in der Folge als providentiel bewies, so war es Pius VII. Und seine Wahl kam nur zu Stande durch eine Reihe von Ränken und Schwächen menschlicher Leidenschaften. Auch diese Erwägung dürfte in unsern Zeiten manche Unruhe und Unsicherheit beschwichtigen, daß sich Gott der menschlichen Leidenschaften zu bedienen weiß, um sein Ziel zu erreichen. In den „Erinnerungen aus meinem Ministerium" aber ist der Geist der päpstlichen Regierung niedergelegt, ein Geist, der sich ruhig mit allen Regierungen der Welt messen mag.

Dabei haben diese Memoiren das Anziehende einer

Selbstbiographie, wo der Schreiber für einen besonnenen Leser nur sich selbst zeichnet, er mag nur Dichtung oder Wahrheit niederlegen. Was endlich den Aufzeichnungen Consalvi's an mehr als einer Stelle so hohe Lebendigkeit verleiht, sind die großen Gegensätze der seltensten Charakter, die sich in seinem Leben einander gegenüberstanden. Was ist spannender als der Kampf zwischen dem zartfühlenden, gewissenhaften Consalvi und dem kalten, rücksichtslosen Gewalthaber Napoleon; und wie muß sich der schäumende Despot dem Gewissen des hülflosen Diakon beugen und bequemen! Irren wir, wenn wir diese Scene eine unter mannigfachem Gesichtspunkte zeitgemäße nennen?

Aber gehen wir zur Sache selber. Was die Memoiren Consalvi's betrifft, so findet sich am Schlusse seines Testamentes folgende Bestimmung darüber:

„Mein Testamentsvollstrecker (und nach ihm diejenigen, welche ihm in der Verwaltung meines Vermögens folgen) wird besondere Sorgfalt meinen Privat-Aufzeichnungen zuwenden, nämlich: Vom Conclave zu Venedig i. J. 1799 und 1800; vom Concordat von 1801; von der Vermählung des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich; aus verschiedenen Epochen meines Lebens, und: aus meinem Ministerium. Diese fünf Schriftstücke (einige sind beinahe vollendet, die andern will ich noch ausarbeiten) dürfen vor dem Tode wenigstens der Hauptpersonen, die darin vorkommen und namhaft gemacht sind, nicht veröffentlicht werden. Auf diese Art werden Erörterungen vermieden, die, obgleich ohne Grund (da meine Schriften nur die reinste Wahrheit enthalten) dennoch der Reinheit der Absicht und so den Interessen des hl. Stuhles schaden könnten. Dem hl. Stuhle aber möchte ich gerade die Möglichkeit verschaffen, nach meinem Tode die Irrthümer, welche über diese Fragen werden verbreitet werden, zu widerlegen."

„Da die Memoiren über das Conclave, über das Concordat, über die Vermählung des Kaisers und über mein Ministerium den hl. Stuhl und die päpstliche Regierung in besonderer Weise berühren, so wird mein Testamentsvollstrecker bedacht sein, dieselben dem regierenden Papste vorzulegen, und er soll den hl. Vater bitten, dieselben in den Archiven des Vatikan sorgfältigst aufbewahren zu lassen. Dieselben können dem hl. Stuhle in mehr denn einer Gelegenheit nützlich werden; insbesondere wenn es sich um Darstellung jener Ereignisse handelt, die den Gegenstand dieser Schriften bilden; oder wenn falsche Darstellungen über diese Ereignisse zu berichtigen wären. Bei dem Erlöschen meiner Familie bieten die Memoiren über verschiedene Epochen meines Lebens niemanden besonderes Interesse; sie sollen daher in den Händen meines Testamentsvollstreckers oder dessen Nachfolgers bleiben. (Wenn man sie für wichtig genug hält, können sie indessen auch mit den andern in den Archiven des Vatikan aufbewahrt werden.) Ich wünsche nur, daß mein Testamentsvollstrecker oder die spätern Verwalter meines Vermögens dafür Sorge tragen, Falls die Lebensbeschreibungen der Cardinäle fortgesetzt werden, daß in Betreff meiner keine Unwahrheiten veröffentlicht werden. Denn ich möchte meinen guten Namen erhalten wissen, wie es uns die hl. Schrift vorschreibt. Bezüglich der Wahrhaftigkeit meiner Schriften genügt mir das Wort: Deus scit, quia non mentior.

Rom, am 1. August 1822.

H. Cardinal Consalvi."

Hiermit ist der Ursprung dieser Memoiren, ihr Charakter, sowie der Grund ihrer bisherigen Verborgenheit angegeben.

Da die Memoiren nur bis zum Jahre 1812 reichen, so dürfte es für manche Leser nicht uninteressant sein, wenn wir aus dem ferneren Leben Consalvi's wenigstens die wichtigern Ereignisse anführen.

Das Vertrauen, welches Consalvi bei seinem Fürsten, Pius VII., genoß, war und blieb ein unbegrenztes die lange Zeit der Regierung dieses Papstes hindurch. Deßhalb vertraute ihm Pius auch die wichtigsten und außerordentlichsten Aufträge. Consalvi sollte Ludwig XVIII. in Paris beglückwünschen, als dieser König in seine Hauptstadt zurückkehrte. Von da sollte er sich an den englischen Hof verfügen, um durch die Vermittlung des Prinz-Regenten auf dem Wiener Congreß die Provinzen des Kirchenstaates wieder zu erhalten. Auf diesem Corgresse selber aber muß er sich selbst übertroffen haben; es gelang ihm, dem römischen Stuhle sein Eigenthum zurückzustellen, und zwar durch die akatholischen Mächte England, Rußland und Preußen, während die katholischen Mächte schwierig waren.

In einem Briefe des Freiherrn von Gentz an den Cardinal lesen wir darüber:

„Einen großen Theil des gestrigen Abends verbrachte ich in Gesellschaft des Fürsten von Talleyrand, der glücklich darüber war, Ihnen einen Brief seiner Gemahlin, der Fürstin, besorgt zu haben. Er beauftragte mich, dem Fürsten Metternich zu sagen, daß er Ihren gerechten Anforderungen in keiner Weise entgegentreten werde, sowie daß die Art und Weise, wie Sie dieselben an den Congreß richteten, der glücklichste und schönste Wurf war, der je auf dem Tische der Diplomatie gethan worden. Eure Eminenz hat den schwierigsten Sieg davongetragen, und indem man Sie sieht, und indem man Sie hört, kann man nicht anders, als sich sagen: die römische Kirche hat noch starke und gewandte Geister. Ich freue mich dessen

für den hl. Stuhl und besonders für unsern ehrwürdigen Pius VII., dessen Tugenden und milder Ausdruck von jeher mein Herz eingenommen haben. Freuen Sie Sich, mir theure, und sehr theure Eminenz, eines Triumphes, den Sie so ganz verdient haben. . . Eure Eminenz hat allen Gliedern des Congresses ein schönes Beispiel von Mäßigung und Gewandtheit gegeben. Ihre Freunde sind auf einen so wunderbaren Erfolg stolz."

Bei Gelegenheit dieses Congresses schrieb Consalvi die interessanten Fragmente nieder, welche wir den Memoiren am Schlusse beifügen.

Besonders thätig war Consalvi bei Abfassung der vielen Concordate, welche im Jahre 1817 und den ff. abgeschlossen wurden. Was er in den Memoiren aus seinem Ministerium von den frühern Bestrebungen der päpstlichen Regierung aufzeichnete, mußte er später noch reichlicher erfahren. In den berühmten Motu-proprio's v. J. 1816 versuchte Consalvi eine Vermittlung und einen Uebergang von den altherkömmlichen Zuständen zu den neuern Anschauungen. Aber er stieß überall auf Widerstand, so daß der einzige neue Handelscodex zur Geltung kam. Bei den Vorgängen und diesen Zeitverhältnissen muß man staunen, wenn man erfährt, daß Consalvi trotz alledem nach kaum 5 Jahren den Haushalt wieder so hergestellt hat, daß die Einnahmen um 667137 Thaler 85 Bajocci mehr betrugen als die Ausgaben. Daß er bei allen diesen Bestrebungen eine große Anzahl Feinde hatte, ist selbstverständlich. Aber er ließ sich nie Ungerechtigkeiten und Leidenschaftlichkeiten zukommen und der Erfolg gewann ihm die Bessern. Wahrhaft staunenswerth ist die zärtliche Innigkeit und Freundschaft, welche den großen Staatsmann mit allen Höfen und deren Gesandten verband, so daß sie ihn nur „die Sirene von Rom" zu nennen pflegten und glücklich waren, mit ihm zu verkehren und von ihm sich geliebt zu wissen.

Als der so rasche Tod Pius VII. am 16. Juli 1823 aus diesem Leben rief, da schien sich auch Consalvi's Wort schnell erfüllen zu wollen. „Wir gehen miteinander, der Papst und ich", hatte er oft scherzend geäußert, und in der That folgte er ihm bald. Indessen sollte er der Welt noch ein schönes Beispiel seines edlen Sinnes geben, und dann noch der Kirche wesentliche Dienste leisten, ehe auch ihm die Ruhe gegönnt war.

Leo XII., früher Cardinal della Genga, scheint Anfangs den Feinden Consalvi's Gehör geschenkt zu haben. Er wurde des Staatssekretariats enthoben und trat in den Hintergrund. Seine Seele trug diesen Sturz mit derselben Größe, womit sie die Huldigungen Europa's entgegengenommen hatte. Aber er war mit Pius zu sehr verwachsen, als daß der Verlust dieses seines Fürsten seine Kräfte nicht hätte brechen und lähmen sollen. Er brach in der That auffallend schnell zusammen.

Indessen fühlte der greise und kranke Leo XII. bald, daß er des geübten Staatsmannes nicht entbehren könne; und da er ihn nicht mehr dazu vermochte, in den Dienst zu treten, so bat er ihn zu sich, um mit ihm die großen Fragen der Gegenwart zu berathen. Consalvi läßt sich zum Nachfolger Pius VII. tragen und ist ihm, was er seinem Vorfahrer gewesen. Bei diesen Conferenzen scheint Consalvi's Geist nochmal in seiner ganzen Fülle aufgeleuchtet zu haben. Denn einmal äußerte Leo XII. zu Cardinal Zurla: „Welch eine Unterredung war diese! nie haben Wir mit jemanden belehrendere und inhaltreichere Worte gesprochen, die zugleich der Kirche und dem Staate von größerm Nutzen sein könnten. Consalvi war wahrhaft erhaben! Unsere Freude hat ihren Höhepunkt erreicht! Wir arbeiten oft zusammen; nur heute nicht sterben!"

Indessen wenige Tage später am 24. Januar 1824

erlag der Cardinal seiner beständigen Thätigkeit. An seinem Todestage schreibt der französische Gesandte, Herzog von Caval-Montmorency, an seinen Hof:

„Heute bleibt uns nichts zu thun übrig, als jenen Mann zu feiern, dessen Andenken geehrt worden durch die Thränen Leo XII., durch das Schweigen seiner Feinde, durch die tiefe Trauer, welche die Stadt erfüllt, und endlich durch den Schmerz der Fremden, namentlich jener, die gleich mir das Glück hatten, diesen Minister näher zu kennen, der so rücksichtsvoll in seinen politischen Beziehungen und so einnehmend in seinem persönlichen Erscheinen war."

Rom aber, welches den Cardinal noch heute als den großen bezeichnet, errichtete ihm ein Monument im Pantheon des Agrippa, an der Seite Raphael's. Consalvi's Büste, ein Meisterwerk Thorwaldson's beherrscht das Ganze; ein bas-relief stellt ihn weiter unten vor, wie er Pius VII., der auf dem Throne sitzt, die Insignien der drei Legationen überreicht, jene Provinzen, die der Cardinal auf dem Wiener Congreß durch seine Mäßigung und Klugheit dem hl. Stuhle wieder gewann. Das Ganze ziert die einfache Inschrift:

D. O. M.
HERCULI. CONSALUI. S. R. E. DIAC. CARD.
S. MARIÆ. AD. MARTYRES.
CUIUS. COR. HIC. CONDITUM. EST.
HOCCE. PIETATIS. MONUMENTUM.
AMICI. TANTI. VIRI. POSUERUNT.
MDCCCXXIIII.

Auch zu Toscanella, der Heimath der Familie der Consalvi, wurde dem großen Staatsmann ein Monument errichtet. Eine Säule aus Marmor trägt die Büste des Cardinals mit der Inschrift:

HERCULI. CONSALVI. PAT. CARD.
PII. VII. PONTIFICIS. MAXIMI.
FERE.
QUANDIU. TENUIT. SACR. PRINCIPATUM.
A. NEGOTIIS. PUB.
QUEM.
DIFFICILLIMIS. REI. CHRIST. ET. PUB.
TEMPORIBUS.
ARDUA. QUÆQUE. EXPLANANTEM.
MAGNA. PERFICIENTEM.
EUROPA. UNIVERSA. ADMIRATA. EST.
ORDO. ET. POPULUS. TUSCAN.
AUCTORE. HIERONYMO. DE. ANDREA
ANTIST. PRÆF. CIVIT. ET. PROV.
CIVI. PRÆCLARE. DE. PATRIA. MERITO.
ANNO. MDCCCXXXXI.

In Betreff dieser Uebersetzung dieser Memoiren möchten wir nur noch bemerken, daß wir uns bemühten, dem Text so treu als möglich zu bleiben. Die Entschuldigung, welche der Cardinal für manche Lücken seiner Schrift mehrfach anzieht, müssen wir daher auch für die Uebersetzung beanspruchen.

Aus verschiedenen Abschnitten meines Lebens.

Am 8. Juni 1757 wurde ich zu Rom geboren und habe in der Kirche vom hl. Laurentius in Damaso bei der hl. Taufe den Namen Herkules erhalten. Ich bin der Erstgeborne von vier Brüdern und einer Schwester, welche aber, wie mein dritter Bruder, schon in der Wiege starb. Meine Eltern waren der Marquis Consalvi von Rom und die Marquise Claudia Carandini von Modena.

Mein Großvater, der Marquis Gregor Consalvi, war nicht aus Rom, sondern aus der Stadt Toscanella. Er war auch kein Consalvi, sondern ein Brunacci. Die Familie Brunacci zählte zu den edelsten Geschlechtern von Pisa und erlosch vor wenigen Jahren mit zwei Frauen, den letzten Gliedern dieser Familie. Es sind ungefähr 150 Jahre seit ein Brunacci von Pisa in den Kirchenstaat kam und sich in Toscanella niederließ; von ihm stammt mein Großvater Gregor Brunacci ab, wie dies aus seinem und seiner Ahnen Taufscheinen, die den Taufregistern entnommen sind, zweifellos hervorgeht. Die Familie Consalvi lebte in Rom in angesehener Stellung, gehörte aber nicht zum römischen Adel. Der letzte dieser Familie, Namens Herkules, vermachte sein Vermögen an Gregor Brunacci unter der Bedingung, daß derselbe Wappen und Wohnort der Consalvi annehme, wie aus dem Testamente hervorgeht. So wurde Gregor Brunacci Gregor Consalvi, und durch

die Güter des Hauses Consalvi bereichert ließ er sich in Rom nieder, wo mein Vater Joseph zur Welt kam.

Nach dem Tode der beiden Damen Brunacci aus Pisa wäre meine Familie auf einen Theil ihres Vermögens erbberechtigt gewesen, aber die Aufhebung der Fideicommisse für Toskana durch den Großherzog Leopold, war vorausgegangen und machte diese Erwerbung einigermaßen zweifelhaft.

Ich beschäftigte mich damit nicht, denn die Begierde zu erwerben war nie eine meiner Leidenschaften; meine Mittel, ohne eben reichliche zu sein, genügten zu meinem bescheidenen Auskommen, Dank den verschiedenen Einkünften der Stellen, die ich nach und nach bekleidete.

So kam es, daß ich, durch eine besondere Gnade des Himmels frei von Eitelkeit und Ehrgeiz, nie auf den Gedanken kam, bekannt zu geben, daß ich ein Brunacci und kein Consalvi sei, obgleich Neid und Unkenntniß meiner Ansprüche von meiner Familie als von einer Familie junger Emporkömmlinge redeten und nicht als von einer alten, was die Consalvi in der That nicht waren. Es wäre mir ein leichtes gewesen diese Beschuldigungen und Irrthümer zu widerlegen. Allein durchdrungen, wie ich es stets gewesen, daß der höchste Adel jener des Herzens und des Lebens sei, zugleich überzeugt von der Falschheit jener Behauptungen, sowie vergewissert, daß ich ein Brunacci und kein Consalvi sei (was übrigens andere ebenso gut wußten), verachtete ich dieses Gerede, das ich jeden Augenblick verstummen machen konnte, indem ich meinen Stammbaum der Oeffentlichkeit übergab.

Diese Anschauungsweise änderte ich nicht, obgleich mir meine spätere höhere Stellung alles sehr erleichtert haben würde.

Ich war noch nicht 6 Jahre alt, als ich meinen Vater verlor. Er starb am 28. Mai 1763 an allgemeiner

Entkräftung und wurde in der Kirche von St. Marcel am Corso, wo wir eine Familiengruft besaßen, beigesetzt. Meine Mutter liebte ihren Bruder Philipp Carandini — mittlerweile Cardinal — und ihren Vater, der als Witwer in den geistlichen Stand getreten war und eine Anstellung in Rom erhalten hatte, außerordentlich. Sie wünschte daher bei ihnen zu wohnen und verließ unser Haus, von dem sie deßungeachtet ein Witthum von jährlich 800 Thalern bezog. Ich und meine beiden Brüder, Jakob Dominikus und Andreas, der zweite und vierte dem Alter nach unter den 5 Kindern, die mein Vater in 6 jähriger Ehe bekam, blieben bei unserm Großvater, dem Marquis Gregor.

Ihn verloren wir im Jahre 1766, und auch er wurde in St. Marcel beigesetzt. In seinem Testamente empfahl er uns dem Cardinal Andreas Negroni, unserm Vormunde. Dieser würdige Herr war in dem Collegium der Patres Scolopii in Urbino erzogen worden, eine Anstalt, die damals sehr blühend war und von allen Seiten besucht wurde. Der Cardinal beschloß daher uns zu fernerer Ausbildung eben dahin zu senden, und im Monat September 1766 kamen wir dort an.

Ich verweilte in dieser Anstalt ungefähr 4 und ½ Jahr und machte daselbst die Studien der Grammatik und der Humaniora und hörte noch über ein Jahr den Curs der Rhetorik. Da veranlaßte ein trauriger Umstand meine Abreise von Urbino vor Beendigung meiner Studien. Mein zweiter Bruder, Jakob, wurde nämlich von einer schrecklichen Krankheit befallen. Die Ursache derselben soll — ich kann indeß die Wahrheit dieser Behauptung nicht verbürgen — die wilde Roheit eines Geistlichen gewesen sein, des Aufsehers jener Abtheilung, in der wir uns befanden. Derselbe pflegte die schwachen Kinder, wenn sie Abends zu Bette gingen und nur mit dem Hemde bekleidet waren, für jeden kleinen Fehler, den

sie bei Tage begangen hatten, mit einem Riemen zu schlagen. Ich war einer der ältesten und damals erst 10 Jahre alt. Mein armer Bruder beklagte sich bald über einen heftigen Schmerz im Knie, ohne daß äußerlich eine Verletzung sichtbar gewesen wäre. Aber nach und nach zog sich das Knie bis an das Kinn herauf und blieb in dieser Stellung während seiner ganzen übrigen Lebenszeit.

Meine Mutter und unser Vormund ließen ihn zur sorgfältigen Pflege nach Rom kommen, und man mußte hiezu die Sänfte des päpstlichen Palastes von Rom nach Urbino bringen, — es fand sich keine andere vor — denn für meinen unglücklichen Bruder war es geradezu unmöglich, diese große Reise anders als im Bette zu machen. Dort starb er im elterlichen Hause nach vielen Schmerzen und einer chirurgischen Operation im Alter von 10 bis 12 Jahren und wurde in St. Marcel begraben. Da ich ihn sehr lieb hatte, so fühlte ich den Verlust bitter, obgleich ich selbst noch ein Kind war. Dieser Verlust war aber nicht der traurigste, den mir mein unglückliches Loos bestimmt hatte.

Da meine Mutter in Folge dieses traurigen Todesfalles eine große Abneigung gegen das Collegium von Urbino gefaßt hatte, so berief nun der Cardinal als Vormund meinen Bruder Andreas und mich zurück, um uns dem Collegium von Nazareth in Rom, welchem auch die Scoloppii vorstanden, zu übergeben. Allein ein zufälliges Ereigniß hinderte ihn an der Ausführung dieses Planes. Der Cardinal Negroni nämlich war geheimer Rath des Cardinal Herzog von York, damals Bischof von Frascati. Nun traf sich's, daß zu eben derselben Zeit dieser königl. Cardinal, Sohn Jakob III., Königs von England, sein Seminar und Collegium, das er aus den Händen der Gesellschaft Jesu zurücknahm, wieder zu eröffnen dachte und deßhalb Jünglinge suchte, die

sich dem geistlichen Stande widmen wollten, um sein Institut zu bevölkern. Er bat daher den Cardinal, uns dahin zu senden, indem er ihm seine besondere Obsorge für uns beide zusicherte.

Eine solche Bitte konnte natürlich Cardinal Negroni nicht abschlagen, ja er sah gewissermaßen den Anfang unseres Glückes voraus, indem er uns unter dem Schutz eines so mächtigen Herrn wußte.

So wurden wir denn im Juli 1771 zur Vollendung unserer Studien in das Collegium zu Frascati aufgenommen, und auf diese Weise erwarb ich mir die Gunst und die unbegrenzte Liebe des Cardinal von York, womit er mich von diesem Augenblicke an bis an das Ende seiner Tage beehrte. Ich blieb beinahe 5½ Jahr lang in Frascati und vollendete daselbst die Studien der Rhetorik, Philosophie, Mathematik und Theologie und hatte das Glück, in der Rhetorik, Philosophie und Mathematik zwei ausgezeichnete Professoren zu haben; den letzteren möchte ich sogar sehr ausgezeichnet nennen. Ich darf es wohl sagen, daß ich die klare Auffassung, das Unterscheidungsvermögen und jenes sichere Urtheil — wenn ich denn überhaupt einiges besitze, welches mehr die gütige Nachsicht anderer, als die Wirklichkeit selbst an mir hervorgehoben hat — fast ausschließlich diesem Manne verdanke, und ich ersuche diejenigen, welche zufällig diese Zeilen lesen, das in dieser Beziehung Gesagte als einen Ausdruck meiner Dankbarkeit gegen jenen Lehrer, dem ich das wenige, was ich weiß, zuschreibe, und nicht als Eigenlob zu betrachten. Er war ein Mann von seltenem Verdienste; Philosoph, Mathematiker, Theolog und in den schönen Wissenschaften bewandert; ich habe selten jemanden gesehen, der ihm hätte würdig zur Seite gestellt werden können.

Im Collegium zu Frascati zog ich mir eine schwere Krankheit zu, wodurch meine Studien und zwar sehr zu

meinem Nachtheil, für mehrere Monate unterbrochen wurden. Ich mußte nach Rom zurück und wurde von meinem Vormunde zur Herstellung meiner Gesundheit in das elterliche Haus geschickt. Später kehrte ich in das Collegium zurück. Diese Krankheit überfiel mich im Frühjahr 1774 zur Zeit des Ablebens des Papstes Clemens XIV.; bei Beginn des Conclave, in welchem Pius VI. erwählt wurde, befand ich mich auf dem Wege der Besserung. Nachdem ich die Theologie im Seminar zu Frascati vollständig beendet hatte, verließ ich dasselbe für immer im Monate September 1776. Mein Vormund brachte mich, und ebenso später meinen Bruder Andreas, der zur Vollendung seiner Studien im Colleg geblieben war, an die geistliche Akademie, die durch den neu erwählten Papst Pius VI. so eben eröffnet worden war, und welcher derselben seine besondere Obsorge schenkte. Dort verweilte ich 6 und mein Bruder 4 Jahre und studirte Rechte und Kirchengeschichte, vorgetragen von dem berühmten Abbe Zaccaria, ehedem Jesuit. Beim Austritt aus dieser Academie erhielten mein Bruder und ich eine Pension von 50 Thalern. Wir hatten beide Neigung für den geistlichen Stand, ich aber noch mehr als er; und so ergriff ich denn diese Laufbahn obgleich der Erstgeborne der Familie. Andreas entsagte dem Priesterstande — nicht um sich zu verheirathen, was er nie that — sondern weil seine Gesundheit ihm nicht gestattete, seine ganze Zeit und besonders die Morgenstunden jenen Beschäftigungen und Studien zu widmen, welche die Pflichten dieses Standes und die Stellen, die er hätte bekleiden können, ihm auferlegt haben würden. Sein zartfühlendes Gewissen gestattete ihm nicht die vorgeschriebene Dispens nachzusuchen, um ein kirchliches Amt von 100 Thalern Einkommen, das er durch die Freigebigkeit des Papstes inne hatte, behalten zu können. Er gab es gewissenhaft zu Handen des Gebers zurück. Ohne

mein Zuthun eröffnete der Papst dem Cardinal Datar, daß er diese Pfründe, die nun, wie man zu sagen pflegt, in unsere Familie gelangt sei, derselben nicht entziehe, und man daher dieselbe mir übergeben solle. Dies war die einzige kirchliche Rente, die ich bekam ehe ich Cardinal wurde. Die früher erwähnte Pension hatte mit dem Einfall der Franzosen in Ferrara aufgehört für mich bezahlt zu werden.

Mein Bruder und ich verließen die Academie im Monat Oktober 1782 mit der Absicht in die Prälatur einzutreten. Es war uns unmöglich mit unserer Mutter unter einem Dache zu wohnen, denn da sie bei ihrem Bruder lebte konnte sie nicht zu uns ziehen. Wir wählten uns deßhalb eine Interims-Wohnung in ihrer Nähe, in dem Casino Colonna, zu den „tre canelle“, und behielten uns vor eine bequemere und bestimmtere mit meinem Eintritte in die Prälatur zu nehmen. Am 20. April 1783, während ich in der erwähnten provisorischen Wohnung lebte, ward ich zum geheimen Kammerherrn Sr. Heiligkeit ernannt, und in Folge dessen auch Prälat de mantellone. Ende des Monats August war ich durch einen herben Verlust heimgesucht, der mich in tiefe Trauer versetzte. Ich besuchte bisher vor allen andern das Haus Justiniani, und war der Freund des Fürsten und der Fürstin Justiniani und ihrer beiden Töchter, von denen eine in die Familie Odescalchi, die andere in die der Fürsten Ruspoli verehelicht war. Letztere bekam, während sie gesegnet war, die Kinderblattern und mußte dem Leben in dem schönen Alter von 18 Jahren entsagen. Sie war ein wahrer Tugendspiegel, ebenso liebenswürdig als gewissenhaft. Es sind nun seit dieser Zeit 29 Jahre verflossen, und ich empfinde diesen Schlag noch ebenso tief als an dem Tage, an dem er sich ereignete. Ich kann sagen, daß nach dem Dahinscheiden meines Bruders —

und damals war ich noch beinahe Kind — der Tod der Fürstin Ruspoli während meiner Jugend und während meines reifern Alters der erste jener schmerzlichen Verluste war, deren ich in der Folge mehrere zu beklagen hatte. Es scheint mir, daß der Himmel die allzu heftigen Empfindungen meines Herzens in dieser Weise auf die Probe stellen wollte; oder vielmehr glaube ich, daß er in seiner Barmherzigkeit meine vielen Sünden durch diese Trauerfälle, die für mein Temperament so sehr schmerzlich waren, zu strafen beabsichtigte.

Während mehr denn einem Jahr war ich geheimer Kammerherr des Papstes. Im Monat Juni 1784 — wenn ich nicht irre, denn genau erinnere ich mich dessen nicht — oder spätestens im Monat August, wurde ich päpstlicher Hausprälat. Ich bewohnte den kleinen Palast unter der Datarie und verließ diese Wohnung erst bei meiner Ernennung zum Cardinal und als ich Minister wurde.

Während der Herbstferien reiste ich mit meinem Bruder nach Neapel um meine durch eine ernste Krankheit, die ich im Monat September durchzumachen hatte, zerrüttete Gesundheit zu kräftigen. In den ersten Tagen des Monats November kamen wir nach Rom zurück. So viel ich mich erinnere vergingen 14 oder 15 Tage, ehe ich eine Anstellung erhielt. Uebrigens war ich Referendarius in der Signatur. Die Curie war mit meinen Leistungen zufrieden und keiner hatte so viele Fälle in Vortrag gebracht als ich. Von 40 Fällen, welche das non plus ultra der Sitzungen dieses Tribunals sind, fielen 25—30 auf mich allein.

Endlich wurde ich zur Stelle eines ponente del buon governo gelegentlich zahlreicher Beförderungen, die der Papst ungefähr im Monate Januar 1786 — wenn ich mich recht entsinne — vornahm, erhoben. Diese erste

Beförderung kam für mich weder vorschnell noch unerwartet, wie die so mancher andern, ja ich hätte viel schneller vorwärts kommen können, wenn ich mir die Mühe gegeben hätte, darauf bedacht zu sein. Ich hätte meine Laufbahn mit Riesenschritten machen können, wie dies so manchem meiner Schulgenossen aus der geistlichen Academie und einigen Prälaten, meinen Mitbrüdern, gelang; wenn ich, Angesichts der Nachsicht, die mir der Papst angedeihen ließ, und in Anbetracht des Rufes, den ich mir durch den großen Zulauf in der Curie erwarb, bedacht gewesen wäre, die guten Dienste derjenigen, die sich mir anboten, um mir bei dem hl. Vater nützlich zu sein, mit den erstern zu verbinden. Aber abgesehen davon, daß es meinem Charakter fern liegt, etwas zu verlangen, und noch viel mehr, dem Ersten Besten meiner Beförderung wegen den Hof zu machen, so hatte ich auch in dieser Beziehung in der Person meines Vormundes, des Cardinals Negroni, ein zu edles Beispiel.

Dieser Mann ohne Ehrgeiz, den seine Rechtlichkeit, seine Sitten, wie die Hoheit seiner Gesinnung, die Gefälligkeit seiner geselligen Formen und seine Uneigennützigkeit unvergleichlich machten, war in seiner Carriere nicht glücklich. Seiner Fähigkeiten und seiner Verdienste ungeachtet hatte er während seiner Prälatur keine Stelle erhalten, einzig und allein weil er Niemanden den Hof machte und um nichts nachsuchte. Endlich brach sich die Wahrheit durch sich selbst Bahn, und unter dem Pontificat Clemens XIII. wurde er Auditor des Papstes, Cardinal und Sekretär der Breven. Im Conclave Pius VI. hatte man ihn auf die Liste derjenigen gesetzt, die bestimmt waren, zum Papst gewählt zu werden und Pius VI. ernannte ihn zum Cardinal Datar. Es war Grundsatz bei ihm nichts zu verlangen, und doch war er, was merkwürdig ja einzig in seiner Art bleibt, geliebt

und geachtet von 3 Päpsten hinter einander, nämlich von Clemens XIII., Clemens XIV. und Pius VI., welche sämmtlich, wie bekannt, sowohl in Gewohnheiten als in ihrem Charakter sehr verschieden waren.

Er stellte diesen Grundsatz auf, bethätigte denselben in seinem Leben von Anfang an, und hörte nicht auf, mir denselben, nebst vielen andern ausgezeichneten stets einzuprägen — ich fühle mich verpflichtet diesen Tribut der Dankbarkeit seinem Andenken zu bezahlen — der Cardinal sagte mir: „Man muß nie etwas verlangen, nie jemanden den Hof machen behufs einer Beförderung; aber man muß alle Hindernisse durch die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflichten und durch einen untadelhaften Ruf zu überwinden wissen."

Ich befolgte diesen Rath, und so lange ich in der geistlichen Akademie war schmeichelte ich dem berühmten Abbe Zaccaria — obgleich ich ihn hochachtete — nie. Er war ein Mann, den der Papst liebte, und der durch die günstigen Berichte über die Talente und die Studien mehrerer meiner Mitschüler der Begründer ihres Glückes war. Ich besuchte weder die Cardinäle, noch jene, die dem hl. Vater am nächsten standen. Ja ich trieb diese Lebensregel aufs äußerste, denn ich besuchte nicht einmal, wie meine Mitschüler thaten, die Neffen des Papstes und wohnte nie ihren Versammlungen bei, weil ich Angst hatte, man möchte glauben, es veranlasse mich eigenes Interesse dazu.

Während ich Ponente del buon governo war, betraute man mich mit noch einem andern Amte. Es bestand seit langer Zeit eine Congregation von 3 Cardinälen, welche der Direction und Administration des apostolischen Spitals, genannt vom hl. Michael von Ripa, vorstand. Dieses apostolische Spital besteht aus 5 Abtheilungen oder Gemeinden, einer für Greise, einer für

alte Frauen, einer dritten für junge Mädchen, einer vierten für kleine Kinder und einer fünften für junge gefallene Personen.

Es ist hier nicht der Platz die Wichtigkeit, die Ausdehnung, die Direction und die Verwaltung dieser Riesen-Anstalt zu erörtern. Da der Papst die Absicht hatte diese Congregation eingehen zu lassen und für St. Michael eine eigene Prälatur zu errichten, besetzte er die durch den Tod zweier Cardinäle erledigten Stellen nicht mehr, und der die andern überlebende Cardinal Negroni blieb allein an der Spitze der Verwaltung. Sekretär der Congregation war ein Monsignor Vai. Nach dessen Tode empfahl mich der Cardinal Negroni, ohne meine Zustimmung eingeholt zu haben, für diese Stelle bei dem Papste, und so wurde ich Sekretär der Congregation. Ich war eifrigst bestrebt das Vertrauen des Cardinal zu verdienen, und da ihm seine geschwächte Gesundheit nicht gestattete, sich stets mit angestrengter Thätigkeit der Verwaltung dieser großen Anstalt hinzugeben, blieb diese Sorge mir allein überlassen. Ich hatte also Geschäfte aller Art zu besorgen.

Das Jahr 1789 brach an und mit ihm eine Epoche großen und allgemeinen Unglücks in Folge jener an Schrecknissen unvergleichbaren Revolution, die in der Mitte dieses Jahres in Frankreich ausbrach und sich wie eine ausgedehnte Feuersbrunst über ganz Europa, ja sogar noch weiter, ausbreitete. Für mich insbesondere war diese Epoche der Keim wirklicher Ungnaden, deren Folgen mir später sehr fühlbar wurden.

Meine Leiden fingen zuerst und gleich bei Beginn des Jahres damit an, daß ich den Verlust meines lieben Wohlthäters, des Cardinal Negroni, zu beklagen hatte. Die Anhänglichkeit, womit ich ihm von Kindheit an ergeben war — denn ich war unter seiner Vormundschaft —

die Gunst, die er mir angedeihen ließ, die Grundsätze von Tugend und Sittlichkeit, die weisen Lehren, womit er meinen Geist fortwährend bereicherte, und das Beispiel seines Lebens, wodurch er dieselben bekräftigte, machten mir diesen Verlust doppelt schmerzlich. Alle diese Erinnerungen gruben sein theures und ehrwürdiges Andenken tief in mein Herz ein.

Ein Schlaganfall, die Folge eines organischen Fehlers, wovon er schon längst sichere Anzeichen hatte, raffte ihn am 17. Januar plötzlich dahin.

Bald darauf erhielt mein Herz eine andere sehr empfindliche Wunde ähnlicher Art. Ich hatte einen jungen Mann von 20 Jahren in meinen Diensten, einen Menschen von engelreinen Sitten, von einer Klugheit, einem Verstand und einem Auffassungsvermögen, das weit über sein Alter hinausreichte; dabei war er von seltener Unbestechlichkeit und beispielloser Treue und besaß bei außerordentlicher Reinheit eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit. Eines Sonntags — es war der 1. März — als er und seine Frau von St. Michael von Ripa zurückkehrten, verfolgten sie 4 Soldaten, die von Wein und böser Lust erhitzt waren. Sie belästigten die arme Frau zuerst mit Worten und dann durch unschickliche Geberden, um sie für ihre Wünsche zu gewinnen. Der arme junge Mann beschleunigte seine Schritte mit großer Fassung, ohne sich nur umzusehen. Nachdem er aber gewahr wurde, daß jene ihr Vorhaben deßungeachtet vollführen wollten und sogar die Kleider seiner Frau berührten, drehte er sich plötzlich um und sagte mit freundlicher Miene: „es sei seine Frau, und er bäte sie, von ihren Verfolgungen und Belästigungen abzulassen.“ Dies genügte um ihren Zorn anzufachen. Die Soldaten ergriffen ihn, trennten ihn gewaltsam von seiner Frau, und in einer Entfernung von kaum einigen Schritten stieß ihm einer derselben

ungeachtet seiner Bitten — andere Waffen hatte er nicht — das Bajonette in die Seite. Da der Stich die Arterie durchbohrte, lag er in einigen Minuten todt in einem Strom von Blut. Der Verlust dieses ausgezeichneten mir so ergebenen jungen Menschen und die Art seines Todes waren mir schmerzlicher als man sich denken kann. In diesem Jahre hatte ich auch den Schmerz die Herzogin von Albany, eine Cousine des Cardinal Herzogs von York, die mich stets mit Güte und Liebenswürdigkeit überhäufte, zu verlieren. Sie starb in der Blüthe ihres Lebens zu Bologna, wohin sie auf Anrathen der Aerzte zum Gebrauche der Bäder gereist war. Man hoffte sie von zwei Krankheiten zu heilen, welche in Folge schlecht behandelter oder nicht genugsam zum Ausbruch gekommener Kinderblattern entstanden waren.

Endlich entriß mir der Tod noch einen meiner Dienstleute; und da sich derselbe durch die Treue und Anhänglichkeit, mit der er mir diente, meine vollste Achtung erworben hatte, so erreichte meine Niedergeschlagenheit in dieser Beziehung ihren Höhepunkt; eine Niedergeschlagenheit, welche wie ich schon erwähnt, meine Seele so tief erschütterte.

Mit dem Cardinal Negroni wurde auch die Congregation vom heiligen Michael von Ripa zu Grabe getragen, und die Verwaltung dieses wichtigen Geschäftes ruhte auf meinen Schultern allein. Ich wußte wohl, daß der Papst die Absicht hatte eine Prälaten-Stelle mit ausgezeichnetem Range dafür zu gründen; allein da ich dies nicht auf offizielle Weise wußte, und da ich vermuthen mußte, daß diese Aenderung den Cardinälen nicht gefallen könne, da sie durch dieselbe das Vorrecht auf eine Verwaltung verlieren würden, welche dreien derselben zugleich zukam und ihnen die Ausübung einer herrlichen Gerichtsbarkeit sicherte, der übrigen Vorzüge nicht zu gedenken; so hielt

ich für das Klügste mich an den Papst mit der Bitte zu wenden, daß er einen oder mehrere Cardinäle als Protektoren der Anstalt an die Stelle des Verstorbenen ernennen wolle.

Durch diese Handlungsweise wollte ich mich den übrigen gegenüber vor dem Verdachte schützen, als hätte ich für mich selbst gearbeitet, wenn allenfalls der Papst, wie es am wahrscheinlichsten schien, nach errichteter Prälaten-Stelle, mich dazu erwählen sollte. Ich meldete mich daher bei Sr. Heiligkeit und, indem ich ihm den Tod des Cardinals Negroni anzeigte, bemerkte ich ihm die gänzliche Verlassenheit der Congregation, deren Sekretär ich war, und bat ihn der Vacatur durch Ernennung eines oder mehrerer Cardinäle vorzubeugen. Der Papst unterbrach meine Rede und sagte: „Wissen Sie denn nicht, daß wir beabsichtigen dieses Amt einem Prälaten zu übergeben? Wir wollen, daß der mit diesem Amte betraute Prälat am Orte selbst wohne, damit er alle jene Sorge, Aufmerksamkeit und Thätigkeit anwenden könne, welche eine so ausgedehnte Anstalt verlangt, die nicht allein die Erziehung der Jugend und das Glück des Alters bezweckt, sondern auch die Belebung und stetige Entwicklung aller Künste, welche zum großen Nutzen der Einzelnen und des Staates gelehrt werden, zur Aufgabe hat." Ich antwortete, daß es mir nicht zukäme den Willen Sr. Heiligkeit zu erforschen noch demselben zuvorzukommen, und daß ich durch den Antrag auf Ernennung eines oder mehrerer Cardinäle nur that, was mir die Dringlichkeit der Lage zu gebieten schien; und daß ich, nachdem der Papst die angedeutete Veränderung vorzunehmen beabsichtige — Se. Heiligkeit wiederholte mir auf's Bestimmteste, daß er schon lange mit diesem Plane umginge — denselben bitten müßte daran zu denken, daß den Bedürfnissen des Spitals sofort auf irgend eine Weise Rechnung getragen

würde und daß von dem Momente, wo die Congregation, deren Sekretär ich war, zu sein aufgehört habe, auch meine Rechte zu bestehen aufgehört hätten. Der Papst entgegnete: „Was Sie sagen, ist richtig. Wir werden Ihnen sofort, bis das Breve der Einrichtung des neuen Systems, das dieser Prälatenstelle einen würdigen Platz anweiset, ausgefertigt sein wird, den Titel eines Präsidenten in provisorischer Eigenschaft mit den nöthigen Befugnissen ausfertigen lassen."

Der Papst ließ über seine fernern Absichten nichts weiter vernehmen; er sagte nicht, daß wenn die nöthigen Einleitungen beendet seien, er mir diese Stelle anvertrauen wolle, noch daß er sie für einen andern bestimmt habe; aber alles berechtigte zu der Vermuthung, daß ich den Vorzug bei der Wahl erhalten würde, einmal, weil ich die Stelle schon bekleidete, und dann, weil der Papst seine volle Zufriedenheit über die Art meiner Verwaltung offenbarte. Durch die Wiedereinführung der Tuchfabrik, welche seit längerer Zeit in dieser Gott geweihten Anstalt aufgegeben war, gewann ich sehr in den Augen eines Papstes, der die Künste und alle dem Staate nützlichen Anstalten mit so viel Ansehen unterstützte.

Von den vielen andern Neuerungen, die ich in dieser Anstalt einführte, und womit Se. Heiligkeit sehr zufrieden war, will ich keine Erwähnung thun. Pius VI. besichtigte bald darauf St. Michael und vor allem die Tuchfabrik. Er bezeugte seine vollste Zufriedenheit über die Schönheit der verfertigten Tücher, welche wirklich eine bis dahin nicht gekannte Vollkommenheit erreichten. Indem er die verschiedenen Abtheilungen der Verwaltung besah, hatte er in Gegenwart aller Anwesenden die Gnade, mich mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu beloben.

Meine provisorische Vorstandschaft dauerte einige Monate und war mit dem Tage der Promotion, welche an

Ernennungen eine der zahlreichsten war, deren man sich erinnert, zu Ende. Die oberste Verwaltung von St. Michael wurde in eine Prälaten-Stelle umgewandelt, und der Inhaber derselben genoß den Titel Präsident und hatte den Rang eines Kammergeistlichen mit einem Jahresgehalt von 1200 römischen Thalern sammt freier Wohnung in der Anstalt. Der Prälat-Sekretär hatte bisher gar keine Bezüge genossen. Zur Verwunderung aller, und ich gestehe es auch zu der meinen, wurde dieselbe dem hochwürdigen Herrn Gonoli, damals Gouverneur von Loretto und später Cardinal, verliehen. Der Papst wollte ihn für die neue Straße von Ancona an die Ufer des Meeres, und für andere Dienste, die er geleistet, belohnen. Se. Heiligkeit hielt ihn für einen sehr gewandten Verwaltungsbeamten. Dieser Prälat hatte im Stillen Schritte gethan, um die Stelle zu erhalten, die jedermann für mich bestimmt glaubte.

Ich kann nicht läugnen, daß ich den Verlust der Verwaltung von St. Michael mit einer gewissen Unzufriedenheit vernahm. Es war nicht aus Ehrgeiz oder Geldgier, wodurch ich mich verletzt und beleidigt fühlte; mein Schmerz entsprang mehr aus dem Geschmacke, den ich an dieser Art von Beruf gewonnen hatte, dessen Zweck die christliche Liebe ist und die Besserung des Looses einer so zahlreichen und interessanten Klasse der Bevölkerung. Meinen Schmerz vermehrte noch die Liebe, welche der Mensch für die Früchte seiner eigenen Bemühungen empfindet und ich darf es offen gestehen, daß ich viel, sehr viel auf diese Anstalt verwendet hatte. Ein weiterer Umstand machte mir den Verlust dieser Stelle noch empfindlicher; nicht allein, daß man mir in der Verwaltung keine höhere oder doch wenigstens eine der mir entzogenen gleiche Stelle zurückbehalten hatte, welche mir als Ersatz hätte dienen können, nein, man gab mir nicht einmal

die geringste Gratification ungeachtet der reichlich vorhandenen Mittel und der Menge von Individuen, die auf Kosten dieser Anstalt sustentirt wurden; ich blieb, was ich war: ponente del buon governo.

Ich fürchtete, daß dieser Umstand mir in der Oeffentlichkeit den Verdacht eines groben administrativen Fehlers zuziehen würde, wenn man mich von dem Posten, den ich bekleidete, verstoßen sieht, verstoßen ohne irgend einen andern erhalten zu haben — was im Grunde genommen in Rom unerhört ist. — Diese Furcht verletzte mich eigentlich am Schmerzlichsten. Mehrere Kardinäle und sonstige Bekannte, die liebevolle Rücksichten für mich hatten, bezeugten mir ihre aufrichtige Theilnahme. Diese Beileidsbezeugungen schmeichelten mir durch die Art, wie ihnen Ausdruck verliehen worden war.

Der Papst selbst zögerte indessen nicht, mich einigermaßen zu trösten, und bereitete mir dadurch ein Vergnügen, welches die früher empfundne Trauer übertraf. Er sagte zu allen, die sich über die letzten Ernennungen mit ihm unterhielten, daß sie ihm einen Dorn im Herzen zurückgelassen hätten; daß er mich von der Verwaltung von St. Michael zurückgezogen habe, weil er mich im Büreau (al tavolino) und nicht im Kramladen (e non in bottega) beschäftigen wolle — dies sind seine eignen Worte —; er wollte damit sagen, daß er sich vorgenommen habe, mich zur Magistratur und für die Studien zu verwenden und von der Verwaltung zu entfernen. Seine Heiligkeit fügte bei, daß es ihm nicht möglich gewesen, mich bei der letzten Promotion zu befördern und mir die für mich bestimmte votanza di segnatura zu verleihen; da er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, nachdem er mich schon auf die Liste geschrieben, einem andern diese Stelle zu übertragen, den man von seinem Posten abberufen mußte, weil er demselben nicht gewachsen war;

dies sei allein der Grund, warum dieser anstatt meiner ernannt worden sei. Der Papst versicherte, daß sein Gewissen nicht eher beruhigt werde, als bis er mich würde belohnt haben.

Diese und andere mir wohlgeneigte Aeußerungen beruhigten mein Gemüth vollkommen; denn sie bewiesen mir, daß der heilige Vater mit mir nicht unzufrieden war, und dies genügte mir. Indessen die Aussicht eine solche Stelle zu erhalten, wie der Papst andeutete, war sehr in die Ferne gerückt; er hatte alle Stellen in der letzten Promotion vergeben und kein Amt war frei. Da ich aber von Natur und durch die Gnade des Himmels von Ehrgeiz frei bin, so war ich darüber wenig bekümmert. Deßungeachtet blieb ich nur kurze Zeit in dieser Ungewißheit, denn der unvorhergesehene Tod eines der votante di segnatura erledigte in diesem Tribunale eine Stelle. Meine Freunde ersuchten mich, keine Zeit zu verlieren und darum nachzusuchen. Ich ging auf ihr Drängen nicht ein; übrigens hätte mir der Papst gar nicht Zeit dazu gegönnt, wenn ich auch gewollt hätte. Denn der Todesfall ereignete sich am grünen Donnerstage; und am andern Morgen, ungeachtet des Charfreitags, ungeachtet der hl. Ceremonien, die an diesem Tage stattfinden, und obgleich das Staatssekretariat der Gewohnheit gemäß geschlossen war, ließ der Papst dennoch an den Staatssekretär den Befehl ergehen, sofort die Ernennung als votante di segnatura an mich ergehen zu lassen. Sogleich nach Empfang derselben eilte ich meiner Pflicht gemäß zu Sr. Heiligkeit. Hochdieselben pflegten in der Regel keine Dankfagenden zu empfangen. Um so weniger dachte ich an diesem Tage empfangen zu werden, und zwar in einem Augenblicke, wo der Papst nach den Ceremonien des Charfreitags in seine Gemächer zurückgekehrt war, um die Complet zu beten und dann das Mittags-

mahl einzunehmen. Denn später kehrte er in die Kapelle zurück, um der Abhaltung der Matutin, die man tenebrae nennt, beizuwohnen.

Sobald er meine Anwesenheit im Vorzimmer vernahm, — er hatte den Befehl gegeben, daß man mich nicht wie gewöhnlich wegschicken solle, wenn ich käme, weil er mich zu sehen wünsche — ließ er mich sofort eintreten und, nachdem er die Complet in meiner Gegenwart beendet hatte, sprach er Worte von so viel Güte mit mir, daß ich sie, so lange ich lebe, nicht vergessen werde. Mit der freundlichsten Miene, welche die Genugthuung seines Herzens bekundete, sagte er: „Lieber Monsignor, Sie wissen, daß wir nie jemand wegen Danksagungen empfangen, aber wir wollten Sie gegen unsere Gewohnheit empfangen ungeachtet des angestrengten Tages und obgleich unser Diner schon servirt ist, um das Vergnügen zu haben Ihnen dies selbst sagen zu können. Indem wir Sie bei der letzten Promotion übergehen mußten, weil wir genöthigt waren, den für Sie bestimmten Platz einem andern zu geben, haben wir ebensoviel Leid empfunden als es uns jetzt Freude macht, in der Lage zu sein, Ihnen die freigewordene Stelle eines votante di segnatura anbieten zu können. Wir thun dieses, um Ihnen unsere Zufriedenheit über Ihre gute Haltung zu beweisen. Wir haben Sie der Stelle von St. Michael enthoben, weil es unser Wunsch ist, daß Sie Sich der Carriere des Staatsdienstes und nicht der Verwaltung widmen."

Der hl. Vater geruhte hierauf einige Worte über seine Ansicht in Bezug auf meine wissenschaftliche Bildung beizufügen, die ihm seine Güte und nicht mein Verdienst eingaben, Worte, die mir die Kenntniß meiner selbst niederzuschreiben nicht gestatten. Er fuhr fort: „Was wir Ihnen heute geben, ist nicht viel; aber ich habe nichts besseres, da keine andere Stelle frei ist. Nehmen Sie die-

selbe daher an als ein sicheres Unterpfand unserer Absicht, Ihnen bei der ersten Gelegenheit Größeres zu geben."

Man wird begreifen, daß mir nach einer solchen Ansprache, vorgetragen mit jener Anmuth, jener mit der ergreifendsten Milde vereinten Würde und jener Liebenswürdigkeit, die Pius VI. ganz besonders eigen waren, die Worte zu einer Antwort gänzlich fehlten. Kaum daß ich stottern konnte: daß ich vollkommen beruhigt gewesen sei und es auch noch lange, ja immer geblieben wäre, nachdem ich seine gütigen Aeußerungen über mich nach der Promotion gehört hätte; Aeußerungen, die mich überzeugten, daß ich in den Augen seiner Gerechtigkeit nicht gesunken sei, und daß er mit meiner Verwaltung von St. Michael nicht unzufrieden gewesen; daß ich keinen andern Wunsch hätte, als ihm nicht zu mißfallen, und in allen Aemtern, die er die Gnade hätte mir zu übergeben, stets der übertragenen Pflicht genau nachkommen zu können. Er unterbrach mich mit den Worten: „Wir waren zufrieden, sehr zufrieden mit Ihnen in St. Michael, aber wir wiederholen es, daß wir Sie für andere Arbeiten bestimmt haben. Unsere damaligen Zusicherungen waren aufrichtig, aber es waren nur Worte; heute haben Sie eine Thatsache; es ist noch nicht viel, aber es ist doch mehr als Worte. Nehmen Sie daher dies für jetzt; und nun gehen Sie, Sie sehen, mein Essen wird kalt und wir müssen alsbald in die Kapelle hinunter gehen."

Mit diesen Worten entließ mich der hl. Vater mit besonderem Wohlwollen.

Auf diese Weise wurde ich zu Ostern 1790 votante della segnatura, nachdem ich beinahe 3 Jahre lang ponente del buon governo war. Im Auftrage des Papstes besorgte ich noch mehrere Monate lang die provisorische Vorstandschaft von St. Michael bis zur Ankunft des Monsignor Gonoli in Rom, in dessen Hände ich sie

niederlegte. Er wurde mit großen Förmlichkeiten in sein Amt eingesetzt dem neuen Systeme gemäß, wie solches weitläufig in dem Breve über die neue Vorstandschaft enthalten ist. Ich hinterließ in der Kanzlei dieses frommen Hauses mehrere Papiere sowie meinen Rechnungs-Abschluß. Diese Papiere bezogen sich auf verschiedene Unternehmungen und Abänderungen, die ich in den hauptsächlichsten Zweigen der Verwaltung vorgenommen hatte; sie enthielten die Beweggründe, die mich zu diesen Versuchen bestimmten, und die damit errungenen Vortheile.

Ungefähr 2 und ½ Jahr lang war ich votante della segnatura, als Monsignor Origo, einer der 3 Auditoren Roms starb. 23 Concurrenten, d. h. alle zu Rom ansässigen Prälaten, die um diese Zeit daselbst wohnten, mich nicht ausgenommen, bewarben sich um diese Stelle. Ich gestehe aufrichtig, daß es die einzige Gelegenheit war, wo ich dem Rathe, nie etwas zu verlangen, den mir der ausgezeichnete Cardinal Negroni so tief eingeprägt hatte, untreu geworden bin. Ich hatte ein außerordentliches Verlangen Auditor der Rota zu werden. So sehr mich Geschmack und ein unwiderstehliches Gefühl von administrativen Stellen und von allen solchen Posten, mit denen eine nachträgliche Verantwortlichkeit verbunden ist, abziehen, ebenso viel Reiz hatte das Auditoriat der Rota für mich, weil damit keine andere Verbindlichkeit verknüpft ist, als jene, die Processe mit Gerechtigkeit und aller nur möglichen Gewissenhaftigkeit zu entscheiden. In diesen Geschäften hat man die Wirkungen jener außer unserer Berechnung liegenden Zufälle nicht zu fürchten, welche so häufig und ohne alle eigne Schuld die Ehre derjenigen, welche administrativen Aemtern, Nunciaturen oder städtischen Verwaltungen vorstehen, beflecken.

Diese Anschauungsweise hatte sich so tief in mein Inneres eingegraben, daß ich nie ein solches Amt begehrte,

oder gar nach einem solchen lüstern gewesen wäre. Nur in St. Michael konnte ich den Widerwillen gegen die Verwaltung überwinden und zwar, wie ich bereits erwähnte, in Anbetracht der christlichen Liebe, die dort ausgeübt wurde. In dieser Erwägung war ich, und nicht ohne mögliche unangenehme Folgen für mich, — denn unter Pius VI. konnte man nicht leicht eine Anstellung ungeahnt ablehnen — auf dem Punkte angelangt, die Nunciatur für Köln abzulehnen.

Vor der Ernennung des jetzigen Kardinal, Monsignor Pacca, zu diesem Posten, ließ mir der hl. Vater durch den Kardinal Negroni wissen, daß er mich für diese Stelle bestimmt habe. Es war mir geradezu unmöglich, die Furcht vor einer solchen Verantwortlichkeit zu überwinden. Ich besorgte lebhaft als Vorstand dieser Mission dem hl. Stuhle Schaden zuzufügen, sei es aus Unfähigkeit oder Ungeschicklichkeit, sei es in Folge eines beklagenswerthen Zufalles, und fürchtete sehr meine Ehre ohne eigne Schuld befleckt zu sehen. Da mir aber dieser Antrag in den ersten Tagen meiner Anstellung als Prälat zukam, mußte ich mich nicht wenig geschmeichelt fühlen über solch schnelle Beförderung, welche mir schließlich den Kardinalshut, ein mit dieser Laufbahn gewöhnliches Privilegium, zusicherte. Ueberdieß äußerte der Papst den Wunsch, mir in Anbetracht des nicht bedeutenden Vermögens meines Hauses für die mit dem Antritte dieser Stelle verbundenen Auslagen eine Unterstützung zukommen zu lassen. Später that er dasselbe für Monsignor Pacca und genehmigte ihm einen jährlichen Zuschuß von 3000 Thalern. Deßungeachtet lehnte ich ab; und es gelang dem Kardinal Negroni, diese Ehre für mich so abzulehnen, daß der Papst nicht das geringste Mißvergnügen offenbarte — es war dies eine jener zahllosen Wohlthaten, die ich von dem Kardinal empfing.

Im Auditoriat der Rota fand ich nichts, was eine solche Furcht hätte rechtfertigen können. Diese Stelle brachte, wie schon erwähnt, keine derartige Verantwortlichkeit mit sich; sie war sehr begehrt und bewegte sich in dem Kreise der Studien, den ich mir vorgezeichnet hatte. Wenn auch die Arbeiten zu bestimmten Zeiten sehr ermüdend waren, so gestatteten sie wiederum mehrere Monate Ferien und Ruhe. Endlich, obgleich nicht nach dem Kardinalshute lüstern, sah ich ihn doch als das ehrenvolle Ziel einer begonnenen Laufbahn an, und überlegte, daß das Auditoriat der Rota mich allerdings langsam aber sicher dahin führen würde, ohne daß ich nöthig hätte, um die Gunst oder das Wohlwollen von wem immer zu betteln, oder irgend jemand den Hof zu machen; weil das Dekanat der Rota durch sich selbst, nach dem bisherigen Herkommen den Purpur bringt, wenn sich der Dekan nicht dessen unwürdig macht, und man ihm nichts vorzuwerfen hat. Ich war noch jung — ungefähr 35 Jahre alt — mein Alter gestattete mir also das Dekanat abzuwarten, so lange es auch auf sich mochte warten lassen.

Zudem hatte ich noch eine andere Triebfeder, welche den Wunsch nach dem Auditoriat der Rota so sehr in mir anregte: ich hatte eine ganz besondere Vorliebe zu Reisen, eine Leidenschaft, die ich bis jetzt nur durch einen kleinen Ausflug nach Neapel und Toskana, von wo ich seit kurzem heimkehrte, befriedigen konnte. Da die Ferien der Rota mit den ersten Tagen des Monats Juli beginnen und im Dezember endigen, so hatte ich jedes Jahr die Gelegenheit 5 Monate und darüber zu reisen, unbeschadet meiner Verpflichtungen ohne eines Urlaubs oder im voraus nachgesuchter Bewilligung zu bedürfen.

Alle diese Rücksichten ließen mir das Auditoriat der Rota so wünschenswerth erscheinen, daß ich mich für diesen Einen Fall — denn ich that es weder vor noch

nachher je wieder — und für diese Stelle allein für berechtigt hielt, von dem Grundsatze des Kardinal Negroni abzusehen, und dies um so mehr, als es nicht aus Ehrgeiz, sondern aus einem ganz andern Beweggrunde, ich möchte fast sagen dem entgegengesetzten geschah. Indeß mußte ich gleich so vielen andern Concurrenten als Bittsteller auftreten, denn ich wagte eben doch nicht, mich vollkommen mit der Hoffnung zu beruhigen, die mir die vor 2 Jahren vom Papste gegebenen Zusicherungen einflößten, Zusicherungen, die sich in Kürze in den Worten zusammenfassen: „Wir werden selbst auf Ihre Beförderung bedacht sein."

Ich zählte mehr auf seine Gewogenheit und ließ mich durch meine erst vor kurzem erfolgte Beförderung nicht abschrecken. Ich bat den Cardinal Staatssekretär (Boncompagni) gleichzeitig mit den übrigen Gesuchstellern auch von meiner Person dem hl. Vater Erwähnung zu thun. Da ich aber fürchtete, er möchte im Drange der vielen Geschäfte, die er möglicherweise hatte, meine Bitte nicht erhören, ersuchte ich den Auditor des Papstes, dem heiligen Vater bekannt geben zu wollen, daß auch ich auf der Liste der Gesuchsteller stände — sonst nichts.

Dies waren die einzigen Schritte, die ich that und zuließ; sie waren mit dem schönsten Erfolge gekrönt und ich wurde im Mai oder Juni 1792 — genau erinnere ich mich des Datums nicht mehr — zum Auditor der Rota befördert.

Ich bin nicht im Stande, meine Freude hierüber zu schildern. Ich stattete vor allem Sr. Heiligkeit die schuldigen Dankesbezeugungen ab und hielt es für meine Pflicht, ihm und seiner ganzen Familie Zeitlebens erkenntlich zu bleiben. Ich kam deßwegen in nicht geringe Verlegenheit, weil ich jetzt dem Herzog von Braschi, seinem Neffen, meine Ehrfurcht bezeugen wollte; während ich

mich bisher, wie ich schon früher erwähnte, aus übergroßem Zartgefühle stets fern von dem Hause Braschi gehalten hatte, aus Angst man möchte sich einbilden, ich beabsichtige auf diesem Wege meine Beförderung zu erleichtern. Mit dem Auditoriat der Rota war ich am Ziele meiner Wünsche angelangt, und da ich wirklich die Absicht hatte, als Auditor der Rota zu sterben oder den natürlichen Lauf der Dinge abzuwarten, um Dekan der Rota und so Cardinal zu werden, so konnten meine Besuche im Hause Braschi nur auf Rechnung der Dankbarkeit und nicht des persönlichen Vortheils gestellt werden. Mit einer gewissen Furcht betrat ich einen Salon, wo man mich nicht gerne sah, und zwar nicht ohne Grund; denn die Freunde des Papstes wünschten und begehrten das Auditoriat der Rota für Monsignor Serlupi, einem ihrer Verwandten. Ich wurde kalt empfangen. Vor dieser Zeit war ich nie im Palais Braschi, es sei denn 3 oder 4 mal im Jahre gelegentlich des Jahrestages der Papstwahl in officieller Weise in Prälatenkleidung und unter dem großen Haufen. Von jetzt an versäumte ich nicht eine einzige Abendgesellschaft im Hause Braschi und wurde so der ergebenste Freund und Diener der Familie. Meine spätern Handlungen dürften dafür die sichersten und dauerhaftesten Beweise liefern.

Auf diese Art gelangte ich zum Auditoriat der Rota und bekleidete es beinahe 8 Jahre lang. Wenn man aber die beiden Jahre, während welcher Rom, nach dem Einmarsch der französischen Armee unter Pius VI., unter republikanischer und neapolitanischer Herrschaft stand, in Abzug bringt, so war ich nur 6 Jahre in meinem Amte, und zwar bis zum 15. Februar 1798, dem Tage, an dem die römische Republik ausgerufen wurde; dies war die nothwendige Folge des feindlichen Einfalls der Franzosen in Rom, der am 10. desselben Monats stattfand.

Ich weiß nicht mehr genau, ob es vor oder bald nach meinem Eintritte in die Rota war, daß ich zum Sekretär einer Congregation von 5 Cardinälen ernannt wurde, welche man ausschließlich zu dem Zwecke zusammensetzte, um die Klagen, welche die Bolognesen gegen die Verwaltungsanträge und Anordnungen des Cardinal Boncompagni in Bezug auf die Regierung der Hauptstadt dieser Legation erhoben hatten, zu untersuchen.

Der hl. Vater hielt jenen Verwaltungs-Plan jahrelang unbeugsam gegen die wiederholten Versuche, dessen Ausführung zu verhindern, aufrecht. Aber nachdem die Streitigkeiten, die zwischen ihm und dem Cardinale entstanden, den Rücktritt dieses Letztern von dem Staatssekretariate zur Folge hatte, überwogen die erneuerten Klagen der Bolognesen. Obgleich der Papst in seinem Innern von der Wichtigkeit und Gerechtigkeit dieser Verwaltungsmaßregeln überzeugt war, und deren ins Lebentreten wünschte, wollte er doch den Bolognesen eine Art Genugthuung nicht versagen, indem er den Gegenstand ihrer Klagen einer Untersuchung unterstellen ließ. Zu diesem Zwecke schuf er die eben erwähnte Congregation; er selbst erwählte mich zum Sekretär und übertrug mir diese höchst peinliche und wichtige Angelegenheit; wichtig nicht sowohl wegen der Mannigfaltigkeit, des Umfanges und der Schwierigkeit des zu behandelnden Gegenstandes, als wegen der damit verbundenen politischen Fragen.

Es handelte sich in der That um die hartnäckigste Opposition einer sehr hervorragenden und sehr ausgedehnten Stadt, und zwar in einem Zeitpunkte der höchsten politischen Gefahr, wo die revolutionären Grundsätze, die Frankreich erzeugt hatte, jeden Tag die schrecklichsten Verheerungen anrichteten. Obgleich das neue-System die Interessen des Volks begünstigte und nur dem Adel lästig fiel, so war doch der Einfluß der demagogischen Ideen

auf die Menge so gewaltig, daß dieselbe das dargebotene Neue verabscheute ohne es geprüft zu haben und zwar gegen ihren eigenen Vortheil. Es handelte sich daher nicht allein darum, zu prüfen, ob der Plan an und für sich ein guter sei, sondern darum wie derselbe, unter den damaligen Umständen, ohne einen Vorwand für traurige und vielleicht höchst verderbliche Ereignisse zu geben, ausgeführt werden könne. Die Anordnung des Materials für die abzuhaltende Congregation, ebenso der Vortrag an den Papst über die Ansicht der Cardinäle und die Abfassung der Beschlüsse auf die Beschwerden der Bolognesen in Gemäßheit der von mir abgefaßten Fragestücke, stand unter meiner Leitung. Diese letztern hatten mit ihrer Vertretung einen Advokaten und zwei Senatoren beauftragt, welche das Projekt mit einer Masse von alten und neuen Pergamenten bekämpften. Der Plan selbst wurde von Niemanden unterstützt; denn der Cardinal Boncompagni beeilte sich zu erklären, daß er es unter seiner Würde halte in dieser Sache aufzutreten; er habe den Plan gemäß den Vorschriften und auf Grund des päpstlichen Auftrages ausgefertigt, dessen Vertheidigung käme daher eher dem Papste als ihm zu. Deßwegen ohne Offizialanwalt für den Plan zu sein, sah ich mich genöthigt alles Nothwendige zur Beurtheilung jeder einzelnen Frage hervorzuheben, damit die Cardinäle durch die Anklagen und Einwürfe, die sich die Bevollmächtigten der Bolognesen, denen kein Vertheidiger gegenüberstand, erlaubten, nicht überrascht und getäuscht werden konnten. Dies machte mir während der Dauer des ganzen Geschäftes in Folge der Art, der Schwierigkeit und Vielseitigkeit der zu behandelnden Gegenstände unendlich viel Plage. Die Untersuchung, die jahrelang dauerte, und die Vorzüglichkeit des bestrittenen Planes immer mehr und mehr ans Licht stellte, konnte nicht beendet werden, weil

Bologna in Folge der Invasion der cisalpinischen Republik einverleibt wurde.

Ohne diese politische Umwälzung und mit Hinweglassung einiger unwesentlichen Artikel, die eine gewisse Eitelkeit und althergebrachte Vorrechte der Bolognesen verletzten — worin sie vielleicht ihrem eigenthümlichen Charakter zu viel nachgaben — wäre der Plan schließlich ins Leben getreten und zwar zur Zufriedenheit der Bolognesen, jedenfalls ohne sie zu kränken. Man würde sie durch freundliches Entgegenkommen zu schonen gesucht haben, so daß ich mir einen glücklichen Erfolg versprach.

In der ersten Zeit meines Auditoriats und nach beendetem langem, herkömmlichem Noviciate, gab ich mich meiner Reise-Leidenschaft hin. In den Monaten Oktober und November 1794 oder 95 — ich weiß es nicht mehr genau — bereiste ich mit Monsignor Bardaxi, einem meiner ausgezeichneten Collegen, Spanien, Florenz, Turin, Mailand und Venedig, von wo ich nach Rom zurückkehrte.

An der Küste von Genua zwischen Pietra und Finale besuchte ich die österreichische Armee, die nur durch einen Graben von der französischen getrennt war. Bei dem Anblicke ihrer schönen Haltung und ihrer vortheilhaften Stellung dachte ich wahrlich nicht, daß der sie befehligende General einen Monat später jene schreckliche Niederlage würde erleiden müssen, welche den Franzosen die Thore nach Piemont und ganz Italien öffnete.

Deßungeachtet erinnere ich mich, gelegentlich einer Unterredung mit einem der ersten Adjutanten des General derartige Grundsätze und Anschauungen gehört zu haben, daß ich nicht umhin konnte, meinem Reisegefährten zu bemerken, wie mir die offen zur Schau getragene Verderbtheit desjenigen, der dem höchst Kommandirenden so nahe stehe, große Besorgniß für die glücklichen Erfolge dieser Armee einflöße.

Ich weiß nicht mehr genau, ob es in diesem Jahre oder etwas früher oder später war, wo mir ein unangenehmer Zwischenfall in Bezug auf das Vikariat der Basilika von St. Peter begegnete. Diese Stelle war durch die Ernennung des Monsignor Zondadari zum Erzbischof von Siena, nachmaligen Cardinals, erledigt. Der Cardinal Herzog von York als Erzpriester der Basilika hatte das unbeschränkte Recht der Vergebung dieser Stelle. Da er mir stets gerne Beweise seiner Güte gab, bot er mir dieselbe ohne mein Zuthun an. Abgesehen von der Ehre Vikar eines so ausgezeichneten Kapitels und in einer solchen Basilika zu sein, verzichtete der Cardinal zu Gunsten seines Vikars auch auf die Präbende, die große Summe von jährlich 1000 römischen Thalern. Der Papst aber schätzte den Monsignor Brancadoro, damals Nuntius in Brüssel und seitdem Cardinal, sehr hoch. Dieser Prälat war eben nach Rom zurückberufen worden, um als Sekretär der Propaganda den Monsignor Zondadari zu ersetzen. Da wünschte denn der Papst, dieses Vikariat Herrn Brancadoro zu erhalten, um den Bedürfnissen desselben mehr und mehr aufzuhelfen. Deßwegen vernahm er meine Wahl ungern, nicht als hätte seine Zuneigung zu mir abgenommen, sondern in Anbetracht des oben erwähnten persönlichen Verhältnisses.

Wenn die Auditoren der Rota in ihr Amt eingewiesen sind, verzichten sie auf die allenfalsigen Canonikate, die sie besaßen, weil sich dieselben mit dem Studium und den Beschäftigungen der Rota nicht vereinen lassen. Dieser Gebrauch reifte bei dem Papste den Gedanken, daß auch das Vikariat damit unverträglich sei, weil der damit bekleidete Prälat dem Chore, wenn auch nicht gerade alle Tage, so doch an den Feiertagen anwohnen müßte. Um sich darüber zu vergewissern, befragte er den Archivar des Kapitels — einen der Beneficiaten — und be-

auftragte ihn, in den Archiven nachzusuchen, ob je ein Auditor der Rota Vikar der Basilika des Vatikan gewesen sei: „Eine Sache, fügte der hl. Vater hinzu, die wir nicht glauben können; denn es scheint nicht mit einander vereinbarlich zu sein.“ Der Archivar fing seine Forschungen mit den letzt verflossenen Jahren an, und fand, daß unter dem Cardinal Hannibal Albani, Erzpriester von St. Peter, Mosignor Mattei Vikar war, und daß dieser seine Stelle niederlegte, nachdem er zum Auditor der Rota ernannt worden war. Dies genügte dem Archivar. Zufrieden dem Papste eine Antwort bringen zu können, die mit dessen Ansichten übereinstimmte, gab er sich nicht die Mühe, einige Seiten weiter zurückzuschlagen, um die gegentheiligen Beispiele aufzudecken. Ohne zu untersuchen, ob dieser Rücktritt freiwillig geschah oder aus einem andern Grunde als dem der behaupteten Unzulässigkeit, beeilte er sich dem Papste zu melden, wie er sehr gut gerathen und ganz richtig geurtheilt habe, daß ein Auditor der Rota nicht Vikar sein könne, was der Fall mit Monsignor Mattei beweise.

Der Papst schrieb hierauf an den Cardinal Herzog von York, daß, da er seinen Wunsch den Msgr. Consalvi zum Vikar der Vatikanischen Basilika zu ernennen, vernommen habe, er ihm bemerken müsse, wie dieser Prälat die fragliche Stelle nicht erhalten könne, weil er Auditor der Rota sei. Dieses Amt, schrieb der hl. Vater, läßt sich nicht mit jenem, das man ihm bestimmt, vereinen, wie aus dem Falle mit Msgr. Mattei zweifellos hervorgehe. Der Papst fügte hinzu, daß er seine Achtung und Liebe für den Msgr. Consalvi stets an den Tag gelegt habe, und daß er keineswegs so handle, als hielte er den Vorgeschlagenen für unwürdig; daß er sich aber beeile Sr. Eminenz von all dem Mittheilung zu machen, ehe mir eine Ernennung zukäme, die, da sie nicht bestehen

könne, nach ihrem Erscheinen zur Betrübniß aller zurückgerufen werden müßte.

Der Papst ließ kein Wort über seine Wünsche in Bezug auf Msgr. Brancadoro verlauten. Nachdem er das durch mich entstandene Hinderniß beseitigt hatte, nahm er sich vor, so glaube ich wenigstens, so zu handeln, daß es nicht den Anschein habe, als wolle er dem Cardinal Herzog eines seiner Vorrechte, das freie Besetzungsrecht des Vikariats, entziehen.

Der Cardinal Herzog war durch diesen Zwischenfall sehr schmerzlich berührt, denn es hätte ihm eine aufrichtige Freude gemacht, mich als seinen Vikar in seiner Nähe zu haben. Hingerissen von der Lebhaftigkeit seines Temperaments faßte der Herzog sofort eine ehrerbietige und überzeugende Zuschrift an den Papst ab, worin er die Unrichtigkeit der behaupteten Unzulässigkeit bis zur Evidenz nachwies und den Unterschied, der zwischen einem Canonikate mit täglichen Dienstleistungen und einem Vikariate, das dem Herkommen gemäß nur bei feierlicher Gelegenheit die Dienste des Vikars in Anspruch nimmt, hervorhob. Ueberdieß zählte er die Umstände alle auf, welche Mattei veranlaßten, seine Entlassung einzureichen; diese hatten ihren Grund nicht in einer behaupteten Unvereinbarkeit beider Stellen, sondern darin, daß für Mattei kein Vortheil mit der Beibehaltung einer Stelle verbunden war, die ihm nichts einbrachte; denn der Cardinal Hannibal Albani hatte auf die 1000 Thaler seiner Präbende nicht verzichtet, wie er, Cardinal York, es that. Hierauf führte der Cardinal in seinem Memorandum zahlreiche Beispiele von Vikaren von St. Peter, die Auditoren der Rota waren, an, und tadelte die Nachlässigkeit des Archivars, der sich mit der ersten Seite begnügte ohne sich die Mühe zu nehmen die weitern nachzusehen, welche die gegentheiligen Beweise von jenen des Archivars ge-

liefert haben würden. Endlich sagte er, daß, nachdem meine Ernennung schon ausgefertigt sei, — wie es in der That der Fall war — er nicht annehmen könne, daß es die Absicht des Papstes sei, diese Ernennung als nichtig zu erklären, indem die behauptete Unvereinbarkeit in der That nicht bestehe, und weil der Papst gegen eine Person, der er gerne seine Gewogenheit beweise, nichts zu erinnern habe.

Diese Zuschrift übersandte der Herzog von York aus Frascati, dem Orte seines Aufenthaltes und gab Befehl, daß man sie mich zuerst lesen lasse, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich deren Mittheilung verschweigen würde. Die Einsicht derselben entdeckte mir den Widerstand des Papstes, ein Widerstand, der mir unbekannt war. Es war mir augenblicklich klar, daß ich, wenn ich der Angelegenheit ihren Lauf ließe, zweifelsohne Vikar der Vatikanischen Basilika würde; denn die vom Herzog von York ausgeführten Gründe waren so schlagend, daß der Papst sie nicht hätte verwerfen können. Dagegen konnte ich mir nicht verhehlen, daß es das Gemüth des Papstes tief verletzen würde, wenn er die Rente, welche er dem Msgr. Brancadoro zu sichern wünschte, für denselben verloren sehen mußte, während es andererseits seine Eigenliebe kränken würde zu erfahren, wie der von ihm so warm vertretene Grundsatz der Unvereinbarlichkeit nicht stichhaltig sei. Dabei überlegte ich mir, daß ich die Dankbarkeit gegen Se. Heiligkeit, der mir so viele Gnaden erwies, nicht dadurch kundgeben dürfe, daß ich ihm einen so empfindlichen Aerger verursachte.

Ich behielt also die Zuschrift zurück und eilte so schnell ich konnte nach Frascati, um vom Cardinal die Zurücknahme seines Planes zu erlangen. Nur nach langem Kampfe gewährte mir der Herzog von York diese Gnade; aber er war so niedergeschlagen, daß er nicht daran dachte

einen andern Vikar zu ernennen. Er wünsche nicht, sagte er, daß der Papst ohne triftigen Grund ihm noch einmal Hindernisse in der Ausübung seiner Rechte bereite. Alle, welche wußten, wie lebhaft und reizbar Se. Eminenz gegen alles war, was seine Wünsche durchkreuzte, besonders wenn es sich um Personen handelte, die er liebte, werden leicht begreifen, wie das, was ich erzählte, geschehen konnte.

Was mich betrifft so war ich überglücklich, den Cardinal York zur Zurücknahme seines Vorhabens veranlaßt zu haben. Uebrigens gestehe ich offen, daß, wenn mich auch die Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den Papst keinen Augenblick über den Weg, den ich einzuschlagen hatte, zweifeln ließen, mir nichtsdestoweniger der Verlust eines Titels, der mir in Folge meiner glühenden Liebe für die Vatikanische Basilika sehr theuer war, so wie die Entbehrung von 1000 Thalern Rente, welche mir Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten gewährt hätte, an die ich bei der Mittelmäßigkeit meines Vermögens gar nicht denken durfte, schmerzlich genug waren. Indessen muß ich dieser Erzählung noch beifügen, daß mein Herz in dieser Angelegenheit eine ganz besondere Freude empfunden hat, eine Freude, welche diejenigen, deren Gemüth eine gewisse Zartheit besitzt, leicht begreifen werden. Ich hatte das Glück dem Papste zur Erlangung seiner Wünsche behülflich gewesen zu sein.

Nachdem der Papst die Zuneigung des Cardinals York zu mir erfahren hatte und beseelt von dem Wunsche sein Vorhaben durchzusetzen ohne den Schein einer Rechtsverletzung auf sich zu laden, ließ er mich zu sich rufen. Se. Heiligkeit bedeutete mir, daß, nachdem das Vikariat der Basilika von St. Peter schon einige Monate unbesetzt sei, der Cardinal Herzog an die Verleihung desselben denken möge; daß dieses Besetzungsrecht zu seinen Privi-

legien gehöre und daß er, Papst, ihn in keiner Weise daran hindern wolle; es sei aber an der Zeit, daß der Cardinal daran gehe, und er wünsche, daß ich in dieser Beziehung demselben schriebe.

So lange man bestrebt war, mich von diesem Posten zu entfernen, wußte ich nicht, welche Persönlichkeit der Papst statt meiner auserwählt hatte; aber so viel sah ich wohl ein, daß der Papst einen Wunsch in dieser Beziehung hege, und daß er diesen Wunsch aus Zartgefühl und Vorsicht verberge. Ich begriff sofort, daß meine Audienz einen geheimen Zweck habe, und daß man denselben erreichen wolle ohne zu scheinen ihn verfolgt zu haben. Demgemäß antwortete ich, daß ich dem Cardinal Herzog, dem Befehle Sr. Heiligkeit gemäß, sofort schreiben würde, daß ich aber dessen Antwort mit Sicherheit voraussehe. Da seine königliche Hoheit die Liebe kenne, mit welcher der hl. Vater an dem Vatikanischen Kapitel hänge, dessen Mitglied er selbst war, und bei den häufigen Beziehungen, die zwischen ihm und dem Vikare während der Abwesenheit des Erzpriesters, der außerhalb der Stadt wohnt, stattfänden, so würde Se. kgl. Hoheit ohne Zweifel erklären, daß es sein Glück ausmache, diejenige Persönlichkeit auszuwählen, welche dem Papste besonders angenehm sei, und er würde daher jedenfalls die Bitte stellen, ihm dieselbe zu benennen. „Wollten Euer Heiligkeit, fügte ich bei, die Gnade haben mir einen Wink zu geben, so könnte ich in meinem Briefe an den Cardinal Herzog davon Erwähnung thun; auf diese Weise würde die Ernennung beschleunigt, welche sonst Verzögerungen erleiden müßte, denn ich bin fest überzeugt, daß die zu erwartende Antwort so ausfallen werde, wie ich eben Euer Heiligkeit andeutete."

Der Papst erwiderte mit dem Tone von Lebhaftigkeit und Nachdruck, der ihm so besonders eigen war: „O nein, gewiß nicht, wir werden nie eine Persönlichkeit bezeichnen.

Unser Grundsatz ist, nie in die Rechte eines dritten einzugreifen, und jedem seine volle Freiheit zu belassen."

In der Ueberzeugung, daß es dem Papste nicht unangenehm sei, wenn man ihm so zu sagen Gewalt anthue, um sein Geheimniß zu erfahren, entgegnete ich, daß der Cardinal Herzog das Zartgefühl Sr. Heiligkeit vollkommen würdige, in Folge dessen er sich in solchen Angelegenheiten, wo er als Herr befehlen könnte, auch der leisesten Andeutung enthalte, aus Furcht man möchte sie für einen Willen oder Wunsch halten, daß ich aber Sr. Heiligkeit versichern könne, — was nach meiner Zurückweisung auch vollkommen wahr war — daß der Cardinal Herzog Niemand im Auge habe, daß er aber dieser Gleichgültigkeit ungeachtet im Interesse des Kapitels lebhaft wünsche, einen Mann zu wählen, der Sr. Heiligkeit gefiele; daß daher Se. Heiligkeit dem Cardinale eine wahre Gnade erweisen würden, wenn sie ihm den Kandidaten benennen wollte, der ihr angenehm wäre, indem sie ihn dadurch aus der Verlegenheit zöge und der Ungewißheit ein Ziel setzte. Zum Schlusse erlaubte ich mir beizufügen, daß ich hoffte, der hl. Vater würde dem Cardinal Herzog diese Gnade erweisen, da ich seine Liebe und Güte, die er für denselben stets bewiesen habe, kenne. Der Papst entgegnete: „Sie sind sehr neugierig. Sie wollen uns fast zwingen gegen unsere Gewohnheiten zu handeln; sicherlich würden wir es aus Geneigtheit für den Cardinal Herzog auch thun, aber wir befänden uns selbst in der größten Verlegenheit; denn wir wüßten nicht, wen wir ernennen sollten."

Darauf entgegnete ich: „Nachdem mir Se. Heiligkeit die Gnade erwiesen hat, Sich so zu äußern, so möge Sie die Gnade haben die Sache in Ueberlegung zu ziehen, ich würde dann an einem andern Tage mich zu ihren Füßen legen, um die Antwort zu erhalten."

Hierauf ließ Pius VI. mit kalter und gleichgültiger Freundlichkeit die Worte fallen: „Nun gut, wir werden sehen"; er that als überlege er; „Ich glaube, fügte er bei, der Cardinal Herzog hat früher eine gewisse Vorliebe für den Msgr. Brancadoro, unsern Nuntius in Brüssel, der dieser Tage nach Rom zurückkehren wird, um die Stelle eines Sekretärs der Propaganda zu übernehmen, an den Tag gelegt; — glauben Sie, daß er ihm genehm sei? Uebrigens, wir wiederholen es ausdrücklich, es handelt sich um das Recht des Cardinal Herzog, er soll nur sich zufrieden stellen und nicht an uns denken, die wir diese Sache vollkommen gleichgültig betrachten."

Jetzt war mir alles klar, und ich antwortete: es sei ganz wahr, daß der Cardinal Herzog eine besondere Vorliebe für den Msgr. Brancadoro habe, daß ich ihn sofort aufsuchen würde und die Ueberzeugung hegte, daß er denselben zum Vikar ernennen werde, weil die Auszeichnungen, womit Se. Heiligkeit diesen Prälaten überhäuften, den Cardinal Herzog in der Ansicht bestärkten, daß seine Wahl vom Papste gut werde aufgenommen werden. „Wir wollen uns auf keine Weise in diese Angelegenheit einmischen, der Cardinal sorge bei dieser Ernennung, die sein ausschließliches Recht ist, nur für sich allein." Mit diesen letzten Worten entließ er mich.

Noch an demselben Tage gab ich dem Cardinal Herzog mit aller Genauigkeit von dem Gespräche Nachricht und ich hatte das Vergnügen meine Bitte von ihm erhört zu sehen. Er beauftragte mich zur Audienz zurückzukehren, und dem Papste bekannt zu geben, daß er sich entschlossen habe, von dem Rechte, das der hl. Vater so ausdrücklich von ihm ausgeübt wissen wollte, Gebrauch zu machen, und den Msgr. Brancadoro zu ernennen; er schmeichle sich, daß dieser Prälat Sr. Heiligkeit nicht mißfällig sein werde, da er ihn schon mit so vielen Auszeichnungen überhäuft

habe. Als ich ihm am andern Tage diese Nachricht überbrachte, sagte Pius VI.: „Der Cardinal Herzog hat eine gute Wahl getroffen, wir sind damit vollkommen zufrieden, und er wird sehr gut bedient sein. Melden sie ihm dies in unserm Namen."

So endigte diese Angelegenheit. Sie schien mir durch die Art und Weise, wie sie der Papst behandelte so wichtig und interessant, daß sie genau erzählt zu werden verdiente. In den langen Audienzen, die mir der hl. Vater in dieser Angelegenheit ertheilte, kam auch nicht eine Silbe von dem, was mir einige Zeit vorher begegnete, über seine Lippen. Ehe ich in meiner Erzählung den Herzog von York verlasse, will ich noch einer Angelegenheit zwischen ihm und mir erwähnen. Er verfaßte sein Testament und ernannte mich und den Domherrn Cesarini, damals Rektor seines Seminars und später Bischof von Milevi in partibus, zu Testamentsvollstreckern, und theilte uns beiden seine Absichten in Bezug auf den Universalerben mit; in Bezug der Legate aber und der andern Bestimmungen entdeckte er sich nur dem Domhern Cesarini, seinem Hausgenossen, der sich nie von ihm trennte. Ich sollte diese später durch Cesarini erfahren, dem sie der Cardinal täglich erklärte.

Die Legate, welche er dem Domherrn und mir bestimmte, waren von seiner eignen Hand geschrieben, ebenso unsere Einsetzung als Testamentsvollstrecker. Dem Domherrn Cesarini vermachte er 600 Thaler Jahresrente und mir 6000 Thaler ein für allemal.

Nachdem ich ihm meinen Dank für die mir erwiesene Ehre und für seine großmüthige Güte abgestattet hatte, erklärte ich mich zur Testaments-Executorschaft bereit, lehnte aber das Legat von 6000 Thaler ab; indem mir die Ernennung als Testamentsvollstrecker das kostbarste Andenken an seine Person sei. Ich bat ihn mich von der Annahme irgend eines andern Geschenkes zu entbinden, und

ersuchte ihn diese Summe zur Aufbesserung der Geschenke an seine Untergebenen, welche ihm mit so viel Eifer und Anhänglichkeit dienten, zu verwenden. Der Cardinal wurde ernsthaft bös und bedeutete mir, über diesen Gegenstand nicht weiter zu reden, indem er auf meine Ablehnung nie eingehen werde. Es blieb mir nichts übrig als zu schweigen und einen andern Ausweg zu suchen. Ich schrieb ihm einen artigen und respektvollen Brief aber mit sachlicher Begründung und festem Entschlusse. Die schriftliche Antwort blieb der mündlichen vollkommen gleich; indem er abermals erklärte, daß er auf mein Gesuch nie eingehen werde, schloß der Cardinal mit der Bemerkung, daß er sich, wenn ich diesen Gegenstand noch einmal schriftlich oder mündlich berühren würde, für beleidigt halten und mich nie wiedersehen würde. Ich mußte also wohl schweigen; gab aber deßungeachtet meine Ideen nicht auf [1]).

Zur selben Zeit traf mich einer jener Schläge, die meinem Herzen stets die empfindlichsten waren. Mein Hülfsarbeiter bei den Aktenstudien der Rota war der Abbe Dominikus Romich, Edler von Macerata, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit, hoher Einsicht in alle Rechtsfragen, dessen klarer Verstand alle Eindrücke der Phantasie bewältigte. Dieser Abbe war mir von ganzem Herzen ergeben und wir hatten uns nicht getrennt vom Buon governo an bis zum Sekretariat. Ihn nun entriß mir der Tod in seiner Jugend — ich verlor zu viel, um den Verlust nicht aufs Tiefste zu beklagen. Der Bruder des Abbe Romich war Soldat. Er verließ den französischen Dienst, als die constituirende Versammlung den Eid verlangte und trat in die Armee des Papstes, in der er mit Treue, Rechtlichkeit und Sachkenntniß bis zu seinem Tode

[1]) Aus seinen Briefschaften werden wir erfahren, wie Consalvis Uneigennützigkeit ihr Ziel erreichte.

diente, denn auch ihn raffte derselbe in den besten Jahren dahin.

Gelegentlich dieses militärischen Ereignisses verfehle ich nicht zu erwähnen, was mir zu eben derselben Zeit in dieser nämlichen Richtung geschah. Die Art der Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und meine tiefe Abneigung gegen jede Art von Verwaltungsämtern insbesondere gegen jede Verantwortlichkeit, wie ich schon oben erwähnte, ließen mich andere Dinge hoffen, als womit ich mich jetzt beschäftige.

Vor allem muß ich bemerken, daß in jener Zeit, wo der revolutionäre Geist von Frankreich aus sich über die übrigen Staaten verbreitete, und Republiken und Demokratien sich auf den Trümmern der gesetzmäßigen Regierungen erhoben, der Papst Pius VI. wohl fühlte, daß seine Staaten nur allzu nahe an der cisalpinischen Republik gelegen seien, von wo aus verschiedene Umtriebe, Versuche zu Verführungen, ja selbst militärische Banden organisirt wurden, um das Gebiet des Kirchenstaates an sich zu reißen und die Fahne der Revolution daselbst aufzupflanzen. Keineswegs in der Absicht um feindlich gegen Frankreich aufzutreten, wie dies ungerechter Weise behauptet wurde, — um mit Hülfe dieser Lüge den ganz ungerechten Angriff und die Verheerung eines Theils der Kirchenstaaten durch den räuberischen Einfall von Tolentino, zu verdecken — sondern um die im Innern seines Reichs durch äußere Einflüsse und Beispiele angezettelten Erhebungen der Revolutionäre zu unterdrücken, und um die sich stets wiederholenden Angriffe der Cisalpiner zu bekämpfen; sah sich der Papst genöthigt die Zahl seiner Truppen, die durch die geringen Mittel des Kirchenstaates auf ein Minimum beschränkt waren, zu vermehren. Da sich Niemand fand, der Einsicht und Erfahrung genug besessen hätte, um ein militärisches System zu organisiren und zur Ausführung zu bringen, so ließ Pius VI. den

General Caprara, seinen Unterthan, der in österreichischen Diensten stand und eben damals in Disponibilität war, nach Rom kommen. Das neue Militär-System konnte nicht, wie es bisher der Fall war, ausschließlich von dem Prälaten, der über das Kriegswesen gestellt war, abhängen, noch weniger konnte ein kommandirender General unter dem Befehle dieses Prälaten stehen. Andererseits war es mit dem Herkommen der päpstlichen Regierung nicht vereinbarlich, irgend welche höhere Inspection weltlichen Beamten im Vorgang vor geistlichen anzuvertrauen. Der hl. Vater wollte solche Einrichtungen treffen, daß der commandirende General nicht unter einem Prälaten stände, — er unterstellte ihn unter den Befehl des Souverain selbst, der durch seinen ersten Minister, den Cardinal Staatssekretär, repräsentirt war. Dagegen wünschte der Papst, daß der Regierung die Möglichkeit gewahrt bliebe, durch einen Prälaten stets und aufs Genaueste die militärischen Register prüfen lassen zu können.

Zu diesem Zwecke hob er die Stelle eines Vorstandes des Waffenwesens, die bis jetzt von einem Kammergeistlichen bekleidet wurde, auf und gründete die Militär-Congregation, welche aus dem commandirenden Generale, vier oder fünf andern Offizieren und einem Prälaten mit dem Titel „Assessor" gebildet wurde. Der Prälat war das Organ des Staatssekretariats; er überwachte die Arbeiten und den Geschäftsgang der Congregation. Diese von Pius VI. errichtete Congregation wurde später durch seinen Nachfolger Pius VII. förmlich und feierlich gutgeheißen und in der Bulle „Post diuturnas super restauratione pontificii regiminis" erwähnt.

Der Papst bestimmte mich als ersten Prälaten zum Assessor dieser Congregation, mit andern Worten, ich war dazu ernannt, sobald dieselbe gebildet war. Alle meine Vorstellungen und Bitten auf Grund meiner Abneigung

gegen irgend eine mit Verantwortlichkeit verknüpfte Anstellung waren umsonst. Selbstverständlich war in diesen sturmbewegten und schwierigen Zeiten diese Anstellung mit einer Reihenfolge der schrecklichsten Verantwortlichkeiten, die aufzuzählen eine Unmöglichkeit wäre, verknüpft, ich erwähne nur des Bestehens der päpstlichen Regierung selbst, welche jeden Tag durch die Feindseligkeiten von außen und durch die hinterlistigen Bestrebungen der Gottlosen von innen in Frage gestellt war. Obgleich eine geringe Partei, aber gestützt auf Straflosigkeit und übermüthig in der Sicherheit, welche ihnen die Unterstützung der französischen und cisalpinischen Republik gewährte, wurde sie noch durch den Schrecken, der sich der besseren Classe in Anbetracht der bevorstehenden Uebel bemächtigte, begünstigt. Diese Gottlosen wagten alles und fürchteten nichts.

Ich übergehe die zahllosen Plackereien und die großen Schwierigkeiten aller Art, denen ich mich bei Begründung und Einrichtung der neuen Ordnung unterziehen mußte, gegen welche unter dem Schatten mächtiger Schützlinge, das frühere Herkommen, die alten Mißbräuche und die Unzufriedenheit derer, welche mit der Abschaffung der frühern Einrichtung Einfluß, Willkürherrschaft, ungerechte und schädliche Vorrechte und dergleichen mehr verloren, zu Felde zogen.

Mit viel Geduld, Arbeit, Festigkeit und Energie gelang es mir, den Widerstand, wenn auch nicht zu brechen — was unmöglich war — doch in so weit zu unterdrücken, daß er gegenüber den Leistungen der neuen Einrichtung erfolglos blieb. Sowohl der Mitwirkung als der Tüchtigkeit, Rechtlichkeit und dem Eifer der Mitglieder dieser Anstalt verdankte die päpstliche Curie nicht allein das Ende der vorher angedeuteten Unordnungen in der Verwaltung, im Dienste und in der Oeconomie des Militär-

wesens, sondern auch den Schutz ihres Besitzes bis zum Tage, wo mit unwiderstehlichem Ungestüm eine äußere zu furchtbare Macht ihn zerstörte. Auf diese Art wurde der französischen Regierung die Genugthuung entzogen, den Papst durch innere Revolutionen, wie man es gewünscht hatte, vom Throne zu stürzen.

Das Direktorium mußte die Maske lüften und Pius VI. mit eignen Händen stürzen. Diesen unschätzbaren Vortheil verdankt man der Obsorge und den Diensten, welche die Militär-Congregation dem hl. Stuhle leistete.

Nachdem ich die Aufzählung der Mühen und Schwierigkeiten, die bei der Einrichtung und dem Fortgange der neuen Militär-Congregation überwunden werden mußten, übergangen habe, so will ich auch von den Arbeiten, die sich stoßweise auf einander drängten, keine Erwähnung thun, und beziehe mich auf die betreffenden Akten im Vaticanischen Archive. Sie verdienen vollen Glauben und geben zugleich sehr nützliche Aufschlüsse. Eins nur will ich anführen: die traurige Zurücksetzung aller Offiziere um einen Grad, in Folge des unheilvollen sogenannten Friedens von Tolentino.

Nach der Einnahme von Fermo und von Bologna und nach der so theuer erkauften Einstellung der Feindseligkeiten war die päpstliche Regierung, im Vertrauen auf diesen Frieden und da kein Grund war neues Unglück von Frankreich zu befürchten, nach Möglichkeit bedacht, sich gegen die Angriffe und hinterlistigen Anschläge der immer drohenden cisalpinischen Nachbarrepublik zu sichern.

Plötzlich, ohne Streit, ohne Kriegserklärung und unter dem Vorwande einer Depesche des Staatssekretariats an den Prälaten Albani — der dazumal in Wien war — einer aufgefangenen Depesche, die nicht den geringsten stichhaltigen Grund zu einem Angriff bot, stürzte sich die

französische Hauptmacht unvorhergesehens auf jenen Theil der päpstlichen Truppen, welche zum Schutze gegen die cisalpinische Republik die Romagna besetzt hielten. Die päpstlichen Truppen wurden zersprengt und bis nach Foligno verfolgt. Um den zerstörenden Strom aufzuhalten und um den Mittelpunkt des Katholicismus vor einem für die Religion gefährlichen Einfalle zu retten, war der hl. Vater genöthigt das große Opfer von Tolentino zu bringen. Er war überzeugt, daß die offenbare Ungerechtigkeit dieses Streites, welche Grund und Ursache des Vergleiches war, die Wirkungen desselben aufheben würde, sobald die Ordnung wieder in dem erschütterten und tief betrübten Europa zurückgekehrt sein würde.

Der Verlust der Legationen vereint mit dem der Grafschaft Avignon, dann die Millionen Kriegssteuer, die dieser unselige Friede kostete, verkleinerten den Staat so sehr und verarmten den Staatsschatz und seine Quellen auf eine so schreckliche Art, daß die Verringerung des Effektivstandes der Armee ein Gebot der Nothwendigkeit wurde. Uebrigens schien der Friede, von dem ich eben sprach, durch sich selbst den Rest des päpstlichen Gebietes zu garantiren sei es gegen die cisalpinischen Uebergriffe — die Besetzung der Stadt Pesaro, welche im Frieden von Tolentino nicht einbegriffen war, bewies später die Falschheit dieser Garantie — sei es gegen die demagogischen Umtriebe im Innern. Die Entlassung der Truppenkörper, welche die Zahl derer, die man behalten wollte, überstieg, befreite leicht von den überzähligen Soldaten, aber nicht von den Offizieren.

Ihre Entlassung wäre weder möglich noch gerecht gewesen; denn sie boten in den Stunden der Gefahr aus eignem Antriebe und nur aus Liebe ihre Dienste dem hl. Stuhle an und setzten ihre Ehre darein, im Dienste des Papstes zu bleiben. Nach reiflicher Ueberlegung erschien

dem General Colli, dem Nachfolger des verstorbenen General Caprara, der einfachste und gerechteste Ausweg die Zurücksetzung aller Offiziere um einen Grad unter ihren früheren Rang. Auf diese Art wurde z. B. der Major 1. Hauptmann, der 1. Hauptmann 2. Hauptmann, der 2. Hauptmann Oberlieutenant, der Oberlieutenant Lieutenant, und der Lieutenant Fähnrich. Die Aeltesten unter ihnen, die man in jeder Waffengattung behalten wollte, blieben in ihrer bisherigen Stellung und alle überzähligen Junker, da sie keinen Grad mehr unter sich hatten, wurden gemeine Soldaten mit dem Titel Cadeten.

Wenn diese Maßregel für den Staat in finanzieller Beziehung und nach allen andern Richtungen hin die beste war, so war sie doch sicher nicht die ehrenhafteste und klügste. Sie mußte nothwendigerweise Klagen, Haß und Anschuldigungen gegen den mit der Durchführung Betrauten, d. h. gegen mich, im Gefolge haben. Diese Anschuldigungen waren um so leichter zu erheben, als mittlerweile die französische Regierung die Entfernung des General Colli, als eines Oesterreichers, verlangt hatte.

Es würde schwer sein, eine treue Darstellung zu geben, ich will nicht sagen von den Verdrießlichkeiten — dies war das wenigste, obgleich sie gar nicht ausgingen — sondern von all den Anfragen, und von den verworrenen Streitigkeiten, die zwischen denen — und deren waren viele — entstanden, die zu gleicher Zeit ihre Ernennung erhalten hatten. Ebenso schwierig wäre die Aufzählung von all' den Protektionsversuchen und den meist ungeschickt gemachten Intriguen, welche die Bittsteller anwendeten. Es kostete mich diese Angelegenheit viel Sorge und Plage, und es wurde mir sehr schwer, eine Maßregel, die so unangenehm durch sich selbst, aber durch die Nothwendigkeit geboten und durch die Unannehmlichkeiten der Ereignisse so verwirrt war, einem glücklichen Ende zuzuführen.

Ich war bedacht, keine Ungerechtigkeit zu begehen und keine Streite und unangenehmen Auftritte hervorzurufen, welche die schwer geprüfte Seele des hl. Vaters noch mehr hätten verletzen können. Durch die Gnade des Himmels, durch freundliches Entgegenkommen und mit Hülfe der strengsten Unparteilichkeit gelang es mir endlich, ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes, meine Aufgabe zu vollenden.

Das Jahr 1797 brach an, und im Monat April hatte ich den Schmerz, meine ausgezeichnete Mutter zu verlieren; sie starb in wenigen Stunden an einem Schlagflusse. Die Aerzte hatten schon vor einiger Zeit behauptet, sie habe einen organischen Fehler. Ihre Tugenden und ihre Liebe zu mir, der Bande der Natur nicht zu gedenken, ließen mich den Verlust lebhaft empfinden. Sie wurde gleich den übrigen Familiengliedern in unserer Gruft in St. Marcel begraben.

Den darauffolgenden Monat Oktober ging ich mit den Neffen des Papstes auf die Jagd, die in der Nähe der Porta St. Johann abgehalten wurde. Der Wagen fiel um; ich brach den linken Arm am Handgelenke und renkte mir beinahe die Schulter aus. Dieses Ereigniß verursachte mir große Schmerzen, aber der Bruch selbst wurde sogleich durch einen geschickten Chirurgen eingerichtet, und er machte mir weder damals noch später je wieder Schmerzen. Die Ereignisse, welche sich Ende des Monats Dezember zutrugen, waren für Rom und die päpstliche Regierung und unter den vielen ergebenen Dienern ganz besonders für mich, höchst traurig. Die unschuldige Veranlassung dazu war, wie ich sogleich berichten werde, die Assessorstelle der Militärcongregation.

Der 28. Dezember 1797 war der unselige Tag des Meuchelmordes des General Duphot. Dieser General, ein leidenschaftlicher junger Mann und exaltirter Republikaner, wagte es in Rom selbst, in der Absicht die päpst-

liche Regierung zu stürzen, eine Revolution anzuzetteln. Ungefähr 500 revolutionäre Bürger versammelten sich unter den Fenstern des französischen Gesandten; dieser war damals Joseph Bonaparte, Bruder des General Bonaparte. Allda angelangt fingen sie zu brüllen an: „Freiheit, es lebe die französische Republik, nieder mit dem Papste!" Duphot eilte sofort zu ihnen, stellte sich an ihre Spitze und führte sie zum Kampfe gegen die nächst aufgestellten Truppen, dies war am Ponte-Sisto. Die Soldaten, in geringer Anzahl, schlossen sich anfänglich in die Wachtstube ein; nachdem sie aber beschimpft und angegriffen wurden und sich nicht mehr sicher glaubten, zogen sie mit gefälltem Bajonette gegen die Volksmasse. Diese wich nicht, die Soldaten befanden sich in der peinlichsten Lage, als einer derselben sein Gewehr abschoß. Da wollte das Unglück oder die göttliche Vorsehung in ihren verborgenen Absichten, daß dieser einzige Schuß aus der Mitte der Menge heraus gerade den General Duphot, der sich an die Spitze der Tumultuanten gestellt hatte, traf — todt lag er dahingestreckt. Die erschreckten Volkshaufen lösten sich auf und der Leichnam des unglücklichen Opfers wurde tagsdarauf in der Pfarrkirche beerdigt.

Dieser Mord, obgleich er nicht bewiesen werden konnte, und jedenfalls durch die persönliche Nothwehr der Soldaten, welche der General Duphot durch seine verbrecherischen Reden aufreizte, gerechtfertigt war, erfüllte nichtsdestoweniger die päpstliche Curie und ganz Rom mit der größten Bestürzung. Der Ort der That konnte nicht sofort allgemein bekannt werden. Bei dem Gerüchte, es habe ein Kampf an der Kaserne stattgefunden und es sei die Empörung an verschiedenen Punkten ausgebrochen — wenigstens wurde dieses Gerücht verbreitet — erhoben sich die Unzufriedenen. In verschiedenen Stadtvierteln wurden Flintenschüsse abgefeuert. Man versuchte sogar

die von der Militär-Congregation beschlossenen und mit seltener Schnelligkeit ausgeführten Anordnungen vergeblich und wirkungslos zu machen. Die Truppen blieben die ganze Nacht unter den Waffen und auf allen Hauptplätzen wurden Kanonen aufgepflanzt, um nöthigenfalls nach allen Richtungen Hülfe bringen zu können, eine Maßregel, zu der wir schon einigemale in Augenblicken, wo Unruhen und Verführungen dem hl. Stuhle gefahrdrohend waren, greifen mußten. Wir schwebten in doppelt großer Angst, denn einestheils mußten wir einen Handstreich gegen die Regierung Seitens der Rebellen befürchten, und anderntheils war die Gefahr vorhanden, daß die Freunde der Regierung einen Angriff gegen die Franzosen wagen würden.

Jede dieser Alternativen war für uns gleich gefährlich; denn bei der großen Ausdehnung der Stadt war jeder Widerstand höchst schwierig. Ein derartiger Vorfall würde die Bestrebungen und das Bedürfniß nach Sühne, welche durch den Tod des General Duphot wachgerufen worden, nur vermehrt haben. Unsere erste Aufgabe war, für die Sicherheit der Person und des Hauses des französischen Gesandten Sorge zu tragen, und wir sandten daher eine starke Truppenabtheilung dahin, mit dem Auftrage dasselbe zu bewachen und zu beschützen. Der Cardinal Staatssekretär, Joseph Doria, bewohnte mit dem Papste den Vatikan. Dreimal mußte ich in dieser Nacht hin und zurück, um Bericht zu erstatten, Befehle einzuholen u. dgl. m. Ich legte diesen weiten Weg allein in meinem Wagen, ohne Bedeckung zurück, den öftern Flintenschüssen der durch die Truppen zerstreuten Mißvergnügten ausgesetzt. Diese Menschen waren zwar eingeschüchtert, aber doch immer gefährlich, da ich leicht durch Zufall ihr Opfer hätte werden können. Ich brachte die Nacht mit dem General Santini, dem Nachfolger des Generals Colli, auf dem Platze Colonna

zu. Mit Tagesanbruch sahen wir, daß die Maßregeln, die wir zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe ergriffen hatten, mit dem besten Erfolge gekrönt waren, und wir hatten das Glück die Versicherung der vollsten Zufriedenheit des Souverain zu empfangen, die ihm unser Verhalten in einem so gefahrvollen und schwierigen Augenblicke abnöthigte.

Sobald es Tag war, reiste der Gesandte der französischen Republik ab. Keine Bitten des hl. Stuhles, nicht die Versicherung der vollsten Genugthuung für den Fall, daß Schuldige gefunden würden, konnten ihn in der Hauptstadt zurückhalten.

Sobald das französische Direktorium den Tod des General erfahren hatte, ließ es 15 Tausend Mann gegen Rom marschiren, denen weitere Corps folgten. Diese Armee kam mit Blitzesschnelle heran. Der hl. Stuhl konnte sich die dem höchst befehlenden General Berthier gegebenen Befehle nie erklären, da derselbe sich weigerte die vier Deputirten zu empfangen, die ihm der Papst bis Narni entgegensandte, um seine Absichten kennen zu lernen. Berthier entgegnete, er würde ihnen vor den Thoren Roms Audienz gewähren.

Am 9. Februar besetzte die Armee den Monte Mario, aber der General verweigerte mit Hintansetzung seines gegebenen Versprechens jede Unterredung mit den Deputirten.

Am Morgen des darauffolgenden Tages verfügten sich ein Offizier und ein Trompeter vor das Thor Angelica, das sie offen und ohne Vertheidigungsmaßregeln fanden.

Der Papst war nicht stark genug, einem solchen Ueberfalle Widerstand zu leisten, und es widerstrebte ihm, sein Volk, stets zu seiner Vertheidigung bereit, Gefahren auszusetzen. Diese Vertheidigung wäre übrigens ebenso gefährlich für die Römer als ungenügend für den heiligen Stuhl gewesen.

Der Offizier und der Trompeter drangen ohne Schwertstreich in die Stadt ein, und begaben sich nach der Engelsburg. Sie verlangten sofort den Festungs-Commandanten zu sprechen, und eröffneten ihm, daß innerhalb 3 Stunden 1000 Mann zur Besetzung der Burg, die von den päpstlichen Truppen zu räumen sei, einrücken würden. Sie fügten hinzu, der commandirende General wünsche, daß sich der Commandant der römischen Truppen auf den Monte Mario begebe, wo er ihn sprechen wolle. Als man dem Cardinal Staatssekretär diese Mittheilungen gemacht hatte, begab sich der Commandant der päpstlichen Armee auf den Monte Mario um die betreffenden Eröffnungen zu hören, und um im Namen der päpstlichen Curie die Absichten des Generals zu erfahren; denn man wußte über die eigentliche Sachlage gar nichts. Deßwegen und weil der Papst den Frieden mit der französischen Republik aufrecht erhalten wollte, widersetzte er sich dem Einmarsch einer Armee nicht, die er nicht als seinen Feind betrachten konnte.

Der commandirende General erklärte, daß die französische Armee nicht in der Absicht gekommen sei, den heiligen Stuhl zu stürzen, sondern um Genugthuung für den Tod des General Duphot zu verlangen. Berthier verlangte die Auslieferung von Geißeln und von bestimmten von der französischen Regierung bezeichneten Persönlichkeiten, stellte außerdem Forderungen in Bezug auf die päpstlichen Truppen, die aufzuzählen hier unnütz wäre; endlich eröffnete er, daß der General Cervoni in seinem Namen dem Staatssekretär über das Weitere Aufschluß ertheilen würde. Der Commandant der päpstlichen Truppen machte dem Staatssekretär von dieser Unterredung genaue Mittheilung und der Minister befahl ihm, dem Wunsche des General Berthier entsprechend, die Franzosen in das Schloß einrücken und die päpstlichen Truppen in

die Kasernen zurückziehen zu lassen. Der Cardinal Staatssekretär ließ mir diese Befehle zugehen, damit sie durch die Militärcongregation vollzogen würden.

Man kann sich die allgemeine Bestürzung über diese Maßregel leicht denken, sowie die Schwierigkeit sie in so kurzer Zeit auszuführen. Ich war veranlaßt mich persönlich ins Schloß zu verfügen, um den Ausmarsch unserer Truppen zu beschleunigen, und verzichte auf die Beschreibung des Durcheinanders, der Niedergeschlagenheit, der Verlegenheiten und der Gefahren dieser traurigen Scene. Das Volk stand finster und betrübt in großen Haufen am Thore, während die Böswilligen, die Parteigänger der Franzosen, lustige Tänze aufführten — e i cattivi, partigiani dei Francesi vierano pure in gran tripudio. Mit Energie und unermüdlichem Eifer gelang es mir, das Schloß in der vorgeschriebenen Zeit zu räumen, und alles ging in bester Ordnung und ohne Volksauflauf von Statten. Sowohl während des Tages als während der darauf folgenden Nacht konnte ich jede Demonstration verhindern. So gelang es mir wenigstens die Franzosen der traurigen Freude zu berauben, nach der sie so sehr verlangten, als hätte sich das Volk gegen sie oder die päpstliche Regierung erhoben. Mit Hülfe eines solchen Vorwandes hätten sie den Schein der Gerechtigkeit ihres Einfalls in Rom, der Besitznahme der Engels-Burg und aller spätern von ihnen vorgenommenen Maßregeln, retten können.

Die 1000 Mann bezogen noch am selben Tage und zur bestimmten Stunde die Burg. Sie blieben den ganzen Tag und die ganze Nacht dort eingesperrt, und beschäftigten sich nur mit Vertheidigungsarbeiten. Nachdem der französische General vergeblich auf einen Vorwand zur Einnahme der Stadt gelauert hatte, fand er Tags darauf — am 11. Februar — für gut diese Besetzung nicht länger hinauszuschieben. Er ließ ein Armeecorps

auf dem Monte Mario; daselbst verschanzte er sich und bivuakirte in eigner Person — dann warf er 10000 Mann in die in Schwermuth, Angst, Trauer und Schweigen versunkene Stadt; diese stellten sich sofort auf den höchsten und volkreichsten Plätzen, wie auf dem Quirinal, St. Peter in Montorio, la trinità dei Monti, auf dem Platze Colonna und dem transtevere auf. An jenem Tage nahm er keine weitere Maßregel und keine andere Truppenbewegung vor.

Gegen Abend gab der General Cervoni dem Cardinal Staatssekretär die Absichten des Commandanten und seines Direktoriums bekannt. Man ließ die päpstliche Regierung bestehen, aber man unterwarf sie einer Reform und änderte einige alte Gebräuche. Man forderte eine Contribution von einigen Millionen in einer bestimmten Frist und einen Theil davon in 48 Stunden. Der heil. Vater wurde angehalten, mit dieser Steuer die reichsten Familien zu belasten, um die gänzliche Zahlung um so schneller zu erlangen. Als Geißeln begehrte man für eine bestimmte Zeit einige Cardinäle, Prälaten und den Neffen des Papstes. Das Direktorium hatte auch die Inhaftirung einzelner Individuen angeordnet; deren Befreiung oder Auslieferung an die französische Republik wurde verlangt. Diese Befehle und noch mehrere andere, deren Aufzählung unnütz wäre, wurden an diesem Tage gegeben und auch sofort vollzogen.

Da die Regierung des Papstes nicht gestürzt war, ging ich an demselben Morgen in den Vatikan — denn es war Gerichtstag der Rota — um die Prozesse dieser Sitzung zu entscheiden. Bei meinem Austritte aus dem Gerichtshofe wurde ich zum Staatssekretär berufen. Ehe ich erzähle, was er mir sagte, muß ich etwas weiter zurückgreifen. Während die französische Armee zu Narni lagerte, war ein Mitglied des Jacobiner Klubs, ein

eifriger Anhänger der demagogischen Grundsätze, in lebhafter Verbindung mit dem commandirenden Generale. Er gab demselben von allen Neuigkeiten und Plänen, die ihm bekannt wurden, sofort von Rom aus Nachricht, um so den Einzug der Franzosen in die Stadt zu sichern und die darauf folgenden Unternehmungen zu ordnen. Dieser Klubist besuchte mich insgeheim in einem dritten Hause. Um mir seine Dankbarkeit zu beweisen für einen ihm vor langer Zeit geleisteten Dienst, machte er mir folgende geheime Mittheilungen: In meiner Eigenschaft als Assessor der Militärcongregation sei ich der Erste auf der Liste derjenigen, welche dem Direktorium überliefert werden sollten, sobald die französische Armee sich würde Roms bemächtigt haben. Er fügte hinzu, daß sich Frankreich meiner Person versichern wolle, weil man mich als Vorstand der Militärcongregation für den eigentlichen Anführer der päpstlichen Truppen halte. „Sie sind, sagte er mir, derjenige, den unser Klub dem General als denjenigen bezeichnet hat, der vor allen andern festgenommen werden müsse, damit der Klub in der Ausführung seiner Pläne freiere Hand habe."

Ferner sollte ich, in Anbetracht meines Titels als Organ des Staatssekretariats in Militärangelegenheiten, das erste nothwendige Opfer zur Beschönigung der Einnahme von Rom werden. Man sollte das Gerücht verbreiten, meine Gefangennahme sei eine Sühne für den an Duphot begangenen Mord, dessen Urheberschaft das Direktorium so der päpstlichen Regierung zuzuschieben hoffte. Schließlich gab mir mein Jacobiner den Rath, ich sollte mich sofort gegen Neapel aufmachen, da ich keine Stunde für meine Rettung zu verlieren hätte. Er verließ mich sehr schnell aus Furcht von irgend einem andern Klubisten überrascht zu werden, und ließ mir kaum die Zeit, ihm für seine guten Dienste zu danken.

Ich zeigte dem Cardinal Staatssekretär diese Zusammenkunft an, ohne ihm den Namen des Denunzianten zu nennen. Seine Eminenz rieth mir die Warnung zu benützen und ohne Zögern nach Terracina abzureisen, dort könne ich den Ausbruch der Krisis abwarten, und seine Maßregeln, sei es bezüglich meiner Rückreise nach Rom, sei es bezüglich einer geheimen Reise ins Königreich Neapel, am besten erfahren. Ich dankte dem Cardinal für seine gütige Theilnahme, lehnte aber ganz entschieden ab. Ich sagte ihm, wie ich in Folge der Ereignisse, und nicht durch mein Verdienst, sehr ruhig sei; wie ferner, wenn ich in diesen gefahrdrohenden Stunden, wo jeder fürchten müsse seinen guten Namen zu verlieren, meinen Posten im Militär-Departement verlasse, unfehlbar eine Revolution im Innern zum Ausbruch kommen würde; wie dies gerade der geheime Wunsch der Franzosen sei, damit es nicht den Anschein hätte, als seien sie in der Absicht gekommen den heiligen Stuhl zu stürzen, da sie bekannt machen würden, die Römer hätten den Papst selbst entthront, und dieser Vorwand würde ihnen Veranlassung zum Einmarsche in Rom und zur Herstellung der Ruhe geben; wie ich endlich bei dem unvermeidlichen Sturze der Regierung nur Eines fände, aus dem man Vortheil ziehen könne, und dies Eine sei: die Ungerechtigkeit und Vergewaltigung Seitens der Franzosen so klar als möglich ans Tageslicht zu stellen, damit die Behauptung, die eignen Unterthanen hätten den Papst entthront, zur Unmöglichkeit gemacht würde. Ich machte ihm begreiflich, wie die Zahl der Schlechten weit geringer sei, als die der Guten wie aber diese kleine Zahl Uebelgesinnter zur Erreichung des Zweckes doch hinreiche, da die Guten, gelähmt durch die Furcht vor der bevorstehenden Ankunft der Franzosen, den Schlechtgesinnten keinen Widerstand zu leisten wagen würden.

Ich fuhr fort, ich sei fest entschlossen, die öffentliche Ruhe, so lange ich an der Spitze des Militärwesens stünde, mit Hülfe der päpstlichen Truppen aufrecht zu erhalten, und Sorge zu tragen, daß die Nachlässigkeit, Niedergeschlagenheit und selbst der böse Wille Einzelner dem Staate keinen Schaden bringen würden; in Folge dessen und in der Ueberzeugung, daß mich die Macht der Verhältnisse, nicht der eigne Werth, bei dieser Gelegenheit unentbehrlich machten, würde ich niemals meine eigne Sicherheit um den Preis jener meines erhabenen Herrn und des päpstlichen Thrones erkaufen, dem ich bis zum Tode ergeben sei. Schließlich erklärte ich, daß ich unter keiner Bedingung weder von der Warnung noch von der Erlaubniß Gebrauch machen würde, und daß ich auf meinem Posten auszuharren, und das Loos meines Herrn zu theilen wünsche. Der Cardinal umarmte mich und lobte meinen Entschluß, den der Himmel dadurch krönte, daß mir die ersehnte Belohnung zu Theil wurde.

Dies vorausgesetzt, kehre ich zu meiner frühern Erzählung zurück. Nachdem mich der Cardinal Staatssekretär beim Herausgehen aus der Rota zu sich hatte rufen lassen, eröffnete er mir, daß der General Cervoni nebst andern Angelegenheiten, welche Abends vorher verhandelt wurden, auch von meiner Gefangennehmung und Auslieferung an die Franzosen aus den oben angeführten Gründen Erwähnung gethan habe; daß er, Minister des Papstes, zu meinen Gunsten sich verwendet und meine Unschuld bewiesen habe durch die Erzählung des Umstandes, wie ich mich vor dem Einzug der Armee hätte in Sicherheit bringen können; daß der General sofort entgegnet hätte, er werde sich mit einem Arreste von einigen Tagen, gegründet auf einen gewissen Anschein von Schuld, begnügen, er würde mich nicht selbst verhaften lassen, und genehmige,

daß meine Wohnung statt der Engelsburg als Gefängniß benützt würde.

Der Cardinal endigte das Zwiegespräch mit der Bitte, mich sogleich in meine Wohnung zu verfügen und daselbst in Haft zu bleiben bis auf weitern Befehl, der, wie er sagte, nicht lange ausbleiben würde. Ich kehrte nach Hause zurück, und blieb daselbst gemäß dem Auftrage, den ich von der päpstlichen Regierung erhalten hatte; denn in den ersten 24 Stunden geschah alles in ihrem Namen.

Am selben Tage — am 12. — erhielt ich plötzlich den Besuch von zwei französischen Commissären. Sie traten in einer Weise auf, die keineswegs mit einer blos vorübergehenden und nur formellen Gefangenschaft, wie man dem Cardinal Staatssekretär versichert hatte, im Einklange war. Sie durchsuchten meine ganze Wohnung und alle meine Meubles mit Ausnahme des Schlafzimmers, meines Bettes und dessen, was ich an mir hatte. Ich fragte sie, was das bedeute, allein sie behaupteten nichts zu wissen und nur die Vollzieher des erhaltenen Befehls zu sein.

Am folgenden Morgen — am 13. — erschien ein Adjutant und lud mich ein ihn zu begleiten, sonst sagte er nichts. Wie ich angethan war, im schwarzen Kleide, ging ich mit ihm die Stiege hinab und bestieg seinen Wagen ohne eine Wort zu vernehmen. Man fuhr an die Wohnung des General Sendini, damaligen Vorstandes der Militärcongregation und Befehlshabers der päpstlichen Truppen. Von meinem Wagen aus sah ich einen andern Adjutanten mit dem Generale die Treppen herunter kommen; man hieß ihn in dem Wagen, in dem ich saß, Platz nehmen, und fuhr nach der Engelsburg, wo man uns absetzte.

Zwei Tage später, also am 15. dem Jahrestage der Papstwahl, änderte sich die Lage der Dinge. Eine Hand-

voll aufrührerischer Individuen verkündete im Einverständnisse mit den Franzosen die Abschaffung der päpstlichen Regierung und die Wiedereinführung der römischen Republik. Der General Cervoni überbrachte dem heiligen Vater diese Nachricht. Pius VI. empfing sie mit jenem religiösen Gefühle und jener Seelenstärke, die die Grundzüge seines großen Charakters waren. Einige Tage nachher führten ihn die Franzosen von Rom weg und schleppten ihn nach Sienna; dort behielt man ihn nicht lange, denn man glaubte die Stadt zu nahe bei Rom und hielt den hl. Vater für zu frei — obgleich er es nicht war.

In Folge dessen wurde Pius VI. in der Karthause zu Florenz, einsam und 3 Stunden von der Stadt entlegen, internirt. Nachdem er Monate lang in dieser engen, traurigen und unbequemen Gefangenschaft zugebracht, mußte er seiner Schmerzen und seines hohen Alters ungeachtet, nach Besançon in Frankreich abreisen.

Um diese Zeit rückten die russischen Truppen in Folge der Siege, die sie errungen hatten, weit vor. Man fürchtete die Befreiung des Papstes und beschloß ihn nach Dijon zu schicken. Da aber die Schwäche Pius VI. in Folge der vielen Reisen sehr zugenommen hatte, mußten ihn seine Henker in Valence in der Dauphine lassen, wo sie ihn in die dortige Festung einsperrten. Da endigte Pius VI. sein ehrenvolles Leben mit einem ehrenvollen Tode am 29. August 1799, nachdem er 24 und ein halbes Jahr lang Papst gewesen war, ein Papstthum, das an Länge der Zeit alle frühern mit Ausnahme von jenem des hl. Petrus übertraf.

Ich blieb in der Engelsburg eingesperrt, und verweilte daselbst . . . Monate lang, ohne je verhört zu sein, und ohne daß man meine Bitten um Verhandlung meiner Angelegenheit berücksichtigt hätte. Bei meiner Gefangennahme hatte man nach dem Wortlaute des oben

erwähnten Befehles verfahren, und während der ganzen darauffolgenden Zeit vergaß man mich, sei es nun in Folge des schnell eingetretenen Wechsels von 3 oder 4 commandirenden Generalen, sei es weil man bezüglich meiner und der übrigen Cardinäle und Prälaten neue Befehle von Paris erwartete.

Uebrigens hatte ich das Glück, in der Festung einen Commandanten zu finden, der sich alle Ansprüche auf meine Dankbarkeit erwarb. Er war nicht allein ein sehr rechtschaffener, ehrenhafter und uneigennütziger Soldat, sondern auch ein Mann, der menschlich fühlte. Derselbe gewann mich ganz besonders lieb und erleichterte meine traurige Lage so viel es in seinen Kräften stand. Vergeblich suchte er Mittel und Wege meine Angelegenheiten einem guten Ende zuzuführen. Er kam jeden Abend in mein Zimmerchen und spielte mit mir Piquet, allerdings um einen sehr kleinen Betrag. Ich hatte keinen Heller; alle Meubles und sonstigen Gegenstände lieferten mir meine Freunde; denn mein Vermögen war entweder versiegelt oder sequestrirt. So vergingen 43 oder 44 Tage.

Da erschien plötzlich während meines Mittagsmahls ein Offizier und führte mich, ohne mir irgend welche Kenntniß zu geben, in einem Wagen von der Engelsburg in das alte Kloster der Convertiten; dort ließ er mich. Ich traf daselbst einen Cardinal und mehrere Prälaten. Sie entdeckten mir, daß man uns noch in der Nacht nach Civita Vecchia bringen würde, wo bereits sieben oder acht Cardinäle und einige Prälaten versammelt seien. Wir sollten alle nach Amerika übersegeln, und nach Cayenne verbannt werden.

Man wird leicht begreifen, wie mich diese unerwartete Neuigkeit und ein solcher Bestimmungsort berührten. Meine Freunde, und besonders die Familie Patrizi waren lebhaft davon ergriffen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der

commandirende General im Palaste der Fürsten Ruspoli wohnte, die nahe Verwandte der Patrizi und auch mir sehr zugethan waren. Alle miteinander gaben sich mit unverdrossenem Eifer jede erdenkliche Mühe, um mich von dieser Deportation zu befreien. Sie beriefen sich auf meine Gesundheit, für welche eine so lange Seereise höchst nachtheilig sein würde, — aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. In einer dunkeln Nacht drängte man uns in einige Wagen zusammen, und führte uns unter Bedeckung einer starken Abtheilung französischer Kavallerie nach Civita Vecchia. Mit meinem schwarzen Kleide und mit nur einigen Thalern versehen, die mir in den kurzen Augenblicken meine Freunde angeboten, reiste ich ab, gleich ihnen in die tiefste Betrübniß versunken.

Tags darauf in Civita Vecchia angelangt, sperrte man uns in die engen Räume des Klosters, wo die übrigen Cardinäle und Prälaten, die unser warteten, die Nacht zugebracht hatten. Dies alles geschah ungefähr am 25. März — ganz genau kann ich mich des Datums nicht entsinnen. Zwei Tage später, an einem Morgen, wurden wir alle versammelt, um das Urtheil des Direktoriums zu vernehmen. Wir glichen zum Galgen verurtheilten Menschen, die ihr Todesurtheil hören. Eine Verbannung nach Cayenne ist übrigens nicht viel besser. Aber sieh da! sei es, daß das Gerücht, das man verbreitete, übertrieben war, sei es, wie es sich später bestätigte, daß man die frühern Befehle geändert hatte, das Dekret enthielt den Beschluß, daß wir alle bestimmt seien, an den Ort unserer freien Wahl über das Meer gebracht zu werden. Wir wurden für immer aus dem Gebiete der römischen Republik verbannt, unter Todesstrafe im Falle der Rückkehr.

Wir vernahmen diesen Beschluß, wie die zum Tode mittelst Strang Verurtheilten die Begnadigung zum Leben vernehmen. Die Freude war eine allgemeine; denn keiner

konnte sich schmeicheln, daß man die Wahl des Ortes der Verbannung dem eignen Belieben überlassen würde. Ich zögerte keinen Augenblick von meinem Rechte Gebrauch zu machen. Von der frommen Begierde beseelt den Papst, der damals Gefangener in der Karthause zu Florenz war, wiederzusehen, hoffte ich nicht allein ihn wiederzusehen, sondern auch mich seinem Gefolge anschließen und sein Loos theilen zu können. Die großen Schwierigkeiten, die sich meinem Plane entgegenstellten, entgingen mir nicht, ebenso wenig die Weisungen, welche die französische Republik der toskanischen Regierung eingeschärft hatte, keinen Cardinal oder Prälaten mit Ausnahme der beiden, die sich bei ihm befänden, zu Pius VI. gelangen zu lassen. Um so mehr mußte ich annehmen, daß man deßgleichen gegen mich verfahren würde, der ich mehr als jeder andere gekennzeichnet war; aber ich schmeichelte mir mit Hülfe meiner vielen Freunde in Florenz vielleicht diese Schwierigkeiten besiegen zu können. Für alle Fälle, und wenn es mir auch nicht gelingen sollte, hatte ich doch das eifrige Verlangen, dem hl. Vater durch einen öffentlichen Akt zu beweisen, daß ich meinerseits alles aufgeboten habe, um an seiner Seite zu wohnen, ihm zu dienen und ihm beizustehen bis zu seinem oder meinem Ende.

In dieser Absicht beeilte ich mich Livorno als Aufenthaltsort meines Exils zu benennen. Mit Hülfe eines mir befreundeten Kaufmannes von Civita Vecchia miethete ich ein Schiff und machte mich bereit der Erste von allen abzureisen, nämlich noch am selben Tage. Aber mein unglückliches Schicksal hatte mir ein ganz anderes Loos bestimmt. Als ich eben im Begriffe war das Schiff zu besteigen, überbrachte ein Kourier von Rom den Befehl, alle meine Gefährten frei zu lassen, mich dagegen festzunehmen und in die Hauptstadt zurückzubringen. Dieser Unfall traf mich wie ein Blitzstrahl. Ohne zu wissen,

wozu ich bestimmt sei, waren mir doch die Nachtheile dieser ausnahmsweisen Rückkehr klar, um so mehr als ich mich der Möglichkeit beraubt sah nach Livorno zu reisen, wohin ich mich so sehr sehnte, um mein Ziel zu erreichen.

Dieser von Rom erlassene Befehl war die Folge der Bemühungen der Patrizi und Ruspoli. Zu meinem Unglück hatten meine ausgezeichneten Freunde durch den commandirendenden französischen General die Gnade erwirkt, mir eine schreckliche Ueberfahrt zu ersparen, und leisteten mir auf diese Art, ohne es zu wollen, einen sehr schlechten Dienst.

Hätte es sich noch um die Deportation nach Cayenne gehandelt, so wäre diese Vergünstigung unschätzbar gewesen; aber Angesichts des Rechts seinen Aufenthaltsort nach eignem Belieben zu wählen, wie es das Urtheil gestattete, wurde ich durch ihre Vermittlung eben dieser Freiheit beraubt. Diese Vermittlung stürzte mich in neue Verlegenheiten, zum Mindesten wenigstens in neue Zweifel über mein Loos. Jedenfalls machte sie mir die Reise nach Toskana zur Unmöglichkeit; denn ich sah mit Sicherheit voraus, daß man mir von Rom aus nie gestatten würde, meine Schritte dorthin zu lenken, während es von Civita Vecchia aus, wo man die Wahl meines Aufenthaltsortes nicht allein, sondern mit so vielen andern geprüft hätte, gelungen wäre.

Bis auf den Grund des Herzens betrübt über einen so grausamen Zwischenfall, der mir gleich dem Tantalus den Becher von den Lippen riß, verließ ich Civita Vecchia mit derselben Abtheilung Soldaten, die uns dahin geleitet hatte. Gegen alle Erwartung steckte man mich bei meiner Rückkunft in Rom sofort wieder in die Engelsburg. Der Commandant, trostlos über meine Abreise, da auch er glaubte man schicke mich nach Cayenne, war außer sich vor Freude über mein Wiedersehen, und

empfing mich aufs Liebenswürdigste. Nachdem ich ihm aber mein Schicksal erzählt, theilte er meine Betrübniß, und bezeugte mir ein solches Mitgefühl und eine solche Theilnahme, die zeitlebens meinem Herzen und meinem Gedächtniß eingeprägt bleiben werden. Man kann sich den Schmerz meiner Freunde bei der Entdeckung leicht denken, wie sie in der Absicht mir nützlich zu sein gerade die Ursache so vielen Unglücks für mich geworden waren.

Da die Bevölkerung von Rom die einfache Ursache meiner Rückkehr natürlicher Weise nicht kannte, so erweckte sie das Mißfallen und den Zorn vieler Jacobiner und besonders der damaligen Consuln.

Mehrere derselben waren unter der päpstlichen Regierung verhaftet worden — selbst solche, die jetzt aktive Consuln waren. Diese Verhaftungen hatten mir viele Feinde gemacht, obgleich ich in diesen Dingen nur der passive Vollzieher der erhaltenen Befehle war; aber im Rausche ihres Glückes und ihrer eingebildeten Macht dachten diese Menschen nur an Rache. — Wie sie mich so plötzlich nach Rom zurückkehren sahen, glaubten sie, ich hätte im Gegensatze zu den übrigen die volle Begnadigung erhalten, und somit das Recht in der Stadt zu wohnen erlangt. Davon war aber gar nicht die Rede, und ich hätte auch diese Gnade nie angenommen, selbst wenn sie mir angeboten worden wäre. In diesem Glauben boten sie alle Kräfte auf und wandten alle ihre List an, um mir zu schaden, so daß sich meine Angelegenheiten in diesen schrecklichen Tagen so ungünstig als nur möglich gestalteten.

Vergeblich verlangte ich den Vollzug des in Civita Vecchia mir verkündeten Dekrets, das mich zur Deportation außer das Gebiet des römischen Staates verurtheilte, und womit ich mich zufrieden gestellt erklärte. Vergeblich verlangte ich meine Rückkehr nach Civita Vecchia, von wo

man mich ohne mein Zuthun oder das Zuthun solcher die ich dazu beauftragte, zurückgebracht habe; noch vergeblicher war meine Betheuerung, mich der Verbannung über das Meer unterwerfen zu wollen, jedoch mit der freien Wahl des Bestimmungsortes gemäß dem Wortlaute des Dekretes und im Hinblick auf meine Entscheidung für Livorno. Alle meine Versuche scheiterten in Folge des unglücklichen Zusammentreffens der Abberufung des commandirenden General mit diesem Zeitpunkte.

Sein Nachfolger, der General Gouvion Saint-Cyr, kannte die Verhandlung zwischen mir und seinem Vorfahrer nicht. Uneingeweiht in den Handel, wollte er ohne Kenntniß der Sache keine Entscheidung treffen, noch die falschen Mittheilungen, welche die revolutionäre Regierung von Rom böswilligerweise über meine Person machte, in Zweifel ziehen. Die Bemühungen meiner Freunde und meines armen Bruders Andreas nützten nichts. Ich muß hier die Pflicht der Dankbarkeit seinem lieben und ehrwürdigen Andenken zollen. Er war seit mehreren Jahren von Rom abwesend; denn er hatte, wie ich, die Leidenschaft die Welt zu sehen. Während die Revolution über das Patrimonium des hl. Petrus hereinstürmte, war er in Venedig. Die Nachricht hievon erhielt er zu gleicher Zeit mit der meiner Gefangennahme.

Keinem andern Gefühle, als dem seiner Liebe für mich Rechnung tragend, eilte er herbei und erschien eines Tages plötzlich in meinem Zimmer während meiner ersten Gefangenschaft in der Engelsburg d. h. bevor ich zur Weiterbeförderung nach Civita Vecchia herausgelassen wurde. Seine Rückkunft in diesem Augenblicke war mir ebenso schmerzlich, als es mir unter andern Umständen Freude gemacht hätte ihn wiederzusehen und umarmen zu können.

Beim ersten Anblick war es mir unmöglich ihm meinen tiefen Schmerz und zugleich meine Freude und

Dankbarkeit darüber zu verbergen, daß er sich einzig und allein, um mir meine gegenwärtige Lage zu erleichtern, all den Gefahren und Widerwärtigkeiten der Revolution aussetzte, während er glücklicherweise für seine Person nichts zu fürchten hatte; denn da er schon seit mehreren Jahren abwesend war, konnte man ihn nicht einmal für einen Auswanderer ansehen. Die Aussicht, daß er sich durch seine Rückkehr allerlei Gefahren aussetzte, Gefahren, die dadurch, daß er der Bruder eines den Republikanern nicht allein verdächtigen sondern verhaßten Mannes war, nur größer wurden, ließen mich seinen Entschluß innig beklagen. Ich liebte ihn in der That mehr als mich selbst, und ich fühlte wie er mir den letzten Trost in meiner schlimmen Lage, nämlich ihn sicher zu wissen, entziehen würde. Dabei ahnte ich, wie neue Qualen durch die Gefahren, denen seine Liebe zu mir entgegenging, meine Leiden vermehren würden.

Andreas hat weder Mühe noch Sorgfalt während meiner ersten Haft gespart; er that es nicht weniger während meiner zweiten, und die Aufzählung aller seiner Bemühungen für mich, obgleich dieselben nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt wurden, wäre eine Unmöglichkeit.

24 oder 25 Tage, vielleicht einen Monat nach meiner neuerlichen Inhaftirung, erfreuten mich gleichzeitig mit meinem Bruder mit Bewilligung meines guten Commandanten, die Fürsten Chigi und Teano, meine Freunde, mit ihrem Besuche. Sie sagten, sie seien die Ueberbringer einer guten und einer traurigen Nachricht, und eröffneten mir, daß endlich meine Verbannung genehmigt sei — zwar nur nach Neapel und nicht nach Toskana, eben um meine Vereinigung mit dem Papste zu verhindern; — zu gleicher Zeit habe man aber beschlossen, mich auf einem Esel zwischen doppelten Reihen von Häschern durch die

Straßen der Stadt schleppen, und dabei mit ledernen Riemen peitschen zu lassen. Man miethe bereits die Fenster in den Straßen, durch die ich kommen sollte, und die Jacobiner und Weiber der Consuln machten sich ein besonderes Fest aus dem Anblick dieses Strafvollzuges.

Meine Freunde waren nicht wenig erstaunt über die Gleichgültigkeit, womit ich diese zweite Nachricht anhörte, die mir in der That wenig Kummer machte; — denn diese Behandlung betrachtete ich als eine große Ehre und als meinen großen Triumphzug; — dagegen betrübte mich die erstere aufs tiefste, da ich dadurch erfuhr nicht nach Toskana gehen zu können, um mich, wie ich so sehnlich wünschte, mit dem Papste zu vereinigen.

Dieser Beschluß war das Werk des römischen Consulats, dem der französische Höchstcommandirende meine Angelegenheit übertragen hatte. Ich berief mich laut auf die Unzulässigkeit der Gewalt des Consulates Angesichts eines gegen mich vom Direktorium erlassenen Dekretes. Dieses Dekret war mir in Civita Vecchia eröffnet worden, und ich berief mich auf dessen Kraft. In dieser Beziehung war der französische General, an den sich meine Freunde und mein Bruder wandten, unerbittlich. Die Bestimmung über den Ritt zu Esel durch die Stadt verwarf er aus eignem Antrieb seiner Menschlichkeit und nicht auf mein Ansuchen hin, dagegen bestätigte er den Beschluß bezüglich meiner Ausweisung in die Gegend von Neapel.

Alle meine Bitten waren umsonst, ebenso die Gesuche, die ich an den General richten ließ, worin ich ihm darzuthun suchte, daß der neapolitanische Hof keine Verbannten von Rom in seine Staaten aufnehmen würde; daß ich in Folge dessen Gefahr liefe, ja sogar überzeugt sei, eine dritte Inhaftirung in Terracina erdulden zu müssen, eine Inhaftirung, der jene in der Engels-

burg tausendmal vorzuziehen sei, sowohl wegen der Annehmlichkeiten, die ich mir da verschaffen könnte, als durch die Besuche meines Bruders, meiner Freunde und des freundlichen Commandanten. Alle Bemühungen waren vergeblich. Gegen Abend erhielt der Commandant durch den General den Befehl, alle jene Individuen, die auf dem ihm zugesandten Verzeichnisse aufgeschrieben seien, noch in der Nacht in der Richtung gegen Neapel fortzuschicken. Auf dieser Liste standen 23 Namen, die nach den Grundsätzen der Freiheit der damaligen republikanischen Zeit durcheinander eingetragen waren.

Die Namen, die auf dieser Liste standen, waren die von 18 Galeerensträflingen, von einem Laienbruder, von 2 Advokaten, von einem Angestellten der frühern Regierung, dessen Aufgabe die Inhaftirung verdächtiger oder überwiesener Verbrecher, besonders Staatsverbrecher, war, und der meinige, der unter Nr. 13 eingetragen war.

Die Abfahrt fand in der Morgendämmerung, ja noch etwas später statt. Die 18 Sträflinge wurden auf einen Karren geladen und die vier andern Personen in einen schlechten Wagen gesetzt, ich folgte in meiner eignen Kalesche. Der General hatte erlaubt, daß dieselbe zum Zweck dieser Reise aus meinen sequestrirten Meublen genommen würde. Begleitet von meinem theuren Bruder, von mehrern meiner Diener, die herbeigeeilt waren, um mir beizustehen, und sogar von dem Festungscommandanten, alle mit Thränen im Auge, verließ ich Rom gegen Ende April 1798 — den Tag selbst weiß ich nicht bestimmt. —

Eine starke Abtheilung französischer Soldaten begleitete den Carretto der Galeerensträflinge, der den Zug eröffnete, dann den Wagen der vier ehrlichen Leute und zuletzt meine Kalesche. Als wir langsamen Schrittes auf der schönen Straße von Albano fuhren, brachen plötzlich, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, die beiden Axen

meines guten Wagens. Ich mußte also, um die Reise fortsetzen zu können, in den Wagen der viere einsteigen. Mit mir und einem Diener, der mich begleitete, waren wir jetzt sechs.

In Albano führte man uns in einen Gasthof, wo wir gemeinschaftlich zu Mittag speisen durften. Ich war so glücklich dem Baron Gavotti, der dort wohnte, zu begegnen. Man gestattete ihm den Einlaß in das Zimmer, wo ich mit den Galeerensträflingen und den übrigen Personen war. Der Baron war mein Freund, und da ich wußte, daß er in Terracina ein Haus hatte, so erbat ich mir die Erlaubniß, dasselbe bewohnen zu dürfen, wenn ich die Genehmigung dazu bekäme; denn ich sah voraus, daß ich genöthigt sein würde, dort einige Zeit zu bleiben, da man mir den Eintritt in das Königreich Neapel verweigern werde. Am andern Morgen wurde die Reise nach Terracina fortgesetzt, aber statt der Eskadron französischer Kavallerie, die uns verließ, begleiteten uns ein ganzer Schwarm von Sbiren, so wie man sie für Galeerensträflinge braucht. Die Reise dauerte einen Tag und eine Nacht und am Morgen des darauffolgenden Tages langten wir in Terracina an.

Mit militärischer Bedeckung führte man uns vor den französischen Commandanten, dem der Hauptmann unserer Wache einen Brief des Höchstkommandirenden übergab; derselbe enthielt das Verzeichniß der 23 Verbannten und unser Urtheil, das in Bezug auf die Strafe geradeso wie jenes in Civita Vecchia abgefaßt war. Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung aus den römischen Staaten bei Todesstrafe im Falle der Rückkehr, sei es auf was immer für Weise und zu welcher Zeit.

Vor allem wollte ich den Eindruck beobachten, den der Anblick dieser Häscher und Galeerensträflinge und die Einsicht eines so trockenen Schreibens und einer Liste, die

unter 23 Verurtheilten nicht den geringsten Unterschied kannte, auf einen Offizier machen würde, der von Allem, was vorgefallen war, nichts wußte. Sobald er mit dem Lesen fertig war, bat ich ihn um die Gnade, mich allein anhören zu wollen, da ich ihm eine Mittheilung zu machen hätte. Ich bediente mich der französischen Sprache, was mir eine erste Empfehlung sein sollte. Ungeachtet der eigenthümlichen Umgebung, in der ich mich befand, und die ich eben beschrieben, führte er mich aus dem Zimmer, in dem er uns empfangen, in sein Schlafgemach.

Ich machte ihn mit meiner Stellung bekannt, und mit der der vier anständigen Personen sowie mit der der 18 Galeerensträflinge, und erzählte ihm meine frühern Erlebnisse. Ich sagte ihm weiter, wie ich überzeugt sei, daß man uns die Ueberschreitung der neapolitanischen Grenze — nur 1½ Stunde von Terracina entfernt — nicht gestatten werde, und bat ihn für diesen Fall uns nicht mit den 18 Galeerensträflingen auf gleiche Stufe zu stellen und während der Zeit unseres Aufenthaltes uns nicht in die Gefängnisse der Stadt zu legen; sondern bat ihn vielmehr, mit meiner Wache das Casino Gavotti bewohnen zu dürfen, meine vier Gefährten aber in ein Kloster unterzubringen.

Dieser Commandirende fühlte menschlich. Er tröstete mich über das vielfältige Unglück, das uns die Revolution gebracht habe, und versicherte mir, daß er meinen Worten vollen Glauben beimesse, indem sie allein ihn überzeugt hätten, da weder der Brief noch das Verzeichniß irgend welchen Aufschluß gebe. Er versprach die Erfüllung meiner Bitte für den Fall als ich in Terracina bleiben müßte; fügte jedoch hinzu, es werde dies nicht geschehen, da es Neapel nicht wagen werde den Verbannten der französischen Regierung eine Zufluchtsstätte zu versagen. Ich bedankte mich für so viel Gnade und nahm mir die Freiheit zu

bemerken, daß er sich in letzterer Beziehung täuschen dürfte und daß er, um sich zu überzeugen, einen Versuch machen könne; man solle die 18 Sträflinge an die Grenze schicken, während wir im Saale abwarteten, ob ihnen der Eingang ins Königreich gestattet würde oder nicht. Der Vorschlag gefiel ihm. Er behielt uns in seinem Zimmer, entließ die Sträflinge, die an der Grenze angelangt, nachdem man ihnen das eben erwähnte Urtheil verkündet hatte, in Freiheit gesetzt wurden.

Alsbald nahten die neapolitanischen Truppen von dem Grenzorte Portello, und zwangen sie mit dem Bajonette zur Umkehr. Diese, anstatt zurückzukommen und sich wieder einsperren zu lassen, flohen in die angrenzenden Gebirge und kehrten von da in die römischen Staaten zurück. Ihr weiteres Schicksal ist mir unbekannt.

Die französische Bedeckung, welche die Zurückweisung der Sträflinge von dem kgl. Gebiete mitangesehen hatte, machte dem Commandanten Meldung davon. Dieser hielt Wort, brachte meine Begleiter in ein Kloster und gestattete mir, das Casino Gavotti zu bewohnen, ohne Wache einzig auf mein Wort sich verlassend. Ich glaubte diese Gnade nicht annehmen zu sollen; denn ich fürchtete, daß die Revolutionspartei von Terracina mich fälschlich anklagen würde, Priester bei mir zu empfangen, und daß sie gegen die neue Regierung Ränke schmieden würde. Der französische Offizier gab daher nach und bewilligte mir die verlangte Wache.

Vergeblich stellte er dem commandirenden General die Unmöglichkeit ins Neapolitanische zu gelangen vor; vergeblich flehte ich durch meinen Bruder und meine Freunde um die Erlaubniß, noch einmal nach Rom zurückkehren zu dürfen und nach Toskana verbannt zu werden, da meine Auslieferung nach Neapel eine Unmöglichkeit zu sein scheine. Man wollte eben ein für allemal nicht,

daß ich das Land betrete, welches der hl. Vater bewohnte. Alle Bemühungen, die ich unaufhörlich in Rom anwandte, blieben fruchtlos. Um nun einer immerwährenden Gefangenschaft in Terracina zu entgehen, wo das schlechte Klima bereits seine Opfer verlangte, blieb nichts übrig als dem neapolitanischen Hofe einen Paß zu entlocken.

Anfänglich waren auch meine Schritte in dieser Beziehung erfolglos, ebenso die einer Persönlichkeit, die freien Zutritt bei der Königin hatte — so wichtig schien es in den Augen der kgl. Regierung keinem Verbannten aus Rom Einlaß zu gewähren. Endlich war mir eine Sinnesänderung des Ministers Acton förderlich. Der Cardinal Herzog von York, der seit dem Sturze der päpstlichen Regierung nach Neapel geflohen war, verwandte sich eifrigst für mich um einen Paß bei demselben. Dieser Minister, ein geborner Engländer, fühlte sich über alle Maßen geschmeichelt, daß der rechtmäßige König von Großbritanien von ihm eine Vergünstigung erwarte. Auf diese Weise erhielt ich einen Paß, mit der Bewilligung drei Tage in Neapel bleiben zu dürfen. Insgeheim hatte man aber dem Cardinal Herzog eröffnen lassen, daß ich nach Belieben dort bleiben könne. Nach einer dritten zweiundzwanzigtägigen Gefangenschaft in Terracina reiste ich Ende Mai dahin ab. Dem französischen Commandanten bin ich durch sein wohlwollendes Benehmen, worin er mit dem von der Engelsburg wahrhaft wetteiferte, zum größten Danke verpflichtet. In der That ließ es derselbe während meines unfreiwilligen Aufenthaltes in Terracina an zarten Rücksichten für mich nicht fehlen.

Bei meiner Ankunft in Neapel wurde ich mit außerordentlicher Güte vom Ministerium, vom König Ferdinand und insbesondere von der Königin aufgenommen. Ich konnte mir keinen angenehmeren Aufenthalt wünschen; einerseits das herrliche Klima, andererseits das Glück den

Cardinal Herzog und so viele befreundete Familien wiederzusehen, die alle in meiner Unterstützung wetteiferten; denn, wie gesagt, mein Vermögen war noch immer unter Sequester.

Deßungeachtet brannte ich vor Begierde nach Toskana in die Nähe des Papstes zu kommen. Die Ausführung dieser Idee war nicht leicht; einerseits mußte ich den Cardinal Herzog und die eben beschriebenen Annehmlichkeiten zurücklassen, und dann einen Paß vom Hofe erhalten. Es lag in der Politik der neapolitanischen Regierung, den neuen Papst in Neapel erwählen zu lassen; — die neue Papstwahl mußte bald stattfinden, denn Pius VI. war sehr alt und krank. Ueberdieß wollte der kgl. Hof, daß der zukünftige Papst seinen Wohnsitz in Neapel aufschlage. Dadurch hoffte man einen natürlichen Vertheidiger für den Staat und das Land gefunden zu haben. Der Hof hätte diese Anwesenheit benützt zur Begeisterung der Bevölkerung und im Falle eines französischen Einfalles zur Anfachung eines Religionskrieges.

Aus diesem Grunde widersetzte sich die Regierung der Abreise der Cardinäle und Prälaten aus Neapel, ja man suchte sogar diejenigen, die sich in das damals österreichische Gebiet von Venedig geflüchtet hatten, heranzuziehen, um das Conclave in Neapel zu Stande zu bringen. Unter diesen Umständen schien es für mich fast unmöglich einen Paß zu bekommen, um eine Stadt wieder verlassen zu können, in die ich nur durch dringendes Bitten Einlaß bekam. Der einzige wahrscheinliche und schickliche Beweggrund, den ich anführen konnte, war einen Ruf meines Onkels, des Cardinal Carandini, der nach Vicenza im Venetianischen geflüchtet war, vorzuschützen und die guten Leute zu überreden, daß mich dieser Greis als Gesellschafter in seiner Einsamkeit verlangt habe. Mit Hülfe dieses Vorwandes gelang es mir wirklich,

wenn auch mit großer Mühe, einen Paß zu bekommen, und nach einem Aufenthalte von beinahe 2 Monaten, schiffte ich mich Anfangs August 1798 ein.

Es herrschte gänzliche Windstille auf dem Meere, so daß die Reise bis Livorno 11 Tage dauerte. Mein Herz ward schmerzlich bewegt bei dem Anblick von Terracina und Civita Vecchia, diesen Orten, die so manche Erinnerungen in mir wachriefen. Besonders ergriffen war ich in Terracina, als ich im Wegfahren von der Revolution hörte, die in dieser Stadt gegen die neue republikanische Regierung versucht wurde und mit einer schrecklichen Plünderung endete. Mein braver Commandant war seiner Pflicht gemäß herbeigeeilt, um die Bewegung in ihrem Beginne zu ersticken, und wurde von einer Kugel durch die Stirne tödtlich getroffen. Ich hatte ihm viel zu verdanken und war durch diese Nachricht innig betrübt.

Nach unserer Ankunft in Livorno, es war am 25. oder 26. August, reiste ich sogleich nach Florenz. Mein erster und einziger Gedanke war natürlich der, wie ich mir die Möglichkeit, zum Papste zu gelangen, verschaffen könnte. Man mußte mit der größten Behutsamkeit und Umsicht zu Werke gehen, um das wachsame Auge des französischen Gewalthabers zu täuschen. Ich ließ deßwegen einige Tage ruhig vorübergehen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, was gewiß geschehen wäre, wenn ich diesen wichtigen Schritt gleich bei meiner Ankunft versucht hätte. Ich suchte auf irgend eine Weise eine stillschweigende Einwilligung vom toskanischen Minister zu erhalten, und bemühte mich überhaupt, mir denselben gewogen zu machen, in der Hoffnung dann später, wenn es möglich wäre, beim Papste bleiben zu können.

Dieser rohe und hartherzige Mann wies aber meine Bitte aufs rücksichtsloseste zurück. Es blieb mir daher nichts übrig als wie von ungefähr zu handeln — denn

den Papst mußte ich sehen, um ihm wenigstens meinen guten Willen zu beweisen. Ich wählte mir daher insgeheim Tag und Stunde, so ich am geeignetsten hielt, und machte mich nach der 3 Stunden von Florenz entfernten Karthause auf, wo der Papst gefangen war. Die Gefühle, die, oben auf dem Hügel angekommen, mein Herz erschütterten bei dem Gedanken, daß ich meinen Wohlthäter und Herrn, der so viel Güte für mich hatte, wiedersehen würde, und bei der Betrachtung des elenden Zustandes, in dem sich dieser Pius VI. befand, den ich auf dem Gipfel der Herrlichkeit gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. Jeder Schritt, der mich dem hl. Vater näher brachte, machte mein Herz mächtiger schlagen. Die Armuth und Einsamkeit der Gebäude, der Anblick von 2 oder 3 unglücklichen Menschen, die seinen Dienst ausmachten, preßten mir die Thränen aus den Augen. Endlich wurde ich ihm vorgestellt. O Gott, mein Herz wollte brechen ob der Macht der zusammenströmenden Gefühle!

Pius VI. saß vor seinem Tische. In dieser Stellung konnte man seine Schwäche nicht bemerken; er hatte, so zu sagen, den Gebrauch der Füße verloren und konnte nur mit Hülfe von zwei kräftigen Armen gehen.

Die Schönheit und Erhabenheit seines Gesichts hatten seit er Rom verlassen nicht gelitten; er flößte einem zugleich die tiefste Verehrung und die aufopferndste Liebe ein. Ich warf mich ihm zu Füßen, und benetzte sie mit meinen Thränen und erzählte ihm, was es mich gekostet, ihn wiederzusehen und wie sehr ich wünsche an seiner Seite zu bleiben, um ihm dienen, beistehen und sein Loos theilen zu können; ich schwur ihm, daß ich zur Erreichung dieses Zweckes kein Mittel unversucht lassen würde.

Ich übergehe hier die freundliche Aufnahme, die er mir zu Theil werden ließ und die Art, wie er meine Anhänglichkeit an seine geheiligte Person würdigte, ebenso

alles, was er mir über Rom, Neapel, Wien, Frankreich und über das Benehmen derjenigen, die er für seine treuesten und anhänglichsten Diener halten mußte, sagte. Hierauf versicherte mir der hl. Vater, wie er es geradezu für unmöglich halte, daß ich die Erlaubniß bei ihm zu bleiben, bekäme. Ich antwortete, daß ich alles aufbieten würde, um es durchzusetzen; worauf er mich nach einer stundenlangen Audienz entließ. Diese Stunde erfüllte mein Herz mit Trost, Schmerz und Verehrung und vermehrte, so weit dies möglich war, meine ehrerbietige Liebe.

Bei meiner Rückkunft nach Florenz sprach ich mit Niemand von dieser Zusammenkunft und, um allen Verdacht abzulenken, suchte ich die Erlaubniß nach zum Besuche der Familie Patrizi, die von Rom angekommen war, nach Sienna gehen zu dürfen. Ich erhielt diese Bewilligung nur für 14 Tage. Dies war mir eine traurige Vorbedeutung für meine Pläne in Florenz, Pläne, die ich jetzt ins Leben setzen wollte. Sobald die 14tägige Frist abgelaufen war, befahl mir der großherzogliche Commissär, Sienna zu verlassen, und ich schied mit Wehmuth von einer Familie, die ich aufrichtig liebte.

Es vergingen mehrere Tage, während deren ich in Florenz alles versuchte, vorstellte und wagte, auf direktem und indirektem Wege, um zu erreichen, was ich mit so heißer Begierde wünschte. Da begehrte der französische Gewalthaber vom großherzoglichen Minister ausdrücklich meine sofortige Entfernung. Meine Bemühungen waren vergeblich und meine Hoffnung schwand. Ich mußte Florenz verlassen und nach Venedig gehen, wie ich mir im Falle, daß mein Aufenthalt bei Pius VI. nicht genehmigt würde, vorgenommen hatte.

Alles was ich insgeheim und nicht ohne einige Gefahr thun konnte, war noch ein zweites Mal nach der Karthause zu gehen, um dem Papste meine vergeblichen Bemühungen

mitzutheilen, ihm noch einmal den Fuß zu küssen und seinen letzten Segen zu empfangen. Ich wurde mit derselben rührenden Güte aufgenommen. Es schmerzte ihn einigermaßen zu erfahren, daß mir mein Vorhaben nicht gelungen, aber er war nicht erstaunt darüber. Während der ganzen Stunde der Audienz überhäufte er mich mit seiner Huld und Gnade, und gab mir manch heilsamen Rath in Bezug auf christliche Ergebenheit, kluges Betragen und wahren Muth, wovon sein Leben, sein Schalten und Walten mir das beste Beispiel lieferten. Ich fand ihn ebenso groß, ja noch viel größer als dazumal, wo er in Rom herrschte. Als er mir den Auftrag gab, in seinem Namen seinen Neffen, den Herzog von Braschi, zu grüßen, der jetzt Venedig bewohnte, und den man ihm zu seinem großen Kummer kurzvorher aus eben dieser Karthause entrissen hatte, schwur ich zu seinen Füßen, daß ich es überall, zu allen Zeiten und zu jeder Gelegenheit als eine heilige Pflicht betrachten würde, seiner Familie in solcher Weise anhänglich zu sein, daß ich ihr seine Person selbst ersetzte. Dieser Ausdruck entschlüpfte mir damals in meiner Begeisterung, ich schmeichle mir indessen bei allen Gelegenheiten, wo es mir möglich war, dies mein Wort nach Kräften gehalten zu haben.

Pius VI. dankte mit einer Güte und Würde, die wohl unerreichbar sein dürften. Ich bat um seinen Segen. Er legte die Hand auf mein Haupt, und wie der ehrwürdigste der alten Patriarchen, erhob er die Augen gen Himmel, betete zum Herrn und segnete mich mit einer so Gott ergebenen, so erhabenen, so heiligen und so liebevollen Haltung, daß die Erinnerung daran mit unauslöschlichen Buchstaben bis an das Ende meiner Tage in meinem Herzen eingegraben bleiben wird.

Mit Thränen in den Augen verließ ich ihn. Ich war außer mir vor Schmerz; und doch fühlte ich mich

durch die unaussprechliche Ruhe meines Souverain und durch die Heiterkeit, die auf seinem Gesichte ausgeprägt war, gekräftigt und ermuthigt. Es war der Ausdruck der Größe des wahrhaft guten Mannes, der dem Unglück preisgegeben ist. Nach meiner Rückkehr reiste ich innerhalb 24 Stunden von Florenz ab. —

Ende September 1798 langte ich in Venedig an. Nach einigen Tagen besuchte ich meinen Onkel, den Cardinal Carandini, in Vicenza und erfüllte so eine Pflicht der Verwandtschaft. Fast den ganzen Monat Oktober mit Ausnahme von 5 oder 6 Tagen, die ich meinen Freunden in Verona widmete, blieb ich dort, und kehrte Ende desselben Monats nach Venedig zurück, wo mich gute Freunde in meiner äußersten Noth unterstützten. Denn die revolutionäre Regierung hatte mein Vermögen eingezogen, unter dem Vorwande ich sei ausgewandert.

Auf die Vorstellungen meiner Bevollmächtigten über die Unrichtigkeit dieser Behauptung erließen die Consuln zwei Entschließungen.

Durch die erste wurden mir meine Güter zurückgegeben, weil ich nicht ausgewandert sei; durch die zweite wurden dieselben von Neuem eingezogen, weil sie einem Feinde der römischen Republik angehörten. Obgleich ich für meinen theuern Bruder wegen seines gefährlichen Aufenthaltes in Rom, das er nicht verlassen durfte, in steter Angst schwebte, so blieb ich doch ruhig in Venedig, wo die Nachricht von dem Hinscheiden des Papstes bald bekannt wurde. Er starb am 29. August 1799 in Valence in Frankreich, wohin ihn das Direktorium seiner großen Schwäche und vielen Leiden ungeachtet hatte schleppen lassen. Pius VI. konnte nicht mehr gehen und sein Körper war nur Eine Wunde. Selbstverständlich waren bei dieser Nachricht zunächst alle Gedanken auf die Feier des Conclave zur Wahl eines Nachfolgers gerichtet. Der

Cardinal Dekan wohnte nebst mehreren andern Cardinälen in Venedig; selbst die, welche sich auf dem Festlande der Republik aufhielten, eilten sogleich herbei, sowie auch jene, die in den Nachbarländern weilten. Sobald die gesetzliche Mehrzahl beisammen war, beschäftigten sich die Versammelten mit der Ernennung eines Sekretärs des Conclave, weil der Prälat, der diese Stelle kraft seines Amtes als Sekretär des Consistoriums bekleidete, nicht in Venedig sondern in Rom war. Uebrigens walteten bezüglich seiner solche persönliche Verhältnisse ob, daß es sowohl den Cardinälen unmöglich war, ihn zurückzurufen, als ihm selbst sich zu stellen. Die Träger der höchsten Würden unter den in Venedig anwesenden Prälaten bewarben sich um diesen beneidenswerthen Posten. Insbesondere wurde einer dieser Herrn für diesen Posten von einem sehr einflußreichen Cardinale mit warmem Eifer begünstigt und in Vorschlag gebracht. Dieser Cardinal hatte stets viel Güte für mich und ging in seiner Liebenswürdigkeit so weit, mich zuerst zu fragen, ob ich die Absicht hätte mich auf die Liste zu setzen, in welchem Falle er auf seinen Günstling verzichten zu wollen erklärte. Da mir einerseits alle Aemter, mit denen eine bestimmte Verantwortlichkeit verknüpft ist, zuwider sind; und da ich andererseits nach den Vorrechten und Begünstigungen, die man durch diese Stelle bei dem neuen Papste oder bei denjenigen Cardinälen, welche die zunächst meisten Stimmen bekamen, zu erlangen hoffte, nicht lüstern war, so war mir meine Haltung keinen Augenblick zweifelhaft, und ich versicherte dem Cardinale, daß ich auf keinerlei Weise nach dieser Stelle streben würde.

Die Cardinäle vereinbarten eine Generalversammlung, sämmtliche Bewerber drängten sich heran, ganz besonders aber derjenige, der seine Candidatur auf eigne Verdienste und auf die Fürsprache des Cardinals, dessen Günstling

er war, stützte. Thatsache ist, daß ich mit Ausnahme von 4 oder 5 Stimmen, die jener erhielt, einstimmig gewählt wurde.

Ich war durch dieses unvorhergesehene Ereigniß sehr unangenehm berührt, denn ich befürchtete, man möchte meine Nicht-Bewerbung anderen Ursachen zuschreiben. Deßhalb rechtfertigte ich mich hierüber in meinem Danksagungsschreiben an die Cardinäle; übernahm aber dann sofort, allerdings nicht mit besonderer Freude, die mir übertragenen Geschäfte. Meine erste Aufgabe war, die Briefe aufzusetzen, welche den regierenden Häusern den Tod des Papstes anzeigen und die abwesenden Cardinäle ins Conclave einberufen sollten. Ich hatte zwar besondere Studien über die lateinische Literatur gemacht, empfand aber nichtsdestoweniger eine gewisse Angst, da ich fürchtete, die Sache nicht mit Ehren durchführen zu können; denn seit langer Zeit war ich dieser Sprache entwöhnt und die Urkunden, die mir in der Rota unter die Augen kamen, waren zwar hie und da in sehr elegantem Latein, manchmal aber auch höchst barbarisch geschrieben. Ueberdieß vermehrten die außerordentlichen Verhältnisse dieses Conclave die Schwierigkeiten nicht wenig. Bei den vorhergehenden Conclaven genügte eine einfache Mittheilung an sämmtliche Höfe über den Tod des Papstes mit einigen passenden Lobeserhebungen über denselben, und es paßte eine für alle. Es war also eigentlich nur ein kurzes Rundschreiben. Diesmal war die Sachlage eine ganz andere. Der König von Neapel hatte nach der Kapitulation, die er mit den Franzosen abgeschlossen, Rom und den Kirchenstaat bis Terracina eingenommen. Seinerseits hatte sich der deutsche Kaiser des Restes, von Rom an bis Pesaro, bemächtigt. Auch die drei Legationen, die dem hl. Stuhle durch den Vertrag von Tolentino entrissen worden, hielt er besetzt. Sobald der König von Spanien den Tod Pius VI.

erfahren hatte, erlaubte er sich sehr ernste Neuerungen, die das päpstliche Ansehen beeinträchtigten. Das Conclave selbst aber wurde auf fremdem Gebiete abgehalten; denn in Venedig regierte der Kaiser von Oesterreich. Aehnliches könnte man von verschiedenen andern Höfen anführen, deren jetzige Beziehungen mit dem hl. Stuhle von den frühern wesentlich verschieden waren.

Bei dieser Sachlage konnte man nicht an alle denselben Brief schreiben, sondern mußte jedem etwas anfügen, das auf seine besondern Verhältnisse zum römischen Stuhle hinwies.

Dieser Gedanke erschreckte mich und im gerechten Mangel an Selbstvertrauen verlangte mich nach irgend einer Aushülfe. Man bezeichnete mir einen braven Exjesuiten in Venedig als tüchtigen Gehülfen. Ich eilte mit meinem Anliegen zum ihm, aber die Verlegenheit, in die er bei genauer Betrachtung der Sache kam, erschreckte mich ein wenig. Nichtsdestoweniger beschlossen wir bei anbrechender Nacht uns zu treffen und in zwei verschiedenen Zimmern den Versuch anzustellen, wer weniger schlecht durchkäme. Wir begannen mit dem leichtesten Briefe, nämlich mit dem, der die abwesenden Cardinäle ins Conclave einberufen sollte. Nachdem ich damit fertig war, ging ich in das Zimmer des Jesuiten, um ihm denselben vorzulegen. Er hatte noch kaum einige höchst mittelmäßige Phrasen entworfen und war ganz gebrochen im Hinblick auf die viel größere Schwierigkeit des Haupttheiles der Arbeit — der Briefe an die Souveraine — und erklärte sich für unfähig, mir in einer Sache zu dienen, die er nie betrieben habe. In dieser verzweifelten Hülflosigkeit und gedrängt durch die Zeit, — denn die Absendung der Depeschen an die Souveraine litt keinen Aufschub, — mußte ich mich meiner Angst ungeachtet entschließen, alles selbst zu machen. Ich saß zwei Tage und eine Nacht am

Schreibtische und vollendete die Aufgabe, welche das Glück hatte, dem Cardinal Dekan und den hervorragendsten Cardinälen, die Einsicht davon nahmen, zu gefallen. Die Expedition wurde sofort angeordnet.

Eine andere wichtige Beschäftigung bestand in der Einrichtung des Locals für die Bedürfnisse des Conclave. Wir waren alle sammt und sonders Neulinge, und alles fehlte. Auf mir lasteten die Sorgen, Plagen und die Verantwortlichkeit. Bei der Bildung des Conclave im Kloster St. Georg, das zu diesem Zwecke beliebt wurde, mußte ich auf jede Kleinigkeit und auf alles, was das hl. Collegium während der ganzen Zeitdauer desselben allenfalls bedürfte, Acht haben. Die Aufzählung dieser Arbeiten wäre langweilig und beschwerlich: genug, wenn ich sage, daß sie mir zahllose Mühe, Plage und Sorge machten.

Das Conclave wurde am Feste des heil. Andreas, am 30. November, mit dem feierlichen Einzug der Cardinäle eröffnet. Ich hatte nur einen Schreiber als Gehülfen. Gegen das Herkommen bei früheren Conclaven verzichtete ich auf die herkömmlichen Diäten, welche dem Sekretär des Conclave und seinen Schreibern zu ihrer Erhaltung gebühren. Ich sorgte für mich und bezahlte den Copisten aus eignen Mitteln. Eine theilnehmende Person, der die Sequestration meiner Güter bekannt war, unterstützte mich hiebei.

Ich allein verwaltete die Verwendung von 24 tausend römischen Thalern, welche der Hof von Wien, damals im Besitze von mehr als 2 Drittheilen des Kirchenstaates, dem hl. Stuhle, der seines Erbgutes und seiner Einkünfte beraubt war, zur Verfügung gestellt hatte. Am Schlusse der Verhandlungen legte ich genaue Rechnung über diese Summe, lehnte aber die Annahme des Geschenkes ab, das für diejenigen bestimmt ist, welche gleich mir auf die monatlichen Bezüge verzichten.

Während der ganzen Dauer des Konclave, also während 3 1/2 Monat, war ich sehr in Anspruch genommen einestheils durch die Geschäfte als Sekretär des Conclave — unter solchen Umständen Geschäfte der zartesten Art, wie ich in einer andern Schrift gezeigt habe — anderntheils in meiner Eigenschaft als erster Kammerherr (maestro di camera), weil die Besorgung aller materiellen Bedürfnisse auf mir ruhte. Ich war auf meiner Hut mich in nichts, was nicht meines Amtes war, einzumischen, und insbesondere mich keiner persönlichen Parteirichtung hinzugeben. Niemals besuchte ich einen Cardinal außer in geschäftlichen Angelegenheiten meines Amtes, mit Ausnahme des Cardinal Dekan, des Cardinal Herzog von York, denen ich schon von früher her durch so manche freundschaftliche Bande nahe stand, und meines Onkels, des Cardinal Carandini, sowie der 3 Cardinäle, welche die Hausordnung leiteten, und welche sich bekanntermaßen der Reihe nach ablösen. Kein Cardinal kann sagen, daß ich innerhalb dieser drei und einem halben Monate mit ihm gesprochen hätte, oder durch einen dritten zu meinen Gunsten hätte Schritte thun lassen, sei es auf direkte oder indirekte Weise.

Die Ereignisse gelegentlich der Briefe, durch welche die Wahl des neuen Papstes an die regierenden Fürsten mitgetheilt werden sollte, mögen den Beweis liefern, wie ich mich fern hielt von allem, was nicht meines Amtes war, oder als nothwendige Folge des Conclave mit den kommenden Ereignissen in einer gewissen gegenseitigen Beziehung stand. Als sich dasselbe dem Schlusse nahte und man das Resultat auf die eine oder andere Art voraussehen konnte, machte mich ein Cardinal aufmerksam auf die Vorbereitung der Depeschen, die, wie bekannt, am Tage der Wahl selbst an ihre Adressen abgehen müssen, bedacht zu sein. Ich erwiderte ihm, daß mir in

meiner Eigenschaft als Sekretär des Conclave von dem Augenblicke der Papstwahl an alle Dinge fremd bleiben müßten; daß ich mich mit diesen Briefen nicht befassen würde, um nicht den Anschein zu haben, als suchte ich mich bei dem neuen Papste einzuschmeicheln oder mir Verdienste für seine Person zu erwerben, und daß diese Briefe von demjenigen, den der Papst damit betrauen würde, verfaßt werden würden. Kein Zureden vermochte meinen Entschluß zu ändern.

Endlich nach 3 1/2 Monat vereinigten die wahlberechtigten Cardinäle ihre Stimmen auf den Cardinal Chiaramonti, dem sie am Abend des 13. März die Hand küßten, um ihn in der Wahlversammlung des nächsten Tages förmlich auszurufen.

Nachdem der feierliche Handkuß vorbei war, mußte man sofort auf die Mittheilungsbriefe bedacht sein, die alter Sitte gemäß sogleich angefertigt werden, um sie des andern Tags durch verschiedene Couriere, als Ueberbringer der Neuigkeit, daß der Kirche ein Papst verliehen sei, absenden zu können. Zu ihrer Abfassung schlug ein Cardinal einen Conclavisten vor, den er für den geschicktesten dazu hielt. Dieser Conclavist entwarf zwei Briefe und unterbreitete sie dem neuen Papst sowie dem Cardinal Dekan. Sie mißfielen ihnen so, daß sie mich sofort rufen ließen, und beide baten mich — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — aufs angelegentlichste mich dieser Arbeit sofort zu unterziehen.

Die Todesanzeigen über das Ableben Pius VI. waren nicht leicht abzufassen; aus denselben Gründen boten die gegenwärtigen Briefe noch viel größere Schwierigkeiten dar. Der Papst mußte an mehrere Souveraine schreiben; die einen hatten sich seiner Staaten bemächtigt, die andern waren in weniger guten Beziehungen zum hl. Stuhle. Selbstverständlich mußte man bei dieser Angelegenheit

mit großer Vorsicht und Gemessenheit zu Werke gehen. Gott sei Dank, die Arbeit dieser Nacht, die mir eine große geistige Anstrengung kostete, mißfiel demjenigen, der sie mir auferlegt hatte, nicht. Gleich nach der Wahl wurden die Briefe abgesandt, sie fand aber am Morgen des 14. März statt.

Der mit Einstimmigkeit zum neuen Papste erwählte Cardinal Chiaramonti nahm den Namen Pius VII. an zur Erinnerung an seinen hohen Gönner und Wohlthäter Pius VI., dem er an Ruhm gleichzukommen von der Vorsehung bestimmt war.

An demselben Nachmittage begab sich der neue Papst in die Kirche, um die Huldigung des hl. Collegium zu empfangen. Nach beendeter Ceremonie, ungeduldig durch die That zu beweisen, daß ich mich nach Schluß des Conclave meiner Stelle für enthoben betrachtete, machte ich in weniger als einer halben Stunde meine Abschiedsbesuche bei allen Cardinälen, die über meinen plötzlichen Entschluß sehr verwundert waren, und dann beim heiligen Vater, der die Gnade hatte mir sein Erstaunen, und aus Rücksicht, sein großes Mißfallen zu bezeugen. Ich entgegnete: daß mit beendetem Conclave auch meine Geschäfte als Sekretär desselben beendet seien; daß ich keinen Grund hätte länger zu bleiben, und daß ich Seine Heiligkeit um die Erlaubniß bäte, mich in meine Wohnung in Venedig zurückziehen zu dürfen, um einige Tage der Ruhe zu genießen.

Der Papst, dem seine natürliche Liebenswürdigkeit ein bestimmtes „Nein" auszusprechen nicht gestattete, war in so wenigen Stunden noch nicht ans Befehlen gewöhnt. Fast betäubt durch die Erlebnisse des Tages blieb er bei meiner Bitte wie versteinert. Endlich gab er nach, erlaubte mir abzureisen und versicherte mich seiner vollsten Zufriedenheit über die Art, wie ich meine Geschäfte ausgeführt

hätte. Ich begab mich sogleich nach Hause und betrat das Conclave die 4 oder 5 folgenden Tage mit keinem Fuße.

Nach Verlauf dieser Tage erhielt ich eines Morgens vom Papst den Befehl, sofort nach der Insel St. Georg zu kommen. Ich konnte mir die Ursache dieses Auftrages vom hl. Vater nicht denken, und glaubte es handle sich um Erläuterung irgend eines Geschäftes, das während des Conclave durch meine Hände gegangen war. Wie groß war mein Erstaunen, als mir der Papst, nachdem ich ihm den Fuß geküßt, eröffnete, daß er mir eine Sache von höchster Wichtigkeit anzuvertrauen habe; er habe eben mit dem Cardinal Herzan, Gesandten des Kaisers, einen heftigen Wortwechsel gehabt; dieser Cardinal dränge ihn, den Cardinal Flangini zum Staatssekretär zu ernennen, was er, Pius VII., aus guten Gründen unter keiner Bedingung thun wolle; er habe aber in Anbetracht des kaiserlichen Bodens Venedig, wo das Conclave stattgefunden, und in der Hoffnung vom Kaiser die Domainen des hl. Stuhles, die seine Truppen besetzt hielten, zurückzuerhalten, eine barsche abschlägige Antwort nicht geben wollen; daß er also den natürlichsten Ausweg einschlagend erklärt habe, wie er ohne Staaten auch keinen Staatssekretär ernennen könne. Der Cardinal Herzan, fuhr der Papst fort, habe erwidert, es sei nicht möglich, daß sich das Oberhaupt der Kirche aller Hilfe entbehre; da habe er, Papst, erklärt, daß er einstweilen den Prälat-Sekretär des Conclave, der diese Geschäfte bisher besorgte, behalten und zum Vice-Staatssekretär ernennen würde, und sich je nach den Ereignissen freie Hand vorbehalte.

Der Papst schloß mit der Bemerkung, daß er mir noch am selben Tage mein Dekret als Vice-Staatssekretär werde zusenden lassen und zwar durch die Vermittlung

des Cardinal Braschi gemäß des Herkommens, welches bestimmt, daß der Neffe des verstorbenen Papstes in Ermangelung eines Staatssekretärs die ersten Ernennungen des neuen Papstes expedire.

Es ist mir nicht möglich, den Schmerz und die Angst zu beschreiben, die sich meiner bemächtigten bei einer Neuigkeit, die so manchem Gegenstand der lebhaftesten Freude gewesen wäre. Ich dankte dem Papste für die Beweise einer so großen Güte und eines Vertrauens, das ich nicht verdiente, aufs verbindlichste, und beschwor ihn inständigst, diese Idee aufzugeben und irgend einen andern Prälaten, weil er damals keinen Cardinal wollte, zu ernennen. Nachdem ich einsah, daß ich auf diese Art nicht zum Ziele käme, gestand ich ihm meine stete und tiefe Abneigung gegen jedes Amt, das derartige Verantwortlichkeiten nach sich ziehe, und insbesondere gegen ein Amt, das mir die Last so hochwichtiger Angelegenheiten aufbürde. Ich bewies ihm, daß durch die Unsicherheit und Schüchternheit meines Charakters in Folge meiner Angst vor Verantwortlichkeit die Geschäfte in Verwirrung gerathen würden. Als ich endlich sah, daß alles vergeblich war, wurde ich beinahe unhöflich oder verletzte doch wenigstens die zarteren Rücksichten (désobligeance). Ich gestand ihm offen, daß ich nicht nach der Cardinalswürde, die mir eine so hohe Stelle bald bringen würde, begehrte; daß mir übrigens der Purpur, wenn ich je einen solchen Ehrgeiz nährte, durch die Stelle als Auditor der Rota mit der seinerzeitigen Dekanatswürde sicher sei, ohne daß ich andere Schritte zu machen nöthig hätte; daß ich in meinem Alter — ich war damals 43 Jahre alt — die 8 oder 10 Jahre, bis ich Dekan würde, wohl abwarten könne, da ich mit 50 oder 52 Jahren immer noch sehr früh zum Cardinalshute gelangt sein würde. Ich erwähnte sogar meiner Leidenschaft für die Reisen, eine Leidenschaft, die

ich als Auditor der Rota, während der langen Ferien von 10 Jahren, befriedigen könnte.

Als ich alles überdachte, was ich dem heiligen Vater gesagt, sah ich wohl ein, daß ich die erlaubten Grenzen überschritten hatte. Aber ich war in dieser Beziehung blind, und hörte keine andere Stimme und keinen andern Rath, als den meiner innersten Abneigung gegen dieses Amt. Es schien mir alles erlaubt, um dasselbe von mir wegzuwälzen.

Allein der Papst blieb unerbittlich und erklärte aufs bestimmteste, daß er seinen Entschluß Angesichts der Unterredung mit dem Cardinal Herzan nicht ändern könne, weil bei keinem andern Prälaten jener natürliche und gerechte Vorwand wie bei mir obwalte; von mir könne man mit Glaubwürdigkeit und Wahrheit sagen, daß ich alle Geschäfte in Händen hatte.

Er gestand mir in Worten, die ihm nur seine Güte und nicht meine Verdienste eingaben, daß ihn gerade jener Widerwille, den ich ihm entdeckte, in der Absicht mich an seiner Seite zu behalten, bestärke, und schloß mit der Versicherung, daß von meiner Annahme seine Beruhigung in dieser ersten und schwierigen Verhandlung abhinge, indem ich ihn von einer an schweren Folgen reichen Intrigue befreie.

Es wäre grausam gewesen, Beweggründen von solcher Art noch länger zu widerstehen. Ich warf mich dem hl. Vater zu Füßen und bat ihn mir eine Abneigung zu vergeben, die ihren Ursprung in einer eigenthümlichen Anschauungsweise und nicht in einem Mangel an Dankbarkeit oder Unlust ihm zu dienen habe, und beschränkte mich auf die Bitte mir wenigstens nicht den Titel Vice-Sekretär des Staates zu verleihen. Der heilige Vater erwiderte: „Aber welchen Titel können Wir ihnen geben? Wie werden Wir sie nennen?“

Vice-Sekretär seiner Heiligkeit, entgegnete ich.

Pius VII. war es zufrieden und entließ mich nach einer liebevollen Umarmung. Ich eilte augenblicklich zum Cardinal Braschi und bat ihn, falls sich der Papst bei seiner Rücksprache mit ihm nicht mehr daran erinnern sollte, es seinerseits nicht zu vergessen und darauf zu bestehen, daß mir in dem Dekrete der erbetene Titel gegeben würde. Auf diese Weise wurde die Sache geordnet.

So gelangte ich zur Stelle eines Staatssekretärs, woran ich für meine Person nie dachte, um so weniger als ich niemals in näheren Beziehungen zu dem Cardinal Chiaramonti stand. Er lebte immer in seiner bischöflichen Residenz und ich sah ihn nur einmal in Rom. Während der Dauer des Conclave besuchte ich ihn nur einmal und zwar während der 3 Tage, wo er an der Spitze der Hausordnung stand. Ich hatte die Gewohnheit alle jene, welche diese Stelle bekleideten, zu besuchen, wie ich oben bemerkte.

Solange ich als Prälat die Sekretärsstelle versah, unterzeichnete ich nie anders als „Herkules Consalvi, Auditor der Rota und Vice-Sekretär Sr. Heiligkeit", aber jedermann betitelte mich Vice-Staatssekretär, ohne daß ich jemand davon hätte abbringen können.

Am 18. oder 20. März trat ich mein neues Amt an. Es ist hier nicht der Ort meine Handlungen als Minister aufzuzählen; dies soll der Gegenstand einer eignen Schrift werden, wenn ich Muse dazu habe. Gegenwärtig handelt es sich nur um die Memoiren meines Privatlebens, wie es schon der Titel angibt.

Noch am selben Tage bezog ich die päpstliche Wohnung auf der Insel St. Georg, und blieb daselbst bis zur Abreise seiner Heiligkeit nach Rom, das heißt während des Zeitraumes von 2 Monaten, wenn ich nicht irre; genau weiß ich es nicht mehr.

Endlich schlug die Stunde zur Abreise. Der Hof in Wien hatte für die dringenden und vielen Gesuche des Papstes kein Gehör. Derselbe verlangte vom Kaiser in offiziellen Schreiben und eigenhändigen vertraulichen Briefen die Zurückgabe der 3 Legationen, die die Franzosen dem heiligen Stuhle entrissen hatten, und die unlängst durch die österreichischen Truppen besetzt wurden. Die kaiserliche Hofkanzlei zitterte bei dem Gedanken, den Papst seine frühern Staaten durchreisen zu sehen; denn sie war der festen Meinung, das Volk würde den Papst als seinen rechtmäßigen Herrscher anerkennen und ausrufen. Sie ergriff daher einen Ausweg, der die ganze Stadt in Erstaunen setzte, nämlich den, Pius VII. zu verpflichten, die Reise zu Meer zu machen, und sich in Venedig einzuschiffen, um in Pesaro, der ersten Stadt außerhalb der Legationen, ans Land steigen zu können. Man miethete die einzige damals im Arsenale vorhandene Fregatte; sie hieß „la Bellone“ und Se. Heiligkeit sah sich ungeachtet der Unannehmlichkeit und Außergewöhnlichkeit der Reise und bei dem Abgang aller gebräuchlichen Vorsichtsmaßregeln genöthigt, sich Zufällen, die außer jeder menschlichen Berechnung lagen, preiszugeben. Ende Mai glaube ich, wurden die Anker gelichtet.

In der Begleitung des Papstes waren die vier Cardinäle Braschi, Doria, Borgia und Pignatelli, die er sich ausgewählt, dann die Prälaten seines unmittelbaren Dienstes, nämlich ich, der erste Kammerherr, Msgr. Caracciolo, und sein Sekretär der Memorialen, Msgr. Scotti. Beide wurden später Cardinäle.

Die Seefahrt war mühevoll und beschwerlich, das Schiff schlecht, die Seeleute in Rücksicht auf Zahl und Geschicklichkeit ungenügend; dazu kam das wirklich unüberwindliche Hinderniß des schlechten Windes, so daß wir uns genöthigt sahen in Portofino, dem entgegengesetzten

Ufer von Istri, anzulanden. Wir blieben zwei Nächte und einen Tag daselbst in der Erwartung der guten Winde. Endlich nach 11 tägiger Fahrt, warf die Bellone Anker vor Pesaro, wo man uns mittelst kleiner Boote ans Land setzte, da das Schiff selbst nicht ans Ufer heranfahren konnte.

Der Einzug Pius VII. in Pesaro, Sinigaglia, Ancona, Loretto, Macerata, Tolentino und Foligno war ein beständiger Triumphzug. In Foligno übergab der Marquis Ghislieri als Gesandter des deutschen Kaisers dem Papste den Kirchenstaat, der von Pesaro bis Rom von den Kaiserlichen besetzt war. Ich setzte die Unterthanen des Papstes von diesem Ereigniß durch einen Erlaß, den ich drucken und verbreiten ließ, sogleich in Kenntniß. Von da wurde die Reise nach der Hauptstadt der Christenheit, welche der König von Neapel einige Tage vorher nebst dem Reste des Landes bis Termine übergeben hatte, fortgesetzt. Die Fahrt von Foligno nach Rom und der Einzug in die Stadt waren zwei neue Triumphzüge. Zahlreiche neapolitanische Truppen waren dem Papste bis auf die Entfernung von 10 Meilen zum Geleite entgegengeschickt worden, und begleiteten ihn bis zum Quirinal. Das Volk kam ihm bis einige Meilen vor die Stadt entgegen und der Adel sammt den Patriziern hatten sich auf 2 herrlichen Antritten zu beiden Seiten des Triumpfbogens, den sie auf ihre Kosten hatten aufrichten lassen, aufgestellt.

Der Papst saß im ersten Wagen, vor ihm die Cardinäle Braschi und Doria, mit denen er die Reise von Pesaro aus machte. Die beiden andern Kirchenfürsten, welche die Reise mit uns machten, waren dem Cortège vorausgeeilt.

Ich fuhr mit den drei Prälaten, dem Sekretär der Memorialen, dem Majordomus und dem ersten Kammerherrn im zweiten Wagen. Meine Stellung als Pro-

Sekretär des Staates, machte mich nach dem Papste zum besondern Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ich konnte mich nicht enthalten, über die Unbeständigkeit aller menschlichen Schicksale nachzudenken, wenn ich betrachtete, wie ich jetzt in dieselbe Stadt zurückkehrte, die ich vor kaum mehr als 2 Jahren in der Gesellschaft von 18 Galeerensträflingen verlassen hatte, nachdem man mich vorher auf einem Esel durch die Straßen reiten und mit Ruthenhieben durch die Henkersknechte der Consulen hatte peitschen lassen wollen. Wie wahr ist des Dichters Wort:

> Tu quamcumque Deus tibi fortunaverit horam
> Grata sume manu.

Ehe sich Se. Heiligkeit auf den Quirinal begab, ging er in der Umgebung seiner ganzen Begleitung in den Dom des Fürsten der Apostel und betete. Sobald Pius VII. im Palaste von Monte Cavallo angekommen war, gewährte er dem commandirenden General und allen Offizieren der neapolitanischen Armee und dem römischen Senate eine Audienz. Ich zog mich in mein Haus zurück, da ich nicht im Palaste wohnen wollte. Meine Stellung sah ich als eine provisorische an, die ich demgemäß an den Cardinal, der zum Staatssekretär ernannt werden würde, abzutreten hätte, und ich sehnte mich aus ganzem Herzen nach diesem Augenblicke. Ich hatte täglich eine Audienz beim Papste, oft ließ er mich außerordentlicher Weise rufen in Geschäftsangelegenheiten, die nie ausgingen. Meinerseits mußte ich den untergeordneten Beamten und Leuten aller Stände Audienz geben. So sah ich bald die Nothwendigkeit im Palaste zu wohnen ein, und mußte mich auch im Auftrage des Papstes nach 7 Tagen dahin verfügen. Nichtsdestoweniger behielt ich meine Privatwohnung, wohin zurückkehren zu dürfen, mein sehnlichster Wunsch war.

Seit dem Einzuge des Papstes in Rom — am 3. Juli 1800 — bis zum 11. August, also 40 Tage lang, blieb ich in meiner Stellung. Ungefähr 14 Tage vorher eröffnete mir der Papst ganz unerwartet am Ende der gewöhnlichen Audienz, daß es nicht thunlich sei, die Stelle eines Staatssekretärs einem gewöhnlichen Prälaten zu lassen, da dieser den Cardinälen untergeordnet sei, denen jener doch in Folge seines Amtes häufig Befehle zu ertheilen habe. Der heilige Vater fügte hinzu: „Da wir fester als je entschlossen sind, sie als Staatssekretär zu behalten, so wollen wir, daß sie sich zum Empfang der Cardinalswürde vorbereiten. Wir werden sie bei dem nächsten Consistorium, das wir künftigen 11. August abhalten werden, mit dem Purpur schmücken." Diese Nachricht war für mich ein Blitzstrahl. Ich warf mich dem hl. Vater zu Füßen und beschwor ihn unter Danksagungen für seine Gnade, an einen andern zu denken. Ich wiederholte dieselben Aeußerungen und dieselben Gründe, die ich mit so viel Wärme in Venedig, als ich Vice-Staatssecretär wurde, vorgebracht hatte. Alles war vergeblich; er befahl mir zu gehorchen, indem er mich zu gleicher Zeit mit den zartesten Versicherungen seiner Gnade überhäufte; er befahl mir ferner, dem Monsignor Caracciolo, seinem ersten Kammerherrn zu bedeuten, daß er ihn zugleich mit mir für die Cardinalswürde bestimmt habe. Ich mußte gehorchen. Am 11. August erhielten dieser Prälat und ich den Purpur. In diesem Consistorium beehrte mich der hl. Vater mit einem Lobe, das ich nicht verdiente, und das nur der Ausfluß seiner Nachsicht war.

Der Papst wünschte mich zum Cardinal in der Reihe der Priester zu ernennen, ich aber zog vor Cardinal-Diakon zu sein. Er bemerkte mir, daß ich auf diese Art den Vorrang der ersten Ernennung vor Msgr. Caracciolo, den mir meine höhere Prälatur einräumte, verlieren würde;

indem sich dieser für die Reihe der Priester entschieden habe. Ich entgegnete, daß ich keine Vorzüge, die sich nur auf die Eigenschaft einer ersten Ernennung knüpften, begehrte. Sohin wurde ich in die Reihe der Cardinal-Diakonen gestellt. Noch am selben Tage wurde ich wirklicher Staatssekretär.

Es sei mir vergönnt zu erwähnen, daß ich es mir bei Gelegenheit meiner Erhebung zur Cardinalswürde zur Pflicht gemacht hatte, keines jener Geschenke anzunehmen, die man nach alter Gewohnheit den neuen Purpurträgern (porporati) verabreicht. Man kann sich denken, daß wenn Cardinäle, die außer dem Purpur zu keiner einflußreichen Stelle gelangten, doch von allen Freunden und Bekannten, von allen, die ihnen ergeben sind oder irgend etwas durch ihre Verwendung hoffen, Geschenke erhalten, um wie viel mehr ein Cardinal beschenkt worden wäre, der zu gleicher Zeit zum Staatssekretär, was er faktisch schon war, ernannt wurde. Ich konnte mir nicht verhehlen, wie viel ich erhalten hätte, wenn ich nur gewollt. Allein da ich grundsätzlich in allen meinen bisherigen Verwaltungen auch nie das geringste Geschenk angenommen hatte, so glaubte ich jetzt eben so handeln zu sollen. Ich lehnte daher alle Geschenke, große und kleine, sogar die von meinen intimsten Freunden ab, um auf Grund dessen in Anbetracht meines Grundsatzes alle übrigen ohne zu beleidigen, zurückweisen zu können. Nur eines mußte ich annehmen: es war der Ring, den mir der Cardinal della Somaglia, päpstlicher Vikar in Rom, überreichte. Da ich ihn nicht überzeugen konnte, daß meine Weigerung keine Beleidigung sei, mußte ich einem Cardinale nachgeben, indem ich mir vorbehielt, die eingegangene Schuld reichlich auszugleichen.

Nachdem ich auf diese Weise Staatssekretär geworden war, bemühte ich mich, meine Pflichten aufs beste zu

erfüllen. Meine erste Verwaltungsaufgabe war der Wiederaufbau des Kirchenstaates, der durch die vorhergegangene Revolution gänzlich zerrüttet war. Die Sorgen und Plagen in Folge der zu überwindenden Hindernisse und Schwierigkeiten, um zum Ziele zu gelangen, waren unzählige. Ich begreife nicht, wie meine Gesundheit es aushalten konnte. Die Nächte, wo ich länger als höchstens 4 Stunden schlafen konnte, waren selten; noch seltener die Tage, wo meine Arbeit nicht 17 bis 18 Stunden innerhalb der 24 Stunden des Tages dauerte.

Gleich bei Beginn meines Ministeriums trafen mich zwei schmerzliche Schläge, so vieler anderer nicht zu erwähnen. Der eine stand mit meinem Amte nicht in Verbindung: es war der Tod meines intimsten Freundes (del mio amicissimo) Dominikus Cimarosa. Er war der fantasiereichste und wissenschaftlichste aller Tondichter, wie Raphael der größte Maler. Er starb am 11. Januar 1801 in Venedig, während er seine zweite so berühmte Artemisa, die er nicht mehr vollenden konnte, in Arbeit hatte. Der zweite schmerzliche Schlag entsprang aus meiner Amtsführung selbst. Damals war der freie Handel in Rom und dem Kirchenstaate nicht geduldet. Der leere Staatsschatz in Folge der erlittenen Kriegscontributionen, der Verlust von 4 Provinzen und die darauf folgende Revolution, die Abschaffung der Assignaten, mit denen die Regierung, obgleich zum eignen Nachtheile, den Anforderungen des Augenblicks zu genügen suchte; die öffentlichen Bedürfnisse, welche die geringen Staatseinkünfte gänzlich aufzehrten, all dies machten es dem Staate zur Unmöglichkeit, sich die bisherigen Opfer aufzuerlegen, und die Lebensmittel um einen billigern als den Ankaufspreis abzugeben, indem man das Fehlende aus eignen Mitteln darauflegte. Die Grundsätze nicht allein der Gerechtigkeit und der Staats-Oeconomie, sondern auch der Klugheit

geboten den freien Handel. Aber mit dem freien Handel mußten eine Menge Privilegien, Vortheile, Rechte und Mißbräuche fallen; die Gerichtsbarkeit und die Begünstigung vieler Dikasterien und Aemter, die schon für die frühere Verwaltung ein steter Hemmschuh waren, mußten aufhören. Nach dem frühern Systeme bewilligte der Kämmerer den Ankauf der Getreidefrüchte und den Verkauf ins Ausland sowie den Verkehr im Innern; er verlor daher am Meisten. Der Cardinal Braschi war Kämmerer; dieser nahm die durch den freien Verkehr nothwendigerweise für ihn entstehenden Verluste keineswegs mit Gelassenheit hin. Er war der erste und heftigste Gegner der Neuerung, und bot alles auf, um deren Einführung in Rom und im päpstlichen Gebiete zu verhindern; aber seine Bemühungen mußten an der Standhaftigkeit und dem Muthe, den man ihm entgegensetzte, scheitern; denn die Regierung sah wohl ein, daß diese Handelsbeschränkungen, welche die Unzufriedenheit des Volks erregten und nährten, viel gefährlicher seien. Der Cardinal kehrte seinen Unwillen, ja ich möchte sagen seinen ganzen Zorn gegen denjenigen, der die neue Einrichtung begünstigt und ohne Menschenfurcht im Interesse des öffentlichen Wohles vertheidigt hatte. Er erlaubte sich alles gegen mich und ich mußte mit kummervollem Herzen sehen, wie derjenige, für den ich am meisten Anhänglichkeit hatte sowohl in Berücksichtigung seines Oheims des verstorbenen Papstes, als wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften und großen Talente, mein bitterster Feind wurde. Er trieb die Sache bis zum Rücktritte von einem Amte, dessen angebliche Rechte er aufrecht erhalten zu müssen behauptete, und leistete dadurch der öffentlichen Meinung Nahrung und Macht; obgleich ihm der Papst und ich freundschaftlich ersucht hatten von diesem Vorhaben abzustehen. Nachdem seine Entlassung eine Thatsache geworden war, ließ ich

ihm, weit entfernt ihm sein herbes Betragen gegen mich nachzutragen, die seit seiner Ernennung zum Kämmerer offen gebliebene Stelle eines Sekretärs der Breven verleihen. Glücklicherweise war dieses Amt noch nicht vergeben und er stand demselben als provisorischer Sekretär vor. Ich ermangelte nie, die größten Rücksichten für ihn zu haben. Bei jeder Gelegenheit und unter allen Umständen und Zufällen bewies ich mich als seinen eifrigsten Diener. Nach einigen Jahren hatte ich endlich die angenehme Genugthuung, mir seine Zuneigung wieder erworben zu haben, und zu hören, wie er mich seinen und seines Hauses ergebensten Freund nannte.

Ich übergehe die vielen Mühseligkeiten, Sorgen und Arbeiten, die in den ersteren Jahren aufeinanderfolgten, so z. B. das wichtige Unternehmen des Zurückziehens einer Masse falschen und beschädigten Geldes ohne den Staat oder das Vermögen von Privaten zu erschüttern, und dergleichen Gegenstände mehr, die zugleich mit der Besitznahme der Regierung durch den Papst und nachher zur Ausführung kamen. Diese Gegenstände gehören an einen andern Ort.

Um die erwähnte Neubildung durchführen zu können, mußten mehrere Cardinäle als apostolische Inspectoren mit dem Rechte, die Umbildung und Einrichtung der hauptsächlichsten öffentlichen Anstalten zu überwachen, ernannt werden. Die alte Liebe, die ich dem Spital St. Michael bewahrt hatte, ließ mich die Aufsicht über diese Zufluchtsstätte für mich selbst erwählen, und ich blieb bis zum Umsturze der Regierung, ungefähr 10 Jahre später, Inspector daselbst.

Ich war kaum ein Jahr lang Cardinal und Minister in Rom als meiner Stellung beim Papste ungeachtet, die gebieterischsten Umstände meine Reise nach Paris in der wichtigen Angelegenheit des Concordats veranlaßten.

Der Prälat Spina, Erzbischof von Corinth, und der Pater Caselli, früher General der Serviten, konnten die Grundzüge zu einer Vereinbarung nicht feststellen. Sie wurden beide Cardinäle und waren in Paris, um die Unterhandlungen zu leiten. Andererseits ließ die französische Regierung durch ihren Gesandten in Rom, M. Cacault, dem Papste eröffnen: wenn man das Concordat nicht innerhalb 5 Tagen unterzeichne, so hätte der Gesandte mit der Erklärung des Friedensbruches abzureisen; dabei wies man auf die schrecklichen Folgen, welche derselbe für den hl. Stuhl in geistlicher wie in weltlicher Beziehung nach sich zöge.

Da sich der Papst weigerte, einem solchen Befehle nachzukommen, wurde die Abreise des M. Cacault verfügt; da beschloß das hl. Collegium einstimmig in einer General-Versammlung, um wenn möglich die Folgen zu verhindern, daß ich innerhalb 48 Stunden nach Paris reisen und einen Versuch machen solle, ein Concordat zu vereinbaren, das der hl. Stuhl annehmen könne. Ich reiste zur bestimmten Stunde ab in der einzigen Begleitung meines Bruders Andreas, der voll Liebe zu mir die Unbequemlichkeiten einer solchen Reise und die für mich damit verbundenen Gefahren theilen wollte. Er zog es vor mir als Sekretär zu dienen, denn mich zu verlassen. Nur zwei Diener gingen mit mir; ich verließ Rom am 6. Juni zugleich mit dem französischen Gesandten, der bis zu seiner Rückkunft dahin in Florenz blieb. In 14 oder 15 Tagen langte ich in Paris an und blieb daselbst bis nach vollzogener Unterschrift des Concordats; d. h. 32 oder 33 Tage lang. Die Angst und Wirrsale, die diese schwierige und kummervolle Sendung begleiteten, sollen der Gegenstand einer andern Schrift werden.

Das Concordat wurde am 15. Juli des Jahres 1801 abgeschlossen; ich verließ Paris am 22. oder 23. und

kehrte so schnell als möglich nach Rom zurück, wo ich am 6. August nach einer 2 monatlichen Abwesenheit anlangte. Die Ursache meiner so sehr beschleunigten Reise war die Ungeduld, womit die französische Regierung auf die Genehmigung des Papstes harrte, um das Concordat sofort publiciren zu können. Nichtsdestoweniger wurde es erst ein Jahr später mit dem unglücklichen Beisatze der organischen Artikel in Druck gegeben. Diese organischen Artikel wurden im Laufe des Jahres ausgearbeitet und, um das Publikum glauben zu machen, sie seien gleichzeitig mit dem Concordate entworfen worden, gab man ihnen das Datum des Concordates selbst. Dieselben hoben das Concordat mit dem Tage seines Erscheinens sofort wieder auf.

Bald darauf wurde das zweite Concordat mit der italienischen Republik abgeschlossen. Abgesehen von der Reise ins Ausland, kostete es mich ebenso viel Mühe und Arbeit, und hatte in Folge der spätern Decrete des Vice-Präsidenten Melzi und der Erlasse des Cultus-Ministers denselben unglücklichen Erfolg.

Einige Monate nach meiner Rückkunft von Paris hatte ich durch den Papst selbst die Weihen des Subdiakonats und des Diakonats erhalten; denn ich hatte nur die kleinen Weihen als mich Pius VII. zum Cardinal ernannte. Ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, mich in allem dem Gesetze zu unterwerfen; deßwegen widerstrebte es mir Ausnahmen zu erbitten, wo die Pflichten meines Standes oder Berufes gebieten.

Ich kann mich nicht mehr genau des Zeitpunktes erinnern, wann ich es ablehnte, Testamentsvollstrecker des Cardinal Herzog von York zu bleiben, aber es muß um diese Zeit gewesen sein. Die Ueberzeugung, daß nach dem Tode des Herzogs wichtige Fragen zwischen seinen vielen und angesehenen Erben angeregt werden würden, und daß sich in diesem Falle die Eigenschaft eines Testa-

mentsvollstreckers mit den Geschäften eines Staatssekretärs nicht vereinbaren ließe, veranlaßte mich hiezu und zarte Rücksichten brachten diesen Entschluß zur Reife. Zum zweitenmale lehnte ich bei dieser Gelegenheit das Legat von 6000 Thalern ab. Der Cardinal Herzog genehmigte meinen Rücktritt als Testamentsvollstrecker, und verfaßte ein zweites Testament, in welchem er mit dieser Aufgabe den hochwürdigen Herrn Cesarini, damals Bischof von Milevi in partibus, betraute. Bezüglich der Ablehnung des großmüthigen Legates antwortete er nichts; ich dachte aber der Cardinal hätte sie angenommen, denn meinerseits war der Verzicht vollkommen.

Fast zur selben Zeit hatte ich Gelegenheit noch zwei schöne Anerbieten auszuschlagen. Das erste war eine fette Pfründe von 5000 Piaster Einkommen, womit mich der König von Spanien aus freien Stücken und ohne meine Zustimmung beehrte. Diese unerwartete Neuigkeit beschämte und bestürzte mich; denn ich fühlte die Schwierigkeit der Ablehnung nach der Collatur ohne den König zu verletzen. Zugleich war die Ernennung zu dieser Würde von den ehrenvollsten und artigsten Versicherungen der Gewogenheit begleitet und erfolgte auf die billigste Weise; denn der König befreite mich von allen Auslagen auf Ausstellung der Naturalisirung und Collation, erließ mir die Bezahlung von ein und einer halben Jahresrente zu Gunsten des Fiscus, und anderer ähnlichen Vorbehalte. Meine Stellung als päpstlicher Minister ließ mich nicht einen Augenblick über den einzuschlagenden Weg im Zweifel. Ich sprach meinen ehrerbietigsten Dank aus, aber ganz bestimmt, ohne mich an die Einwendungen, die mein Entschluß hervorrufen könnte, zu kehren und ohne mich durch das Beispiel meiner beiden Vorgänger im Staatssekretariate, der Cardinäle Pallavicini und Zelada, beeinflussen zu lassen, welche die beiden Stellen nicht mit

einander unvereinbarlich hielten. Ich schrieb demnach dem Könige Karl IV. einen Brief, worin ich das Anerbieten ablehnte und die mich bestimmenden Gründe mit Ehrfurcht und Dankbarkeit entwickelte. Der König hatte die Güte sich bei meiner Weigerung zu beruhigen ohne beleidigt zu werden. Er antwortete, daß mir die Pfründe immer bleiben, und daß er sie mir für den Fall bewahren würde, wo ich nicht mehr Minister, keine politischen Gründe mehr vorzuschützen hätte.

Ich vermuthe, daß der König bei dem Gedanken eines Wechsels des Cardinal Staatssekretärs den zufälligen Tod des Papstes im Auge hatte, weil der neue Herrscher gewöhnlich denjenigen Cardinal zum Minister ernennt, der am Meisten seine Gunst und sein Vertrauen genießt. Ich nahm mir aber schon damals vor Sr. Majestät auch für den Fall als ich meine Stelle verlieren sollte, für diese Gnade zu danken, wenn die Ereignisse den König und den spanischen Hof diese Angelegenheit nicht vergessen lassen sollten.

Ferner verzichtete ich auf das Kreuz des Maltheser Ordens, das mir der Großmeister mit einer Commenderie von 2000 Piastern Rente sammt dem Ordensstern in Brillanten verlieh. Ich lehnte ab indem ich dem Geber meine lebhafteste Dankbarkeit bezeugte.

Um diese Zeit war ich wieder von einem jener für mein Herz so schmerzlichen Schläge heimgesucht, das leider nur zu oft den Verlust theurer Personen beweinen mußte. Mit dem Alter von 5 Jahren kam ein gewisser Dom Albert Parisani in unser Haus, und wuchs daselbst heran und wurde Priester. Er war ein Mensch von beispielloser Rechtlichkeit und meinen Brüdern und unserer ganzen Familie von Herzen zugethan. Nach dem Tode meines Großvaters — mein Vater war ihm in das Grab vorausgeeilt, wie ich früher erwähnte — war uns Parisani

Vater, Beschützer und alles Mögliche, und der Cardinal Negroni, unser Vormund, bediente sich stets seiner wegen des unbedingten Vertrauens, das er einflößte. Der Abbe Parisani hatte mich mit so vielen und so sprechenden Beweisen seiner Liebe überhäuft und sich so zahlreiche Ansprüche auf meine Dankbarkeit und Ergebenheit erworben, daß ich ihm außerordentlich zugethan war. Sein Tod war mir ein sehr harter Schlag, — er starb in jungen Jahren — aber dieser Schlag sollte nicht der empfindlichste Schmerz für meine Seele bleiben.

Ungefähr zur selben Zeit ernannte mich der Papst zum Präfekten der Signatura, welche Stelle durch die Ernennung des Cardinal Antonelli zum Groß-Pönitentiarius frei wurde. Es war gebräuchlich, dem Staatssekretär die erste lebenslängliche Anstellung, die frei wurde, zu verleihen; weil es unpassend schien, daß der Staatssekretär, der durch den Tod des Papstes entlassen werden konnte, und der in seiner Eigenschaft als Minister die erste Stelle nach dem Regenten bekleidete, ohne Amt und Würde bliebe, nachdem der Papst zur Erde bestattet war. Ich hatte das Kämmerlingat, das durch den Rücktritt des Cardinal Braschi erledigt wurde, ausgeschlagen; ich schlug es auch aus Präfect der Signatura zu werden, obgleich ich diesem Amte nach dem Herkommen, wornach der Staatssekretär die erledigten Stellen bis zu ihrer Besetzung verwaltet, seither vorgestanden hatte. Ich that dies ohne den Monatsgehalt von 175 Thaler zu berühren. Endlich nach Verlauf von einigen Jahren erhob mich der Papst in einer der täglichen Audienzen ganz unerwartet zu dieser Würde. Er zwang mich dieselbe anzunehmen und gestattete keine weitern Entschuldigungen oder Ausflüchte.

Der Zeitpunkt der Reise des Papstes nach Paris zur Krönung des Kaisers Napoleon kam heran. Die Einladung dieses letztern an den Papst, die Beweggründe,

welche Se. Heiligkeit nach einer langen Berathung mit dem heil. Collegium der Cardinäle zur Einwilligung bestimmten; alles, was dieser Reise vorausging, Gleichzeitiges und Nachfolgendes wird Gegenstand einer andern Schrift sein, und gehört nicht hierher. Ich erwähne hier nur, was auf meinen Aufenthalt in Rom Bezug hat. Bei der Wahl der Cardinäle, die den Papst nach Frankreich begleiten sollten, dachte derselbe zuerst an mich; aber, wenn auch manche Beziehungen für meine Mitreise sprachen, so hielten ihn doch andere Beweggründe bald davon ab. Durch die Abwesenheit von Rom, ohne mit Sicherheit die Dauer derselben voraussehen zu können, übergab sich der Papst in die Gewalt eines andern, und in welche Gewalt! Er hielt es aus wichtigen und zahlreichen Gründen für unpassend und sogar schädlich, daß der Regent und der Minister zugleich Rom und den Staat verließen. Zugleich war niemand so in die Geschäfte eingeweiht, wie ich. Ferner mußten die auswärtigen Beziehungen ihren geregelten Gang gerade wie die innern Angelegenheiten gehen. Zu diesen Hauptgründen gesellten sich endlich noch mehrere andere Rücksichten. Ueber all dies hatte der hl. Vater eine Meinung von mir, die mehr durch seine Güte als durch mein Verdienst hervorgerufen wurde, aber er hatte sie.

Se. Heiligkeit beschloß also, mich in Rom zu lassen, und der Zug seines Herzens, mich bei dieser Reise in seinem Gefolge bei sich zu haben, mußte diesem Entschlusse weichen. Er räumte mir eine Allgewalt ein, der ich nicht würdig war, die ich aber nicht mißbrauchte. Meine Machtvollkommenheit war unbegrenzt in Bezug auf die Verwaltung des Staates, wo ich als sein Stellvertreter zurückblieb.

Se. Heiligkeit reiste mit 6 Cardinälen und mehreren Prälaten am 2. November 1804 ab; und kehrte einige Tage vor Pfingsten 1805 wieder zurück.

Während dieser 6 oder 7 Monate war ich unumschränkt in der weltlichen Regierung und in Bezug auf meine Macht wie ein Vice-Papst; aber ich hütete mich von einem solchen Vorrechte Gebrauch zu machen. Ich richtete meine Schreiben an den hl. Vater nach Paris und empfing seine Befehle in allem, soweit es möglich war. In Angelegenheiten, die sich aus gewisser nothwendiger Vorsicht nicht schriftlich abmachen ließen, wartete ich seine Rückkunft ab, insofern dieselben einen Aufschub erduldeten. War dies unmöglich, so that ich nach bestem Wissen und Gewissen, und handelte mit größter Vorsicht und möglichster Mäßigung. Gott sei Dank, niemand konnte mich anklagen, daß ich auf irgend eine Weise meine Allgewalt mißbraucht hätte.

Ich hatte den Schmerz den Staat zu gleicher Zeit von drei schrecklichen Qualen heimgesucht zu sehen. Vor allem ist der Pest in Livorno zu erwähnen, die mich zur Ergreifung der ausgedehntesten und unangenehmsten Maßregeln zwang, Maßregeln, die leicht die öffentliche und Privatsicherheit gefährden konnten. Dieselben zogen eine Masse von Anfragen und Schwierigkeiten nach sich, sowohl Seitens mehrerer Privaten, als Seitens der Regierungen mit denen der päpstliche Staat in Berührung stand. Das zweite Unglück war der Austritt der Tiber. Eine derartige Ueberschwemmung war sonder Gleichen, die halbe Stadt wurde zum See; sie richtete schreckliche Verheerungen an, und erschütterte dadurch — was das schlimmste war — die öffentliche Ruhe; denn, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich, entstanden Befürchtungen und Bedürfnisse, die theils begründet theils eingebildet waren. Das dritte . . . [1])

---

[1]) Der Cardinal hielt hier inne, indem er nicht für gut fand seinen Satz zu beenden. —

Die Abwesenheit des Monarchen, eines Monarchen, der zugleich Papst war und mit der weltlichen Macht auch die Gewalt der religiösen Einflüsse vereinigte, beraubte seinen Stellvertreter, der die Obsorge über alle Angelegenheiten auf sich genommen hatte, selbstverständlich einer wesentlichen Stütze. Angesichts der dringenden Bedürfnisse war der öffentliche Schatz leer; die Reise des Papstes hatte durch die außerordentlichen Ausgaben nicht nur die wenigen vorhandenen Mittel aufgezehrt, sondern auch die Hilfsquellen der Domänenpächter und Banquiers, an die ich mich wenden konnte, erschöpft. Mit wachsamer Sorgfalt, und Dank der Gnade des Himmels, rettete ich den Staat vor Schiffbruch und stieß auf keine Klippen. Weder Ordnung noch Ruhe wurden gestört und der Papst hatte bei seiner Rückkehr die große Gnade, seine Zufriedenheit über meine Verwaltung während seiner Abwesenheit auszudrücken.

Das Jahr, welches den Umsturz des Staates, der päpstlichen Regierung und das Unglück des Papstes selbst, des meinigen nicht zu gedenken, mit sich brachte, kam heran. Weder das eine noch das andere gehört in diese Erzählung; es sei denn, daß es mit meinem Privatleben, d. h. mit meinen verschiedenen Schicksalen — die ich in diesen Blättern aufzeichnen will — in unzertrennlichem Zusammenhange steht.

Die unerwartete Ueberrumpelung und Besetzung der Stadt und Festung Ancona durch französische Truppen ohne irgend einen vernünftigen Grund, und ohne vorausgegangene Erklärung eröffnete die Reihe der traurigen Ereignisse.

Abgesehen von der Ehrfurcht, die man einem Papste und Regenten schuldet, glaubte Pius VII. durch seine jüngste Reise nach Paris zur Krönung des Kaisers sich einige Rechte auf persönliche Rücksicht erworben zu haben.

Dieser Ueberfall schmerzte ihn umso mehr, weil er den Staat und den heil. Stuhl auf eine bedenkliche Weise gefährdete, indem sie der Neutralität in diesem Kriege beraubt wurden, eine Neutralität, die der Papst freilich offen und ehrlich Angesichts eines solchen Ueberfalls behaupten konnte. Er schrieb einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Napoleon, damals vor den Thoren Wiens. Seine Heiligkeit verlangte die sofortige Räumung von Ancona und die Anerkennung seiner Neutralität. Ueberdies beschwerte er sich über die Rücksichtslosigkeit, die man ihm gegenüber an den Tag lege. In diesem Tone äußerte sich Pius VII. gegenüber dem Cardinal Fesch, damals Gesandter des Kaisers beim hl. Stuhl.

Brief und Beschwerden blieben Monate lang unberücksichtigt. Napoleon wollte, um seine Antwort zu bemessen, zuerst am Ziele seiner Siege stehen; je nach dem mehr oder weniger günstigen Glücke der Waffen hätte er entweder seine Absichten kundgegeben oder sie auf eine andere Zeit verschoben. Der große Sieg von Austerlitz versetzte ihn in die Lage, mit seiner Erklärung hervorzutreten. Auf seiner Rückreise nach Paris schrieb er von München aus im Laufe des Monats Januar, wenn ich mich recht erinnere, den merkwürdigen Brief, welcher die Grundlage für alle spätern Unternehmungen sein sollte.

In dieser Antwort ernannte sich Napoleon zum römischen Kaiser; er duldete zwar, daß der Papst Souverain bleibe, aber er wollte in weltlichen Dingen Pius VII. gegenüber das sein, was Pius VII. in geistlichen Dingen ihm gegenüber wäre. Er verlangte vom Papste jene Abhängigkeit, welche die Päpste Carl dem Großen eingeräumt hatten, dessen Erbe zu sein er behauptete.

In eben diesem Briefe nannte er mich einen Feind seines Gesandten in Rom und einen Frankreich feindlich gesinnten Cardinal. Endlich, ohne sich mit den vom Papste

erhobenen Beschwerden zu befassen, drohte der Kaiser mit den schrecklichsten Folgen, wenn der hl. Vater nicht den von ihm, Napoleon, vorgezeichneten Weg einschlüge.

Obgleich der Papst über diese unerwartete Sprache und über die in dem Briefe enthaltenen Grundsätze erstaunt war, so bebte er keinen Augenblick zurück. Die Antwort, welche man ohne Verzug an den Kaiser abgehen ließ, hätte nicht bestimmter, offener, muthiger und apostolischer sein können. Man zeigte die Unwahrheit von der Abhängigkeit der Päpste zur Zeit Karls des Großen, und bewies, daß selbst für den Fall der Richtigkeit dieser Abhängigkeit, doch 10 Jahrhunderte eines freien und unabhängigen Papstthums diese eingebildete Unterordnung der Souverainität des hl. Stuhles längst getilgt haben müßten. Schließlich erörterte man, wie diese Unabhängigkeit und Freiheit mit der Wohlfahrt der Religion behufs der Geltendmachung der geistlichen Oberherrschaft im engsten Bündniß stehe; wie andere Mächte einem unter der Herrschaft irgend eines Fürsten stehenden Papstes die Ausübung seiner geistlichen Gewalt nimmer gestatten würden. Endlich erklärte der Papst geradezu dem Kaiser Napoleon, daß er nicht römischer Kaiser sei, und daß der Papst nie von ihm als seinem Suzerain abhängen werde. Pius VII. fügte hinzu, daß er nie freiwillig auf jene Neutralität, die ihm in der doppelten Rücksicht als Vater der Christenheit und als oberster Kirchenfürst zustehe, verzichten werde.

Dieses Schreiben, in dem übrigens alle Rücksichten, welche die Ehre verlangte, beachtet waren, übersandte der Papst an Napoleon nach dessen Einzug in seine Hauptstadt.

Man darf sicher glauben, daß der Kaiser im höchsten Grade darüber aufgebracht war; aber es überzeugte ihn nicht, noch änderte er seine Anschauungsweise. Alle, welche in der Zukunft seinen Charakter und seine weit strebenden Pläne kennen lernten, konnten sich davon überzeugen.

Nicht allein ließ er sich nicht aufhalten, sondern er wich keinen Fuß breit zurück. Nach und nach steigerte Napoleon seine Forderungen und zwang den Papst in Anbetracht seiner Gewissenspflichten sie zurückzuweisen. Dadurch erlitt der Papst den Verlust der weltlichen Herrschaft des Kirchenstaats sammt den damit verbundenen Folgen, wie aller Welt bekannt ist. Der Kaiser schob das Verhalten des Papstes, über den er sehr erzürnt schien, nach gewöhnlicher Weise seinem Minister in die Schuhe.

Zu dieser fast natürlichen Ursache seiner Abneigung gegen mich gesellte sich noch eine zweite, die ich nicht übergehen kann. Wie schon erwähnt, war Napoleons Gesandter in Rom der Cardinal Fesch. Ich bezeugte ihm von Anfang an alle Aufmerksamkeiten, die sich mit meiner Pflicht vereinigen ließen, und alle nur immer möglichen zarten Rücksichten nach allen Richtungen hin. Fesch wußte es, und bewies mir anfänglich eine aufrichtige Dankbarkeit, seine Achtung und schenkte mir sogar seine Freundschaft. Aber seine Zuneigung zu mir wurde bald aus mehreren Gründen getrübt. Ich konnte meine Ehre den Wünschen seines Herrn, bei dem er sich vor allem gut zu stellen suchte, nicht aufopfern. Um nun gegenüber dem Kaiser nicht kurzsichtig oder ungeschickt zu erscheinen, mußte man ein Opfer haben, auf dessen Rechnung die Unbeugsamkeit des Papstes gegen seine Wünsche geworfen werden konnte. Fesch war von Natur sehr mißtrauisch und er glaubte oft in Wirklichkeit zu sehen, was nicht einmal im Traume wahr war. Endlich, um die Sache kurz zu sagen, war er zu meinem Unglück der intime Freund einer Familie geworden, wo der Mann aus Gewinnsucht und die Frau aus Eitelkeit meine bittersten Feinde waren, weil ich nie den Vortheil des Staats-Schatzes den Begierden des Mannes noch den Anstand der Leichtfertigkeit der Frau opfern wollte.

Nachdem diese bedauernswürdigen Leute nach vergeblichen Bemühungen einsahen, daß sie mit mir und unter meinem Ministerium nichts gewinnen könnten, wandten sie ihre Pfeile und Kunstgriffe gegen den Gesandten Napoleons, dessen Macht schon damals der Welt Gesetze vorschrieb. So hofften diese Menschen mich von meiner Stelle zu stürzen, und um zu ihrem Zwecke zu kommen, gebrauchten sie Lüge, Falschheit und Verführung.

Diese Gründe zusammen genommen, veranlaßten den Cardinal Fesch, mich als die einzige Ursache der Widersetzlichkeit des Papstes gegen den Kaiser hinzustellen. Und wahrlich der Papst bedurfte keiner solchen Triebfeder; aber der Widerstand des Papstes genügte dem französischen Gesandten, um seinen Minister aufs bestimmteste anzuklagen. Die Milde des Charakters Pius VII. wurde in Frankreich falsch beurtheilt; man konnte seinen unerschütterlichen Willen in Erfüllung seiner Pflichten, der über alle andern Rücksichten den Sieg davon trug, mit dieser Milde nicht vereinen.

Wenige Worte mögen genügen, um zu zeigen, welche theils persönliche, theils beigebrachte Meinung der Kaiser über meine Person hatte. Er beauftragte seinen Bevollmächtigten, mir einen von ihm eigenhändig geschriebenen Brief mitzutheilen — was dieser auch that. — In demselben sagte er über mich: „Eröffnen sie dem Cardinal Consalvi in meinem Namen, daß, wenn er sein Vaterland liebe, es nur zwei Wege für ihn gebe: entweder sich in Allem meinem Willen zu unterwerfen, oder sein Ministerium zu verlassen."

Ich zögerte keinen Augenblick, als mich der Cardinal Fesch diese Depesche hatte lesen lassen, und gestattete ihm zu erwidern: „daß ich den ersten Weg nie einschlagen würde, daß ich aber zum zweiten stets bereit sei, sobald mich der Papst hiezu ermächtige, da ich nicht zum Vorwand oder Grund des Unglücks meines Vaterlandes dienen

wolle." So lange der Cardinal Fesch in Rom blieb, häuften sich die bestimmtesten Erklärungen des Kaisers gegen mich, sowie die unzweideutigsten Aeußerungen seines Willens, mich nicht mehr im Ministerium sehen zu wollen, und die Drohungen der größten Gefahren für den Staat, wenn ich in meiner Stellung bliebe, ins Unendliche. Diese Drohungen erreichten einen Grad, daß es die ganze Charakterfestigkeit des Papstes, die Europa später anstaunte und bewunderte, bedurfte, um nicht nur den Bestrebungen Frankreichs, mich von seiner Seite zu entfernen, sondern auch meinen eignen Bitten Widerstand zu leisten. Ich stützte sie auf meinen entschiedenen Entschluß, nicht die Ursache all des Unglücks, das über seine Heiligkeit und den Staat hereinbreche, sein zu wollen; ich äußerte: man müsse vermeiden, daß bei dem Volke — obgleich ohne Grund — der Gedanke wach gerufen würde, diese Uebelstände kämen daher, weil mich der Papst habe vertheidigen wollen, und sie wären vermieden worden, wenn er, obgleich ohne Grund eingewilligt hätte, mich zum Opfer zu bringen. Der Papst blieb unerschütterlich. Er fand in mir, behauptete er, die nöthigen Eigenschaften für seine Stütze und für die der bedrohten Kirche; allein dies war nur in Folge seiner Güte, denn diese Eigenschaften besaß ich nicht.

Die Wuth Napoleons, durch den Widerstand Pius VII. gegen seine Wünsche und Pläne angefacht, nahm immer zu. An die Stelle des Cardinal Fesch, den er zurückrief, kam der Minister Alquier, damit nicht sein Onkel und Cardinal der Vollstrecker sei von Roms gänzlicher Zerstörung, dessen letzte Stunde nun bald schlagen sollte. Alquier hatte in Bezug auf mich die nämlichen Befehle, wie sein Vorgänger, und während geraumer Zeit hatten auch sie nicht den geringsten Erfolg. Endlich kam der Zeitpunkt, den der Papst für den geeigneten hielt, auf den Gedanken meines Rücktrittes einzugehen. Der Kaiser

ließ dem Papste durch seinen Minister der äußern Angelegenheiten, Herrn von Talleyrand, in einer offiziellen Note auf seinen Brief antworten. Es wurden darin die eben erst erwähnten Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über Rom und den Kirchenstaat — sulla sua soprasovranità di Roma e stato ecclesiastico — sowie über die Abhängigkeit des Kirchenstaates wieder aufgeführt.

Diese Note verlangte ferner in Folge der beanspruchten soprasovranità, daß man auf das System des Kaisers einginge, daß der Papst England den Krieg erkläre, daß er die Freunde und Feinde des Kaisers als seine Freunde und Feinde erkenne u. dgl. mehr. Der Papst erwiderte auf alle Punkte verneinend. Um diesem feierlichen Akte ein größeres Gewicht beizulegen, damit man nicht die Weigerung einem fremden Einflusse, sondern einzig und allein dem eignen Willen des Papstes beimessen könne, und damit diese Weigerung den Kaiser überzeugen möge, daß nur die alleinige und wahrhafte Unmöglichkeit seine geheiligten Pflichten zu verletzen und keine fremden Einflüsterungen Pius VII. an der Erfüllung seiner Wünsche hinderten, glaubte man den Augenblick gekommen, das bestimmte „Nein", das man den Ansprüchen des Kaisers entgegensetzen mußte, durch die Genugthuung meiner Entfernung vom Ministerium durch den Papst selbst zu versüßen. Man wollte Napoleon beweisen, daß der Papst, wenn auch mit Widerwillen, alles, was in seiner Macht stehe, thue, um dem Kaiser zu gefallen; daß er aber nicht einräumen könne, was einzuräumen ihm seine geheiligten Pflichten verbieten. Der hl. Vater beschloß dieses Opfer — wie er sich in seiner Güte ausdrückte — um so eher zu vollbringen, als die Forderungen des Kaisers und die Weigerung des Papstes bisher noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen waren. Man glaubte durch die Genugthuung meines Rücktrittes sich der Hoffnung hingeben zu

dürfen, daß Napoleon von der Wirklichkeit der Hindernisse, die es Pius VII. unmöglich machten seinen Wünschen nachzukommen, überzeugt, von seinen Ansprüchen zurücktreten würde. Er konnte es thun ohne seine Eigenliebe zu verletzen, eben weil noch nichts im Publikum bekannt war, wie ich oben gesagt habe. Ich muß hier den rechtlichen Absichten des Papstes und seiner außerordentlichen Güte gegen mich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur dieser gewaltigen Anschauung gab er nach und unterwarf sich diesen Erwägungen. Es sei mir ferner gestattet, nicht mir selbst — denn dies wäre unschicklich — aber der Wahrheit in einer Angelegenheit, die mich selbst betrifft, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Obgleich ich nie nach dem Staatssekretariate lüstern war, sondern alles that, um diese Ehre von mir abzulehnen, so muß ich doch gestehen, daß ich weder dem hl. Stuhle noch dem Papste, meinem großen Wohlthäter, inmitten solch drohender Gefahren meine Dienste — welchen Werth sie auch immer haben mochten — würde entzogen haben. Jedenfalls ließ ich mich bei meiner Handlung durch den eben ausgesprochenen Gedanken leiten. Es fiel meinem Herzen schwer in Anbetracht der Umstände und besonders, weil ich denjenigen, den ich so sehr verehrte und liebte, verlassen mußte.

Nachdem die Angelegenheit zwischen dem Papste und mir beschlossen war, brachte derselbe außerordentliche Courier die neuerliche Weigerung Pius VII. in Bezug auf die großen Pläne, welche den Gegenstand der lüsternen Begierden des Kaisers Napoleon ausmachten, und die päpstliche Verfügung meines Austritts aus dem Ministerium sowie die Ernennung meines Nachfolgers, des Cardinal Casoni, nach Paris. Dies geschah am 17. Juni 1806, wenn ich nicht irre. Ich kann meinen und des Papstes Schmerz bei dieser Trennung nicht beschreiben. Ich darf gestehen, daß sie unter gegenseitigen Thränen erfolgte, und

daß mir der Papst auch in der Folge der Zeit seine besondere Gewogenheit nie entzog.

Dürfte ich wohl hinzufügen, daß, wenn mich der Verlust einer Stelle, die gewiß von allen die erste war, tief schmerzte, ich andererseits für diesen Schmerz durch das allgemeine Mißvergnügen, das sich bei meinem Rücktritte vom Ministerium kund gab, reichlich entschädigt wurde? Ich übergehe die Ehrenbezeugungen der fremden Gesandten; sie schickten mir offizielle höchst schmeichelhafte Noten mit dem Ausdruck des Beileids über meinen Rücktritt vom Ministerium, und versicherten aufs bestimmteste die gleiche Theilnahme ihrer betreffenden Regenten; sie anerkannten die Ehrenhaftigkeit, Geradheit und Offenheit meines Charakters, ebenso wie die Schnelligkeit, mit der ich alle Geschäftssachen ohne Zaudern erledigte; nicht ein einziger Gesandter war, der mir nicht ähnliche Noten zugehen ließ. Wenn den französischen Gesandten seine Stellung daran hinderte, so ließ er sich trotz der Schwierigkeit derselben und obgleich seine Regierung die Schuld meines Rücktrittes war, nicht abhalten, mir mündlich seine aufrichtige Theilnahme zu bezeugen. Er stattete mir gleich allen übrigen Gesandten am Morgen nach meinem Auszuge aus dem Quirinal seinen Besuch in meinem Hause ab, und gab mir damals und in der Folge die ungeänderten Beweise seiner Hochachtung. Aber die Aufregung, die sich im Publikum bei der Nachricht, daß ich nicht mehr Staatssekretär sei, kundgab, war für mich nicht weniger schmeichelhaft. Ich gehe noch weiter, und wenn es zu sagen erlaubt ist, füge ich hinzu, daß ich um so mehr davon ergriffen war, als sich diese Theilnahme auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung ausdehnte.

Zur Zeit meines Sturzes, denn dies war mein Loos, wenn auch nicht von Seite des Papstes, doch sicher von Seiten der Macht, die damals die ganze Welt als den

Richter aller Dinge ansah, waren diese Beileidsbezeugungen und diese Theilnahme von allen Seiten gewiß nicht die Wirkung von Schmeichelei oder Eigennutz. Man wagte eher bei dieser Handlungsweise, weil man sich dem gegenüber, der mich von meinem Amte stürzte, mißfällig machte. Diese Beweise der öffentlichen Achtung tröfteten und erfreuten mich als Anerkennung meiner guten Verwaltung. Aber, Gott sei Dank, ich hatte einen andern Zeugen in mir selbst, der meine Handlungsweise billigte und noch billigt; dieser Zeuge begleitete mich stets und verließ mich nie, denn mein Gewissen machte mir bezüglich meiner Staats-Verwaltung nicht den geringsten Vorwurf. Ich hatte mir nicht den geringsten wissentlichen Uebergriff, nicht die leiseste Rechtsüberschreitung, noch den unbedeutendsten Mißbrauch meiner Macht vorzuwerfen und habe meine Stellung nie zu meiner oder meiner Familie Bereicherung mißbraucht. Ich habe nie ein Geschenk, sei es groß oder klein, während der vielen Jahre meiner Amtsführung angenommen. Man kann sich denken, daß mir die Gelegenheit hiezu nicht fehlte; niemand wird eine Thatsache anführen können, die meine Behauptung Lügen strafte; hiebei nehme ich weder Lebensmittel oder Einladungen, noch Geschenke zu Weihnachten oder bei sonstigen Gelegenheitsfesten aus, wo dergleichen Geschenke gebräuchlich sind. Mein armer Bruder war ebenso mittellos wie ich, als ich aus dem Ministerium schied, d. h. in derselben Lage, in der er sich bei meinem Eintritte in dasselbe befand; denn obgleich ich ihn sehr liebte, habe ich ihm nie auch nur den kleinsten Vortheil verschafft, und er seinerseits gestattete nie jemanden, aus seiner Gunst bei mir Nutzen zu ziehen. Dasselbe gilt von meinen Bediensteten; ich habe ihnen nie Vortheile eingeräumt, und erklärte mich sogar dagegen, daß ihnen von dritten welche eingeräumt würden. So wollte ich nicht, daß mein Kammerdiener die Stelle eines

päpstlichen Bedienten erhielt, wie dies bei den Kammerdienern meiner Vorfahren der Fall war. Niemand kann behaupten, daß ich je Bittgesuche von meinen Dienstboten angenommen hätte. Auf diese Weise konnte ich, Gott sei Dank, gar nie in den Verdacht der leisesten Parteilichkeit kommen trotz aller Anstellungsgesuche, die ich dem Papste unterbreitete. Viele meiner Freunde waren unzufrieden, weil sie sich nicht nach Wunsch befördert sahen; aber ich bestrebte mich die Menschen nach ihrem innern Werthe und nicht nach ihren Beziehungen zu mir zu beurtheilen. Niemand kann mir den Vorwurf machen, nicht alle Stunden meines Lebens den Pflichten meines Berufes gewidmet zu haben. Nie duldete ich eine Geschäftsverzögerung, nie machte ich Schwierigkeiten bei Ertheilung von Audienzen. Jeder Zeit war mein Kabinet dem Publikum geöffnet — mit einem Worte, ich bin mir keines Fehlers bewußt. Indem ich dies schreibe, will ich nicht mein eigner Lobredner sein — es wäre nichts unpassender als dies. Ich erzähle nur, wie es in der That war, um die innerliche Zufriedenheit zu schildern, die mir im Unglücke mein Gewissen gab, indem es von seiner Reinheit, wie von einem unverletzbaren Schilde umgeben war.

Sotto l'usbergo del sentirsi pura.

Ich erzähle es ferner, weil ich der Ueberzeugung bin, daß, wenn die Erfüllung dessen, was ich anführte, eine heilige Pflicht war, es auch Umstände und Lagen geben kann, wo man sich selbst das Zeugniß geben muß, seine Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben, sowie man schuldig war, sie zu erfüllen.

Ich verließ den Quirinal und zog mich in meine Privatwohnung zurück, wo ich mich mit der Verwaltung von St. Michael von Ripa und den Angelegenheiten eines Präfekts der Signatura beschäftigte. An den großen politischen Fragen wegen Frankreich nahm ich in meiner

dermaligen Stellung den Antheil nicht mehr wie sonst, aber in meiner Eigenschaft als Kardinal wohnte ich den häufigen Generalversammlungen des heil. Collegium bei, die der Papst von Zeit zu Zeit abhalten ließ, um sich über die schwierigen Verhältnisse zu berathen. Dies dauerte bis zum Sturze der päpstlichen Regierung.

Ein Jahr und einen Monat nach meiner Entfernung vom Ministerium hatte ich das Unglück den Herzog von York zu verlieren; er starb am 15. Juli 1807, sein Tod war mir sehr schmerzlich. Als der Testamentsvollstrecker, Msgr. Cesarini, den Willen des Erblassers in Bezug auf die Legate kund gab, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der Cardinal Herzog trotz meiner zweiten Verzichtleistung auf das mir bestimmte schöne Legat von sechs tausend Piastern nicht eingegangen war. Er bestätigte es zum dritten Male und vermachte mir noch außerdem einen Ring im beiläufigen Werthe von 150 römischen Thalern. Den Ring nahm ich als kostbares Andenken an, aber auf die 6 tausend Piaster verzichtete ich zum dritten Male, um nicht die Erbschaft des Cardinal zum Nachtheile seiner Bediensteten zu schmälern. Mein Verzicht wurde durch eine öffentlichen Notar ausgefertigt.

Bald nach dem Tode des Herzog von York, den ich ebenso sehr verehrte und achtete, als er mich seinerseits väterlich liebte, traf mein Herz der schrecklichste Schlag, der ihm bestimmt sein konnte. Ach, jetzt, wo ich diese traurige Erzählung beginne, fließen meine Thränen in Strömen! Wie erginge es mir, wenn ich diesen Todesfall des Längern beschreiben sollte? Denn auch ich kann in Wahrheit ausrufen:

Tu mea, tu moriens fregisti commoda, frater,
Tecum una nostra est tota sepulta domus!
Omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
Quae tuus in vita dulcis alebat amor!

Ach, er starb, der letzte von allen, mein theurer, mein unvergeßlicher Bruder Andreas, er, der mich mehr als sich selbst liebte und mir so viele und so unzweifelhafte Beweise davon gegeben hatte; er, ein Spiegel aller Tugenden, fromm, demüthig, bescheiden, uneigennützig, wohlthätig, gebildet und liebenswürdig; er, der voll Talent und Wissen, seinen Geist mehr als irgend jemand herangebildet hatte; er, meine Stütze, mein Trost und mein Glück, dessen Verdienste meine Lobpreisungen nicht erreichen können, er starb! Ach, er starb nach einer schmerzlichen Krankheit von 73 Tagen, während welcher er die glänzendsten Beispiele aller christlichen Tugenden an den Tag legte. Mit Muth ertrug er alle Qualen. Inmitten dieser Leiden und Schmerzen löste er sich los von der Erde, und sogar von mir, der ich ihm so theuer war. Er war ganz ergeben in den Willen Gottes; denn Gott und Maria liebte er innig. Die ganze Stadt, welche diese Nachricht bald vernahm, war erbaut über diesen Tod. Am 6. August 1807 gab er seine Seele dem Schöpfer zurück, ein Tag, quam semper acerbam, semper honoratam habebo. Gott gebe es so! —

Ich war an seiner Seite als er starb, denn ich habe ihn nie einen Augenblick verlassen, und erwies ihm den letzten Liebesdienst, so schmerzlich es auch meinem Herzen war; und wie ich ihn nicht verlassen habe, bis der Himmel seine Seele zu sich nahm, so werde ich ihn auch nach meinem Tode nicht verlassen. Ich wünsche, daß unsere Leichen neben einander liegen und im Tode vereint werden sollen, wie unsere Seelen im Leben vereint waren. Ich bekräftigte ihm dieses Versprechen beinahe im Augenblicke seines Todes. Mit schwacher und zitternder Stimme, aber die ganze Seele auf den bleichen Lippen, richtete er die rührende Bitte an mich und verlangte eine feierliche Zusicherung. Ich hoffe, daß die Regierung, unter der ich

sterben werde, in einer so gleichgültigen Sache, in der Erfüllung eines unschuldigen Wunsches zweier Brüder, die die Revolution wohl unglücklich machen konnte — ich spreche hier mehr von mir als von ihm — die aber stets geehrt und ehrenhaft waren und nie einem Menschen Uebles zufügten, kein Hinderniß entgegenstellen werde. Ich hoffe es, und so lange ich mit dieser Hoffnung den elenden Rest eines Lebens, von dem ich nur allzu gerne befreit wäre, friste, wird das liebe Andenken meines Andreas in meiner Seele und in meinem Herzen immer unauslöschlich bleiben.

Von diesem Tage an war mir das Leben eine unnennbare Last und hatte seine Reize für mich verloren. Meine Gedanken waren stets bei ihm und ich erfüllte meine Pflichten nur in der Absicht, um mich des göttlichen Beistandes weniger unwürdig zu machen und um mich mit ihm eines Tages wieder vereinigen zu können. Seit dem traurigen Zeitpunkte seines Todes bis zum Augenblicke, wo ich dies schreibe, war mein Leben eine ununterbrochene Kette von Kummer und Unglück. Während des Zeitraumes von 5 Monaten folgten sich Tage, einer düsterer als der andere; es waren die Vorläufer des Einfalles der französischen Truppen, die nach Rom kamen, um die Regierung, deren Mitglied ich ohne eignes Verdienst war, zu stürzen. Ich sah diesen Einzug, der am 2. Februar 1808 stattfand, und wenn dadurch die scheinbare Macht des Papstes auch nicht auf einmal vernichtet wurde, so war sie doch in ihren Grundfesten erschüttert. Man schleppte sich noch 17 lange Monate in der Erwartung des Endes der Lage dahin. Die Tage und Nächte, die man in dieser Angst zubrachte, waren bitterer als der Tod, morte amariores.

Am 20. Juni 1809 kam endlich das Ende der schrecklichen Lage; man verkündete die Abschaffung der päpstlichen

Herrschaft und die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem französischen Kaiserreiche. Ich war hierauf Zeuge einer wochenlangen Belagerung vor dem päpstlichen Palaste, die jedem Gutgesinnten Thränen kostete; endlich in der Dunkelheit der Nacht bemächtigte man sich des Innern des Quirinal. Man erstieg die Mauern an verschiedenen Orten, wie man es bei einer im Sturm genommenen Festung zu machen pflegt. Soldaten, Henkersknechte, Räuber, Galeerensträflinge, aufrührerisches und von Zorn berauschtes Gesindel drangen herein mit den Waffen in der Hand, nachdem sie die innern Thore niedergeworfen hatten. Sie überraschten den Papst im Bette und ließen ihm kaum Zeit aufzustehen. Man verlangte von ihm zu unterschreiben, was der Kaiser wolle, oder sofort abzureisen, ohne ihm den Ort seines Exils zu bestimmen. Der Papst weigerte sich mit Muth und Standhaftigkeit. Da führte man ihn aus seiner Residenz, und allein mit dem Cardinal Pacca, dem Prosekretär des Staates, ohne Bedienten, ohne irgend jemand der seinen — später gestattete man einer kleinen Zahl, ihm zu folgen — setzte man ihn in einen schlechten Wagen, auf dessen Vordersitz der französische General Platz genommen hatte. Dann schleppte man ihn mit Blitzesschnelle und ohne den kleinsten Aufenthalt bis nach Grenoble, wo er nur 11 Tage in der Gefangenschaft blieb, weil die Anhänglichkeit des Volkes der Regierung Angst einflößte. Der hl. Vater wurde später nach Savona gebracht, wo er noch gefangen ist. Ich sagte vorher figürlich, daß ich Zuschauer beim Sturme des Quirinals gewesen sei. Ich sah ihn nicht mit meinen Augen, aber ich war einer der wenigen Cardinäle, die damals in Rom wohnten, und ich konnte alle Einzelheiten, die indeß nicht in diese Schrift passen, von Augenzeugen hören.

Man kann sich meinen Schmerz über dieses Ereigniß ebenso wenig denken als ich ihn beschreiben kann. Vom

6. Juli an blieb ich fünf Monate und einige Tage lang mit 6 oder 7 Cardinälen in Rom — die andern hatten schon längst abreisen müssen. Ich lebte in schmerzlicher Niedergeschlagenheit und tödtlicher Angst in Folge der Unmöglichkeit bei den bestehenden Verhältnissen meinen Verpflichtungen gewissenhaft nachzukommen. Mehr als irgend einer meiner Standesgenossen, war ich in Folge besonderer Verhältnisse diesem Gegensatze preisgegeben. Meine Collegen waren den Herrn, welche an der Spitze der neuen französischen Regierung standen, persönlich unbekannt. Nicht so verhielt es sich mit mir. Meine Reise nach Paris und meine lange Anstellung im Staatssekretariate hatten mich mit vielen Soldaten, Beamten und einer großen Anzahl von Menschen aller Stände der alles verschlingenden Nation in Verbindung gesetzt. Durch diese Umstände, und besonders in Folge des letztern, war ich nicht nur von Jedermann gekannt, sondern, man gestatte mir es zu bekennen, auch von Jedermann geliebt. Während meines Ministeriums hatte ich tausend Gelegenheiten mehreren dieser Herrn Dienste zu erweisen. Dem einen war ich aufmerksam, artig, den andern oder ihren Freunden machte ich mich nützlich; kurz, die einen waren mir aus diesem, die andern aus einem andern Grunde dankbar und anhänglich. So wenig mich der Herrscher von Frankreich aus den angeführten Gründen leiden mochte, so sehr war ich von allen Franzosen persönlich geliebt, und, es sei mir zu sagen gestattet, geachtet. Die Abwesenden sowohl als besonders die Anwesenden machten sich's zur Pflicht, mir in dieser Lage mit allen möglichen Rücksichten zu begegnen. Sie besuchten und zeichneten mich aus, sie boten mir ihre guten Dienste an, überhäuften mich mit Ehrenbezeugungen und bemühten sich nach Kräften, mich gegen die Verfolgungen, welche die neue Lage der Dinge hervorbrachte, zu beschützen. Diese gefährliche

Stellung verursachte mir mehr als einmal Todesangst. Ich mußte meine Würde als Cardinal rein erhalten und durfte gegen die öffentliche Meinung nicht anstoßen, die aus Unkenntniß oder Bosheit keinen Unterschied zwischen den Individuen und ihrer Regierung machen will oder kann, noch besondern Verhältnissen Rechnung zu tragen versteht. Es hätte sich die Ansicht bilden können, ich stände auf freundschaftlichem Fuße mit den Franzosen und würde von ihnen besonders begünstigt. Deßwegen zwang mich mein Zartgefühl, diese Aufmerksamkeiten nicht allein abzulehnen, sondern denselben auszuweichen und sie zu verhindern. Ich wurde sogar unhöflich, ungebildet, ja sogar undankbar. Ich mußte es sein, und ich kann mir nicht den leisesten Vorwurf machen, auch nur den geringsten unpassenden Schritt gethan zu haben; eher muß ich mich anklagen, die Sache zu weit getrieben zu haben, indem ich die Besuche, die man mir machte, und die ich nie annahm, nicht einmal durch Karten erwiderte. Ebenso wenig schenkte ich ihren Gunstbezeugungen und Artigkeiten irgend Aufmerksamkeit, so sehr hatte sich meiner Seele die Angst bemächtigt, ich könnte, wenn auch ohne Grund, einen Namen beschimpfen, den ich stets rein und unbefleckt erhalten wissen wollte; aber Gott weiß, wie schwer es mir wurde, und alle, die kein undankbares und gefühlloses Herz haben, können es sich denken. Am meisten schmerzte es mich, daß ich diejenigen, die so viele Rücksichten gegen mich hatten, nicht überzeugen konnte, daß ich in meiner Stellung als Cardinal und Mitglied derjenigen Regierung, die sie gestürzt, nicht anders handeln könne. Diese Beamten konnten und wollten nicht begreifen, daß sie mich durch ihre persönliche Freundschaft in die Nothwendigkeit versetzten, sie als Feinde des hl. Stuhles und meines Regenten zu betrachten. Sie behaupteten, daß die französische Regierung und ihr persönlicher Charakter zwei

sehr bestimmte, getrennte Dinge seien; daß durch mein vorsätzliches Fernhalten ihre Eigenliebe verletzt, ja sogar ihre Ehre angegriffen würde.

Ich blieb standhaft, aber dieser Kampf war unangenehm und schmerzlich und der Sieg theuer erkauft. Nichts konnte meinem Herzen schrecklicher sein, als für grob und undankbar gelten zu müssen ohne es zu verdienen. Wenn es aber Privaten und untergeordneten Civil- und Militärbeamten gegenüber hart, bitter, unangenehm, beschwerlich und sogar gefährlich wurde so zu handeln, so wird man begreifen, um wie viel schwieriger dies Verfahren gegenüber der höchsten Gewalt, die in Rom befehligte, sein mußte.

Der General (Miollis), der in seiner Person die Stelle eines höchst Commandirenden der Armee und eines Präsidenten des Regierungsrathes vereinigte, war mir durch langjährige Freundschaft und durch intime Beziehungen verbunden. Er betrachtete sich sogar als meinen Schuldner für gewisse Dienste, die ich seinem Bruder vor und nach seiner Erhebung zur bischöflichen Würde erwiesen hatte. Dieser sein Bruder, damals noch Priester, lebte als Flüchtling in Rom, und ich hatte Gelegenheit ihm gefällig sein zu können. Nachdem er später zum Bischofe geweiht war, wandte er sich in Folge unserer ältern Bekanntschaft in allen seinen Angelegenheiten an mich.

Man kann sich denken, wie sich der General eingedenk der Beziehungen zwischen mir und seinem Bruder und ihm selbst zu allen Rücksichten gegen mich verpflichtet fühlte, mir seinen Besuch abstattete und tausend Aufmerksamkeiten erwies. Man begreift ferner, wie mein zurückhaltendes und ausweichendes Benehmen — ich gab ihm nicht einmal die Besuche zurück, die er mir zu machen versuchte, denn empfangen habe ich ihn nie — verletzend für sein Ehrgefühl sein mußte.

Dies Opfer, welches mir die Schwierigkeit meiner Stellung auferlegte, war mir höchst peinlich, und ich muß hier dem General für seine Güte gegen mich und wegen seiner hervorragenden Eigenschaften die Pflicht der Anerkennung abtragen.

In erster Reihe dieser Eigenschaften glänzten die Uneigennützigkeit, die Bescheidenheit, die Thatkraft und die Selbstbeherrschung, auch war er frei von aller Eitelkeit und allem Stolze und von unbestechlicher Gerechtigkeit.

Den härtesten Kampf lieferte mir meine ängstliche Gewissenhaftigkeit gegenüber dem neuen Könige von Neapel. Es war dies jener General Murat, mit dem ich in Folge seiner häufigen Reisen nach Rom während meines Ministeriums und gelegentlich unsers Zusammentreffens in Florenz, wo er die Armee commandirte, als ich daselbst auf meiner Reise nach Paris in Angelegenheiten des Concordats durchkam, die innigste Freundschaft geschlossen hatte. Die Innigkeit unserer Freundschaft dürfte schwer zu schildern sein; es war eine Freundschaft, welche die unendliche Ergebenheit und Anhänglichkeit des General an die Person des Papstes sowohl, als die Wohlthaten, die der Papst selbst und der Staat zu Gunsten der Kirche von ihm empfangen hatten, gebieterisch verlangten. Als er mit dem Titel König von Neapel durch Rom reiste, regierte der Papst noch in seiner Hauptstadt, und ich ward auf eine harte Probe gestellt. Murat war von Sr. Heiligkeit als König von Neapel nicht anerkannt. Als Cardinal hielt ich es daher für ungeeignet ihn zu begrüßen. Er war verletzt, beleidigt und ließ es mich fühlen. Auf die feinste und liebenswürdigste Weise gab er mir zu wissen, daß er mir in Anbetracht der Verhältnisse verzeihen könne, ihn in der Oeffentlichkeit nicht gesehen zu haben, daß er mir aber nicht vergessen könne, daß ich ihm nicht einen Privatbesuch, wie man zu sagen

pflegt, im Verborgenen gemacht hätte. Mein Gewissen erlaubte es mir nicht, so sehr auch mein Herz darnach verlangte. Als er aber nach dem Sturze der päpstlichen Regierung und nach der Abreise des Papstes unter dem Titel eines kaiserlichen Statthalters wieder nach Rom kam und neun Tage daselbst verweilte, war die Probe, auf die ich mich gestellt sah, noch viel härter. Da der Papst nicht mehr im Vatikan wohnte, und faktisch nicht mehr Fürst war, hielt der König von Neapel meine Zurückhaltung in Bezug auf einen einfachen Besuch nicht mehr für geboten. Als er daher fünf Tage nach seiner Ankunft sah, daß ich ihn nicht besuchte, versetzte er mich während der übrigen Zeit seines Aufenthaltes in Rom, in eine höchst schiefe und peinliche Stellung. Meine Pflichten, oder doch wenigstens die Vorsicht, die ich für gerathen hielt, um jene nicht zu verletzen — vielleicht bin ich in meiner Aengstlichkeit weiter gegangen, als nothwendig gewesen wäre — überwanden alle Rücksichten, und ich besuchte ihn nicht. Ich kann nicht beschreiben, wie schmerzlich mir dieses Opfer war, sowohl in Rücksicht dessen, was ich Murat schuldete, als auch wegen der Beleidigung, die ich ihm, wie er sagte, besonders bei dieser zweiten Gelegenheit durch mein Benehmen zufügte.

Von den vielen Verlegenheiten, die mir in jener Zeit bereitet wurden, will ich nur noch eine erwähnen. Ein Edikt der regierenden Consulta verpflichtete jeden römischen Bürger unter 60 Jahren, welchen Standes oder Ranges er sei, zur National-Garde, sei es nun durch persönliche Dienstleistung oder durch Geldbeiträge. Die Geistlichen gehörten in diese zweite Klasse, und das Gesetz gestattete keine Ausnahmen. Da der Cardinal Pacca mit dem Papste in dem Quirinal eingeschlossen war, so war ich der einzige Cardinal, der, noch nicht 60 Jahre alt, von dieser Maßregel getroffen war.

Es war nicht Rücksicht auf das Geld sondern die Würde des Cardinals, die mich veranlaßte, mich dieser Forderung zu widersetzen und einem Gesetze den Gehorsam zu versagen, zu dem ich in Anbetracht meines Purpurs nicht verpflichtet zu sein glaubte. Aber eben diesen Purpur achtete die französische Regierung nicht hoch; sie wollte und wünschte ihn zu demüthigen. Deßwegen beschloß ich auf alle und jede Gefahr hin und Angesichts dessen, was ich eben dieser Würde schuldig sei, nach Kräften zu widerstehen. Alle Plackereien, die man anwandte, um mich zur Bezahlung eines Beitrages zu veranlassen, der, obgleich an und für sich höchst unbedeutend, doch die Ehre des hl. Collegiums im höchsten Grade verletzte, waren erfolglos.

Wie bekannt, war ich Vorstand des Hospitals von St. Michael von Ripa. Diese Stelle wurde für mich die Quelle einer zweiten Sorge und einer zweiten großen Gefahr. Sie zog nämlich häufige und ernste Beziehungen mit der weltlichen Regierung nach sich, und besonders mit der Schatzkammer oder dem Finanzministerium, von dem das Hospital ungefähr alle seine Mittel zum täglichen Unterhalte bezog. Ebenso verhielt es sich gegenüber der Polizei, mit der man im immerwährenden Verkehr lebte wegen der Verurtheilten, die in dem Gefängnisse von St. Michael — Abtheilung für Verbrecher — einem Gefängnisse, das zum Hauptspitale gehörte — festgehalten wurden. Nach dem Sturze der päpstlichen Regierung hielt ich mich meiner Vorstandschaft für entledigt, da ich außerdem jeden Tag in Berührung mit der neuen Regierung gekommen wäre. Diese Regierung hätte mir ihre Befehle zugehen lassen, und ich würde sie durch den Vollzug derselben anerkannt haben, was einem Cardinale widerstreben mußte. Aus Sparsamkeitsrücksichten hatte man die Stelle des verstorbenen Prälaten, der unter mir die Leitung dieses Hospitals hatte, nicht wiederbesetzt.

Dieser Umstand bereitete mir die größte Verlegenheit, denn ich wußte nicht in welche Hände ich die Verwaltung niederlegen sollte, und verließ ich St. Michael, so setzte ich mich dem Vorwurfe aus, wegen zu großer Abneigung gegen die neue Regierung, eine Gemeinde von 700—800 Menschen der Anarchie preisgegeben zu haben. Nach reiflicher Ueberlegung ließ ich die Vorsteher der Gemeinden und der verschiedenen Abtheilungen des Spitals zusammenkommen, befahl ihnen ihre Pflichten nach den bestehenden Vorschriften und Gesetzen genau zu erfüllen und machte sie dafür verantwortlich. Auf diese Art hoffte ich die neue Regierung zu veranlassen in Bälde eine Stelle zu besetzen, nach der so viele strebten. Ich legte hierauf meinen Titel ab, und fand nicht für angemessen meinen Rücktritt der Regierung anzuzeigen, weil ich dieses für eine Art Anerkennung gehalten hätte. Diese Anschauungsweise setzte mich einer schrecklichen Gefahr aus.

Die neuen Gewalthaber nämlich, von meinem Zurücktreten aus dem Amte in Kenntniß gesetzt, erzürnten, daß ich diesen Schritt ohne Mittheilung an sie gethan. Ueberdieß waren sie ärgerlich, daß sie sich in einem Augenblicke, wo dringendere Gedanken und Geschäfte ihre Zeit in Anspruch nahmen, mit der Ernennung dieser Stelle befassen sollten. Besonders waren sie über das Beispiel empört, das durch mein Zurücktreten den andern Angestellten gegeben wurde, die sich dadurch berechtigt glauben konnten, mich nachzuahmen, statt der kaiserlichen Regierung dienen zu sollen. Sie ließen mir daher einen sehr energischen und gemessenen Befehl zugehen, sofort in meine Stellung zurückzukehren, unbeschadet des Rechts, dieselbe später in die Hände der Regierung in gesetzlicher Form zurückzugeben, wenn mir dieselbe die Erlaubniß dazu ertheilte. Für den Fall der Widersetzung drohte man mit der ganzen Strenge der Gesetze und warf mir vor, daß ich das ganze Hospital,

das außer mir keinen Vorstand hatte, der Anarchie preisgegeben hätte.

Ich antwortete dem Platzcommandanten — auf diese Art vermied ich den Titel „Gouverneur", den ich hätte gebrauchen müssen, wenn ich mich an den General gewendet hätte, in dessen Auftrag mir der Commandant den Befehl hatte zugehen lassen — und ich antwortete schriftlich, damit man nicht behaupten könne, ich hätte die neue Gewalt angerufen oder anerkannt, was bei mündlicher Verhandlung leicht hätte geschehen können; denn diese Herren hatten die Freiheit, die Dinge nach ihrer Anschauungsweise darzustellen.

Ich erwiderte also, daß ich über den Lärm in Folge meiner Abdankung höchlich erstaunt sei; daß es mir sonderbar vorkomme, wie man nicht, was doch sein sollte, fühle und begreife, daß ich in meiner Eigenschaft als Cardinal ein Staatsamt hätte niederlegen müssen, sobald der Staat, von dem ich es hatte und in dessen Namen ich es ausübte, zu sein aufgehört hätte; und fügte bezüglich des Vorwurfs, das Hospital der Anarchie preisgegeben zu haben, hinzu: daß ich dasselbe dagegen geschützt hätte, wie man sich überzeugen könne, wenn man sich die Mühe geben wolle, die Verwaltung des Hospitals selbst zu befragen.

Nach dieser Antwort versuchte ich keine weitern Schritte und unterwarf mich ohne Furcht den Folgen, mit denen mir gedroht wurde. Man wollte mich durch die Darstellung dessen, was ich vom Kaiser zu fürchten hätte, abschrecken; aber ich wich von dem einmal betretenen Wege nicht ab.

Unter solchen und ähnlichen schwierigen und schrecklichen Ereignissen, die sich fast täglich einen ganzen Monat lang wiederholten, brach der Tag des 21. November an. Ich erhielt einen Brief vom Cultus-Minister aus Paris,

worin mir im Namen des Kaisers befohlen wurde, nach Paris zu gehen, wo ich gleich allen französischen Cardinälen, weil Rom als französische Stadt erklärt worden war, eine Pension von 30,000 Frs. zu beziehen hätte. Einige der wenigen Kirchenfürsten, die mit mir in Rom geblieben waren, hatten kurz vorher ähnliche Zuschriften erhalten. Sie gaben unter dem Vorwande ihrer Gesundheit ausweichende Antworten. Ich hielt es nicht für passend, diesen Weg einzuschlagen; und der Cardinal di Pietro, der den Brief zu gleicher Zeit mit mir erhielt, war derselben Ansicht.

Wir erwiderten, daß uns unsere Pflichten nicht gestatteten, nach Paris zu gehen und Rom, unsere Hauptstadt, ohne Einwilligung des Papstes, dem wir sofort Bericht erstatten würden, zu verlassen, und daß uns die Befehle Sr. Heiligkeit die Annahme eines Gehaltes verbieten, für welchen wir indessen unsere Erkenntlichkeit aussprachen.

Diese Antwort verletzte den Kaiser; er, der sich als unsern Herrn ansah, hätte einen pünktlichen Gehorsam gewünscht, und konnte es in Folge seines individuellen Charakters nicht leiden, daß man die Unterthänigkeit unter seinen Willen von dem Willen eines andern, d. h. des Papstes, abhängig mache. Der commandirende General hatte den Auftrag erhalten, uns vorrufen zu lassen, und derselbe ließ uns den Befehl durch die Vermittlung eines Gensdarmerie-Obersten zukommen. Da mir Miollis aus den angeführten Ursachen gewogen war, so ärgerte ihn meine Antwort und er versuchte alle möglichen Gänge mit mir, um mich für die Befehle Napoleons zu gewinnen, oder doch wenigstens, meinen Widerstand durch Vorschützen von Gesundheits- oder andern Rücksichten zu mildern. Er hatte die Güte meinen Brief mehrere Tage lang zu verbergen, um mir die schrecklichen Folgen, die,

wie er sagte, die Absendung nach sich ziehen würde, zu ersparen. Aber ich blieb standhaft im Kampfe, und änderte meinen Brief, den er endlich absenden mußte, in nichts. Hierauf schrieb ich mit Cardinal di Pietro an den Papst, benachrichtigte ihn von der Zurückweisung der angebotenen Pension und bat ihn, um neue Verhaltungsmaßregeln bezüglich unsers Rufes nach Paris. Es vergingen einige Tage, vom 21. November bis 8. Dezember, da ließ man mir und den Cardinal di Pietro plötzlich den expressen Befehl zugehen, sofort innerhalb 24 Stunden nach Paris abzureisen. Ich erklärte, daß ich nicht gehorchen könne, da ich noch keine Verhaltungsbefehle vom Papste hätte. Dasselbe that der andere Cardinal.

Kaum waren die 24 Stunden verstrichen, so sah ich bei Beginn der Nacht des 9. Dezember mein Haus von französischen Soldaten belagert. Der Offizier, welcher die Soldaten befehligte, eröffnete mir, daß ich diese Nacht unter militärischer Begleitung abzureisen hätte. Ebenso verfuhr man mit Pietro. Ich wich der Gewalt und bereitete mich zur Abreise. Die Soldaten blieben die ganze Nacht in meinem Hause; ich trennte mich unter Thränen von meinen Freunden, die herbeigeeilt waren, um mir Lebewohl zu sagen, sowie von meinen Bediensteten, die mich weinend umstanden. Zwei Stunden vor dem Ave Maria, am 10. Dezember 1809, umringt von der bewaffneten Mannschaft, stieg ich die Treppen hinab.

Als ich aus meinem Hause heraustrat, sah ich an der Thüre einen Wagen, in welchem der Cardinal di Pietro saß, dem man denselben Schimpf angethan hatte. Auf diese Art gewährte man mir den unerwarteten und unverhofften Trost, die Reise mit dem besten Freunde, den ich im hl. Collegium hatte, machen zu können. Nachdem wir fünf oder sechs Meilen zurückgelegt hatten, verließ uns

die bewaffnete Mannschaft, und wir setzten unsere Reise fort, ermächtigt durch einen Erlaß Pius VII., den er kurz vorher andern Cardinälen, die Rom mit militärischer Begleitung verließen, hatte zugehen lassen. Der Papst hatte ihnen ausdrücklich erklärt, sie könnten die Reise fortsetzen, auch wenn die Soldaten sie unterwegs verließen. In seinen Augen genügte es, Rom nicht freiwillig verlassen zu haben.

Unsere Reise dauerte sehr lange, denn wir eilten nicht besonders; dennoch hielten wir uns nur 24 Stunden in Bologna und 48 Stunden in Sienna auf. Aber wir machten kleine Tagereisen; auch beschleunigte nichts unsere Schritte; in der Voraussicht dessen, was uns in Paris erwartete, — wir wollten unserer Pflicht getreu bleiben — hätten wir gewünscht, daß diese Reise ewig dauern möge. Wir reisten nicht über Florenz, sondern durch Tyrol, und nahmen die Richtung durch das Bolognesische statt durch das Cortonesische. Nach einundvierzigtägiger Reise kamen wir am 20. Februar 1810 nach Paris. Dort mußten wir uns trennen. Di Pietro nahm seinen Aufenthalt bei den Irländern, und ich miethete mir eine Wohnung in der Straße von Lille.

In Paris war ich jenen Seelenkämpfen noch mehr als in Rom ausgesetzt, die meine Pflicht einerseits und meine persönlichen Beziehungen andererseits hervorriefen, und die mir schon so viele Leiden bereitet hatten. Meine Stellung war wesentlich verschieden von der meiner Collegen, die ich dort in der Zahl von beinahe 30 wiederfand. Sie waren persönlich nicht bekannt, und die Gelegenheit war ihnen nicht geboten mit den Behörden Verbindungen anzuknüpfen. Was mich anbelangt, so war ich 9 Jahre vorher in Paris gewesen. Ich hatte die Unterhandlungen wegen des Concordates geführt, d. h. eines Vertrages mit dem so ziemlich Jedermann, und insbesondere die hohen

Beamten zufrieden gestellt waren. Alle hohen Würdenträger, alle Minister kannten, ja ich kann sagen, liebten mich. Ich meinerseits kannte sie alle seit langer Zeit. Während meines Ministeriums hatte ich mit ihnen zu thun, ich hatte viele ihrer Empfehlungen berücksichtigt, ich hatte ihre und ihrer Freunde Angelegenheiten stets im Auge gehabt, ich war Staatssekretär, und hatte das Glück — nicht wegen meiner besondern Eigenschaften — ihnen angenehm zu sein. Dies war die natürliche Ursache ihrer Anhänglichkeit und ihrer Achtung für mich.

Der Erzkanzler (Cambacérès), der Erzschatzmeister (Lebrun), der Vice-Großwähler (Talleyrand), der Cultusminister (Bigot de Préameneu), der Polizeiminister (Fouché), und fast alle andern Minister befanden sich in dieser Stellung mir gegenüber. Ich war genau bekannt mit der kaiserlichen Familie, mit der Mutter des Kaisers, seinen Brüdern, seinen Schwestern, seinen Schwägern, mit den neuen Königen und Königinnen, denen ich in Rom Dienste leisten konnte, und die während meines Ministeriums nach Rom kamen, war überdieß mit ihnen in Verbindung gekommen gelegentlich meiner ersten Reise nach Paris wegen des Concordates, und war überzeugt, daß sie mich mit den Beweisen ihrer Dienstfertigkeit und Achtung überhäufen würden. Ihre Sorgfalt, ihre Artigkeit und ihre Einladungen hätten mir sicher nicht gefehlt. Auf Grund dieser eben erwähnten Umstände mußte ich mir in meinem Innern gestehen, daß meine Stellung ihnen gegenüber eine ganz andere als die meiner Collegen sei.

Diese Betrachtungen machten mir mehr Sorgen als die Furcht, die ich hatte: ich möchte mich allenfalsigen Anforderungen, die an uns gemäß unserer Stellung als faktische Unterthanen gerichtet wurden, unterwerfen, oder alle andern Porporati in dieser Beziehung nachahmen. Der Papst hatte in Rom an alle Cardinäle und Prälaten

den Befehl ergehen lassen in diesen Zeiten der großen Trauer für die Kirche und den hl. Stuhl an keinem Diner, an keiner Einladung oder irgend einem Feste theilzunehmen. Auch abgesehen von diesem päpstlichen Verbot hielt ich es in Anbetracht meiner Würde als Cardinal und als Mitglied der päpstlichen Regierung für höchst unziemlich und unwürdig, daß in einer Zeit, wo unser Fürst gefangen, der hl. Stuhl ins Unglück gestürzt, die Kirche ihrer Freiheit und Güter beraubt, und die Religion von Gefahren, Umsturz und Traurigkeit umgeben war, ein Cardinal in Gesellschaften und Vereinen erscheine oder an Gastmahlen theilnehme und den Repräsentanten einer Regierung, welche die seinige gestürzt hat, freundlich begegne. In Folge dessen nahm ich mir vor, ein ganz zurückgezogenes Leben zu führen und von allem dem, was ich eben erwähnte, nichts mitzumachen, da ich es nicht mit meiner Pflicht und meiner Stellung vereinbarlich finden konnte. Nur die unumgänglich nothwendigen Formen der Artigkeit und des Anstandes wollte ich beobachten. Jedermann begreift, wie viel schwieriger es mir denn jedem andern, in Anbetracht meiner besondern Verhältnisse, wurde, die richtige Grenzlinie zu ziehen. In dem Eifer, meine Pflicht zu erfüllen, beschwor ich mir eine neue Schwierigkeit und neue Gefahren herauf. Die einzige Entschuldigung, die ich ohne Jemanden zu verletzen, gebrauchen konnte, fehlte mir, denn es war mir unmöglich gemacht, meine Zurückhaltung durch meine Stellung als Cardinal und in Folge einer gebieterischen Nothwendigkeit meines Standes zu entschuldigen. Das Betragen einzelner unserer Collegen, die vor uns nach Paris kamen, hatte mir diesen Ausweg abgeschnitten. Durch die Furcht überwältigt — ich will sie nicht anklagen, aber ich erzähle einfach die Thatsachen — glaubten diese Cardinäle, daß sich das Verbot des Papstes nicht über Rom hinaus erstrecke, und

bezüglich der andern Rücksichten meinten sie, daß dieselben Angesichts der Lage in der sie sich befänden, verschwinden dürften. Gleich bei meiner Ankunft sah ich sie an allen Diners Antheil nehmen. Sie besuchten alle Gesellschaften in den Häusern der Großen und der Minister; sie opferten den Zeitumständen und den Gefahren alle höhern Rücksichten — deren Wesen sie nicht zu verletzen glaubten — jene Rücksichten, die sie ihrer Würde, ihrer Person, ihrem Gebieter und dem hl. Stuhle selbst schuldig waren.

Ich meinerseits konnte die Sache nicht so beurtheilen, dabei fehlte mir Sicherheit, zu entscheiden, ob ich gut oder schlecht urtheilte; aber da ich nicht so dachte, so konnte mich keine Ausflucht, keine Gefahr und keine Furcht dazu bestimmen, ihrem Beispiele zu folgen. Es war mir natürlich sehr leid, daß ich nicht gleich den andern Cardinälen handeln konnte, von denen nur der Cardinal di Pietro, der mit mir nach Paris kam, und zwei andere Cardinäle, deren Ankunft mit der unsern zusammentraf, eine Ausnahme machten. Diese Beiden (Pignatelli und Saluzzo) waren von denselben Gedanken beseelt. Da sie in Paris gänzlich fremd waren und ihr Standpunkt dem meinen weit vorzuziehen war, so hatten sie weniger Schwierigkeiten zu überwinden und weniger Gefahren zu bestehen, um diese Aengstlichkeit zu beherrschen, und dennoch war ihre Handlungsweise sehr verdienstvoll.

Ich gestehe, daß es mir nicht das Schwerste war, diese Furcht zu überwinden; aber den freundlich wiederholten Einladungen und allen den Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten, die man mir bewies, mit Ungebildetheit, Ungezogenheit und Undankbarkeit anscheinend begegnen zu müssen, dies war mir am empfindlichsten. Die wahre Ursache meines Benehmens konnte ich nicht angeben; denn es stand mir nicht zu die ganz andere Handlungsweise meiner Collegen zu tadeln und zu be-

schimpfen, eine Sachlage, die mich des kräftigsten Vertheidigungsmittels beraubte. Diese Vertheidigung konnte mißfallen, das ist wahr, aber sie ließ keine gerechte Entgegnung zu. In dieser harten Alternative handelte ich nun so: Einladungen zu Diners lehnte ich mit dem Bemerken ab, daß ich meiner Gesundheit wegen immer zu Hause essen müsse; bezüglich der Gesellschaften, Feste und Besuche konnte ich diese Ausrede nicht gebrauchen, aber ich enthielt mich nichtsdestoweniger auch von diesen und ließ jeden glauben, was er wollte. Es war mir nicht möglich da zu markten, wo mir die Pflicht zu gebieten schien. Mit Ausnahme der wenigen Besuche, die ich bei meiner Ankunft machte, sah man mich in Folge dessen an keinem öffentlichen Orte, in keiner Abendunterhaltung, in keiner Gesellschaft, bei keinem Diner oder dergleichen ähnlichen Gelegenheiten. Man verstand den wahren Grund; mir that es weh, so handeln zu müssen, aber ich beherrschte alle Menschenfurcht, und während meines Aufenthaltes in dieser großen Stadt handelte ich so, wie ich es meiner Würde entsprechend hielt.

Eine andere Angelegenheit, nicht weniger unangenehm, war die mit der Pension von 30,000 Frs. Alle meine Collegen, die vor mir nach Paris gekommen waren, hatten sie angenommen. Sie glaubten dem päpstlichen Befehle nicht zuwider zu handeln, weil die kaiserliche Regierung, als sie merkte, daß mehrere Cardinäle Anstand nahmen, diesen Betrag unter dem Titel Gehalt oder Pension anzunehmen, diesen Namen in Entschädigung für die Auslagen des Aufenthaltes in Paris umwandelte. Zwei oder drei Tage nach meiner Ankunft setzte mich der Cultusminister im Auftrage des Kaisers von der Anweisung dieses Gehaltes in Kenntniß, obgleich ich denselben schon in meinem Schreiben aus Rom förmlich zurückgewiesen hatte. Ich war in dieser Sache mehr zu beklagen, als

der Cardinal di Pietro und die beiden Cardinäle Pignatelli und Saluzzo, die fast zur gleichen Zeit mit uns nach Paris gekommen waren. Wir waren alle vier der Ansicht, dieses Anerbieten nicht annehmen zu können. Der bestimmte Befehl des Papstes und unsere persönliche Ueberzeugung ließ es nicht zu. Wir konnten nicht begreifen, wie man sich gegenüber dem Verbote des heiligen Vaters beruhigen oder seinen Ungehorsam mit dem Vorwande des Titels „Entschädigung für Auslagen" statt desjenigen von „Gehalt oder Pension" entschuldigen könne. Die Namen machen nicht die Wesenheit der Dinge; hier aber handelte es sich um die Sache selbst, d. h. um die Annahme oder Nichtannahme einer Sache von einem Monarchen, dessen Anerbieten anzunehmen der Papst verboten hatte.

Nach unserer Anschauungsweise war es unerlaubt und unziemlich, von einer Regierung, die den hl. Stuhl gestürzt und den Papst in Gefangenschaft hielt, sei es was immer anzunehmen. Die Cardinäle Pignatelli und Saluzzo, hatten gelegentlich ihres Besuches beim Cultusminister das Glück von ihm zu hören, daß er ihnen das betreffende Dekret später zustellen werde. Sie konnten daher antworten und ihn bitten, mit seiner Gunst noch zu warten, da sie zur Zeit derselben nicht bedürften. Der Cardinal di Pietro hatte ungefähr dasselbe Glück. Der Minister hatte gelegentlich der Aufwartung des Letztern vergessen ihn mündlich davon zu unterrichten und schrieb ihm daher des andern Tags, daß auch er sein Anweisungsdecret erhalten würde. Di Pietro konnte also gleich den beiden andern seine Erklärung in derselben Weise abgeben. Sei es aus Vergessenheit, sei es absichtlich oder in Folge meines Unglückssterns: ich war der einzige von den vieren, dem der Minister die Dekretur mit einem Schreiben über den mir bestimmten Gehalt zusandte; dasselbe war zur Ausgleichung der Reisekosten um mehrere Monate

zurückdatirt, wie es auch für die andern Cardinäle geschehen war. Dieser Zufall, der mich nöthigte das Dekret nebst meiner Verweigerung zurückzusenden, kam mir hart zu stehen. Allein ich mußte so handeln, da ich sonst nie hätte bewahrheiten können, daß ich den Gehalt ausgeschlagen, selbst wenn ich den Ausweg ergriffen hätte, von dem Dekrete keinen Gebrauch zu machen, um so mehr als die Wiederholung der Zusendung und Annahme immer mehr und mehr meine Zustimmung bewiesen haben würde. Endlich hätte man diese Verweigerung dem Umstande zuschreiben können, daß ich in keiner momentanen Geldverlegenheit gewesen sei oder es vorgezogen hätte, die Summe sichern Orts deponirt zu lassen.

Man begreift wie unziemlich die Zurücksendung des Dekretes und wie wenig sie mit dem Vorwande, mich in keinem Nothfalle zu befinden, im Einklange war; einen Vorwand, den wohl die drei übrigen Cardinäle anführen konnten. Ich sah voraus, daß mir der Minister antworten würde, daß das Bedürfniß, das in der Gegenwart nicht vorhanden sei, später kommen könne; komme es übrigens oder komme es nicht, so war dies kein Grund, um ihm das Dekret zurückzuschicken. Ich befand mich in der kritischten Lage und in der peinlichsten Angst; wollte aber unter allen Umständen thun, was mir die Pflicht gebot. Ich biß auf die Lippen, wie man zu sagen pflegt, und nahm mir vor freimüthig, offen und muthig aufzutreten und ohne Umschweif zu gestehen, was mein Herz empfand, und was mich verpflichtete, das Anerbieten abzulehnen. Um die Unbild der Zurücksendung zu mildern, hielt ich es für das Beste, das Dekret dem Minister selbst zurückzubringen. Obgleich ich mich auf diese Weise einer stürmischen Unterredung aussetzte, und all' dem, was mir das Papier erspart hätte, denn das Papier erröthet nicht,

wie das Sprichwort sagt, so beschloß ich doch zum Minister zu gehen und that es am folgenden Tage.

Nachdem ich ihm zuerst gedankt, erinnerte ich ihn, was ich von Rom aus in dieser Beziehung geschrieben und ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, bat ich ihn es mir nicht übel zu deuten, wenn ich die Gunst des Staates in seine Hände zurücklegte. Man kann sich seine Verwunderung leicht denken, und wie er mich drängte, daß ich mich in dieser Sache gleich den übrigen Cardinälen verhalten solle, die alle angenommen hätten, ohne einen andern Grund zur Geltung zu bringen. Ich war also gezwungen zur Vertheidigung des Papstes und meiner eignen Gesinnung jene zu tadeln. Der Minister entgegnete, ob ich denn so viele ehrenwerthe Collegen, die angenommen hätten, als Uebertreter des päpstlichen Verbotes verurtheilen könne. Ich erwiderte, daß ich sie nicht als solche verurtheilen wolle; daß jeder seine eignen Anschauungsweisen habe; daß sie glücklich genug seien, wenn sie wirklich glauben könnten, daß der Name „Entschädigung" sie aller Verpflichtung entbinde; daß ich sogar überzeugt sei, daß sie im guten Glauben handelten — ich ging so weit, ihr Verhalten gegenüber dem Minister zu rechtfertigen; fügte übrigens hinzu, daß, nachdem ich die Sache nicht von einem solchen Standpunkte zu beurtheilen vermöge, ich mich auch nicht mit meinem Gewissen und meiner innersten Ueberzeugung abfinden und mit offnen Augen meiner Pflicht untreu werden könne.

Es würde zu lange dauern, wenn ich alles anführen wollte, was mir der Minister sagte, was ich entgegnete, und wie er sich bemühete — ich muß gestehen mit großer Güte — mir die Folgen meiner Lage gegenüber dem Kaiser zu schildern. Er bat mich zu wiederholten Malen die Sache wohl zu überlegen. Ich blieb bei meiner Handlungsweise stehen und erklärte, daß ich alles einsehe

und begriffe, aber daß die Pflicht stets in meinem Herzen obsiegen würde. Und indem ich auf die deutlichste Weise und mit den artigsten Worten den Schmerz über diese harte Nothwendigkeit ausdrückte, legte ich das Dekret auf seinen Schreibtisch. Ich dankte ihm schließlich für die Nachsicht, mit der er mich so lange angehört und entfernte mich. Wer es nicht selbst empfunden hat, kann auch nicht begreifen, was ich gelitten habe während dieser Unterredung und während des Vollzugs einer Handlung, die eine so inhaltsschwere gewesen — che voleva dir tanto.

Nichtsdestoweniger war mir noch eine heftigere Probe vorbehalten. Ich meine die Audienz beim Kaiser. Ich hatte stets das Vorgefühl, daß mich der Kaiser, ungeachtet der Mißachtung und des Uebelwollens gegen meine Person, da er so weit ging, um mich von meiner Stelle zu stürzen, doch nicht schlecht empfangen würde. Im Gegentheil, ich war überzeugt, daß er mich sogar recht gut empfangen würde. Während meiner ganzen Reise war mir dieser Gedanke ein spitzer Dorn in meinem Herzen gewesen. Ich überlegte mir in der That, welchen unangenehmen Eindruck das Wohlwollen desjenigen, der sich ganz anderer Dinge als der Liebe und Achtung der Welt zu erfreuen hatte, auf diese selbe Welt in Betreff meiner machen müsse — und bedachte auf welchen Grundlagen sich eigentlich die Ahnung eines guten Empfanges stütze. Ich wußte, daß der Kaiser in Folge seines Charakters viel auf den ersten Eindruck hielt; der erste Eindruck, den ich auf ihn machte, war ein günstiger, denn wir hatten das Concordat mit einander bearbeitet. Dies war so wahr, daß er sich bei allen bittern Beschwerden gegen mich stets solcher Worte bediente, die andeuteten, daß er mich im Grunde für besser hielt, und daß ich von Natur aus oder grundsätzlich seinen Anschauungen nicht feindlich wäre; so z. B. sagte er, ich hätte den Kopf verloren und dergleichen

Redensarten von dieser Tragweite mehr. Fürs Zweite erfreute ich mich der Wohlgewogenheit seiner Minister und aller Franzosen, die mich kannten, und dies bewirkte, daß er Angesichts der immer mehr gähnenden Kluft zwischen Frankreich und Rom, öfter und vielleicht fortwährend von den Seinigen den leisen Vorwurf hören mußte, daß mein Rücktritt vom Staatssekretariate ein Unglück gewesen sei. Man versicherte ihn, daß, wenn ich mich gleichwohl gegen das geweigert hätte, was ich nicht genehmigen zu dürfen glaubte, ich doch nicht, wie sie es — fälschlich — nannten, ein Fanatiker sei, und das Mögliche nicht von mir gestoßen haben würde; daß mich nur der Haß und die Eifersucht des Cardinal Fesch mit so grellen Farben geschildert habe und, daß er durch meinen Sturz der Oeffentlichkeit einen schlechten Dienst erwiesen habe.

Nachdem das Glas, wie man sagt, in andern als meinen Händen zerbrochen wurde, konnte ich mir natürlicher Weise nicht verhehlen, daß jeder, der sich nicht die Mühe geben wollte, die Sachen zu ergründen und bei der äußerlichen Erscheinung des Umsturzes stehen blieb, — eines Umsturzes, der weder durch meine Handlungen noch während meiner Geschäftsführung erfolgte — meine Entfernung vom Ministerium als ein Unglück ansehen müsse. Da aber die eingetretenen Ereignisse die Folge von geheiligten Grundsätzen waren, so würden diese Ereignisse dieselben gewesen sein, wenn ich im Amte geblieben wäre. Die Behauptung, daß in diesem Falle das Geschehene nicht gekommen wäre, ist daher ganz falsch.

Diese Erwägungen, die auf die Wesenheit der menschlichen Natur begründet waren, ließen mich, wie gesagt, eine sehr günstige Aufnahme fürchten, und somit verfügte ich mich denn auch 6 Tage nach meiner Ankunft mit diesem Stachel im Herzen zur Audienz beim Kaiser.

Wir waren fünf Cardinäle, die der Cardinal Fesch

an diesem Tage dem Kaiser vorstellte, und alle fünf waren im Laufe der Woche angekommen; nämlich: der Cardinal di Pietro, der mit mir gekommen war, und die Cardinäle Pignatelli, Saluzzo und Despuig. Der Cardinal Fesch hatte uns in einem Halbkreise auf einer Seite besonders aufgestellt, alle andern Cardinäle waren auf der andern Seite. Da kamen die ersten Hofchargen, die Minister, die Könige, die Prinzen, die Prinzessinnen, die Königinnen und andere Würdenträger, zuletzt erschien der Kaiser. Der Cardinal Fesch trat hervor und fing mit der Vorstellung des ersten, es war der Cardinal Pignatelli, an. Wir waren nach dem Vorrang in der Cardinalswürde aufgestellt. Bei den Worten des Cardinal Fesch: „dies ist der Cardinal Pignatelli", sagte der Kaiser: „Sie sind Neapolitaner" und ging weiter ohne etwas beizufügen. Der Cardinal Fesch stellt den zweiten vor: „der Cardinal di Pietro". Der Kaiser bleibt ein wenig stehen und sagt: „Sie sind stärker geworden. Ich erinnere mich, Sie hier gelegentlich meiner Krönung gesehen zu haben," dann ging er weiter. Der Cardinal Fesch stellt ihm den dritten vor: „der Cardinal Saluzzo". — „Ein Neapolitaner" entgegnete der Kaiser und machte einige Schritte vorwärts. Der Cardinal Fesch stellt ihm den vierten vor: „der Cardinal Despuig". „Ein Spanier" antwortete der Kaiser, und der Cardinal voll Angst entgegnete: „Aus Majorka", als wenn er sein Vaterland verleugnen wollte. Ich kann meiner Feder bei Beschreibung dieses Zugs nicht Halt gebieten.

Der Kaiser geht weiter und als er zu mir kam, rief er, ohne die Vorstellung des Cardinal Fesch abzuwarten: „O Cardinal Consalvi, Sie sind mager geworden! ich hätte Sie beinahe nicht mehr erkannt!" Er sagte dies mit besonderem Wohlwollen und blieb stehen, um meine Antwort zu hören. Ich entgegnete gewisser Maaßen zur

Erklärung meiner Abmagerung: „Sire, die Jahre mehren sich. Es sind jetzt 10 Jahre verflossen seit ich die Ehre hatte Euer Majestät begrüßen zu dürfen.“ „Wahrhaftig“, sagte er, „beinahe 10 Jahre seit Sie in den Angelegenheiten des Concordates hier waren. Wir haben es in diesem selben Saale gemacht; aber wozu hat es genützt? Alles ist in Rauch aufgegangen! Rom hat alles verlieren wollen. Ich muß es gestehen, ich hatte Unrecht, Sie vom Ministerium gestürzt zu haben. Wenn Sie im Amte geblieben wären, die Dinge wären nicht so weit gekommen.“

Diese letzten Worte schmerzten mich so tief, daß ich fast nichts mehr sah. So sehr ich auch gewünscht hatte, von Napoleon gut empfangen zu werden, so hatte ich doch nie glauben können, daß es bis dahin käme. Wenn es mir angenehm sein konnte, ihn öffentlich bestätigen zu hören, daß er die Ursache meiner Entfernung vom Staatssekretariate sei, so war ich niedergedrückt durch seine Behauptung, daß die Dinge nicht so weit gekommen wären, wenn ich in meiner Stellung geblieben wäre. Ich mußte befürchten, daß man im Publikum, wenn ich diese Aeußerung stillschweigend hinnehme, den Schluß ziehen würde, daß dem wirklich so sei, und daß ich meine Pflichten zum Opfer gebracht haben würde; denn dies wäre die natürliche Folge gewesen.

In Folge des Eindrucks dieses schrecklichen Gedankens hörte ich nur die Stimme der Ehre und der Wahrheit. Anstatt mich gerührt und dankbar zu zeigen ob solcher Güte und ob eines so außerordentlichen und so bedeutungsvollen Wortes auf den Lippen eines solchen Mannes, eines Wortes, wodurch er sich anklagte, mich vom Ministerium entfernt zu haben, sah ich mich in die harte Nothwendigkeit versetzt, dieser verbindlichen Aeußerung des Kaisers eine feste und energische Antwort entgegenzusetzen. Ich sagte demgemäß: „Sire, wenn ich in

meinem Amte geblieben wäre, so hätte ich meine Pflicht erfüllt."

Er sah mich fest an, gab keine Antwort und indem er sich umdrehte, begann er einen langen Monolog, in dem Halbkreise, den wir bildeten, auf- und abgehend, er fand eine Menge Vorwürfe über das Benehmen des Papstes und der römischen Regierung, weil man seinem Willen nicht nachkam und sich weigerte, auf sein System einzugehen, Vorwürfe, die hier füglich übergangen werden können. Nachdem er eine geraume Zeit mit sich selbst gesprochen hatte, kam er bei seinem Hin- und Hergehen in meine Nähe, blieb stehen und sagte zum zweiten Male: „Nein, wenn Sie im Amte geblieben wären, so wären die Dinge nicht so weit gekommen."

Obgleich es genügt hätte, ihm einmal widersprochen zu haben, so wagte ich doch, beseelt von demselben Gedanken, es noch einmal zu thun und erwiderte: „Mögen Euer Majestät glauben, daß ich meine Pflicht erfüllt hätte."

Er sah mich noch fester an. Ohne zu antworten, drehte er sich um, begann von Neuem auf und abzugehen, fuhr in seinen Betrachtungen fort, beklagte sich über das Benehmen Roms ihm gegenüber und behauptete, daß Rom nicht mehr jene großen Männer besitze, durch die es sonst glänzte. Dann wandte er sich an den Cardinal di Pietro, welcher der erste auf der andern Seite des Halbkreises war, so daß er mir gegenüber stand, und wiederholte zum dritten Male: „Wenn der Cardinal Consalvi Staatssekretär geblieben wäre, so wäre es nicht so weit gekommen."

Als Napoleon zum dritten Male dieselben Worte gesprochen hatte, so ließ ich mich, ich will nicht sagen durch meinen Muth, sondern durch Mangel an Klugheit bei dieser Gelegenheit und durch einen übertriebenen Eifer für meine Ehre, zu weit fortreißen. Ich hatte ihm schon

zweimal widersprochen; dieses Mal richtete er die Rede nicht an mich, wie die beiden andern Male; er war sogar ziemlich weit von mir entfernt, deßungeachtet verließ ich meinen Platz bei dieser dritten Wiederholung; begab mich auf das andere Ende bis zu ihm hin, faßte ihn am Arme und rief: „Sire, ich habe Euer Majestät schon vorher versichert, daß, wenn ich in meinem Amte geblieben wäre, ich sicherlich meine Pflicht würde erfüllt haben."

Nach diesem dritten Glaubensbekenntnisse, um mich so auszudrücken, konnte er sich nicht mehr zurückhalten, und mit fest auf mich gehefteten Augen rief er: „Ja, ich wiederhole es, ihre Pflicht würde ihnen nicht gestattet haben, die geistlichen Interessen den weltlichen aufzuopfern."

In seiner Idee suchte er sich zu überzeugen, daß ich eher seinen Wünschen würde entsprochen haben, als die Interessen der Religion den Gefahren eines Bruches zwischen ihm und Rom auszusetzen. Nachdem er dies gesagt, drehte er mir den Rücken und ich ging auf meinen Platz zurück. Dann begab er sich zu den Cardinälen, die auf der andern Seite standen, und fragte mit kurzen Worten, ob sie seine Unterredung verstanden hätten, hierauf kehrte er zu uns fünf zurück und, indem er in der Nähe des Cardinal di Pietro stehen blieb, sagte er: da das Collegium der Cardinäle ungefähr vollzählig in Paris anwesend sei, sollten wir untersuchen ob in den Angelegenheiten der Kirche irgend etwas vorzuschlagen oder zu ordnen wäre. In Folge dessen gestattete er uns, daß wir uns alle auf einmal oder einige der Vorzüglicheren unter uns versammeln dürften. Er erklärte hierauf, was er unter den Vorzüglicheren verstehe: es seien diejenigen, die am bewandertesten wären in theologischen Fragen; und indem er dem Cardinal di Pietro erklärte, wie er aus dem Gegensatze, in dem er sich befände, herauskommen wolle, sagte er ihm: „Trachten Sie, daß sich der Cardinal Con-

salvi unter dieser Zahl befinde, der, wenn er, wie ich vermuthe, der Theologie unkundig ist, die Wissenschaft der Politik sehr gut kennt und sehr gut versteht." Er endigte mit dem Bemerken, daß man ihm die Beschlüsse durch die Vermittlung des Cardinal Fesch zukommen zu lassen habe, und entfernte sich.

Der Ausgang dieser Audienz und die Antwort, die ich dem Kaiser auf seine Ansprache dreimal wiederholte, verbreitete sich alsbald in Paris und von Paris aus durch ganz Frankreich. Es war der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung, ich halte es aber nicht für passend mich über diesen Gegenstand weiter auszulassen.

Die Vorstellung, von der ich eben erwähnte, geschah während der Messe in der Kapelle der Tuilerien; der Kaiser hatte die Gewohnheit vor oder nach der Messe öffentliche Audienzen zu geben und die Huldigungen der Großen, der Staatskörper und der Hoffähigen entgegenzunehmen. Zufolge der Vorfälle in Rom war dieser Besuch der Messe der Gegenstand meiner Betrachtungen während der ganzen Dauer meiner Reise.

Die in der Bulle des Papstes verfügte Exkommunikation nannte den Kaiser nicht ausdrücklich, aber sie erreichte ihn zweifelsohne. Uebrigens drehten sich seine beständigen Beschwerden in öffentlichen wie Privat-Unterhaltungen immer um diesen Punkt. Diese Exkommunikation an und für sich machte ihn noch nicht vitandus, gemäß der berühmten Bulle Martin V. ad evitanda scandala. In der That bezeichnet dieselbe nur diejenigen Personen als vitandi, die förmlich mit Namen aufgeführt sind.

Jedenfalls sah man in Rom den Kaiser als *solchen* an, d. h. als Einen, dem man im Allgemeinen auszuweichen habe. Man durfte nicht öffentlich für ihn beten, und auf keine Weise in divinis mit ihm verkehren. Personen aus allen Ständen, ja sogar Bedürftige, andere mit

der Gefahr ihr Vermögen und ihre Freiheit zu verlieren, ehrten sich selbst in dieser Beziehung durch hervorragende Beispiele von Religion und christlichem Muthe. Sie legten Proben eines Glaubens ab, der dem der ersten Bekenner würdig war.

Der Grund, warum man den Kaiser kraft der Beschlüsse und Erklärungen Seitens der gesetzlichen Macht, die nach der gewaltsamen Entfernung des Papstes in Rom geblieben war, als einen Exkommunizirten vitandus ansah, war nicht die Exkommunikation in Folge der päpstlichen Bulle. Diese Bulle machte ihn, wie ich bereits erwähnte, zu keinem vitandus. Er war es durch die That, welcher nach der Bulle Martin V. die Exkommunikation anklebte. Dieser Papst erklärte diejenigen Personen als vitandi, welche ausdrücklich benannt werden, und diejenigen, welche öffentlich einen Priester geschlagen haben; aber dieser Fall mußte eklatant sein, „nulla possit tergiversatione celari aut excusari.“ Durch die gewaltsame Entfernung des Papstes in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli hatte man nicht nur an einen Geistlichen, sondern an den hohen Priester und Stellvertreter Christi selbst Hand angelegt. Man hatte ihn als Gefangenen nach Savona geschleppt, und da die Canonisten in der Person des Gefangennehmenden denjenigen erkannten, der geschlagen hat, so verurtheilten sie Napoleon als den Urheber der beiden Handlungen der größern Exkommunikation verfallen, und als einen solchen, den man nach der Bulle des Papstes Martin V. zu meiden habe.

Indem ich dies während meiner Reise überlegte, sah ich mich als ein nothwendiges Opfer dieser Grundsätze in Folge der Messe des Kaisers, der die Cardinäle, welche in Paris waren, anwohnten. Ich sah es mit Herzeleid, daß sie aus Schwäche ihre Pflichten verletzten, und nahm mir vor, sie nicht nachzuahmen, ohne mir übrigens die

ernste Schwierigkeit dieser Handlung zu verhehlen, welche den Kaiser in Folge der Oeffentlichkeit und wegen der Hintansetzung des Beispiels meiner Collegen verletzen mußte.

Dieser Gedanke und dieser Entschluß war nicht mir allein eigen. Mein Reisegefährte und die drei andern Cardinäle, zu denen wir unterwegs trafen, theilten diese Ansicht. Aber in Paris angekommen, sahen wir uns genöthigt, die Sache von einer andern Seite anzusehen und unsern Entschluß zu ändern.

Ich übergehe die Einwürfe der in Paris anwesenden Cardinäle und ihrer Rathgeber, die sie geltend machten, als sie hörten, daß wir die kaiserliche Messe nicht besuchen wollten, und durch die sie unsere Entschlüsse wankend machen, ihre Handlungsweise aber rechtfertigen wollten. Sie behaupteten, daß der in der Bulle Martins V. vorgesehene Fall nicht vorliege, und vor allem deßwegen, weil der Satz: daß der Gefangennehmer mit dem, der wirklich schlage, gleichzustellen sei, nur in der Meinung der Kanonisten und nicht durch den Wortlaut der Bulle selbst gerechtfertigt sei — Worte, welche in odiosis non sunt ampliandae. Nur die Kanonisten und nicht die Bulle hätten den Satz aufgestellt, daß die Handlung, wodurch man Jemand mit bewaffneter Macht von einem Orte zum andern schleppe, einer factischen Mißhandlung gleichkäme. Zweitens stellten nach einigen die Worte: dummodo factum nulla possit tergiversatione celari aut excusari außer Zweifel, daß die Bulle auf den Kaiser nicht anwendbar sei, indem er sich gegen jeden gewaltthätigen Angriff auf die Person des Papstes in Rom verwahre und öffentlich erkläre, daß der General Miollis ohne seine Befehle gehandelt habe; daß er aber, nachdem die Sache geschehen, aus politischen Gründen verhindert sei, Se. Heiligkeit auf ihren Thron wieder einzusetzen. Außerdem, fügten sie an, versichere Napoleon, daß der

Papst in Savona sehr frei sei und sich selbst nicht als einen Gefangenen betrachte. Die Cardinäle räumten ein, daß dies inhaltlose Vorwände seien; allein nach ihrer Ansicht genügten sie doch, um den Kaiser vor den Folgen der Bulle zu retten, welche in eben dieser Absicht falsche Ausflüchte zulasse, indem sie erkläre, daß diejenigen vitandi seien, die geschlagen haben, wenn ihre Handlung nicht durch Ausflüchte verdeckt oder entschuldigt werden könne.

Besser als diese Beweise überzeugte uns ein anderer Grund, daß der Kaiser nicht vitandus sei; es war die schriftlich gegebene Erklärung des Cardinal Spina, daß er den Papst über diese Excommunication in Genua habe reden hören, und daß er gesagt habe, er hätte den Kaiser in der Bulle absichtlich deßwegen nicht genannt, damit er nicht vitandus würde, um auf diese Weise die Bischöfe und alle diejenigen, die in die Nothwendigkeit versetzt seien, mit Napoleon umzugehen, aus der Verlegenheit zu ziehen und vor Gefahr zu retten. Pius VII. sprach hier von der Excommunication in Folge seiner Bulle und nicht von der Excommunication in Folge der Bulle Martin V.; nachdem aber der Papst diese Aeußerung lange nach der Nacht vom 5. auf den 6. Juli that, und nachdem man nicht annehmen konnte, daß er jene Meinung oder jene Bulle nicht kenne, so mußte man den Schluß ziehen, daß der hl. Vater dieser Thatsache ungeachtet, den Kaiser nicht als vitandus betrachte, sei es nun, daß er ihn habe dispensiren wollen, um diejenigen Personen, die sich weigern würden den Kirchenfeierlichkeiten und Gebeten anzuwohnen, nicht in Verlegenheit zu bringen, sei es, daß er die Gründe, welche der Kaiser zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte — und er brachte deren vor — für stichhaltig genug hielt, um den in der erwähnten Bulle vorhergesehenen Fall auf ihn nicht anwendbar zu erklären.

Wir waren erstaunt über die Anschauungsweise des

Papstes, daß er den Kaiser nicht für vitandus hielt. Allein ein Cardinal-Erzbischof hatte es beschworen und das Beispiel des Bischofs von Savona bestätigte es. In Gegenwart des Papstes, der sich im bischöflichen Palast aufhielt, wohnte dieser Prälat den Kirchenfesten und Gebeten für den Kaiser an, und der Papst, der ihn jeden Abend sah, tadelte ihn nicht. Diese Thatsachen bewiesen uns, daß auch wir unsererseits den Kaiser nicht als vitandus betrachten dürften. Dies machte uns nachdenkend über den Unterschied zwischen Paris und Rom in dieser Angelegenheit. Pius VII. als Herrscher zu Rom hatte den Wunsch ausgesprochen, daß man dem Kaiser nicht jene Ehren erweise, die ihm in seiner Eigenschaft als Regent z. B. das Te Deum bei gewissen Gelegenheiten, zukämen; und in Paris war dieser Wunsch wie nicht vorhanden. Ueberdies sahen wir, daß man in Frankreich einer Theorie huldigte, welche die Päpste nicht verdammt hatten, die aber von dem Grundsatze ausging, daß, um der Excommunication zu verfallen, ein Urtheilsspruch nothwendig sei. Aus all dem zogen wir den Schluß, daß es in Frankreich erlaubt sei, den kirchlichen Feierlichkeiten anzuwohnen, und so verfügten wir uns denn ebenfalls in die kaiserliche Messe.

Deßungeachtet war es nach meinem Dafürhalten für einen Cardinal nicht passend, es öfter zu thun, und zwar nicht wegen der Excommunication, sondern wegen eines andern Grundes. Leider hatte sich der Gebrauch durch die zuerst Angekommenen eingeschlichen und einen öffentlichen Widerspruch sollte man vermeiden. Es ziemte einem Cardinale schlecht, sich demjenigen unterthänig zu zeigen, der das Unglück des hl. Stuhles und seines Monarchen heraufbeschworen und herbeigeführt hatte, und sich öffentlich zu zeigen während der Trauer der römischen Kirche, zu deren vorzüglichsten Gliedern zu gehören, er die Ehre hatte.

Aus diesem Grunde wohnte ich der kaiserlichen Messe während meines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Paris so selten als möglich bei, d. h. höchstens vier oder fünfmal, und ich gestehe offen, wenn ich der Erste oder einer der Ersten gewesen wäre, so hätte ich nie daran Antheil genommen und hätte die Ursache meines Ausbleibens öffentlich ausgesprochen.

Wie man sich erinnern wird, hatte uns Napoleon angegangen, ihm einen Plan zu unterbreiten; dieser Umstand wurde für mich eine neue Quelle von Kummer und Gefahren. Man hatte die geheime Absicht des Kaisers in dieser Angelegenheit durchschaut, er wollte Altar gegen Altar stellen, indem die Cardinäle mit ihrem Plane dem Papste entgegen gestellt werden sollten. Der Plan selbst sollte von dem im Namen des Kaisers handelnden Cardinale geleitet und geordnet werden. Später würde man den hl. Vater gezwungen haben, seine Zustimmung zu geben, oder man hätte ihn angeklagt, daß er den Wünschen des heiligen Collegiums sein Ohr verschließe. Ich war mehr als die andern der Gefahr preisgegeben; denn, nachdem man den Beweggrund Napoleons durchschaut hatte, wagte Niemand mehr sich an die Spitze zu stellen. In Folge dessen vermied man die Unterhandlungen mit dem Cardinal Fesch und zögerte, ihm die später erfolgte Antwort bekannt zu geben, da man voraussah, wie unangenehm sie die Ohren desjenigen, für den sie bestimmt war, berühren würde. Alle wiesen daher die Eröffnung der Unterhandlungen von sich ab, und behaupteten dieses Geschäft läge dem Cardinal di Pietro und mir ob, die wir beide vom Kaiser dazu auserkoren worden seien. Es war aber falsch, daß Napoleon mich bestimmt hatte; denn der Kaiser hatte in Wahrheit nur den einzigen Cardinal di Pietro mit der Arbeit betraut und wollte mich nur unter die Zahl „der Vorzüglichen" gezählt haben,

welche zur Ausarbeitung des Planes zuzuziehen wären, vorausgesetzt, daß der Cardinal nicht das ganze heilige Collegium zusammenberufen würde. Ich unterließ nicht, denjenigen die Ungenauigkeit ihrer Behauptung zu beweisen, die mich mit Hülfe dieses falschen Vorwandes voranschoben, um sich selbst von einer Gefahr drohenden Unterhandlung zu befreien; aber ich bebte nicht zurück, und der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nur mit den geradesten Absichten zu Werke ging. Ich fürchtete, die Sache möchte in weniger kräftige als meine Hände gelegt werden, Hände, die nicht durch meine Gewandtheit aber durch meinen guten Willen sehr stark waren. Ich zog es tausendmal vor, meine Person preiszugeben, als die Interessen und den Dienst des hl. Vaters und des hl. Stuhls Gefahren auszusetzen. Meine Ahnungen täuschten mich nicht. Der Cardinal di Pietro und ich besuchten jeder die Hälfte der Cardinäle, und nachdem wir die Antwort vorher entworfen hatten, stellten wir sie ins Reine.

In dieser Antwort stellte man den Satz auf, daß die Cardinäle ohne ihren Vorstand weder einen Plan entwerfen, noch irgend Bestimmungen treffen könnten und dürften, insbesondere nicht, wenn es sich um Fragen handle, über welche der Papst bereits ein bestimmtes Urtheil abgegeben hat; daß daher den Cardinälen nichts anders zu thun erübrige, als ihre Bitten mit denen Sr. Heiligkeit zu vereinen und Se. kaiserl. Majestät zu bitten, dieselben erhören zu wollen. Beide vereint überbrachten wir diese Antwort dem Cardinal Fesch, mit dem wir Rücksprache genommen, ehe wir die Cardinäle befragt hatten. Wir waren in die Nothwendigkeit versetzt, ihm die Verschiedenheit unserer Ansichten mit den seinigen in mehreren Punkten einzugestehen. Mit unserer Erklärung war er natürlich unzufrieden, da dieselbe nicht nur dem Zwecke des Kaisers, der einen Plan gewünscht hatte, nicht

entsprach, sondern vielmehr die Beschwerden und Bitten des Papstes erneuerte, indem wir erklärten, unsere Bitten mit den Wünschen des Papstes vereinigen zu wollen, und um Erhörung derselben gebeten hatten. Der Kaiser war noch viel unzufriedener als der Cardinal Fesch.

Grimmig vor Zorn in Folge der Mißachtuung seines Willens zerriß er unsern Brief in tausend Stücke, und warf sie ins Feuer, während ihm der Cardinal Fesch den Hergang der Sache erzählte. Aber Fesch, aufgestachelt von einem Ueberbleisel seiner alten Gehässigkeit gegen mich, oder durch den boshaften Empfang Seitens mehrerer Cardinäle, die nicht den Muth hatten, ihm Angesicht zu Angesicht zu widersprechen, als er ihnen ihr Zurücktreten vorwarf, frohlockte, daß er das Gehäßige der Sache auf meine Schultern wälzen konnte. Er behauptete, ich hätte durch Verdrehung seiner Worte den Cardinälen gegenüber die Sache scheitern machen; so wurde meine Stellung dem Kaiser gegenüber immer schlimmer. Später ließ der Cardinal Fesch — wie man allgemein glaubte im Auftrage des Kaisers — den Cardinälen durch Vermittlung des Cardinals Mattei, unseres Dekan, den Vorschlag machen, eine Bittschrift der französischen Bischöfe beim Papste zu bevorworten, worin dieselben gewisse Rechte verlangten, die sie in ebenso viele Päpste umgewandelt hätten. Sie stützten ihr Begehren auf die Behauptung, daß der heil. Vater in diesen Zeitläuften den Bedürfnissen der Kirche nicht Rechnung tragen könne. Dies war falsch, grundfalsch; denn Pius VII. antwortete allen Bischöfen, die sich an ihn wandten. Wenn im gegenwärtigen Augenblicke der hl. Vater die Briefe derselben nicht bekommen, oder seine Antwort denselben nicht zugestellt werden sollte, so wäre die Schuld lediglich an der Regierung, welche dieselben zurückbehielte. Außerdem suchte Fesch den Cardinälen beizubringen, daß es gut wäre, den Kaiser zu

bitten, 3 oder 4 Mitglieder des heil. Collegiums an den Papst abzusenden, um ihm die wahre Sachlage bekannt zu geben und ausführbare Vorschläge zu unterbreiten. Mit großer Stimmenmehrheit verwarf das hl. Collegium die beiden Anträge des Cardinal Fesch.

Um nicht zu wiederholen, was ich schon oben über den ersten Vorschlag gesagt, beschäftigte man sich mit der Gefahr, der man sich durch den zweiten aussetzte, und mußte sich gestehen, daß diese Deputation den Anschein hätte, den hl. Vater zu versuchen, ob er sich nicht den Wünschen des Kaisers fügen wolle. Man hätte sogleich das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser diese Deputation gewiß nicht genehmigt hätte, wenn er nicht gewußt, daß dieselbe seinen Wünschen gefügig sei. Man überlegte, daß diese Deputation in ihren meisten Mitgliedern am Ende Bonaparte unterwürfig sein würde, weil dieselbe ihm vor ihrer Abreise hätte vorgestellt werden müssen. Es wäre schwer gewesen, Männer zu finden, fähig dem Kaiser die Spitze zu bieten oder ihm in dem Augenblicke, wo er ihnen seine Bedingungen vorschrieb, zu widersprechen. Zudem ließ er uns wissen, daß es im Interesse der Sache gelegen sei, ihm die Wahl der Gesandten anzuvertrauen. Ich stellte mich, wie ich schon erwähnte, auf die Seite der Wahrheit, d. h. der Opposition. Man belastete meinen Ruf mit dem Beinamen des Böswilligen und verfehlte nicht, mich als solchen beim Kaiser zu schildern, um jene Ideen wieder wach zu rufen, die man ihm schon zur Zeit meines Ministeriums beigebracht, und die er öffentlich widerrufen hatte, als er sich selbst anklagte, mich von der Leitung der Geschäfte und von dem Amte, das ich bekleidete, entfernt zu haben.

Deßungeachtet, sei es nun, daß er nicht gänzlich überzeugt war, sei es aus Verstellung, was mir wahrscheinlicher ist, Napoleon behandelte mich, gelegentlich des

zweiten Males als ich ihn bei der gewöhnlichen Sonntags-Audienz sah, nicht mit Strenge. Als er mich mitten unter den Cardinälen erblickte, wandte er sich mit ruhiger Miene und gütigem Ausdrucke zu mir und sagte: „Wie befinden Sie sich? Sie scheinen etwas dicker geworden zu sein.“ Auf diese Worte hatte ich keine andere Antwort als eine Verneigung. Dasselbe sagte er bei der dritten Audienz. Ehe ich aber sein Benehmen mir gegenüber in in der vierten schildere, muß ich die Veranlassung erzählen, die jene Catastrophe für mich und die 12 Cardinäle, meine Gefährten in der Verbannung, herbeiführte. Hier mit wenig Worten das Nothwendigste, um dieses Ereigniß auffassen und verstehen zu können.

Ich lebte in Paris sehr zurückgezogen und besuchte niemals öffentliche Soiréen, Feste oder Gesellschaften. Ich ging nur in zwei Familien, die mir längst bekannt waren, die eine eine italienische, die andere eine französische, und zu sämmtlichen meinen Collegen ohne Unterschied, obgleich wir nicht derselben Ansicht waren. Die Festlichkeiten der Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin, einer Vermählung, die der Kaiser sehnsüchtigst einzugehen bestrebt war, nahten heran. Diese wichtige Handlung gab zu sehr ernsten und traurigen Betrachtungen Anlaß. Man behauptete, die frühere Ehe des Kaisers mit Josephine sei geschieden worden, und zwar bezüglich des sakramentalen Bandes durch ein Urtheil des geistlichen Gerichts in Paris, welches das erzbischöfliche Gericht bestätigte, und die erste Ehe als nichtig erklärt hatte. 13 Cardinäle, unter denen ich mich befand, hielten dieses Verfahren für ungesetzlich und unbillig. Das Gericht war nicht competent; wir wenigstens hielten dafür, daß Ehescheidungssachen unter Regenten ausschließlich vor den hl. Stuhl gehörten, der sie direct oder indirect durch Vermittlung der Cardinäle, Bischöfe, Legaten oder in

Concilien, die durch seine Legaten besetzt werden, zu entscheiden habe. Die übrigen Cardinäle, 14 an der Zahl, — ohne den Cardinal Caprara, der geisteskrank und fast sterbend war, und ohne den Cardinal Fesch, der selbst Richter war in dieser Angelegenheit und der, nachdem er den Akt der kirchlichen Trauung des Kaisers mit der Kaiserin Josephine am Vorabende ihrer Krönung selbst vollzogen hatte — er war damals mit der Erlaubniß des Papstes in Paris, — sich nicht entblödete, kraft seines geistlichen Amtes jetzt diese selbe Ehe als nichtig zu erklären — alle übrigen Cardinäle also, 14 an der Zahl, glaubten unsere Ansicht nicht theilen zu sollen. Wir haben sie inständig darum gebeten, und ihnen unsere Gründe auseinandergesetzt. Später läugneten sie dies alles, um ihr Benehmen zu beschönigen. Ich kann diese Einzelheiten hier nicht übergehen, um nicht gegen die Wahrheit zu verstoßen. Unsererseits begnügten wir uns nicht, diese unsere Anschauungsweise unseren Collegen mitgetheilt zu haben, sondern wir theilten sie mit Offenheit und Festigkeit durch die Vermittlung des Cardinal Mattei, unseres Dekan, auch dem Cardinal Fesch, dem Onkel des Kaisers, mit, der bei der Sache sehr interessirt war, da er den Trauungsakt bei der neuen Ehe vollziehen sollte.

Wir ließen ihm eröffnen, daß, nachdem wir geschworen hätten, die Rechte des hl. Stuhles unverletzt zu erhalten, und in Anbetracht, daß wir dieselben nach unserer Meinung durch die Nichtigkeitserklärung der Ehe des Kaisers für verletzt hielten, wir uns nicht berechtigt glaubten, einer solchen Handlung anzuwohnen und dieselbe durch unsere Gegenwart zu bestätigen; daß wir ihn von unserm Entschlusse in Kenntniß setzten, damit er die Cardinäle oder wenigstens einen Theil derselben nicht einlade, da unter diesen mehrere unserer Ansicht wären; auf diese Art könne er verhindern, daß die Sache in die Oeffentlichkeit

dringe und könne den Folgen eines so ernsten und heiklen Schrittes vorbeugen; wir ließen ihm ferner bedeuten, wie es klug wäre, unter dem Vorwande, der Raum sei zu eng, um alle aufzunehmen, nur einen Theil des heiligen Collegiums zu berufen, wie man es auch beim Senate und beim gesetzgebenden Körper mache. Wir fügten hinzu, daß jene, die nicht unserer Ansicht seien, erscheinen würden; daß dies in Anbetracht einer beschränkten Einladung genüge, und daß unsere Abwesenheit auf diese Art im Publikum nicht jenen Eindruck machen würde, auf den man sicher rechnen dürfe, wenn wir trotz einer allgemeinen Einladung nicht in corpore erschienen.

Es war unmöglich unsererseits in einer so unheilvollen Sache mehr Klugheit, Offenheit, Ehrlichkeit und Rücksicht an den Tag zu legen. Man kann sich übrigens leicht denken, was uns der Schritt kostete, den wir zu machen bereit waren. Es handelte sich in der That um nichts weniger, als den Kaiser bis in das Innerste seiner Seele zu verletzen. Der Cardinal Fesch that sein Möglichstes, um uns von unserm Entschlusse abzubringen. Er flehte uns an, zu kommen und malte uns die Folgen, denen wir uns durch unser Ausbleiben aussetzten, mit den schärfsten Farben aus. Nachdem wir unerschütterlich bei der Ausführung dessen, was wir für unsere Pflicht hielten, stehen blieben, machte Fesch dem Kaiser unserer Andeutungen gemäß den Vorschlag, uns nicht einzuladen. Man begreift die Wuth des Kaisers bei dieser Entdeckung. Er verweigerte es, den vorgeschlagenen Ausweg anzunehmen, und sagte dem Cardinal nur: „Sie werden es nicht wagen." Bei Ueberbringung dieser Rückantwort machte uns Fesch nochmal alle möglichen Vorstellungen, aber ohne Erfolg. Wir waren entschlossen unsere Pflicht unter allen Umständen zu erfüllen.

Nach dieser Unterredung mit dem Cardinal Fesch

sah ich den Kaiser zum vierten Male in der Sonntags-Audienz. Vielleicht hatte der Cardinal Fesch diese Gelegenheit besonders ausersehen, um mir zu schaden; vielleicht aber, und dies scheint mir wahrscheinlicher, hatte ihn der Kaiser gefragt, ob ich mich unter den Widerspenstigen befände, und diese Frage mußte der Cardinal natürlicher Weise bejahen; Thatsache ist, daß der Kaiser in dieser Audienz absichtlich auf meine Seite kam. Ohne mir, wie sonst auch nur ein freundliches Wort zu sagen, blieb er vor mir stehen und schleuderte mir schreckliche Blicke aus seinen Zorn sprühenden Augen entgegen; dann, um mir begreiflich zu machen, daß er mir grolle, wandte er sich mit dem heitersten Gesichte an den Cardinal Doria, neben mir, und unterhielt sich mit ihm aufs Liebenswürdigste, hierauf ging er einige Schritte weiter, unterhielt sich auch mit andern Cardinälen recht freundlich, kehrte dann plötzlich zurück, stellte sich von Neuem mir gegenüber und durchbohrte mich gleich dem ersten Male mit seinem schrecklichen Blicke — ferocissimomente. — Als wenn er zweifelte, ob ich begriffen, daß sein Groll mich allein angehe, wiederholte er mit derselben Freundlichkeit die verbindlichen Worte, die er zuerst an den Cardinal Doria gerichtet hatte, und verließ den Saal.

Ich errieth nicht sogleich, daß all' dies in Folge der Einflüsterungen des Cardinal Fesch geschah; ich begriff es später, aber ich sah wohl ein, daß der Kaiser sehr aufgebracht gegen mich sei, und daß ich mehr als jeder Andere Gefahr liefe. Ich sagte es auch einigen meiner Freunde beim Herausgehen aus den Tuilerien.

Wir wußten, daß vier Audienzen stattfinden würden; die erste in St. Cloud: der Kaiser stellte hier der eben angekommenen Kaiserin die großen Staatskörper vor; die zweite ebenfalls in St. Cloud, um dem Akte der Civil-Ehe beizuwohnen; die dritte in den Tuilerien, um den

Akt der kirchlichen Trauung zu vollziehen; die vierte abermals in den Tuilerien, wo die Herrscher auf dem Throne sitzend die großen Staatskörper empfingen. Nach langen Berathungen unter uns 13 beschlossen wir, weder bei der 2. noch bei der 3. Audienz, wo es sich um die Ehe handelte, zu erscheinen; sohin weder bei der kirchlichen Trauung aus den oben angeführten Gründen, noch bei der Civil-Ehe, weil wir es für unziemlich für Cardinäle hielten, durch unsere Anwesenheit die neue Gesetzgebung anzuerkennen, welche einen solchen Akt der ehelichen Einsegnung, wie man ihn zu nennen pflegt, trennt; abgesehen davon, daß man in Folge dieses Aktes veranlaßt war, das frühere Bündniß für zerrissen zu betrachten, was wir, und zwar mit Recht, nicht thaten.

Wir hatten also beschlossen weder bei der zweiten noch dritten Audienz zu erscheinen. In der ersten und vierte sahen wir nur einen Akt der Unterwürfigkeit und Hochachtung, der mit den aus der Vermählung entspringenden Schwierigkeiten nichts gemein hatte. Wir glaubten dies Benehmen gegen Napoleon und die Erzherzogin beobachten zu dürfen, ohne sie dadurch als Mann und Frau anzuerkennen. Man war der Ansicht, daß bei einer Demonstration, die wir dem Kaiser Angesichts ganz Europa's machen würden, alle Härten so viel als möglich gemildert werden müßten; denn den Festlichkeiten der Vermählung nicht anwohnen, hieß gegen dieselbe von Amtswegen und vom canonischen Standpunkte aus Protest einlegen. Wir wollten deßwegen alles thun, was in unsern Kräften stand, um zu beweisen, daß wir nur das Unmögliche zurückwiesen.

Die Ansichten über den vierten Punkt (ich war einer der Hartnäckigen, der Nein sagte) waren aus Furcht vor einer öffentlichen Scene, wie man zu sagen pflegt, getheilt; denn der heftige Charakter des Kaisers ließ eine solche allerdings befürchten, nachdem wir bei der zweiten und

dritten Einladung gefehlt hatten. Bei der ersten war dies nicht möglich. Nachdem aber die Gründe für das Erscheinen bei der ersten Einladung vorwiegend waren, wurde einstimmig beschlossen, uns bei einer Gelegenheit nicht zu theilen, wo es so wichtig war einig zu bleiben und unsere Anzahl ungeschmälert zu erhalten. Der Hauptgrund, der den Ausschlag gab, bestand im Gegensatze zu dem eben angeführten darin, daß man durch sein Erscheinen bei der ersten und vierten Einladung hoffen konnte, dem Kaiser, wenigstens gegenüber der Oeffentlichkeit, Gelegenheit gegeben zu haben, sich über unsere Abwesenheit bei den beiden andern hinwegzusetzen — sei es, daß er sie zufälligen Ereignissen zuschriebe, sei es, daß er sich den Anschein gab, es nicht bemerkt zu haben (wir glaubten, daß er diesen letztern Ausweg ergreifen würde); denn es lag in seinem Interesse, in dieser zarten Angelegenheit kein Aufsehen zu erregen.

Alle vier Einladungen kamen uns zu. Wir gingen alle am Abende der ersten Feierlichkeit nach St. Cloud. Während wir im großen Saale die Ankunft des Herrscherpaares erwarteten, hatte ich einen heftigen Kampf zu bestehen, der mir Todesschweiß auspreßte. Wir waren Alle versammelt: Könige, Cardinäle, Reichsfürsten, Würdenträger, Minister, als plötzlich der Polizeiminister Fouché, Herzog von Otranto, auf mich zustürzte.

Ich hatte seine Bekanntschaft gelegentlich meiner ersten Pariser Reise gemacht und wurde ganz besonders von ihm geschätzt. Ich verdankte ihm einen sehr großen Dienst zu Gunsten einer Person, die ich ihm damals empfohlen hatte. So lange ich Minister war, ließ er mich stets durch die Franzosen, die nach Rom kamen, grüßen, und sprach nur mit Begeisterung von mir. Bei meinem Ankunftsbesuche (den einzigen, den ich ihm während der 5 Monate meines zweiten Pariser Aufenthaltes machte),

empfing er mich so herzlich und freundschaftlich als nur möglich, unterhielt sich über alle die Mißhelligkeiten, die vorkamen, und schrieb dieselben meinem Austritte aus dem Staatssekretariate zu. Die Aufrichtigkeit meines Charakters veranlaßte mich ihm offen zu gestehen (was er nicht glauben wollte), daß es ebenso gekommen wäre, weil ich immer derselbe geblieben wäre, und weil ich stets der Ansicht gewesen sei, daß man das Verlangte unmöglich zugeben könne.

An diesem Abende nahm er mich bei der Hand, führte mich in eine Ecke des Saals und fragte mich, ob es wahr sei, daß einige Cardinäle den wahnsinnigen Streich oder, fügte er hinzu, besser gesagt, die ungeheure Beleidigung zu begehen wagen würden, bei der Vermählung des Kaisers nicht zu erscheinen. Da ich keinen meiner Collegen vor der Zeit bloßstellen und in keine unangenehmen Erörterungen eingehen wollte, zögerte ich mit der Antwort, ohne die Sache in Abrede zu stellen. Er wiederholte seine Frage noch dringender; da erwiderte ich mit gewohnter Offenheit, daß ich ihm die Zahl und die Namen der Betreffenden nicht angeben könne, daß er aber zu einem aus ihnen spreche. Da rief er aus, daß er zu seinem größten Bedauern diesen Morgen vom Kaiser gehört habe, daß ich wirklich unter dieser Zahl sei, daß er es aber in Abrede gestellt habe, indem er versicherte, es sei unmöglich, daß ein Mann von meinem Verstande, frei von den Vorurtheilen meiner Collegen, so dächte, besonders in einer Angelegenheit, wo ich die Mehrzahl des hl. Collegiums anders handeln sähe (was mich überzeugte, daß er genau unterrichtet war). Er fing an, mir die Folgen des Schrittes, den wir vorhatten, aufzuzählen, und behauptete, wir versündigten uns dem Staate gegenüber, weil diese Angelegenheit mit der Thronfolge, mit der Rechtmäßigkeit der Ehe und der zu erwartenden Kinder

und mit der Ruhe des Kaiserreichs in engster Verbindung stehe. Er fuhr fort, daß eine solche Handlung unserseits Frankreich, wenn auch nicht gleich aus Furcht vor der bestehenden Macht, aber doch sicher später in namenlose Wirren stürzen würde. Mit den unerschöpflichen Mitteln seines Talentes entwickelte er seine Gründe und führte, ich weiß nicht wie viele Beweise aus den Umständen entnommen, an, insbesondere, daß man die Handlung, die wir so sehr verdammten, keine Trauung nennen könne, daß die eigentliche Trauung, wie er es nannte, schon in Wien geschehen sei, und daß sich gegenwärtig alles nur auf eine einfache Formalität zurückführen lasse.

Ich hatte auf Alles eine Antwort, widerlegte jede seiner Behauptungen, und sagte ihm bezüglich der Folgen, die ich nicht läugnen konnte, daß wir dieselben sehr bedauerten, daß es aber nicht unsere Schuld sei, da wir das Mittel ihnen zu begegnen, durch eine nur theilweise Einladung der Cardinäle, angegeben hätten; daß man dasselbe leider verworfen habe, und daß schließlich der Grund wegen unseres eignen Wohles nicht mächtig genug sei, uns zu veranlassen, unsere Pflicht zum Opfer zu bringen. Er erwiderte eine Menge Dinge, die ebenso unnütz zu wiederholen sind als meine Antworten. Er schloß mit den Worten, daß, wenn auch meine andern Collegen nicht kämen, dies endlich kein unersetzliches, nicht wieder gut zu machendes Uebel sei, wenn es auch immer ein Uebel bleibe, daß es aber in Rücksicht auf mich ganz anders sei. „Ihre Stellung ist zu hervorragend, sagte er, Sie haben das Concordat gemacht, Sie waren erster Minister; Sie sind so bekannt, und, fügte er hinzu, so geachtet (obgleich ich diese Achtung nicht verdiente), daß es schrecklich wäre, Sie zu vermissen. Der Kaiser wird darüber wüthender sein, als über alles andere. Ihr Gewicht fällt zu schwer in die Wagschaale."

Er beschwor mich endlich, dem Akte der kirchlichen Trauung anzuwohnen, da dies das Nothwendigste wäre, und wiederholte, daß es noch nicht das größte Unglück sei, wenn ich auch dem Akte der Civil-Ehe nicht anwohnte. Ich blieb unerschütterlich; ich dankte ihm für seine gute Meinung, die er unverdienter Maßen von mir als einem Manne von Verstand hätte; versicherte ihn jedoch, daß ich ebenso viele wie die Uebrigen und vielleicht noch mehr Vorurtheile, wie er es nenne, besitze, Vorurtheile, die ich richtiger Standespflichten heißen möchte, und schloß mit der Versicherung, daß mich nichts zum Wanken bringen könne. Da er sah, daß man die Thüren zum Empfang ihrer Majestäten öffnete, verließ er mich mit dem guten Rathe, mir die Sache besser zu überlegen, und auch meine Collegen zu überreden, daß sie wenigstens dem Akte der kirchlichen Trauung beiwohnen möchten. „Was sie betrifft, endigte er, so bin ich fähig sie an diesem Morgen mit mir in meinen Wagen zu nehmen eher als ihr Nichterscheinen zuzugeben; denn dies wäre das Schlimmste von Allem, nicht allein für die Sache selbst, sondern auch für sie." So endigte dies Zwiegespräch, das mir, wie gesagt, Todesschweiß auf die Stirne trieb. Ich theilte dasselbe meinen 12 Collegen, die nebst den andern Cardinälen und den im Saale versammelten Fürsten Zeugen davon gewesen, aufs Genaueste mit.

Da traten die regierenden Häupter herein; der Kaiser führte die neue Kaiserin an der Hand und stellte ihr nach der Reihe die anwesenden Persönlichkeiten vor. Als er zu uns kam, rief er: „Hier sind die Cardinäle!" und, indem er langsam an uns vorüberging, nannte er der Kaiserin jeden besonders und erwähnte bei einigen ihre Stellung, was ihn veranlaßte von mir zu sagen: „Das ist derjenige, der das Concordat gemacht hat." Niemand sprach ein Wort, aber jeder verneigte sich. Der Kaiser

machte diese Vorstellung mit einer Miene, die von Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit strahlte. Wie bekannt, wollte er durch diesen Beweis von Güte unsere Widerspenstigkeit, von der er in Kenntniß gesetzt war, besiegen. Dies geschah am 31. März an einem Samstag Abend.

Am Sonntag fand die Civil-Ehe in St. Cloud statt. Wir — 13 an der Zahl — erschienen nicht, nämlich: die Cardinäle Mattei, Pignatelli, della Somaglia, Litta, Ruffo-Scilla, Saluzzo, di Pietro, Gabrielli, Scotti, Brancadoro, Galeffi, Opizzoni und ich. Von den 14 andern, die sich von uns getrennt hatten, (mit Ausnahme des bereits sterbenden und bewußtlosen Caprara und des Cardinal Fesch, der als Groß-Almosenier mit dem kaiserlichen Haus- und Hof-Staate ging) waren 11 anwesend: die zwei Doria, Spina, Caselli, Fabrice Ruffo, Zondadari, Vincenti, Erskine, Roverella und Maury. Die drei andern Abwesenden waren: Bayane, Despuig und Dugnani; sie hatten sich wegen Krankheit entschuldigen lassen; aber durch diese Entschuldigung wurden sie bei Hofe sowohl als im Publikum für Zustimmende und nicht für Widersprechende gehalten.

Am Montag fand in den Tuilerien mit jener durch die Geschichte bekannten ungeheuern Pracht die kirchliche Trauung statt. Man hatte Sitze für alle Cardinäle hergerichtet; so sehr hatte man bis zum Ende gehofft, alle unter der Zahl der Zuschauer einer Handlung zu sehen, die den Hof so wesentlich interessirte; aber die 13 erschienen nicht. Man entfernte sogleich die leeren Sitze, damit sie dem Kaiser bei seinem Eintritte nicht sofort in die Augen fallen sollten.

Der Cardinal Fesch vollzog die Handlung der kirchlichen Trauung. Bei seinem Eintritte in die Kapelle richtete der Kaiser seinen Blick zuerst auf den Platz, der den Cardinälen angewiesen war. Als er nur die oben

angedeutete Zahl sah, verfinsterte sich sein Gesicht der Art, daß es seine Umgebung bemerkte. Wir andern 13, wir zogen uns gänzlich von der Welt zurück und blieben diese beiden Tage zu Hause eingesperrt, Schlachtopfer, die ihr Schicksal erwarteten. Wir ließen uns vor Niemanden sehen. Es war das Beste, was wir in der gegenwärtigen Lage thun konnten, und zwar ohne einer unserer Pflichten etwas zu vergeben.

Es kam der Dienstag, der Tag der vierten Einladung, an dem die allgemeine Vorstellung vor dem auf dem Throne sitzenden Herrscherpaare stattfand. Der Verabredung gemäß gingen wir alle hin, aber man kann sich denken, mit welchen Gefühlen wir in dem großen Saale, wo sich die Cardinäle, Minister, Bischöfe, der Senat, der gesetzgebende Körper, die Behörden, Damen und alle Großen des Reichs befanden, den feierlichen Augenblick, den Kaiser zu sehen und von ihm gesehen zu werden, erwarteten. Nach beinahe dreistündigem Warten, und nachdem der Senat, der gesetzgebende Körper und die Behörden, welchen man vor den Cardinälen den Rang eingeräumt, den Thronsaal betreten hatten, erschien plötzlich ein Adjutant des Kaisers mit dem Befehle, daß sich die Cardinäle, welche bei der Trauung abwesend waren, sofort zu entfernen hätten, da sie Se. Majestät nicht empfangen wolle. Der Kaiser hatte diesen Offizier vom Throne herab zu sich herauf berufen, und gab ihm den betreffenden Befehl. Als der Adjutant die Stufen des Thrones noch kaum herabgestiegen war, rief ihn der Kaiser zurück, und gab ihm den Befehl, nur die beiden Cardinäle Opizzoni und Consalvi fortzuschicken. Aber der Offizier hatte aus Furcht oder Verlegenheit diese letzten Worte nicht recht verstanden, und meinte Napoleon wollte durch den Ausschluß von allen 13, diese beiden letztern ganz besonders strafen. Er gab also zum nicht

geringen Erstaunen aller Anwesenden den Befehl für alle 13. Die Einen hörten ihn, die Andern sahen den Auftritt, der durch unsere rothen Kleider nur noch auffallender wurde. Nachdem man uns öffentlich fortgejagt hatte, kehrten wir in unsere Wohnung zurück.

Die Cardinäle, welche den Trauungsfeierlichkeiten angewohnt, blieben und wurden nachher eingeführt. Die Vorstellung geschah der Reihenfolge nach, Einer nach dem Andern; langsam gingen sie vorüber und verbeugten sich tief am Fuße des Thrones. Während der ganzen Zeit ihres Vorbeigehens stand der Kaiser und konnte sich der schrecklichsten Vorwürfe gegen die fortgeschickten Cardinäle nicht enthalten; jedoch betrafen sein Monolog und die schrecklichen Schmähungen hauptsächlich nur Opizzoni und mich. Dem Ersten warf er seine Undankbarkeit vor, indem er ihm die Erzdiöcese von Bologna und den Cardinalshut verdanke. Die Vorwürfe, die er mir machte, waren viel schwerer, sowohl Betreffs ihrer Einzelheiten als auch Betreffs der Folgen, womit mir gedroht wurde. Er sagte, daß er vielleicht jedem Andern verzeihen könnte, nur mir nicht. „Die Andern, fügte er hinzu, haben mich in Folge ihrer theologischen Vorurtheile beschimpft; aber Consalvi hat keine solchen Vorurtheile. Er hat mich in Folge politischer Grundsätze gekränkt. Er ist mein Feind und will sich rächen, daß ich ihn vom Ministerium gestürzt habe. Deßwegen hat er es gewagt, mir diese schlau ausgedachte Schlinge zu legen, und gegen meine Dynastie den Vorwand der Unrechtmäßigkeit in der Thronfolge wach zu rufen, ein Vorwand, den meine Feinde benützen werden, wenn nach meinem Tode die Furcht, die sie jetzt fesselt, verschwunden sein wird."

In ein solches Licht stellte er meine Handlungsweise, die nur aus Gewissenhaftigkeit herrührte, und um gleich

allen übrigen meine Pflicht zu erfüllen. Man fühlt wie falsch diese Anklage in jeder Beziehung war, wird aber andererseits begreifen, welchen Gefahren mich solche Ansichten Seitens eines Mannes, der alles kann, was er will, und dessen Wille durch keinen Zügel gebändigt wird, aussetzten und noch immer aussetzen. In seiner ersten Wuth gab er den Befehl 3 von den 13, Oppizzoni, mich und einen dritten, dessen Namen man nicht erfuhr (ohne Zweifel war es der Cardinal di Pietro), erschießen zu lassen; da man später diesen Befehl auf mich allein beschränkte, war es ein Wunder, daß er nicht zur Ausführung kam. Man muß annehmen, daß mir die unglaubliche Gewandtheit des Ministers Fouché das Leben rettete.

Montag und Dienstag nichts Neues. Am Mittwoch Abend gegen 8 Uhr erhielten die 13 in ihrer Wohnung oder an dem Orte, wo sie waren, ein Schreiben des Kultusministers mit dem Auftrage, um 9 Uhr bei ihm zu erscheinen, um die Befehle des Kaisers entgegen zu nehmen. Wir eilten von verschiedenen Seiten herbei, nicht ahnend, was uns mitgetheilt werden würde. Nur Einer von uns, zugleich Bischof einer italienischen Diöcese, hatte einige Stunden vorher vom Minister Aldini gehört, daß der Kaiser seinen Rücktritt von der Diöcese, die er in Italien besitze, verlange. Denselben Befehl hatten einige Andere von den 13 durch den Kultusminister erhalten, welche ihre Bisthümer nicht in dem Königreiche Italien, sondern in den päpstlichen, damals französischen, Staaten besaßen. Diese Rücktrittserklärungen wurden innerhalb einer Stunde unter den Einflüssen von Ueberraschung, Furcht und Androhung des Staatsgefängnisses abgegeben. Sie wurden in der gehörigen Form abgefaßt, soweit dies Ueberraschung und plötzliche Furcht zuließ; das heißt man unterwarf sich dem Willen des Papstes, je nachdem er sie annehmen oder zurückweisen würde. Auf diese Art

wurde der Grundsatz gewahrt. Der Papst nahm keine einzige an. Sie blieben also Bischöfe ihrer Diöcesen, obgleich einige derselben unterdrückt und durch kaiserliches Dekret mit andern Bisthümern vereint wurden.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Nachdem wir alle dreizehn beim Kultusminister angekommen waren, führte man uns in sein Kabinet, wo sich auch wie von ungefähr der Polizeiminister Fouché befand. Wir waren kaum eingetreten, so sagte mir der Herzog von Otranto, der am Kamine stand, und dem ich mich näherte, um ihn zu begrüßen, mit leiser Stimme: „Ich habe ihnen gesagt, Herr Cardinal, daß die Folgen schrecklich sein würden; aber ich bin außer mir sie hier, sie unter der Zahl der Opfer sehen zu müssen.“ Ich dankte ihm für sein Interesse für meine Person und sagte, daß ich auf alles vorbereitet sei. Seine Worte ließen mir durchblicken, daß wir alles zu fürchten hätten. Ich fragte ihn, wie man wohl verfahren würde. „Der Kultusminister wird es ihnen sagen, entgegnete er, er hat den Auftrag.“

In der That, wir setzten uns und der Minister hielt uns eine lange Rede, worin er uns unser Unrecht, die Größe unserer Schuld, und die schweren Folgen, die daraus für die Ruhe Frankreichs, sei es jetzt, sei es später, entstehen könnten, auseinandersetzte. Er fügte hinzu, daß wir unsere Pflicht verletzten, weil wir ihm unsere Ansichten und Zweifel nicht entdeckt hätten; er würde alles aufgeklärt haben. Indem er sich Mühe gab, uns das Irrige unserer Ansicht zu beweisen, legte er ein besonderes Gewicht auf das von uns angezettelte Komplot, das wir sogar unsern Collegen verborgen hätten. Nachdem er mit besonderm Nachdruck bei diesem sogenannten Komplot stehen geblieben war, eröffnete er uns, daß ihn dieses Verbrechen, durch die bestehenden Gesetze

strenge verboten und bestraft, in die traurige Nothwendigkeit versetze, uns die Befehle Sr. Majestät bekannt zu geben. Sie waren in die folgenden drei Sätze zusammengefaßt: 1. unsere Güter, seien es kirchliche oder private, seien uns entzogen und unter Sequester gesetzt; wir waren also von allem gänzlich entblöst; 2. man verbot uns die Abzeichen eines Cardinals und unserer Würde zu tragen, da uns Se. Majestät nicht mehr als Cardinäle ansehe; 3. Se. Majestät behalte sich vor, über unsere Personen zu verfügen. Er ließ uns fühlen, daß einige von uns vor Gericht gestellt werden würden.

Da die Meisten der französischen Sprache nicht kundig waren, verstanden sie die Rede nicht; sie mußten sich also dieselbe von ihrem Nachbarn übersetzen lassen, wenn dieser der Sprache mächtig war.

Die drei oder vier, die französisch sprachen (ich war unter diesen), antworteten sofort: daß man uns fälschlich angeklagt habe; daß unser Betragen der Ausfluß unserer Pflicht und wahrlich nicht unseres Vergnügens gewesen sei; daß, wenn wir uns auch dem Minister nicht entdeckt, wir doch die Sache dem Cardinal Fesch nicht verheimlicht hätten, den wir als Onkel des Kaisers und als unsern Collegen für den passendsten hielten, um auf diesem nicht ministeriellen Wege die Sache so wenig als möglich in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen; daß es unwahr sei, daß wir vor unsern andern Collegen ein Geheimniß daraus gemacht hätten; daß wir denselben gegenüber den wahren Mittelweg eingeschlagen hätten, indem wir ihnen unsere Anschauungsweise weder verborgen, noch sie für dieselbe zu gewinnen gesucht hätten, gerade in der Absicht, damit man uns nicht vorwerfen könne, Partei gegen die Regierung ergriffen zu haben; daß nichts so falsch sei als der uns gemachte Vorwurf eines Komplots; daß dies wirklich eine neue Art Ränke zu schmieden sei, wenn man

zuerst denjenigen (wie wir es durch den Cardinal Fesch gethan), gegen den man Anschläge mache, davon in Kenntniß setze; daß diese beschimpfende Anklage des Aufruhrs ebenso unbegründet und unsinnig als unsere Würde und unsern Charakter verletzend sei; daß wir ihn bäten, Se. Majestät darüber zu belehren, indem es nur dies eine sei, was uns am Herzen läge, da wir auf alles Andere vorbereitet seien.

Der Kultusminister sowohl, als der der Polizei schienen von unserer Antwort gerührt, und an unserm Schicksal Antheil zu nehmen. Sie äußerten den Wunsch, uns wenigstens in einigen Stücken helfen zu können, um nicht noch mehr Aufsehen zu erregen, und gestanden offen, daß sie es nicht nur in unserm, sondern auch im Interesse des Kaiserthums wünschten, da nicht abzusehen sei, wie all' das endigen solle. Vor allem war ihr Wunsch, daß man wenigstens nicht unsere Absetzung als Cardinäle erführe; denn sie fühlten den schlimmen Eindruck, den dies überall hervorbringen müßte. Sie meinten, wenn der Kaiser unsere Gesinnungen in Bezug auf seine Person wüßte, könnte man vielleicht hoffen, daß sich sein Zorn lege. Wir entgegneten, sie möchten ihm dieselben nur bekannt geben. Sie behaupteten aber, daß derartige mündliche Erklärungen wenig Werth hätten, weil man annehme, sie seien Sache des Vermittlers, womit er sich seinem Günstlinge nützlich zu machen gedenke, und fragten uns, ob wir Anstand nehmen würden, selbst an den Kaiser zu schreiben. Wir verneinten die Frage, da es die Wahrheit war. Da baten sie uns, unsern Standpunkt zu verlassen; dies aber verweigerten wir. Endlich schlugen sie uns den Text zu einem Briefe vor; es waren gute und schlechte Gedanken darin, d. h. es waren gewisse Dinge, die unserm Zartgefühle widerstrebten. Wir versprachen aber dennoch einen Brief so viel als möglich

nach ihrem Wunsche entwerfen zu wollen, und ihnen denselben zukommen zu lassen; worauf sie uns bemerkten, daß der Kaiser am folgenden Tage nach St. Quentin reisen würde, und sie in der Frühe zu ihm beschieden seien; daß sie in Folge dessen nicht umhin könnten, ihm unser Benehmen bei Empfang seiner Befehle mitzutheilen; daß also keine Zeit zu verlieren und kein Aufschub möglich sei. Wir erwiderten, uns noch diese Nacht im Hause unsers Dekan versammeln zu wollen, um ihnen am folgenden Tage in der Frühe den Brief zustellen zu können, welchen sie in St. Cloud dem Kaiser überreichen würden. Dieses Uebereinkommen mit den Ministern wurde zwischen zwei Klippen — Ueberraschung und Furcht — abgeschlossen. Nicht alle Cardinäle konnten sich Rechenschaft geben von dem, was sie versprachen. Sie hatten nicht die Zeit nachzudenken, einige begingen gewisse Ungeschicklichkeiten, wie es zu geschehen pflegt, wenn mehrere zugleich, ohne zu überlegen, sprechen. Aber das Uebereinkommen war getroffen, man konnte nicht zurück. Unsere einzige Aufgabe war jetzt einen kurzen unanfechtbaren Brief, mit möglichster Berücksichtigung des Vorschlags der beiden Minister zu entwerfen. Wir vereinigten uns also beim Cardinal Mattei, und arbeiteten von 11 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens an dem kaiserlichen Briefe. Unser Standpunkt war folgender: Eingangs erwähnten wir, wie der einzige Zweck des Briefes der sei, uns gegen den Vorwurf des Komplots und der Empörung zu rechtfertigen; dann erzählten wir mit Offenheit den wirklichen Beweggrund unsers Wegbleibens, und endlich versicherten wir, daß es nie unsere Ansicht gewesen sei, auf die Sache selbst einzugehen und über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der ersten Ehe und sohin über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Verhandlungen in Bezug der zweiten Grundsätze aufzustellen; unser Verlangen sei einzig

und allein das, die Rechte des hl. Stuhles nicht zu verletzen, der, nach unserer Ansicht, in dieser Angelegenheit der allein gültige Richter gewesen wäre. Wir sagten in dem Briefe, wie es uns schmerzlich berührt habe, von dem Minister Sr. kaiserlichen Majestät vernommen zu haben, daß man uns als des Komplots und der Empörung schuldig betrachte; daß eine solche Anklage sich mit unserer Würde und unserm Charakter nicht vereinige; daß wir beschlossen hätten, Sr. Majestät unsere Entschuldigung mit Offenheit und Ehrlichkeit vorzustellen; in Folge dessen erklärten wir, daß wir bei den Vermählungsfeierlichkeiten nicht erschienen seien, weil der Papst selbst nicht erschienen sei; daß wir weit entfernt seien, uns als Richter aufzustellen, und daß wir durch den Entschluß unsers Verhaltens keineswegs beabsichtigt hätten, Zweifel über die Natur der zweiten Ehe und deren Folgen für die Zukunft in dem Publikum zu verbreiten. Man bediente sich des Wortes verbreiten (spargere), um anzudeuten, daß wir nicht den Wunsch hegten, solche Gerüchte in Umlauf zu setzen. Wir schlossen mit der Bitte, Se. Majestät wolle von unserer Unterthänigkeit und Hochachtung überzeugt sein. Wir machten keine Anspielung auf die harten Strafen die uns auferlegt waren, und baten nicht um deren Erlassung.

Dieser Brief von sämmtlichen dreizehn unterschrieben, wurde dem Kultusminister in aller Frühe am Vormittage des 5. April durch den Cardinal Litta im Namen des Cardinal Mattei, bei dem er wohnte, und der nicht französisch konnte, überbracht. Der Minister nahm ihn gütig auf, zeigte sich aber bei Durchlesung des Inhalts nicht besonders befriedigt. Deßungeachtet versprach er denselben nach St. Cloud zu bringen und uns im Laufe des Tages die Antwort des Kaisers zukommen zu lassen. Gegen Abend erhielten wir vom Minister ein sehr kurzes Schrei-

ben, worin er uns anzeigte, der Kaiser habe seine Abreise nach St. Quentin beschleunigt, er sei statt Abends schon in der Frühe fort. — Der hohe Staatsbeamte fügte hinzu, daß er sich nicht für ermächtigt halte, den Vollzug der erhaltenen Befehle aufzuschieben. Wir mußten also noch an demselben Tage unsere Cardinal-Auszeichnung ablegen und uns schwarz kleiden; dies führte zu der Benennung die „Schwarzen" und die „Rothen", eine Benennung, durch welche man die beiden Parteien des hl. Collegiums kennzeichnete. Unser Vermögen, sowohl kirchliches als eigenes, war uns entzogen, und durch die Regierung auf ganz neue Art sequestrirt. Man beschlagnahmte nicht allein unsere Renten, sondern ließ sie sogar in den Staatsschatz fließen und legte die Siegel selbst an unsere Möbel. Um leben zu können, mußten wir die Börsen unserer Freunde in Anspruch nehmen oder die mildthätigen Beiträge frommer Seelen benützen, die uns nicht im Stiche ließen. Den zweiten Ausweg gebrauchte ich nicht, sowohl um die Last der Edlen, welche die Beiträge lieferten, zu vermindern, als auch aus Rücksicht für diejenigen meiner Collegen, die weniger Freunde hatten als ich, an die sie sich um Unterstützung wenden konnten. So verflossen zwei Monate und einige Tage. Wir erwarteten den Vollzug der dritten Strafe, die uns angedroht war, nämlich die Bestimmung unseres Schicksals, das sich der Kaiser vorbehalten hatte, oder die Wiedereinsetzung in unsere vorige Lage, sei es in Folge des Briefes, den er später bekommen hatte, sei es in Folge der Bewegungen, die zu unseren Gunsten gemacht wurden. Diese Bewegungen haben wir nicht veranlaßt, haben auch nie um solche Verwendungen gebeten, und uns sogar dagegen verwahrt, obgleich man uns angegangen, sie zu billigen. Der Cardinal Fesch nämlich und gewisse rothe Cardinäle, die sich wegen des Unterschiedes schämten, der zwischen unserer

Tracht — die alle ehrten — und der ihrigen — die alle mißachteten — entstanden war, vertraten auf diese Weise beim Kaiser vielmehr die Sache ihres Ehrgeizes als unsere Angelegenheit. Der Kaiser hatte für ihre Bitten mehr oder weniger barsche Antworten, und that nichts.

Am 11. Juni 1810 wurden wir endlich vor den Kultusminister gerufen, der uns eine Stunde bestimmte, um uns je zwei und zwei in seinem Kabinete zu empfangen. Ich kam vor den übrigen an — da entdeckte mir der Minister mit trauriger Stimme und artiger Miene, daß er in die unangenehme Lage versetzt sei, mir mittheilen zu müssen, daß ich innerhalb 24 Stunden nach Reims abreisen müßte, wo ich, sowie der Cardinal Brancadoro, bis auf weiteres zu verbleiben hätte. Dasselbe sagte der Minister meinem Gefährten, der in demselben Augenblicke eintrat, als ich das Zimmer verließ. Auf dieselbe Weise äußerte er sich auch den übrigen gegenüber, die ebenfalls je zwei und zwei nach Rethel, Mezieres, St. Quentin und Sedan verbannt wurden. Die, welche in diese letzte Stadt geschickt wurden, gingen nach Charleville, weil sie dort keine Wohnung finden konnten. Die drei andern Cardinäle waren in Semur und Saulieu internirt. Einige Tage später gestattete man ihnen, sich in Semur zu vereinigen. Jedem von uns wurden 50 Louisd'ors für die Reise-Auslagen bewilligt. Einige nahmen es an, andere lehnten ab. Der Minister hatte vergessen mir diese Summe anzubieten; im Augenblicke als ich wegging, rief er mir nach, entschuldigte sich und machte den Fehler wieder gut, aber ich lehnte ab und bedankte mich nach meiner gewohnten Weise. Ich reiste wenige Stunden, nachdem die Frist abgelaufen war, nach Reims ab; mein Gefährte kam erst zwei Tage später. Sein Wagen war nicht im guten Stande, da bewilligte man ihm diese kurze Frist, um denselben richten zu lassen. Man wird vielleicht

bemerkt haben, daß man bei der Bestimmung des Ortes der Verbannung besonders bedacht war, diejenigen zu trennen, die in Paris zusammenwohnten oder in besonders freundlichen Beziehungen zu einander standen. Man bestimmte einem Jeden denjenigen zum Gefährten, mit dem er am Wenigsten bekannt war. So wurde ich von dem Cardinal di Pietro, meinem ganz besondern Freunde, mit dem ich nach Paris gekommen war, getrennt, und erhielt den Cardinal Brancadoro zum Begleiter, den ich weniger als irgend einen während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt gesehen hatte.

Einen Monat nach unserer Abreise von Paris erhielten wir ein Schreiben vom Kultusminister, worin uns angezeigt wurde, daß uns der Kaiser einen monatlichen Gehalt von 250 Frs. zu unserer Subsistenz ausgesetzt habe. Da ich niemals etwas angenommen hatte, ließ mir der Minister diese Nachricht auf eine zarte Weise bekannt geben. Ich antwortete so artig als möglich, aber immerhin ablehnend. Ich glaube, daß die Andern ebenso handelten.

So lebe ich jetzt vier Monate in Reims, und führe dasselbe zurückgezogene Leben wie in Paris. Ich habe keine Einladung angenommen und habe keine Bekannten außer den drei oder vier Familien, denen ich empfohlen war, oder die ich aus andern Beweggründen besuche. Ich habe nie einem Feste oder einer Versammlung beigewohnt. Die Abende brachte ich in Gesellschaft meines Begleiters zu, der denselben Lebenswandel führte. Wir leben unter uns, und machen und empfangen nur einige Artigkeitsbesuche, wie es die Umstände erfordern. Unsere Stellung, die unsers Oberhauptes, des hl. Stuhles und der Kirche gestatteten einem Cardinal nicht anders zu handeln. Dies wenigstens ist meine Ansicht.

Wenn ich Zeit habe, werde ich diese Zeilen, die ich

nicht einmal durchgelesen habe, verbessern und ausarbeiten, aber zuerst will ich die Memoiren schreiben, die ich Angesichts der täglichen Gefahren nicht verschieben zu dürfen glaube. Bevor ich auf das zurückkomme, was ich jetzt dem Papiere anvertraue, werde ich den bisher gesammelten Erinnerungen die interessantesten Erlebnisse, die mir bevorstehen, hinzufügen.

Der Cardinal Consalvi hat diesem Manuscripte folgende Zeilen beigefügt:

Am 10. Januar 1811 erhielt ich, sowie mein Gefährte in der Verbannung, plötzlich ein Schreiben des Unterpräfekten von Reims (M. Ponsard), worin er mir bekannt gibt, „daß er mich in Folge höhern Auftrags sofort auf die Unterpräfektur vorladen müsse, um Aufklärungen über den Gegenstand seiner Befehle zu erlangen." Mein Gefährte war voll Furcht bei Empfang dieses Schreibens, weil er nicht wußte, was das für Befehle seien, und war der Ansicht, daß wir zusammen hingehen sollten. Ich dachte nicht so. Da das Schreiben keine gemeinschaftliche Vorladung enthielt, so schien es mir aus mehreren Gründen besser es nicht zu thun. Ich erbot mich der Erste zu gehen und verabredete mich mit Brancadoro über die Möglichkeit ihm beim Herausgehen aus dem Hause des Unterpräfekten von dem Gegenstande der Vorladung Kenntniß zu geben, damit er vorbereitet erscheinen könne, und dies ohne Scheu und öffentlich, wie ich zu handeln gewohnt bin. Ich flehte zu Gott um seinen Beistand (mehrere Vorkommnisse in Paris ließen mich nichts Gutes ahnen) und ging. Der Unterpräfekt sagte, er hätte den Auftrag mich zu fragen, welche Summen ich seit meiner Verbannung nach Reims für meinen Unterhalt bezogen hätte, und durch welche Vermittlung, ob durch die Post, oder durch die Diligence, oder durch Boten, oder durch Personen, die eigens deßwegen gekommen seien, von wem,

in welcher Größe und auf welche Weise. Ich antwortete, daß ich nie von irgend Jemand einen Sou bekommen hätte. — „Aber erwiderte er, wie können sie denn leben, nachdem die Regierung ihre Güter, kirchliche und private, eingezogen hat?" Ich eröffnete ihm, daß mein Banquier in Rom ungeachtet dieser Umstände seinem Correspondenten in Paris (an den er mich bei meiner Abreise von Rom empfohlen hatte) die Erlaubniß mir Geld zu geben, noch nicht entzogen hätte. Die Summe, die ich erhielt, um nach Reims zu gehen, wäre bis jetzt ausreichend gewesen; sollte mir übrigens, fuhr ich ohne Scheu fort, der Banquier seinen Credit entziehen, würde ich von dem Anerbieten einiger Freunde Gebrauch machen, die mir ihre Börse zur Verfügung gestellt hätten. Der Unterpräfekt entgegnete, daß, nachdem ich seit meiner Ankunft in Reims von Niemand etwas empfangen hätte, kein Grund vorhanden sei, mir die übrigen Fragen vorzulegen, nämlich in welchem Betrage, von wem, auf welche Weise und auf welchem Wege. So endigte dieses Verhör, es war anständig bezüglich der Form; der Unterpräfekt hatte keine Unhöflichkeit, keine Härte zu der Härte der Sache selbst beigefügt.

Diese Regierungsmaßregel war durch den Aerger über einige mildthätige Seelen hervorgerufen, die sich zu dem Zwecke vereinigten, um jeden Monat die nothwendigen Beträge zur Erhaltung der beraubten und von Allem entblößten Cardinäle in eine gemeinschaftliche Kasse zu legen. Ich und noch Einige von den dreizehn haben nie in den Bezug der monatlichen Pension aus dieser Kasse eingewilligt, ohne andern Grund übrigens, als weil ich in Folge der Zuschüsse, deren ich erwähnte, genug hatte für meine bescheidene Existenz. Ich wollte die Sorgen dieser großmüthigen und edlen Unternehmer nicht vermehren. Mein Gefährte, der die Hülfe dieser Kasse

stets angenommen hatte, befand sich in einer ganz andern Lage als ich. Um nicht die wohlthätigen Sammler und ihre Vermittler, durch das Geständniß Geld empfangen zu haben, bloß zu stellen, gab er die Erklärung ab, daß er nicht wisse auf welche Weise diese milden Beiträge durch eine unbekannte Hand in sein Haus gekommen seien. Da es nicht möglich ist, daß die übrigen alle, die an so vielen Orten zerstreut sind, und an die man wahrscheinlich zur gleichen Zeit dieselben Fragen stellen wird, auch dieselbe Antwort geben werden, und da sich die Regierung, wie es scheint, zur Aufgabe gestellt hat, uns zu zwingen, den Nacken zu beugen und um Gnade zu flehen, propter inopiam rerum omnium, so ist zu befürchten, daß diese Angelegenheit damit nicht fertig ist, und beunruhigende und viele traurige Folgen nach sich ziehen könne.

Das Conclave zu Venedig

zur Wahl des Papstes Pius VII.

Ich habe mir oft vorgenommen, mit kurzen Worten die hauptsächlichsten und interessantesten Ereignisse in dem Gebiete der öffentlichen Angelegenheiten, bei denen ich selbst betheiligt war, niederzuschreiben, damit dieselben der Nachwelt erhalten blieben oder nicht durch falsche Darstellung entstellt wiedergegeben würden. Die Erwägung, daß dies Unternehmen für die Ehre und die Wohlfahrt des heil. Stuhles von Nutzen sein könnte, hat mich endlich hiezu bestimmt; denn ich stelle so den verschiedenartigen Waffen, mit denen böser Wille, Verleumdung, Gottlosigkeit und Unkenntniß der Thatsachen und Personen die Wahrheit zu entstellen bestrebt sind, den Schild der Wahrheit und die Veröffentlichung selbst unbekannter Thatsachen entgegen. Allein die schwierigen und endlosen Arbeiten, die hochwichtigen Aemter, die ich bis zum Sturze der päpstlichen Regierung bekleidete, die Aufregungen und Sorgen, meine Reisen und so viele traurige Vorkommnisse, die mir später zustießen, hinderten mich stets an der Ausführung meines Vorhabens. Da ich jetzt in meiner Verbannung ein wenig Ruhe und Frieden gefunden habe, so glaube ich diese Zeit der Muse mit keiner angenehmern und tröstlichern Beschäftigung ausfüllen zu können. (Wer weiß übrigens, ob ich diese Aufgabe vollenden werde?) Indessen

bin ich mir der übernommenen Verpflichtungen wohl bewußt: ich weiß, daß ich mich der hl. römischen Kirche, der ich so ganz und innig angehöre, nützlich machen muß; deßwegen habe ich mir vorgenommen, diese Unterbrechung anderweitiger Geschäfte zur Ausführung eines bisher unmöglichen Vorhabens zu benützen.

Ich lege also Hand ans Werk mit dem Vorsatze, dem Papiere nur kurze Skizzen über jeden der abzuhandelnden Gegenstände anzuvertrauen. Auch bemerke ich dem Leser, daß ich nicht beabsichtige eine Geschichte zu schreiben oder eine vollständige, mit allen Umständen versehene Abhandlung zu liefern. Hiezu fehlt mir die Zeit und nach so langen Jahren die Erinnerung an all die Ereignisse, Orte und Namen. Ebensowenig werde ich meine Erzählung mit Betrachtungen und Anmerkungen ausstatten, welche so manches Ereigniß wachrufen könnte; ich werde mich vielmehr mit der Aufzählung jener Thatsachen begnügen, die ich für die interessantesten halte und die mir am besten im Gedächtnisse geblieben sind. Meine Absicht ist, wie gesagt, die Wahrheit der Verleumdung und dem Irrthume gegenüber sicher zu stellen, was mir um so leichter ist, als ich nur Gegenstände erzähle, bei denen ich selbst betheiligt war. Ich werde vor allem mit dem Conclave beginnen, das in Venedig zur Wahl des Papstes Pius VII. abgehalten wurde. Es ist selbstverständlich und sicher auch ganz sachgemäß, wenn ich meine Erzählung mit diesem Ereignisse beginne.

Der Tod des Papstes Pius VI., erhabenen Andenkens, welcher Ende August in Valence (Frankreich) erfolgte, wo der hl. Vater nach der Gefangenschaft in der Karthause zu Florenz und nach dem Verluste seiner Staaten eingesperrt war, erheischte den Zusammentritt des Conclave zur Wahl eines neuen Papstes. Dasselbe wurde in Venedig abgehalten, wo damals der Cardinal Decan des

heil. Collegiums und eine größere Anzahl der überall zerstreuten Cardinäle lebte als in den übrigen Städten. Nachdem der Cardinal Decan gegen Ende des Monats September die Nachricht von dem Tode des Papstes erhalten hatte, lud er sogleich alle Cardinäle im Venetianischen Gebiete ein, sich um ihn zu versammeln. Mehrere Kirchenfürsten gesellten sich ihnen bei, sie waren aus den benachbarten Gegenden aus eignem Antriebe herbeigeeilt. Sobald die nöthige Anzahl beisammen war, schritt man zur Wahl des Prälaten-Sekretär des Conclave, ihn mit der Abfassung der herkömmlichen Ankündigungen und mit den vorbereitenden Handlungen zu betrauen; denn der Sekretär des hl. Collegiums, Msgr. Peter Negroni, war nicht gegenwärtig. Er war während der Revolution in Rom geblieben, und da es die Cardinäle für gut fanden, ihn nicht einzuberufen, so beschlossen sie, sein Amt einem der in Venedig wohnenden Prälaten zu übertragen. Groß war die Zahl der Bewerber, aber die Wahl fiel auf den, der sich nicht unter die Reihen derselben stellte; er hielt sich einer solchen Ehre nicht würdig. So wurde ich ohne mein Zuthun allen vorgezogen wegen meiner Stellung als Auditor der Rota, die ich während 6 Jahren eingenommen hatte.

Meine erste Aufgabe war, allen abwesenden Cardinälen von dem Tode des Papstes Pius VI. Nachricht zu geben und sie zum Conclave einzuberufen. Alsdann benachrichtigte ich die regierenden Fürsten von demselben Ereignisse; eine Arbeit, die unter so ganz veränderten Verhältnissen eine äußerst schwierige war.

Der heilige Stuhl war in der That nicht mehr im ruhigen Besitze seiner Staaten. Seine Lage war eine durchaus verschiedene von jener, worin er sich bei dem Tode anderer Päpste befand. Er war seiner Länder beraubt, und es besaßen dieselben dazumal der Kaiser von

Oesterreich und der König von Neapel. Auch befand er sich in höchst peinlicher Lage gegenüber den andern europäischen Höfen. Ich begnüge mich, drei dieser lateinischen Schreiben, zweifelsohne die wichtigsten, anzuführen.

I. An den römischen Kaiser.

Durch Gottes Barmherzigkeit die Cardinäle, Bischöfe, Priester und Diakonen der hl. römischen Kirche.

Geheiligte Königliche und Kaiserliche apostolische Majestät, Gruß und aufrichtige Liebe im Herrn!

Haben die großen und unsterblichen Triumphe der siegreichen Armeen Eurer geheiligten Majestät unsere Herzen mit Freude und aufrichtiger Theilnahme erfüllt: so versetzt uns die Nachricht von dem Tode des erhabenen, gütigsten und heiligsten Papstes Pius VI., erhabenster Kaiser, wie ein Strahl aus heiterm Himmel, in tiefe Trauer. Und welche größere Trauer hätte über die heil. Kirche Gottes kommen können? Welch ein herberer Schmerz hätte sich unserer Herzen bemächtigen können? Eure geheiligte Majestät begreift die schwierige Lage, in welche die Kirche durch den Tod eines solchen Papstes versetzt wird, zuversichtlich besser, als wir dieselbe in Worten darlegen können. Es ist hier nicht der Platz die hervorragenden Thaten dieses hl. Papstes zu preisen; der Schmerz, in welchen uns sein Tod versenkte, die Angst, die uns erfüllt, machen uns dieses auch zur Unmöglichkeit.

In Mitte jener großen Drangsale, Trübsale und Mißgeschicke bei vorgerücktem Alter, von Krankheit und Entbehrungen aller Art heimgesucht, mit erdrückenden Arbeiten beladen, — und dabei welche Tugend! um von allem andern zu schweigen, wodurch er uns zur Bewunderung zwang. Welche Seelengröße, welche Beständigkeit, welche Milde, welche Geduld, welche Treue, welche

Frömmigkeit! Erhabener großer Papst, der Ruhm seiner Tugenden ist zu allen Völkern gedrungen; er hat die ganze Welt zur Bewunderung hingerissen; die dem Glauben fern stehenden Menschen so gut wie die Katholiken. Ja mit Recht beweint die Kirche einen solchen Papst; mit Recht bestrebt sie sich, seinen Namen zu verherrlichen, ihn mit Lobeserhebungen zu überschütten; sie findet keinen Trost, es sei denn in der Erinnerung des schönen Nachlasses von Ruhm und Tugend, womit er sie bereichert hat.

Indessen, großmächtigster Kaiser, stand die hl. Kirche Gottes durch irdische Mißgeschicke nie in so große Trauer versenkt an den Stufen des Thrones ihres Vertheidigers und Beschützers. Nie sah sie sich, wie in unsern gegenwärtigen Tagen, so von allen Seiten umringt von blutgierigen Feinden, bedroht eine Beute ihrer Wuth zu werden, und mit dem Tode ihres Oberhauptes alle Stützen, die sie aufrecht erhielten, wanken und zusammenbrechen zu sehen. Wohin soll sie in dieser Lage die Blicke richten, wohin die Arme ausbreiten, erhabener Kaiser, wenn nicht zu Eurer Majestät, der durch seine Frömmigkeit, seine Religion, seinen Glauben und durch den Glanz aller Tugenden den Fürsten der Vorzeit nicht allein gleichkommt, sondern dieselben noch übertrifft; Verdienste, welche die Bewunderung kommender Geschlechter auf sich ziehen werden.

Es ist ein Werk der göttlichen Vorsehung, daß die Kirche in Eurer Majestät allein ihren Constantin, Theodosius und Karl den Großen wiedergefunden hat, deren Erinnerung in den dankbaren Jahrhunderten fortleben wird. Unter all' den zahlreichen und heftigen Kämpfen, welche die Kirche durchzumachen hatte, hat keiner, wie der gegenwärtige, bewiesen, wie innig das Band ist, welches die Würde und die Sicherheit der Kirche mit der des Reiches vereint. Eure Majestät geruhen dies zu erkennen, wenn Hochsie betrachten, wie die Feinde der Kirche auch

Ihre eignen Feinde sind. Man lasse die Würde der Kirche erbleichen, und die Macht der Fürsten wird fallen — leider haben es nur zu viel gekrönte Häupter in unsern Tagen erfahren müssen.

Erhabener Kaiser, geben Sie der Kirche ihren alten Glanz wieder, und die Feinde der königl. Macht werden von Furcht erfüllt zittern vor dem mächtigen Schwerte, welches das heilige Reich beschützt. Die Kirche, E. M., erwartet Alles von Hochihrer Religion, Frömmigkeit und Hochherzigkeit. Ihre Rechte, ihre Güter, ihr Vermögen, ihr Ansehen vertraut sie Eurer geheiligten Majestät an; sie stellt sich unter Hochihren Schutz und Schirm; ihre ganze Hoffnung beruht auf Euer Majestät. Hochihre erhabenen Tugenden, Hochihr Glaube sind ihr bekannt; ihre Hoffnung wird nicht getäuscht werden.

Wir unsererseits flehen inständig und rechnen auf Euer Majestät Hülfe, Unterstützung und Schutz. Wir erwarten diese mit um so größerer Zuversicht, als wir es Hochihrer Güte und Frömmigkeit verdanken, daß wir im Conclave, auf Grund und Boden Hochihres Gebietes versammelt sind, um zur Wahl eines neuen Papstes zu schreiten. Endlich flehen wir zum allgütigen und höchsten Gott, daß er Euer Königliche Kaiserliche Apostolische Majestät lange erhalten und Ihnen Glück und Segen schenken möge; sowie, daß er alles segnen wolle, was Euer Majestät unternehmen werden zum eignen Besten und zum Wohle der Religion und der Völker.

Gegeben zu Venedig, im Palaste des Patriarchen, in unserer General-Congregation, unter den Siegeln unserer drei Vorsitzenden.

Hercules Consalvi,
Auditor der Rota, und Prosekretär
des hl. Collegiums.

Am 8. Oktober des Jahres 1799.

II. An den Kaiser von Rußland.

Durch Gottes Barmherzigkeit die Cardinäle, Bischöfe, Priester und Diakonen der hl. römischen Kirche.

Kaiserliche Majestät!

Der Tod des hochheiligen, gütigsten und erhabensten Papstes Pius VI., der alle Völker und Fürsten Europas mit Schmerz erfüllt, die ihre Hochachtung und Bewunderung einem so tugendhaften und so hart geprüften Papste im vollsten Maaße zollten, konnte nicht verfehlen, Sie, großmächtigster Kaiser, noch tiefer und herber zu betrüben, da Sie an ihm einen besonders gewogenen Verehrer Hochihrer Tugenden, einen aufrichtigen und ergebenen Freund verlieren. Seit dem Tage, wo er Sie in Rom empfing und in seine Arme schloß, von dem Tage an, wo sein durchdringender Geist auf den ersten Blick die edlen Eigenschaften Ihres Herzens erkannte, weihte er Ihnen unaufhörlich seine Zuneigung, Ihr Andenken gereichte ihm zum besondern Troste, beständig war er Ihres Lobes voll und äußerte stets den regsten Antheil für Ihre Person und für alles, was Ihnen nahe ging. Sie werden daher, erhabenster Kaiser, von tiefem Schmerze erfüllt sein über den Tod eines Freundes, der durch seine unzweifelhafte Hingebung im Unglücke wie im Glücke, Hochihrer ganzen Zuneigung würdig war.

Es ist hier nicht der Platz die leuchtenden Verdienste dieses hl. Papstes zu verherrlichen; auch der Schmerz, in welchen uns sein Tod versenkte, die Angst, in der wir schweben, erlauben uns dieses nicht. In Mitten solcher Drangsale und Trübsale, so großen Mißgeschickes, im vorgerückten Alter, unter den Prüfungen von Krankheiten, unter Entbehrungen aller Art, inmitten der erdrückendsten Arbeiten, welche Tugend! nicht zu erwähnen der andern Verdienste, welche Seelengröße, welche Beständigkeit, welche

Milde, welche Geduld, welche Treue, welche Frömmigkeit! Erhabener großer Papst, der Ruhm seiner Tugenden ist zu allen Völkern gedrungen und hat die ganze Welt zur Bewunderung hingerissen. Mit Recht beweint daher die Kirche einen solchen Papst, und findet keinen Trost als in der Erinnerung des schönen Nachlasses von Ruhm und Tugend, womit er sie bereichert hat.

Unsere Aufgabe ist jetzt, erhabenster Kaiser, einen neuen Vater zu wählen, ein Oberhaupt, einen neuen Steuermann, der die Kirche lenke mitten durch alle Stürme, sie vorbeilenke an den überall sich aufthürmenden Klippen und sicher in den Hafen zurückführe. Damit er aber nicht umsonst streite, bedarf er der Stütze Ihrer Arme, Ihrer Verwendung und Macht, der Hülfe der Großen der Erde.

Wer unter allen Fürsten, Großmächtigster Kaiser, wäre besser im Stande, denn Sie, die zahlreichen und die Kirche bedrohenden Gefahren zu beschwören? Wer könnte die hinterlistigen Ränke der Gottlosen, die gänzlichen Untergang derselben beschlossen haben, nachdrücklicher vereiteln? Euer Majestät ist nichts schwer, nichts unmöglich. Ihre erhabenen Tugenden, Ihre edle bewunderungswürdige Regierung, deren Glanz und Erhabenheit den Ruf derselben übertrifft, sind Bürge dafür. Die Lobeserhebungen und die Bewunderung der Menschen erschöpfen sich und hören auf; Hochihre Werke werden ewig dauern.

Denn, um die Wahrheit zu sagen, unter allem, was wir bewundern und loben, nimmt gewiß den ersten Platz ein, wenn wir sehen, wie E. M. ohne Rücksichten des Eigennutzes, ungeachtet der überall drohenden Gefahren, großherzig Ihre Macht, Ihr Vermögen und Ihre unzähligen Vertheidigungskräfte opfern, um die Religion wieder aufzurichten, die entthronten Fürsten auf Ihre Throne zurückzuführen und den Völkern den lang ersehnten Frie-

den wieder zu geben; kurz, die Menschheit zurückzuführen zum wahren Wohlstande, den die Verkehrtheit gleich einer Verderben bringenden Pest zerstört und unter der Last des Bösen vernichtet hat.

Welcher Ruhm, welche Größe könnten nach allem dem Ihren Ruhm, Ihre Größe übertreffen? Wer ging den Weg der Berühmtheit auf einem glücklicheren Pfade?

Möge es uns deßhalb gestattet sein, großmächtigster Kaiser, Ihnen die römische Kirche zu empfehlen; möge es uns gestattet sein, erhabener großherziger Vertheidiger des Besitzes, des Rechtes, der Gerechtigkeit, Ihren Schutz, Ihre Hülfe, Ihre Vertheidigung, Ihre Obhut für den Papst, der bald erwählt sein wird, anzuflehen. Aengstlich den Fußstapfen seines Vorgängers folgend, wird ihm nichts mehr am Herzen liegen, als Euer Majestät Hochachtung, Ergebenheit und Verehrung zu bezeugen, Hochihre Freundschaft und Unterstützung zu verdienen und Ihnen, soweit es ihm möglich sein wird, jeden Beweis seiner Erkenntlichkeit und Hochachtung zu geben. Ihre Tugenden, Ihr Glaube, erhabenster Kaiser, sind uns vollkommen bekannt, und unsere Hoffnung wird nicht getäuscht werden. Unterdessen beten wir inständigst zum allgütigen und allmächtigen Gott, daß er Sie erhalte, daß er Ihnen Glück und Segen gebe, und daß er alle Ihre Unternehmungen für Ihr eigenes und der Völker Wohl einem segensreichen Ziele entgegenführe.

Gegeben zu Venedig 2c. 2c.

III. An den König von Frankreich.

Durch Gottes Barmherzigkeit die Cardinäle, Bischöfe, Priester und Diakonen der hl. römischen Kirche.

Durchlauchtigster König, unsern Gruß und aufrichtige Liebe in Christo dem Herrn!

Es geschah nicht ohne besondern Rathschluß Gottes, allerchristlichster König, daß dieselben gottlosen Hände, die sich mit dem Blute Ihres erhabenen Bruders befleckten, auch in demselben Ihrem Königreiche, dem hochheiligen Papste, dem gütigsten und großen Pius VI., diesem schuldlosen und friedliebenden Oberhaupte der Kirche, den Todesstoß versetzten. Wenn sie ihn auch nicht förmlich zur Schlachtbank führten, so war doch ihr Betragen nicht minder grausam. Sicher, es war ein schreckliches Verbrechen, diesen hl. Papst, diesen 80jährigen Greis mit seiner zerrütteten Gesundheit von seinem hohen Sitze, aus seinen Staaten zu vertreiben, ihn aller seiner Güter zu berauben, ihn von seiner Umgebung zu trennen, ihn einzusperren und mit Schmach zu überschütten, zu quälen, gewaltsam fortzuschleifen, und so einen Tod zu beschleunigen, den die Natur nur langsam herbeigeführt hätte. Die Nachricht wird sicher auch Ihnen zugekommen sein; Pius VI. hat sein Leben beschlossen, er unterlag weniger dem Gesetze der Natur, als den Schlägen der Verfolgungen, die er ausstehen mußte. Es ist nicht der Ort hier die hervorragenden Thaten dieses heiligen Papstes zu verherrlichen; die Trauer, in die uns sein Tod versenkt hat, die Angst, in der wir schweben, macht uns dieses auch zur Unmöglichkeit.

In Mitte solcher Unruhen, solcher Trübsale, so großen Mißgeschickes, im vorgerückten Alter unter den Prüfungen von Krankheit, und Entbehrungen aller Art, in Mitten der erdrückendsten Arbeiten, welche Tugend! um

seine übrigen Verdienste nicht zu erwähnen. Welche Seelengröße, welche Beständigkeit, welche Milde, welche Geduld, welche Treue, welche Frömmigkeit! Erhabener großer Papst, der Ruhm seiner Tugenden ist zu allen Völkern gedrungen und hat die dem Glauben fern stehenden nicht minder als die Katholiken zur Bewunderung hingerissen. Wahrlich, diese hehren Tugenden müßten das Mitleid seiner Feinde erregt haben, wenn diese seine Feinde einem Gefühle von Erbarmen hätten weichen können.

Aber was konnte man erwarten von solchen Feinden, von Menschen, die mit solcher Frechheit und Grausamkeit ihren König und Landesvater hingeschlachtet hatten, und deren höchstes Streben war, Hochihre erhabene Familie zu vernichten, eine Familie, welche zu jeder Zeit Frankreich mit unerschöpflichen Wohlthaten überhäufte. Euer Königl. Majestät begreift den Ernst der Lage, in welche der Tod Pius VI. die Kirche versetzt hat, besser, als wir es auszudrücken vermögen.

Unsere Bemühungen, unsere heißen Gebete und Seufzer zum Vater des Lichts beabsichtigen, dem Wittwenstande der Kirche ein Ziel zu setzen, einen neuen Vater, ein neues Oberhaupt der Christenheit, einen neuen Steuermann zu wählen, der die Kirche durch die Stürme hindurch lenke, sie beschütze vor den überall sich entgegenstellenden Klippen und unverletzt in den Hafen einführe. Mitten unter diesen Wirren, mitten unter diesen Aengsten und Schmerzen richtet sich eben diese Kirche empor an dem tröstlichen Gedanken, daß, wenn ihre Leiden und die Leiden Ihres Königreichs und Ihres Hauses gemeinsame waren, bessere Tage auch eine gemeinsame Restauration und einen gemeinsamen Ruhm in Aussicht stellen.

Die Kirche gibt sich dieser Hoffnung hin, und Euer Majestät sind ihr ein sicherer Bürge. Vom Unglück geprüft haben Sie gelernt die Leiden Anderer mitzufühlen;

wer die Schmerzen, welche er Andere ausdauern sieht, selbst empfunden hat, dessen Herz wird um so leichter mit Theilnahme erfüllt.

Was wären wir in der That nicht berechtigt von dem zu erwarten, den die Natur mit so viel Mitleiden und Großherzigkeit, mit so vielen Gütern, welche die Zierde eines guten und weisen Königs sind, ausgestattet hat? Die Religion hat Ihnen mit freigebiger Hand eine große Gottesverehrung, einen feurigen Glauben, Achtung vor der Kirche und viele erhabene Eigenschaften verliehen. Der Tag, der Sie auf dem Throne Ihrer Väter wird sitzen sehen, wird mit Recht vor allem der Kirche ein theurer Tag, ein Tag des Glückes sein. Sie erwartet ihn als den Tag, an welchem ihr der wahre Friede, die Freiheit, der Glanz, ihre Rechte, ihre Besitzungen, die sie großentheils der Frömmigkeit der Fürsten verdankt, deren Abkömmling Sie sind, werden wieder gegeben werden.

Diesen Tag, der von allem Guten überströmen wird, fleht die hl. Kirche Gottes mit dem ganzen Feuer ihres Gebetes herbei. Wenn er aber gekommen sein wird, Allerchristlichster König, so sei es Ihre erste Sorge, Ihre heiligste Pflicht, der Kirche ihren alten Glanz wiederzugeben, Religion, Frömmigkeit und gute Sitten in Ihrem Königreiche wieder aufblühen zu lassen und sich ein gutes und williges Volk heranzubilden. Und wahrlich, Ihr eignes Interesse gebietet es vor allem. Der Böse widersetzt sich dem Zaume, der ihn beherrschen soll. Leider gab uns keine Zeit schlagendere Beweise hievon als die gegenwärtigen Tage. Wir werden nicht aufhören, Allerchristlichster König, Gott inständigst zu bitten, daß er Ihnen die freudigen Tage, das Glück, den Beistand, den Schutz und die Hülfe verleihe, welche wir für uns selbst hoffen und die wir mit unsern heißen Gebeten erflehen wollen.

Gegeben zu Venedig ꝛc. ꝛc.

Nachdem diese Schreiben gefertigt, ließ ich das Local für das Conclave herrichten, wozu im Einverständnisse mit dem Kaiser, als dem damaligen Herrn von Venedig, das Benedictiner-Kloster auf der kleinen Insel St. Georg, ganz nahe an der Stadt gelegen, bestimmt worden war.

Bis zur Ankunft der Cardinäle verwendete man die Monate Oktober und November auf jene Geschäfte für das Conclave, die keinen Aufschub litten. Bei der gänzlichen Mittellosigkeit des hl. Collegiums und des heiligen Stuhls beschaffte das österreichische Reichskanzleramt die Mittel, die man zu den Vorbereitungen benöthigte.

In den letzten Tagen des November wurden die Novendiali für die Obsequien des verstorbenen Papstes abgehalten; dann am 30. desselben Monats, als am 1. Advents-Sonntage, begaben sich die Cardinäle, nachdem sie in einer hl. Messe für die neue Wahl den hl. Geist angerufen hatten, dem Herkommen gemäß in Procession ins Conclave, wo sie eingeschlossen bleiben mußten.

Beim Tode Pius VI. lebten 46 Cardinäle. Obgleich alle einberufen worden waren, entsprachen doch 11 der Einladung nicht. Als Entschuldigung schützten die Einen hohes Alter, die Andern Krankheit vor. Es waren dies die Cardinäle Batthiany, der während des Conclave starb, v. Frankenberg, de la Rochefoucauld, de Montmorency, Zurlo, Ranuzzi, de Rohan, Migazzi, Sentmanat, Mendozza und Gallo.

Am obigen Tage versammelten sich daher nur 34 Cardinäle; denn der Cardinal Herzan war noch unter Wegs. Diese Cardinäle waren: Albani, der Decan; der Herzog von York, Vice-Decan; Antonelli, Valenti, Zelada, Lorenzana, Gerdil, Archetti, Carafa di Trajetto, Caprara, Onorati, Calcagnini, Martiniana, Giovannetti, Bellisomi, Busca, de Pretis, della Somaglia, Chiaramonti, Mattei, Maury, Borgia, Roverella, Pignatelli, Joseph Doria, Dugnani,

Anton Doria, Braschi, Ruffo, Livizzani, Carandini, Rinuccini, Flangini und Vincenti. Einige Tage später kam der Cardinal Herzan und somit betrug die Zahl der versammelten Kirchenfürsten 35. — Diese waren es, welche den neuen Papst erwählten.

Am 30. November 1799 also schlossen sich die Cardinäle, der Prälat-Sekretär, der Sakristan, der Ceremonien-Meister, die andern Würdenträger und die Conclavisten, soweit dies unter den außerordentlichen Umständen möglich war, im Conclave ein.

Die Ausgaben, die ich die öffentlichen nennen möchte — denn die Cardinäle mußten für ihren Unterhalt selbst sorgen — beliefen sich auf 24,000 Thaler, wenn ich nicht irre, sie wurden von der Regierung bezahlt und dem Prälat-Sekretär überantwortet, der am Schlusse darüber Rechnung ablegte.

Die Cardinäle unterließen bis zur Ankunft des Cardinal Herzan, aus besonderer Rücksicht jede Vorbesprechung und geschäftliche Thätigkeit in Bezug auf die Wahl. Man kann daher mit vollster Wahrheit sagen, daß bis zu seiner Ankunft gar nichts im Conclave geschehen war. Man hatte diese besondern Rücksichten für den Cardinal Herzan wegen der Achtung, die man dem Kaiser von Oesterreich schuldete, dessen Gesandten er gewissermaßen vertrat. Der Kaiser wollte nämlich in Anbetracht der obschwebenden Verhältnisse nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, einen Gesandten ins Conclave schicken, sondern zog vor, diese Angelegenheit, wie er sagte, einem Cardinal anzuvertrauen. Solche besondere Rücksichten also und solche vorzügliche Beweise von Ehrfurcht erwies man diesem Kaiser, der in diesem Augenblicke Sieger, nicht allein die drei Legationen besaß, welche der hl. Stuhl wieder zu erwerben bestrebt war, sondern auch den Rest der päpstlichen Staaten bis an die Thore Roms. Diese Stadt

selbst und die Umgebung von Terracina waren seit einiger Zeit von den Neapolitanern besetzt. Auf solche Weise hoffte man diesen Fürsten wohlwollender und geneigter zur Rückerstattung aller Besitzungen der Kirche an den neuen Statthalter Christi zu stimmen.

Die Geschäfte begannen mit der Ankunft des Cardinal Herzan. Während der ersten Tage bemerkte man keine jener Parteiungen, die ihren Ursprung mehr dem Zufalle und den ungezügelten Leidenschaften der Eigenliebe verdanken — und nicht dem bösen Willen jener, die sich an die Spitze stellen — als einem Komplotte oder andern Rücksichten.

Der Cardinal Braschi, Neffe des verstorbenen Papstes, hätte sich, um die Sprache früherer Conclaven zu sprechen, mit Aussicht auf Erfolg an die Spitze wenigstens derer, die sein Onkel mit dem Purpur bekleidet hatte, und die in der Mehrzahl waren, stellen können; aber er war weit entfernt darnach zu streben, und seine Rechtschaffenheit, die Geradheit seines Charakters, vielleicht auch ein gewisser Mangel an Talent, um ein solches Ziel zu erreichen, ließen es ihn nicht einmal wünschen.

Jeder Cardinal handelte daher selbstständig, nach bestem Wissen und Gewissen und bereitete sich vor, seine Stimme demjenigen zu geben, welchen ihm Gewissen, Neigung und Ueberzeugung als den würdigsten erkennen ließen. So vergingen mehrere Tage, ohne daß etwas Bemerkenswerthes bei den täglichen Stimmabgaben vorgekommen wäre. Plötzlich, ohne irgend welche Verabredungen oder geheime Umtriebe, sondern einzig und allein durch die Uebereinstimmung der Ansichten, ereignete es sich, daß 18 Stimmen auf die Person des Cardinal Bellisomi, Bischof von Cesena, frühern Nuntius in Portugal, fielen. Er war ein allgemein beliebter und geachteter Cardinal, nicht weniger, wegen der Milde seines

Charakters als wegen der Reinheit seiner Sitten, seiner Rechtschaffenheit und seiner Kenntnisse. Diese unvorhergesehene Uebereinstimmung so vieler Stimmen zu seinen Gunsten, berechtigte in Anbetracht der wenigen Stimmen, die noch fehlten, um die nöthige Zahl zu seiner Wahl zu erhalten, zu dem Schlusse, daß die kleinste Eroberung unter denjenigen, die ihm die ihrige nicht gegeben hatten, genügen würde, die Stimmen auf die gewollte Zahl zu bringen. Dies hielt man für um so leichter, als es sich um die Wahl eines allgemein geachteten und beliebten Mannes handelte, der keine Feinde hatte.

Mehrere Cardinäle, ohne sich vorher verabredet zu haben, äußerten daher zu ihren Nachbarn und Vertrauten, daß das kaum eröffnete Conclave sich schon seinem Ende nahe, und daß der neue Papst in der Person desjenigen, der so viele Stimmen erhalten, füglich schon am kommenden Tage ausgerufen werden könnte, wenn man sich derjenigen Wähler versicherte, die nicht zu den 18 gehörten.

Andere erwiderten, daß dieses keine Schwierigkeit biete. Und die Zahl der Zustimmenden erreichte in der That in den privatlichen Unterredungen bald eine solche Höhe, daß die vorgeschriebene Zahl überschritten war, und im ganzen Conclave die Ernennung des Cardinal Bellisomi auf den kommenden Tag angekündigt wurde.

Dieses Ereigniß versetzte den Cardinal Herzan in die größte Angst und spornte ihn zu aller nur möglichen Anstrengung an, um die Ausführung dieses Planes zu hintertreiben, oder doch wenigstens zu verschieben. Um die ihn bestimmenden Ursachen zu verstehen, muß man auf die Entstehung derselben zurückgehen und das Princip, von dem er ausging, erklären.

Der Wiener Hof beabsichtigte nämlich bei der neuen Papstwahl sich wo möglich den ruhigen Besitz der drei Legationen zu sichern. Er hatte dieselben kürzlich nach

der Schlacht an der Trebbia in Folge des Rückzugs der Franzosen erworben. Diese aber hatten die Cession derselben dem verstorbenen Papste im Frieden von Tolentino abgedrungen. Ueber die Absichten Oesterreichs erhielt man später, ich sage nicht, die deutlichsten Anzeichen, sondern die bestimmtesten offenkundigsten Beweise. Um diesen seinen Zweck zu erreichen, wünschte der kaiserliche Hof einen Papst, der jene Pius VI. abgedrungene Cession zu seinen Gunsten bestätigte oder wenigstens der Wiedereinführung des frühern Standes der Dinge nicht entgegen wäre. Das Unglück der französischen Waffen aber berechtigte zu der sichern Hoffnung auf eine solche baldige Restauration in Italien.

In Anbetracht, daß der Cardinal Mattei den Frieden von Tolentino unterhandelt und gezeichnet hatte, glaubte man im österreichischen Kabinete, daß er weniger als irgend ein Anderer geneigt wäre, denselben anzugreifen oder für nichtig zu erklären. Durchdrungen ferner von der Ueberzeugung, daß Mattei sich seinem Wunsche fügen werde, war man bestrebt seine Wahl zum Papste mit Ausschluß eines jeden Andern zu erreichen. Man ging so weit zu sagen, daß der Wiener Hof sich über die ihm günstige Stimmung dieses Cardinal schon vergewissert habe, ehe derselbe ins Conclave gekommen war. Ich habe in dieser Beziehung keine Wissenschaft noch Beweise, die mit einem so schweren Verdachte im Verhältniß wären; immerhin halte ich im Hinblick auf die außerordentliche Frömmigkeit dieses Cardinal diese Gerüchte für falsch, oder jedenfalls nur veranlaßt durch ein unüberlegtes Wort Mattei's, das zu halten für den Fall seiner Erwählung ihn höhere Erleuchtung und reifere Ueberlegung wohl gehindert haben würde.

Indeß der Wiener Hof hatte dem Cardinal Herzan auf die Seele gebunden, die Wahl des Cardinal Mattei

aus allen Kräften zu unterstützen, und gab ihm, so zu sagen, das Exclusive für alle Andern. Aus dem eben Gesagten wird man leicht begreifen, wie unangenehm Herzan berührt war, als er Bellisomi am Vorabende seiner Ernennung sah. Dieser Kirchenfürst war Oesterreich nichts weniger als genehm, ungeachtet er Unterthan desselben war — er war aus Pavia gebürtig, ein Umstand, der bei jeder andern Gelegenheit vortheilhaft für ihn gewesen wäre, und der eher Hindernisse Seitens der Oesterreich feindlichen Höfe erregt hätte als von diesem Kabinete selbst. Aber die Befehle, welche Herzan mitbekommen, waren so streng gemessen, daß er sich nicht für berechtigt hielt, ein Jota davon abzugehen.

Er kam daher sehr niedergeschlagen zum Cardinal Albani, dem Decan des hl. Collegiums, und stellte ihm in einer gewandten und wohl studirten Rede vor, wie nothwendig es für die Wohlfahrt des hl. Stuhls sei, daß der neue Papst dem Kaiser angenehm sei, da er fast den ganzen Kirchenstaat besäße, dessen Wohlgewogenheit zu gewinnen mithin so wichtig sei. Er glaube die Person des Cardinal Bellisomi, obgleich mit den nöthigen Tugenden und Vorzügen ausgestattet, sei nicht diejenige, welche vor allen andern Sr. Majestät angenehm wäre. Herzan fügte hinzu, daß er aus sicherer Quelle wisse, wie viel angenehmer der Cardinal Mattei wäre. Es sei daher geboten, daß Seine Eminenz, als Decan des hl. Collegiums und in Erwägung des Vertrauens, das er genieße, im Interesse der Kirche und zum Wohle des hl. Stuhls die Stimmung der Cardinäle beeinflusse, damit sie ihre Kräfte mit der seinen vereinten, um die Wahl Mattei's anstatt der Bellisomi's oder eines andern durchzusetzen.

Albani erwiderte auf diese mit der ganzen Macht der Ueberzeugung gesprochene Rede; daß die Wahl Bellisomi's, wie Se. Eminenz selbst wisse, ohne künstliche Mittel und

Intriguen lediglich durch die auffallende Uebereinstimmung der Wähler erfolgt, nun durch die große Anzahl von Stimmen und durch die Kraft, womit sich letztere Geltung verschafften, soweit gediehen, daß sie zu hintertreiben unmöglich sei; die Cardinäle müßten ihn am kommenden Tage ausrufen, um der Kirche ein neues Oberhaupt zu geben, dessen sie eben jetzt so sehr bedürfe; daß er übrigens der Ansicht sei, es komme Sr. Eminenz nicht zu, sich dieser Wahl zu widersetzen, da nach ihrem eignen Ausspruche die erwählte Persönlichkeit eine vollkommen würdige sei; daß er dies um so mehr glaube, als Se. Eminenz nicht behaupten könne, daß Bellisomi Sr. Majestät zuwider, sondern nur, daß ihr ein anderer genehmer sei; daß es ihm überdieß, wie er die Ansichten und Anschauungen der Cardinäle kenne, nicht wahrscheinlich erscheine, daß Mattei gewählt werden würde, nicht weil er nicht würdig sei, sondern weil er nicht von allen Wählern angenommen werden würde, da er als geborner Römer aus einer vornehmen aber wenig bemittelten Familie zu viele Brüder, Neffen und Verwandte in Rom habe. Uebrigens setzte Albani hinzu, hätte Niemand mehr Freude über diese Wahl empfinden können und sie zu begünstigen mehr Ursache gehabt, — wenn er sie für möglich gehalten — als er selbst, da der Vorgeschlagene sein Onkel sei; endlich könne er sich nicht überzeugen, daß Se. Majestät die Wahl eines seiner Unterthanen nicht wohlgefällig aufnehme; er bäte daher Se. Eminenz von ihrer Opposition abzustehen und auch ihrerseits ohne längern Verzug beizutragen, daß der Kirche eine so würdige Persönlichkeit zum Oberhaupt gegeben werde.

Herzan erklärte sich mit diesen Gründen nicht befriedigt und wiederholte seine ersten Behauptungen. Als der Cardinal Albani sah, daß alle seine Bemühungen ihn zu überzeugen vergeblich seien, beschloß er ihn in die

Enge zu treiben, und fragte: ob sein Hof insgeheim das Exclusive für Bellisomi ausgesprochen habe; daß für diesen Fall, dem Herkommen und den Rücksichten für den Frieden der Kirche nachgebend, an eine andere Wahl gedacht werden könnte; daß aber ohne dieses förmliche Exclusive, Bellisomi morgen als Papst ausgerufen würde, indem schon eine mehr als genügende Anzahl Cardinäle sich den 18 mit ihrer Stimme anzuschließen erklärt hätten. Es erübrige also nichts weiter, als ihr Anerbieten anzunehmen und um Ausführung desselben zu bitten, wenn das Exclusive nicht existire. Da nun Herzan weder vor- noch rückwärts einen Ausweg sah, — denn ein Exclusive gegen Bellisomi hatte er nicht von seinem Hofe, sondern er sollte nur durch seinen Eifer die Wahl Mattei's begünstigen, und jede andere hintertreiben — so suchte er Zeit zu gewinnen. Auf diese Weise hoffte er Schwierigkeiten zu schaffen, welche die Wahl Bellisomi's vereitelten oder, wenn dies nicht gelänge, doch in der Lage zu sein, das Reichskanzleramt in Wien von allem in Kenntniß zu setzen und zu erfahren, ob man dort seinen Unterthanen jedem andern vorzöge, falls Mattei verworfen würde. Jedenfalls hoffte er Oesterreich wenigstens Zeit und Mittel zu geben, um Bellisomi durch Beweise besonderer Hochachtung für sich einzunehmen.

Herzan entgegnete daher dem Cardinal Albani, daß er keinen Befehl habe das Exclusive gegen Bellisomi zu unterzeichnen, obgleich er wisse, daß die Erhebung Mattei's Sr. Majestät viel wohlgefälliger gewesen wäre; da nun diese letztere nicht möglich sei und er die andere zu hindern die Macht nicht habe, so glaube er als ein dem hl. Stuhle und seinen Interessen besonders ergebener Cardinal rathen und, wenn erforderlich, bitten zu müssen, — so einleuchtend sei, sagte er, die Tragweite dieser Angelegenheit — daß die Ernennung Bellisomi's um 11 bis 12

Tage verschoben würde; dieser Zeitraum wäre hinreichend für einen Curier, den er sofort an den Kaiser senden würde, um nach Wien hin- und zurückzukommen; er wäre dadurch in der Lage, diese Wahl dem kaiserlichen Hofe zuerst melden zu können, damit sie ihm nicht unvorbereitet zukäme; ein solcher Beweis von Hochachtung scheine ihm wohl passend einem Fürsten gegenüber, in dessen Gewalt fast der ganze Kirchenstaat sei, und in dessen Staaten das Conclave abgehalten werde, wozu er die Gebäude und die Mittel hergebe; daß ferner, nachdem die Cardinäle Anstand nähmen, dem Wunsche des Kaisers zu entsprechen und Mattei zu wählen, diese Aufmerksamkeit Sr. Majestät gegenüber das Mißvergnügen wegen der Nichtbeachtung seiner Wünsche beseitigen oder doch mildern würde; daß schließlich die Cardinäle durch Genehmigung dieses kurzen Aufschubes keines oder doch nur ein sehr kleines Opfer brächten, während durch das Wohlwollen, das dadurch Sr. Majestät für den neuen Papst und für die Interessen des hl. Stuhls eingeflößt würde, ein wesentlicher Vortheil erzielt werde.

Diese Vorstellung machte den Cardinal Albani wankend und nachgiebig. Den einzigen Einwand, den er erhob, gründete er auf die Furcht, daß sich während dieser Tage des Aufschubs von selbst oder durch Intriguen eine Partei im Conclave bilden könnte, eine Partei, welche die so wunderbar vereinte Wahl umzustoßen versuchen könnte. Herzan erwiderte sogleich, daß er sich nicht mit der mündlichen Versicherung begnüge derartigen Widerstand nicht zu bilden, sondern, daß er sogar für den Fall als andere complotirten, verspreche, denselben nicht beizutreten, und daß die seinem Hofe gewogensten Cardinäle seinem Beispiele folgen würden. Herzan ging soweit, zu erklären, daß sie alle ihre Stimmen mit den 18 für Bellisomi vereinigen würden.

Albani, diesem Versprechen vertrauend, nahm es auf sich, von den Cardinälen den von Herzan begehrten Aufschub von 11—12 Tagen zur Absendung seines Curiers nach Wien zu erlangen. Nachdem er mit den Cardinälen mit gewohnter Beredtsamkeit und mit dem alle gewinnenden Vertrauen gesprochen, erhielt er wirklich den Aufschub; und Herzan seines ungehofften Sieges froh, that, wie er beschlossen hatte.

Ein so verkehrtes Handeln, ein so großer Fehltritt, wie ihn Cardinal Albani und alle Cardinäle, die er zu überreden wußte, begingen, riefen traurige Gedanken in den Gemüthern derjenigen hervor, die sofort die Tragweite der ganzen Frage erfaßt hatten. Eine solche Handlung mußte nothwendiger Weise die unausbleiblichen Wirkungen nach sich ziehen. Die Meisten (man kann ohne Uebertreibung sagen Alle) äußerten sich in ihren Gesprächen über diese Handlungsweise, als über eine noch nicht dagewesene. Noch nie hatte man einem Gesandten gestattet, Curiere abzusenden, um die Wünsche seines Hofes einzuholen oder ihn von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, damit er Zeit und Mittel finde, dem vorgeschlagenen Individuum bekannt zu geben, daß es ihm das Pontificat verdanke. Nie, sage ich, kam dergleichen vor, besonders wenn das Exclusive nicht ausgesprochen war, wenn die nothwendigen Stimmen nicht fehlten, ja sogar in größerer Anzahl, als zur Wahl nothwendig, vorhanden waren, wenn sich die erwählte Person der allgemeinen Liebe und Achtung erfreute, und für die hohe Stellung, zu der sie erhoben werden sollte, würdig befunden worden war.

Die Cardinäle bemerkten mit Recht, daß man sich gerade dem kaiserlichen Hofe mehr denn jedem andern gegenüber ganz besonders vor einem solchen Benehmen hätte hüten sollen. In spätern Zeiten, wo sich die Er-

innerung an die jetzigen außerordentlichen Verhältnisse und an die unpolitische Willfährigkeit des hl. Collegiums gegenüber dem Begehren eines Ministers verwischt haben wird, könnte hieraus leicht ein Vorwand zur Wiedereinführung des alten Mißbrauchs: die Erlaubniß des Kaisers vor der Installation des neuen Papstes nachzusuchen, gefunden werden. Uebrigens sah man noch eine größere Gefahr und eine beinahe unausbleibliche voraus. Dieser so unglücklich gestattete Aufschub konnte leicht eine Veränderung der Ansichten der Wähler selbst nach sich ziehen, sei es nun in natürlicher Folge der Veränderlichkeit des menschlichen Geistes, sei es durch Schliche derjenigen, welche Bellisomi nicht als Papst wollten. Viel kürzerer Aufschub war oft die Ursache solcher Meinungs-Aenderungen. Von allen Seiten betrachtete man die Willfährigkeit Albani's als die gewöhnliche Folge seiner Schwäche und seiner Leichtfertigkeit, womit er die ernstesten Fragen behandelte. Der Cardinal besaß diese beiden gefährlichen Fehler in einem sehr hohen Grade und vereinigte sie mit den natürlichen Vorzügen, die ihn auszeichneten, und mit dem öffentlichen Vertrauen, das ihm eben diese Talente, seine Geburt, sein alter Name, seine Beredtsamkeit, die Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltung und andere Vorzüge im hl. Collegium und in der öffentlichen Meinung verschafft hatten. Waren die Voraussetzungen, die man an die Folgen dieser traurigen Nachgiebigkeit knüpfte, auf Wahrheit gegründet, so blieben leider die gefürchteten Erfolge nicht aus.

Der österreichische Curier hatte Venedig kaum verlassen, als sich Herzan beeilte die Zwischenzeit zu benützen, um eine Partei zu bilden, welche die Wahl Bellisomi's dadurch unmöglich machen sollte, daß sie jede Vermehrung der Stimmen zu seinen Gunsten hintertriebe. Deßungeachtet wuchs die diesem Cardinale verliehene Stimmenzahl

in den täglich sich wiederholenden Abstimmungen von 18 bis auf 19 und sogar bis auf 21 heran. Denn Herzan fehlten, um es gerade heraus zu sagen, die Talente und die nöthige Klugheit, um in einer solchen Sache durchzudringen; vielleicht auch, um der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mangelte es ihm — wenigstens anfänglich — an dem festen Willen durchzudringen. Sein gegebenes Wort — keine der Erwählung Bellisomi's feindliche Partei zu bilden oder aufzustacheln — war von einigem Gewichte in seiner frommen Seele. Er begnügte sich mit dem Bewußtsein, seinem Hofe in gewisser Beziehung genützt zu haben, sei es durch den Aufschub, den er erlangt hatte, wodurch diesem Gelegenheit gegeben wurde sich die Gunst des neuen Papstes zu erwerben, sei es durch Benützung anderer Mittel, die ihm besser zusagten.

Aber der Zufall, dieser Beherrscher aller menschlichen Dinge, oder besser gesagt, die Vorsehung, die in ihren geheimen Wegen die Ereignisse nach ihrem Ermessen regiert, ließ es zu, daß geschicktere und schlauere Männer als Herzan thaten, was er nicht verstand und nicht durchführen konnte.

Es saß ein Cardinal im Conclave von hoher Rechtlichkeit, von unleugbarem Verdienste, geachtet von Allen, aber wegen der Härte seines Charakters von Niemand geliebt. [1]) Bei diesen großen Vorzügen hatte er den Fehler, Jedermann die Meinung beibringen zu wollen, daß jedes wichtige Ereigniß sein Werk sei. Mit einem Worte, er liebte es überall zu herrschen. Dieser Cardinal wußte nur zu gut, daß er nicht die mindeste Aussicht hatte Papst zu werden, weil er von allen gefürchtet, von Niemand geliebt war; indessen zeigte sich sein ganzer Charakter

---

[1]) Wie aus dem Tagebuche des Abbe Bernasconi hervorgeht, ist hier der Cardinal Leonhard Antonelli gemeint.

aufs schlagendste in diesem ganzen Vorgange. Er beschloß also, daß er allein und kein Anderer den Ausschlag geben dürfe bei der Wahl des Papstes, und daß der Erwählte nur ihm Tiara und Thron verdanken solle. Nicht ohne Kummer hatte er daher bemerkt, daß ihm die Ernennung Bellisomi's in Folge einer plötzlichen Uebereinstimmung so vieler Wähler, keinen Antheil an einem so wichtigen Ereignisse gestatte, und daß ihn nichts vor dem letzten der Cardinäle unterscheide. Mit gieriger Hast ergriff er daher die Gelegenheit, welche sich ihm durch den dem Herzan bewilligten Aufschub darbot; und bot all seine Kraft auf, um eine Oppositionspartei zu bilden, welche, wenn auch viel zu gering, um einen Papst für sich durchzusetzen, dennoch dadurch, daß sie keinen bis zu der zur Ernennung vorgeschriebenen Zweidrittel-Majorität gelangen ließ, die Wahl Bellisomi's oder irgend eines andern verhindern konnte.

Auf diese Weise sollte nach seiner Berechnung nur der mit der Tiara bekleidet werden, dem er und seine Anhänger ihre Stimmen geben würden. Sein Zweck hiebei war, dem Publikum sowohl als dem Erwählten selbst seinen Einfluß und seine Macht erkennen zu lassen. Er machte sich sogleich ans Werk und bemühte sich, die Stimmen derjenigen Cardinäle zu gewinnen, welche nicht zu den 18 für Bellisomi Stimmenden gehörten. Er hatte nun diesem persönlich nichts vorzuwerfen, aber schon nach einigen Tagen, um sein Benehmen zu rechtfertigen und um demselben Nachdruck zu verleihen, wies er auf die allzugroße Milde im Charakter Bellisomi's hin, welche nach seiner Behauptung in Schwäche ausarten und ihn zum Sklaven derjenigen, denen er das Papstthum verdanke, machen würde.

Da er ihm indessen, wie gesagt, keinen Vorwurf machen konnte, so war seine ganze Thätigkeit darauf ge-

richtet, den Cardinälen die Nothwendigkeit zu beweisen, sich dem Kaiser, im Interesse des hl. Stuhls, wohlgefällig zu zeigen, durch die Erhebung Mattei's auf den päpstlichen Thron. Der hl. Stuhl, sagte er, hoffe von Oesterreich die Rückgabe des größten Theils der Länder des Kirchenstaates, welche Se. Majestät besitze, und zweifelsohne würde der König von Neapel nach dem Beispiele dieses Fürsten die Ländereien, die er inne habe, ebenfalls zurückgeben. Bei der ersten Besetzung von Rom hätten die Neapolitaner deutlich genug zu erkennen gegeben, was man bei der zweiten von ihnen zu erwarten habe, wenn sie frei handeln könnten. Durch solche Reden, denen sein Ansehen bei Einigen ein großes Gewicht verlieh, und durch die Intimität mit Herzan (mit dem er sich schnell möglichst vereinigt hatte) bei den Wenigen, die dem kaiserlichen Hofe zugethan waren, gelang es ihm eine Oppositionspartei zu bilden, groß genug, um den gewollten Zweck zu erreichen. Von diesem Augenblicke an nahmen die Stimmabgaben eine andere Wendung. Bellisomi hatte nicht mehr beständig 18 und 19 Stimmen, während sich die andern in ganz kleinen Partien auf verschiedene Cardinäle vertheilten; auf einmal bemerkte man, daß 10 Stimmen immer auf Mattei fielen — die er auch in der Folge beständig behielt. Er bekam sogar einigemal 11 und 13 Stimmen, so wie früher die Stimmen für Bellisomi auf 21 und 22 gestiegen waren.

Dieser Verlauf machte dem Cardinal Decan Albani (leider zu spät) die Größe seines begangenen Fehlers, dem Cardinal Herzan den verlangten Aufschub bewilligt zu haben, deutlich. Um seinen Fehler wo möglich wieder gut zu machen, verlangte er 12 oder 13 Tage nach der Absendung des Wiener Curiers Aufklärung von Herzan, indem er ihn zugleich von den Umtrieben unterrichtete, welche unaufhörlich seinem gegebenen Versprechen zuwider

in der Absicht die Wahl Bellisomi's zu hintertreiben, stattfänden. Dabei bat er ihn sein Versprechen, zu dieser Wahl mit seinen Anhängern beizutragen, zu halten, wenn auch andere bestrebt wären, dieselbe zu vereiteln. Aber Herzan, mächtiger als je und sicher durch die entstandene Opposition, glaubte jetzt ohne Noth seinen Hof nicht mehr voran stellen zu sollen. In dieser Hinsicht leitete ihn das gewandte Haupt der neuen Partei, der ihm zeigte, daß, um Bellisomi zu verdrängen, der Widerstand der Partei, die seinem Winke gehorche, genüge; und daß er durch die Begünstigung Mattei's fortfahren solle, verdeckt den Willen seines Hofes zur Geltung zu bringen. Deßungeachtet betrachtete man die Bekanntgabe dieser Willensäußerungen als eine Vergewaltigung und als einen Eingriff in die Wahlfreiheit, um so mehr als sich dieselbe ganz offen darauf beschränkte, einen einzigen Cardinal als künftigen Papst zu bezeichnen.

Herzan erwiderte Albani, daß der Curier noch nicht zurück sei; daß er weder wisse, wann er käme, noch aus welchen Gründen er zurückgehalten würde; daß übrigens ein längeres Warten ohnedies unnütz sei, da die vorschriftsmäßige Stimmenmehrheit für Bellisomi nicht zusammenkomme, indem sich eine Partei seiner Wahl entgegensetze; daß sich diese Partei weder auf Betrug noch Umtriebe stütze, sondern auf das freie Uebereinkommen der Cardinäle; in Folge dessen halte er sich nicht mehr für verpflichtet, er sowohl als seine Anhänger, das gegebene Wort zu halten und Bellisomi zu unterstützen, weil die kleine Zahl derjenigen, die für ihn sei, nicht genüge, um die nöthige Stimmenzahl zu erlangen. Er schloß mit der Behauptung, daß ihm eine geradezu unmögliche Sache nicht zugemuthet werden könne, und daß den Anhängern Bellisomi's nichts erübrige, als ihre Gegner zu gewinnen und zu überreden, für ihn zu stimmen, wenn es noch möglich sei.

Albani bekämpfte diese gesuchten und falschen Behauptungen vergeblich, denn so oft er oder andere diese Frage berührten, wiederholte Herzan unablässig dieselben Worte. Unterdessen kam kein Curier zurück, und man sagte laut, daß vom kaiserlichen Kabinete eine Antwort nicht erfolgte und somit die Angelegenheit von jetzt an lediglich eine innere und von äußern Einflüssen unabhängige sei. — Auf solche Weise von einer verwegenern Hand geleitet, spottete Herzan der Mehrheit des hl. Collegiums, an das er, um einige Tage Aufschub zu erlangen, demüthige Bittgesuche gerichtet hatte. So wurde mit Hintansetzung aller Rücksichten ein edler unschuldiger Mann geopfert. Nur seine hohe Frömmigkeit ließen ihn ohne ein Wort der Klage, ohne sein heiteres Antlitz zu verändern, den Verlust einer Tiara ertragen, die er nicht begehrt, die ihm keine Intrigue verschafft, und die ihm beinahe sämmtliche Wähler von Anfang an, zugedacht hatten. Gestehen wir es offen, man riß ihm dieselbe durch Kabalen vom Haupte; denn man kann mit vollster Wahrheit behaupten, daß er die Krone während der Zeit des bewilligten Aufschubs schon auf dem Haupte trug. Alle Cardinäle zeigten mit Fingern auf ihn, wenn sie ihn in der Kapelle oder bei der Stimmabgabe sahen, und wenn sie nach dem Conclave spazieren gingen, hieß es: „Hier ist der Papst.“ Alle betrachteten und verehrten ihn als solchen und erwiesen ihm schon im Voraus ihre Ehrfurcht und Huldigung. Jedoch — nehmen wir unsere Erzählung wieder auf.

Albani mit den 18 Cardinälen, die für Bellisomi stimmten, gaben die Hoffnung auf, Herzan sein Wort halten zu sehen. Da die Antwort von Wien oder eine Willensäußerung dieses Hofes nicht anlangte, war der Intrigue und der Kabale, welche eine allen nur zu gut bekannte Hand heraufbeschworen, Thür und Thor geöffnet,

um die zur Ernennung vorgeschriebene Stimmenzahl zu hintertreiben.

Der Decan und seine Anhänger überzeugten sich nun, daß die einzige noch übrige Hoffnung, im klugen Handeln und in der Zeit selbst zu suchen sei. Sie trachteten also durch ganz besondere Aufmerksamkeit die wenigen Cardinäle, die weder auf der Seite Bellisomi's noch auf der Mattei's standen, für sich zu gewinnen. Es standen aber auf Mattei's Seite Cardinäle, die nicht schwer zu gewinnen waren, wenn man ihnen, wie den andern den Beweis der Kabale lieferte, und ihnen zeigte, wie sie ohne es zu wissen, nur Privatleidenschaften dienten. Was die Erstern betrifft, d. h. diejenigen, die bei der Wahl weder zu Gunsten Bellisomi's noch zu Gunsten Mattei's stimmten, muß man wissen, daß im hl. Collegium 3 oder 4 Cardinäle saßen, die von Anfang des Conclave an und in der Folge, eine, so zu sagen, vollkommene Neutralität beobachteten. Sie gaben ihre Stimmen keinem der beiden Concurrenten, und gaben sie überhaupt nicht immer demselben. Sie wechselten bei jedem Scrutinium. Bald gaben sie ihre Stimme diesem, bald einem andern Cardinale, weshalb man sie die Fliegenden (volantes) nannte, eine Name, der ihnen auch in der Zukunft blieb. An diese wandten sich die Anhänger Bellisomi's vor allem, aber ihre Mühe war hier vergeblich, man konnte diese zu keinem bestimmten Beitritte bestimmen.

Der Leser wird sich hierüber nicht wundern, wenn er erfährt, daß diese Cardinäle, von denen ich nur die zwei hervorragendern, nämlich Zelada und Gerdil, nennen will, im Conclave im Geruche standen, nicht ganz frei von dem Ehrgeize zu sein, selbst Papst werden zu wollen.

Weder das hohe Alter und die körperliche Gebrechlichkeit des Ersteren, noch die Weisheit und hohe Tugend des Zweiten vermochten sie von diesem Ehrgeize zu befreien.

Ich bin weit entfernt dies als Thatsache aufzustellen, obgleich es mir an Beweisen und Urkunden nicht fehlt; aber ich glaubte, der Wahrheit der Geschichte etwas zu vergeben, wenn ich diesen besondern Umstand verschwiege, der durch die allgemeine Ansicht des hl. Collegiums und durch das Benehmen der beiden Persönlichkeiten selbst sehr wahrscheinlich, ich möchte sagen, fast zur Gewißheit, erhoben wurde. Wenn die Bemühungen, welche man bei den Neutralen und Fliegenden machte, um sie für Bellisomi zu gewinnen, erfolglos blieben, so war es noch viel schlimmer, als es sich darum handelte, die zu gewinnen, welche auf Seite Mattei's standen. Das Ansehen des Hauptes dieser Partei, das Gewicht, das ihm Herzan verschaffte, die Achtung vor dem kaiserlichen Hofe bei Einigen, bei Andern die Hoffnungen des Glücks, das sie daran knüpften, wenn es gelänge, diesem Hofe zu gefallen, der Geist der Parteiung, der sich unbemerkt in alle Herzen eingeschlichen, machten sie in ihrem Plane unerschütterlich. Es war ihnen Ehrensache, ihr Lager nicht zu verlassen, sei es in Folge des Wortes, das sie ihrem Oberhaupte und Herzan gegeben, sei es, weil sie der Ansicht waren, daß ihr späterer Uebertritt die Erinnerung an ihren frühern Widerstand zu tilgen nicht im Stande wäre. Sie glaubten, bei dem neuen Papste, bei seinen Anhängern und Verwandten nicht so wohl gelitten zu werden, als diejenigen, welche von Anfang an auf seiner Seite standen.

Diese und andere verschiedne Umstände, welche nach und nach durch besondere Vorkommnisse und private Zuneigung entstanden waren, machten alle Parteigenossen Mattei's unzugänglich. Ich spreche hier von denjenigen, welche in Wahrheit Bellisomi's Gegner genannt werden können, oder besser derjenigen, welche ihn hochschätzten, obgleich Anhänger von Mattei, für dessen Person sie keine besondere Anhänglichkeit hatten. So

vergingen mehrere Wochen, während welcher die täglichen Stimmabgaben immer das erwähnte Resultat lieferten, sowohl für Bellisomi als für Mattei. Die einzelnen Fliegenden, deren ich schon erwähnte, gaben ihre Stimme bald dem Einen bald dem Andern; zugleich, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen, suchten sie Anhänger und sich die Gewogenheit beider Parteien zu erwerben.

Nach so vielen zahlreichen und vergeblichen Bemühungen und vor allem, um Schaden und Aergerniß zu vermeiden, die in so schwierigen Zeiten bei längerer Vacatur des hl. Stuhls entstehen mußten, dachte man an die Wahl eines dritten, der die Schwierigkeiten, wie sie bei der Wahl der beiden Competenten vorkamen, nicht zu überwinden hätte. Die Cardinäle entschlossen sich zu diesem Auswege in Erwägung der bestehenden Hindernisse zur Hebung der Schwierigkeiten, und in Anbetracht der Mühseligkeiten und Beschwerden einer beständigen Abgeschlossenheit. Obgleich die Anhänger Bellisomi's in Folge der Treulosigkeit Herzan's und in Folge der Kabale, welche durch den Mißbrauch des bewilligten Aufschubes entstanden war, in gutem Rechte waren, so waren sie doch die ersten, die auf diese Art ihre Mäßigung, ihre Tugend und ihr Verlangen, der Kirche zu Hülfe zu kommen, an den Tag legten. Sie erklärten daher, daß sie bereit seien, dem Gedanken, Bellisomi zum Papst zu wählen, zu entsagen, und daß sie ihre Stimmen einem Andern, den die Gegenpartei gemeinschaftlich mit ihnen bestimmen sollte, geben würden. Sie waren nun darauf bedacht, denjenigen in Vorschlag zu bringen, welcher in seiner Person die höchst mögliche Wahrscheinlichkeit besaß, von beiden Parteien angenommen zu werden. In Anbetracht des allgemein verbreiteten Rufes der hohen Rechtlichkeit, der Wissenschaftlichkeit, des Ansehens und Vertrauens, das Gerdil genoß, und in Erwägung, daß seine Eigenschaft als

Klostergeistlicher — er war Barnabite — sowie sein hohes Alter, das denjenigen, welche die Wirkung einer solchen menschlichen Schwäche in sich verspürten, die Hoffnung sein Nachfolger zu werden, nicht benahm; daß endlich der Vorzug, keiner der beiden Parteien, sondern der Zahl der Fliegenden anzugehören, allen angenehm sein würde, glaubten sie, daß sich seiner Wahl die wenigsten Hindernisse entgegenstellen würden. Man beschloß also ihn vorzuschlagen. Die große Verehrung aber, welche der Cardinal Decan Albani für Gerdil hatte — er war sein besonderer Günstling — veranlaßte ihn, denselben keiner unnöthigen Prüfung auszusetzen und seiner Seele einen Schmerz, seiner Würde einen Schimpf zu ersparen. Gerdil, von den Wählern zum Papstthum berufen, wäre unfehlbar durch ein Exclusive des kaiserlichen Hofes — Exclusive, das man wegen seiner Nationalität mit Grund zu befürchten hatte — zurückgewiesen worden. Er war aus Piemont gebürtig, einem Lande, das Oesterreich vor Kurzem besetzt, und worauf es ein besonderes Augenmerk geworfen hatte.

Albani richtete daher die Sache so, daß den Bewegungen bei den Wählern zu Gunsten Gerdils nicht eher Folge gegeben würde, als bis er mit Herzan über denselben gesprochen hätte. Nachdem er mit Mehrern aus den Hervorragensten des hl. Collegiums gesprochen, und zustimmende Antwort von denselben erhalten hatte, begab er sich in das Gemach des Cardinal Herzan und machte ihn mit den Absichten der Partei Bellisomi bekannt. Er eröffnete ihm, daß die Mitglieder dieser Partei bereit seien einen Andern zu wählen, um nicht länger mit der Ernennung eines Oberhauptes der Kirche zu zögern. Er entdeckte ihm, daß es nicht schwer wäre, die Stimmen auf die Person Gerdils zu vereinen, da er wegen seiner Rechtlichkeit und seines ausgezeichneten Wissens allgemein ge-

achtet sei; jedoch setzte er hinzu, dürfe man einen solchen Mann in Erwägung seiner Verdienste und seiner Würde nicht ohne Gewißheit des Erfolgs bloßstellen. In Folge dessen bäte er Se. Eminenz, ihm aufrichtig zu gestehen, ob er von seinem Hofe den Auftrag habe, sich der Wahl Gerdils zu widersetzen und ihm, eintretenden Falls, das Exclusive zu geben.

Herzan erwiderte, man solle an diesen Cardinal gar nicht denken, denn es sei gar nicht möglich, daß er Papst würde. Somit hatte Gerdil das Exclusive, wenn auch nicht förmlich, d. h. nachdem seine Wahl durch die Uebereinstimmung der Cardinäle gesichert war, so doch der Wesenheit nach und auf eine solche Weise, daß man den Plan, ihn auf den Thron zu bringen, aufgeben mußte. Man kann nicht mit Sicherheit behaupten — denn es wurde nicht versucht — ob Gerdil ohne die Mittheilung der von Herzan erholten Aufträge wirklich Papst geworden wäre. Jedenfalls glaube ich, ohne zu irren, behaupten zu dürfen, daß viele Kirchenfürsten, obgleich er mehr geachtet als beliebt war, mit Recht fürchten zu müssen glaubten, daß er seinen eigentlichen Charakter listig zu verstecken verstand. Seine große Geregeltheit konnte bei Ausübung der höchsten Gewalt in übertriebene Strenge und Härte ausarten. Deßungeachtet würde die Mehrheit der 18, ja vielleicht alle, in Anbetracht der Unmöglichkeit, Bellisomi durchzubringen, und, um Mattei und seine Partei zu stürzen, ihre Stimmen Gerdil gegeben haben als Einem, der nicht lange im Amte bliebe. Der Führer der Partei Mattei würde sich nicht widersetzt haben, er hätte ihn bei der außerordentlichen Verehrung, die er stets für ihn an den Tag legte, und weil er sich schmeichelte, ihn bei Ausübung der weltlichen Macht lenken zu können, mit allen Kräften unterstützt haben. Ich weiß nicht auf welche Beweise man die Behauptung gründete, daß Gerdil

in dieser Beziehung ungeschickt sei, und daß er sich damit nicht gerne befasse.

Man mußte also Gerdil fallen lassen, und wiederum vergingen Wochen, ohne daß Belangreiches geschehen wäre. Die Partei Bellisomi wollte keinen der Cardinäle von Mattei's Begünstigern zum Papste wählen und, um die Wahrheit zu sagen, dieselben besaßen in der That mehr persönliche Hindernisse, um gewählt werden zu können, als die Cardinäle der Partei Bellisomi. Deßungeachtet hielt man Einige wegen gewisser besonderer Vorzüge für die Tiara würdig. Unter den Fliegenden war nur Gerdil, gegen den weder in Bezug auf das Alter noch in anderer Hinsicht gewichtige Bedenken obwalteten. Indessen war es damals noch nicht ausgemacht, ob man die Ernennung Bellisomi's nicht durchbringen könne; die, welche sie wünschten, hofften, daß die Gerechtigkeit ihrer Sache, ihre allseitige Gefälligkeit, die Kraft der Ueberredung, die lange Dauer des Conclave, oder irgend ein Ereigniß, das mit der Zeit zum Ziele führt, endlich ihre Sache triumphiren lassen würde. So die Sachlage und so die Stimmung in der Partei Bellisomi. Der Führer der Partei Mattei dagegen war vollkommen von der Unmöglichkeit überzeugt, daß man das Auge auf ihn richte, sowie von der Schwierigkeit an irgend einen seiner Anhänger zu denken, und hoffte daher auch nicht, daß man den neuen Papst aus seiner Partei wählen werde. In Folge dessen wandte er alle seine Sorgfalt, all seinen Eifer an, um die Wahl Bellisomi's oder jedes Andern, der die Ernennung nicht ihm verdankte, scheitern zu machen. So blieb er unthätig und unbeweglich, verhinderte aber auch jede andere durchgreifende Handlung; er wartete, wie die Andern, bis die Ermüdung, die Länge der Zeit oder die Unmöglichkeit einen Papst aus der Gegenpartei zu wählen, die Stimmen durch Zufall auf Mattei oder

wenigstens auf einen Candidaten seiner Partei vereinigen würde. In dieser Rath- und Thatlosigkeit vergingen die Tage. Indeß regte sich die Stimme der Pflicht immer mächtiger bei den Cardinälen und warf ihnen das Aergerniß vor, das durch die allzu lange Dauer des Conclave veranlaßt wurde. Unter diesen Vorgängen beschloß man, in der Voraussetzung des allgemeinen Einverständnisses, 3 oder 4 Individuen aus je einer Partei in Vorschlag zu bringen, um zu sehen, ob sich nicht auf Einen derselben die nöthigen Stimmen zur Ernennung des Papstes vereinigen würden. Im entgegengesetzten Falle war durch den Ausschluß Vieler die Zahl der Competenten kleiner und die Vereinigung beider Parteien auf einen Cardinal, gleichgültig von welcher Partei, vielleicht auch auf einen der ersten Bewerber, leichter.

Man schlug daher drei von der Partei Mattei vor, nämlich die Cardinäle Valenti, Livizzani und Archetti, und drei von der Partei Bellisomi, nämlich die Cardinäle Albani, Calcagnini und Onorati. Unter diesen 6 Cardinälen hatten nur 2 einen Augenblick lang Aussicht auf Erfolg. Der erste war Valenti, dem alle Anhänger Mattei's und noch 7 andere Cardinäle von der Partei Bellisomi ihre Simme gaben. Aber weiter ging es nicht, und so ließ man denn nach einigen Tagen unnützen Hoffens — die Zahl der Concurrenten blieb sich immer gleich — dieses Project wieder fallen.

Der zweite war Calcagnini. Da er die Stimmen der Partei Bellisomi bereits besaß — also schon die Mehrheit — und leicht noch eine gewisse Zahl der Stimmen aus der Partei Mattei erhalten konnte, so war für ihn Aussicht, die erforderliche Zahl zu erreichen. Aber ein unvorhergesehenes Zusammentreffen von Umständen entriß ihm das Pontificat.

Als er in Vorschlag gebracht wurde, kannte ihn

Herzan kaum; denn Calcagnini lebte bisher in seiner Diöcese in Osimo und war daher nicht wie die Uebrigen mit ihm in Rom. Bevor sich Herzan entschließen konnte, ihm seine Stimme zu geben und seine Partei zu seinen Gunsten zu bestimmen, wünschte er eine Unterredung mit ihm, um ihn über seine Ansichten und seine Denkungsart geschickt ausforschen zu können. Er besuchte ihn in seiner Zelle; aber Calcagnini, wenig schmiegsam, obgleich artig und höflich, keiner Verstellung fähig, gemessen bis zum Excesse, ja bis zur Langweile, von beispielloser Rechtlichkeit, mit einem Charakter, der für Hof und Höflinge wenig paßte, (obgleich er Nuntius in Neapel und am Anfange der Regierung Pius VI. erster Kammerherr war) wurde nach dieser Conversation in den Augen Herzans ein solches Schreckbild, daß er mit der ungünstigsten Stimmung und mit dem festen Vorsatze heraustrat, zu dieser Wahl nicht beizutragen. In Folge dessen verweigerte ihm die ganze Fraction Mattei ihre Stimmen. Die 4 Andern erfreuten sich nur eines geringen Erfolges in den Wahlhandlungen, die zu ihren Gunsten vorgenommen wurden. Kaum vorgeschlagen, fielen sie durch.

Man beabsichtigte nun einen andern Ausweg und schlug den Cardinal Giovanetti von der Partei Mattei und Onorati von der Partei Bellisomi vor. Letzterer erfreute sich nicht des gehofften Erfolgs bei der Partei Mattei, denn das Haupt derselben war ihm persönlich feind. Ersterer, den sein Alter, sein klösterlicher Stand als Kamaldulenser, die Würde eines Erzbischofs von Bologna, die er seit vielen Jahren bekleidete, seine persönlichen Vorzüge, seine Tugend und die Milde seines Charakters, ganz besonders zur höchsten Würde empfahlen, hätte ohne Zweifel alle Stimmen der Partei Bellisomi, sowie jene der Partei Mattei auf seinem Haupte vereinigt und wäre sicherlich auf den päpstlichen Thron erhoben

worden, wenn ihm nicht ein Umstand, mächtiger als alle seine Verdienste, den Weg dazu abgeschnitten hätte. Anfänglich gehörte er der Partei Bellisomi an; aber schon nach einiger Zeit, beherrscht von Herzan und den Führern seiner Partei, oder richtiger, überzeugt von den anscheinenden Vortheilen, welche die Vertreter der Wünsche des kaiserlichen Hofes in den Vordergrund stellten, hatte er sich den Anhängern Mattei's angeschlossen. Daß er so ihre Fahne verlassen, war ihm, wie dies menschlich und natürlich, bei denjenigen, die sich für Bellisomi interessirten, sehr nachtheilig. Sie waren durch diese Treulosigkeit beleidigt, und verweigerten ihm ihre Stimmen.

Die geringen Erfolge aller dieser Versuche mit Mitgliedern beider Parteien, welche einige Aussicht auf Erfolg hatten, und noch mehr, die Nutzlosigkeit die beiderseits noch übrigen vorzuschlagen, veranlaßte, daß die Dinge wieder auf den Stand kamen, auf dem sie waren als man, an der eignen Sache verzweifelnd, anfing an jene zu denken, welche nach oben erwähntem Versuche nicht durchdrangen.

Bei der Schwierigkeit, Jemand zum Papst zu wählen, der nicht auf der Liste stand, sowohl wegen des Alters als aus besondern andern Ursachen, verfiel man in Unthätigkeit; dann erwachte die Hoffnung wieder — die nie ganz erloschen war — daß es durch die Ermüdung oder durch ein unvorhergesehenes Ereigniß doch noch gelingen könnte, einen der ältern Bewerber und insbesondere Bellisomi bei der Wahl durchzubringen. Derselbe hatte in allen Wahlgängen, wie im Anfange, 18 bis 19 Stimmen und darüber. Lange Tage verstrichen mit dieser Hoffnung aber vergeblich. So wie man durch die That selbst diesen Irrthum erkannte, und wie man andererseits die Nothwendigkeit fühlte, das Conclave nicht ins Unendliche zu verlängern, da diese lange Dauer dem Volke zum Aergerniß und dem hl. Stuhle zum Schaden wurde; so

geschah, was der hl. Geist in den göttlichen Büchern sagt, und was die tägliche Erfahrung lehrt: nämlich, um aus einer schwierigen Lage zu kommen, vexatio dat intellectum.

Ein Cardinal aus der Partei Mattei von der Natur mit seltener Geistesschärfe und mit einem ausgezeichneten Herzen ausgestattet, befand sich unter dieser Partei weniger aus freiem Willen als aus solchen in der Sachlage begründeten Ursachen, denen Rechnung zu tragen er schuldig zu sein glaubte. Nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, daß einer der beiden Bewerber die Oberhand gewänne, überlegte er bei sich selbst, wie schwer, um nicht zu sagen unmöglich es sei, daß in der Alternative, in der sich die Parteien befänden, eine derselben darauf einginge einen Anhänger der Gegenpartei zu wählen, und daß sich mithin das Conclave verewigen müsse. Ebenso gewann er die Ueberzeugung, daß der Papst aus einer der beiden Parteien hervorgehen müsse, weil die Wahl unter den Fliegenden, die übrigens seit dem Ausschlusse Gerdils sehr gering an Zahl waren, sei es des Alters wegen, sei es wegen persönlicher Verhältnisse, eine Unmöglichkeit war. Es schien ihm, daß der einzige Ausweg, die Interessen beider Theile zu vereinen, der sei, daß die Gegenpartei den neuen Papst aus dem Schooße ihrer Rivalen wähle. Auf diese Art würden Alle zufrieden gestellt; diejenigen von der Partei, aus deren Mitte der Papst gewählt worden, weil er aus ihren Candidaten hervorgegangen; und diejenigen, welche die Ehre nicht hatten, der Kirche das Oberhaupt geliefert zu haben, weil sie ihn aus der Gegenpartei bestimmt hätten.

Dieser Cardinal schmeichelte sich auf diese Art der Eigenliebe aller Rechnung getragen, und die Gewogenheit des Oberhauptes allen denen, welchen er seine Erhöhung verdanke, gesichert zu haben. Nachdem er diesen glücklichen

Plan, der ein entscheidender Schritt zur Beendigung der Handlung war, organisirt hatte, bemerkte man ihm, daß es unmöglich sei, den Papst aus der Partei Mattei zu wählen, theils, weil dieselbe zu wenig zahlreich sei, theils, weil gegen diejenigen, welche nach Ausschluß Mattei's selbst und der 4 übrigen Cardinäle, die schon erfolglos in Vorschlag gebracht waren, noch übrig seien, solche persönliche Ausstellungen gegen sämmtliche in Folge ihres Alters oder wegen anderer Umstände bei der Mehrheit der Wähler beständen, daß jede Hoffnung auf einen günstigen Erfolg eine Chimäre wäre. Es war ihm daher klar, daß die Partei Mattei den neuen Papst aus dem Schooße der Partei Bellisomi zu wählen hätte.

Nachdem dieser zweite Schritt geschehen, überlegte er, welcher von den Cardinälen aus Bellisomi's Partei nach Ausschluß Bellisomi's selbst und der vier andern Cardinäle, deren Wahl schon versucht worden, am wenigsten Schwierigkeit zur Vereinigung aller Stimmen böthe.

Er fand nun Einen unter denen, welche man zur Partei Bellisomi zählte, gegen welchen kein persönliches Hinderniß obwaltete, wenn gleich seiner Wahl Bedenken in Folge zufälliger Umstände entgegenstanden. Nun weiß aber Jedermann, daß erstere Hindernisse unübersteigliche sind, was bei den andern nicht der Fall ist; auch war er nicht der Einzige, der so über den fraglichen Cardinal urtheilte. Alle theilten diese Ansicht, sie war also eine allgemeine. Schreiber dieser Zeilen kann in der That bestätigen, daß er bei den Trauerfeierlichkeit für den verstorbenen Papst hörte, wie die Zuschauer über die auf ihren Plätzen sitzenden Cardinäle sprachen und sagten: „Wie Schade, daß man Pius VI. in diesem Conclave einen Nachfolger zu geben hat! Wenn nur ein Papst dazwischen wäre, würde der neue in drei Tagen ernannt sein, und das wäre dieser!"

Bei diesen Worten zeigten sie auf den Cardinal, den sie meinten. Dies war der Cardinal Chiaramonti, Bischof von Imola, welcher wahrhaft alle persönlichen Vorzüge besaß, um Nachfolger Pius VI. zu werden. Er war gleich ihm aus Cäsena; noch ziemlich jung für einen Candidaten zum Papstthum, er zählte 58 Jahre, wie der verstorbene Papst, als er erwählt wurde. Man darf sicher glauben, daß eine fast 25 jährige Regierung ganz dazu gemacht war, um das Vorhaben einen Nachfolger zu wählen, der eben so lange leben könnte, unpopulär zu machen. Man ist gewohnt, die Herrscher auf dem Stuhle Petri alle 7 oder 8 Jahre wechseln zu sehen, und die Hoffnungen eines Jeden hindern in der Regel eine Wahl, welche durch ihre Permanenz diese Hoffnungen vereiteln könnte. Ueberdieß war Chiaramonti der Liebling Pius VI. von allen von ihm ernannten Cardinälen; er hatte ihn vom einfachen Mönche, ohne hervorragende Stellung in seinem Orden, zum Bischof von Tivoli, dann zum Cardinal und endlich zum Bischof von Imola gemacht. Chiaramonti war mit der Familie Braschi besonders befreundet, man glaubte sogar nahe verwandt. Später nach seiner Erhebung zum Papste erfuhr ich aus seinem eignen Munde, daß dies nicht der Fall wäre. Immerhin genügte diese Ansicht, um die Befürchtung rege zu machen, daß mit seiner Ernennung die Herrschaft der Braschi an der durch ihre 24 oder 25 jährige Dauer jeder genug hatte; fortdauern würde. Diese allerdings zufälligen Hindernisse waren so zahlreich und von solchem Gewichte, daß man mit Sicherheit behaupten darf, unter andern Verhältnissen und wenn das Conclave zu gewöhnlicher ruhiger Zeit in Rom abgehalten worden wäre, wäre Chiaramonti nicht zum Pontificat gelangt, wenigstens nicht unmittelbar auf Pius VI. Deßwegen die Aeußerung des Volkes, als man ihn bei den Novendiali sah: „es

sei Schade, daß zwischen den beiden nicht noch ein Papst zu wählen sei."

Die Erwägung so gewaltiger Hindernisse, hatte den Cardinälen der Partei Bellisomi, deren Mitglied Chiaramonti war, und besonders dem Cardinal Braschi, welcher in seiner Eigenschaft als Neffe desjenigen, der den Meisten von ihnen den Purpur verliehen, das Haupt derselben war, den Plan ja sogar den Gedanken benommen Chiaramonti vorzuschlagen, als es sich darum handelte 3 oder 4 der Ihrigen zu benennen. Alle hielten es für absurd, ihn auf die Liste zu bringen und sich der Hoffnung auf Erfolg hinzugeben. Waren aber diese eben erwähnten Hindernisse nur zufällige, welche mit der Person selbst in keinem innern Zusammenhange standen, so konnten, umgekehrt, gegen die Persönlichkeit selbst gar keine Bedenken erhoben werden.

Eine große Milde des Charakters, eine außerordentliche Freundlichkeit im gewöhnlichen Leben, eine Sittenreinheit, die nie und auf keine Weise verletzt worden war, eine strenge priesterliche Haltung verbunden mit seltener Nachsicht gegen Andere, eine ununterbrochene Weisheit in der Regierung der beiden seiner Sorgfalt anvertrauten Bisthümer, ein tiefes Auffassen der hl. Schriften, keine persönlichen Unannehmlichkeiten, kein Stolz, nie Streitigkeiten mit seinen Standesgenossen — mit Ausnahme eines Einzigen, mit dem Legaten seiner Provinz wegen der Vorrechte seiner Kirchen zu Imola — endlich der Ruf eines ausgezeichneten Mannes, dessen er sich überall zu erfreuen hatte, galten als ebenso viele wesentliche Vorzüge und Verdienste. In den damaligen Verhältnissen waren diese Vorzüge und Eigenschaften mächtig genug, um die zufälligen außerwesentlichen oben angeführten Hindernisse zu besiegen.

Nachdem der Cardinal, von dem ich eben sprach, alle

diese Umstände erwogen hatte, glaubte er mit Sicherheit annehmen zu können, daß Chiaramonti derjenige aus der Partei Bellisomi sei, den die Cardinäle der Gegenpartei wählen und mit Erfolg in Vorschlag bringen würden. Bei seiner Partei war an dem Erfolge nicht zu zweifeln; man glaubte daher auch bei der Gegenpartei auf Erfolg rechnen zu dürfen. Diese Partei hätte das Verdienst, ihn vorgeschlagen zu haben, und die Mitglieder derselben hatten gegen ihn nichts zu erinnern, es sei denn vielleicht sein nicht sehr vorgerücktes Alter, welches sich den Hoffnungen derjenigen, die sich schmeichelten beim nächsten Conclave auf den Thron zu kommen, entgegenstellte.

Dieser Cardinal[1], der die Fäden so geschickt zu spinnen verstand, ging eines Tages in den Gängen des Conclave mit dem Prälat-Sekretär, dessen langjähriger Freund er war, spazieren; da kam er auf die lange Dauer des Conclave und die Verlegenheiten in Betreff der neuen Wahl zu sprechen — denn dies war der allgemeine Gegenstand der täglichen Unterhaltungen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er sich dem Sekretär, und vertraute ihm nicht allein im allgemeinen den Plan, den er nährte: daß die eine Partei den neuen Papst aus der Gegenpartei wähle, damit bei der Erhebung sich alle in gleicher Lage befänden, sondern er gestand ihm sogar den eigentlichen Plan, den er hatte, um das große Hemmniß zu beseitigen, das darin bestand, daß die Cardinäle den neuen Papst in der Fraction Mattei suchten. Es handle sich nur darum, ihn aus der Partei Bellisomi zu nehmen

---

[1] Dieser Cardinal war Jean Siffrein Maury früher Mirabeau's Rivale in der constituirenden Versammlung. Später verließ er sein Bisthum — Montefiascone und wurde von Napoleon zum Erzbischof von Paris ernannt. Zuletzt kehrte er reumüthig zurück.

und zwar in der Person des Chiaramonti. Der Sekretär konnte dieser glücklichen Auffassung nur Beifall zollen, und er eiferte denselben nach Kräften an, die ausgedachte Idee auch zur Ausführung zu bringen. In dieser Unterredung wurde beiden klar, daß die größte Schwierigkeit die sei, sich des Hauptes der Partei Mattei zu versichern. Würde dieser den Vorschlag genehm halten, so würden durch sein Zuthun alle oder doch ein großer Theil der Wähler dieser Partei sich mit den 18 Cardinälen, die ihre Stimmen dem Bellisomi gaben, vereinigen.

Dennoch hegte der Cardinal bezüglich dieser Letztern, ob sie alle einstimmig für Chiaramonti stimmen würden, einigen Zweifel, weil unter denselben Einige von gleichem Alter sich befanden. Eine gewisse Eigenliebe, meinte er, hielte sie davon ab, sie würden in der Wahl eines jungen Papstes eine Demüthigung ihrer Person finden, was bei der Wahl eines ältern nicht der Fall wäre. Der Prälat antwortete, daß unter den Anhängern Bellisomi's höchstens 3 Cardinäle dergleichen Gedanken hegten, weil den andern entweder nach dem Papstthum gar nicht verlangte, oder weil sie die ihnen entgegenstehenden Hindernisse zu wohl würdigten; daß man übrigens dem Cardinal Braschi die Sorge überlassen solle, die Stimmen für Chiaramonti aus der Partei Bellisomi's zu gewinnen, und daß er, wenn es Se. Eminenz gestatte, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit das Project diesem Cardinale mittheilen würde. Braschi könnte auf Seite der Seinigen wirken, wenn man sich erst aller Stimmen der Anhänger Mattei's versichert hätte; die ganze Sache hänge schließlich doch nur davon ab, das Haupt dieser letztern zu gewinnen, weil es nur von ihm abhänge, sich Herzan's, sowie eines Jeden, der eine Widerspenstigkeit verrathen sollte, zu versichern. Er schloß mit den Worten, daß die ganze Sorge und Mühe darauf gerichtet sein müsse, ein Mittel zu

finden, diesem Chef beizukommen, um in einer so heiklen Sache keinen Fehlschritt zu thun.

Der Cardinal (Maury) würdigte diese Bemerkungen und war nun darauf bedacht, wie man dem Haupte der Partei Mattei den von ihm erdachten Plan sowohl, als den Gegenstand desselben, Chiaramonti, angenehm machen könnte.

Man meinte erst, der Cardinal selbst solle ihm die Sache vorstellen. Seine Persönlichkeit konnte ihm nicht verdächtig sein; denn er gehörte zu seiner Partei und erfreute sich seiner Gewogenheit. Bei genauerer Prüfung des Charakters dieses Chefs (Antonelli) aber, der sich nur in sich selbst und in seinen Werken gefiel und nicht leicht die Leistungen Anderer billigte, weil es seinen Stolz verletzte und weil sie in seinen Augen den Fehler hatten, von Jemand Andern als von ihm selbst herzukommen, bei dieser Erwägung, wollte man das Gelingen der ganzen Angelegenheit nicht aufs Spiel setzen, denn, gefiel sie ihm nicht, war das Vorhaben rettungslos verloren.

Ich schlug einen Ausweg vor, der uns sicher zum Ziele führen sollte. Bei dem Cardinale, der den Plan erdacht, war als Vertrauter und Conclavist ein Mann, welcher von je hoch in der Gunst des Führers dieser Partei stand und sich nebenbei der Wohlgewogenheit und Achtung dieser ganzen Partei erfreute. Dieser Umstand gab uns die beste Gelegenheit, um durch denselben die eben entwickelten Ideen in dem Geiste des Führers der Partei entstehen zu lassen. Dieser Mann, dachte man, der weder durch seine Würde noch durch sonst eine Auszeichnung Eifersucht oder Mißtrauen einflößte, wäre am geeignetsten die Sache so zu lenken, daß derjenige, dem er die Idee beibrächte, sie fast für seine eigne halte. Wir wollten auch, daß er sie als seine eigne gelten lassen könne und fürchteten nicht um das Verdienst der ersten

Idee gebracht zu werden. Diese Auffassung unsererseits paßte ganz zu seinem Charakter. Dem Conclavisten (Abbe Poloni) fehlte es weder an gutem Willen noch an Anhänglichkeit an seinen Herrn, um das Unternehmen auszuführen, den Cardinal auf seine Seite zu bringen; denn er kannte von Grund aus seinen Charakter und wußte ihn auf jede Weise zu behandeln, um sich seiner nützlich zu bedienen.

Nachdem in dieser zufälligen Zusammenkunft der Plan in dieser Richtung festgestellt worden war, trennten sich Beide, um sich ein Jeder auf seiner Seite sofort mit der Ausführung desselben zu beschäftigen.

Der Prälat-Sekretär begab sich ohne Zeit zu verlieren zum Cardinal Braschi und theilte ihm der erhaltenen Erlaubniß gemäß, die Pläne mit. Braschi's Verwunderung, als er vernahm, man denke an Chiaramonti, war unbeschreiblich. Die unbegrenzte Freude hierüber war nicht so groß als sein Erstaunen und zugleich seine wohlbegründete Furcht, daß die Sache nicht gut abliefe, so unüberwindlich schienen die gegen Chiaramonti obwaltenden Bedenken zu sein. Der Prälat-Sekretär hielt für nothwendig, ihm zu bedeuten, daß, um letztere nicht zu vermehren, sondern sie so viel als möglich zu verringern, es nicht allein unumgänglich nothwendig sei, das strengste Geheimniß zu bewahren bis die Sache durch die Gegner in Scene gesetzt sei, sondern daß er, Cardinal Braschi, um seine große Mäßigung und vollkommene Gleichgültigkeit zu beweisen, von dem Augenblicke an, wo man denselben unter die Zahl der Bewerber brächte, von der Ehre Parteiführer zu sein in gewisser Beziehung abstehen solle, weil seine intimen Beziehungen mit dem Cardinal Chiaramonti den Verdacht bei seiner eignen Partei begründen könnten, er suche in der Unterstützung desselben mehr seinen freundschaftlichen Gefühlen und seinem Geschmacke

Rechnung zu tragen, als für das allgemeine Beste zu handeln. Braschi wolle, müsse er sagen, an dieser Sache nur durch die Abgabe seiner Stimme Antheil nehmen, und dem Cardinal-Dekan Albani — gleichfalls seiner Partei angehörig — die Sorge überlassen, die Angelegenheit bei den andern Cardinälen, so wie es ihm am Besten scheine, zu vertreten.

Dieses von Braschi später im günstigen Zeitpunkte beobachtete Verfahren trug nicht wenig zum Erfolge des vorbereiteten Planes bei. Wie der Cardinal, der diesen Plan ersonnen, keine Schwierigkeit fand, seinen Conclavisten zu bestimmen, die gedachte Rolle bei dem Haupte der Partei Mattei zu übernehmen, um diesen zu Gunsten Chiaramonti's zu bestimmen; so fand dieser Conclavist (Gott sei Dank, der uns beistand) auch keine Schwierigkeit, um die Idee diesem Parteiführer gleich bei der ersten Besprechung mundgerecht zu machen. Derselbe (Antonelli) hatte gegen den Cardinal Chiaramonti nichts zu erinnern, er schätzte ihn, wie Chiaramonti geschätzt zu werden verdiente. Die zufälligen Hindernisse wären zweifelsohne in seinem Auge sehr wichtige gewesen, wenn man ihm einen solchen Vorschlag in einem Conclave von kürzerer Dauer oder von der Gegenpartei aus gemacht hätte, oder wenn noch ein Schimmer von Hoffnung bestanden hätte, daß ein Cardinal von seiner Partei gewählt würde. Nachdem er sich aber überzeugt hatte, daß dies unmöglich sei, und nachdem er die Nothwendigkeit erkannte, den Papst aus der Gegenpartei zu wählen, so gefiel ihm der glückliche Gedanke, daß seiner Partei die Ehre der getroffenen Wahl zukäme, und daß diese Ehre vor allen Andern ihm zugeschrieben werden würde, außerordentlich.

Je schwieriger in Folge der äußerlichen Hindernisse das Unternehmen Chiaramonti zu krönen schien, um so mehr schmeichelte diese Schwierigkeit seiner Eigenliebe.

Es lag in seinem Charakter zu zeigen, daß ihm nichts unmöglich sei, und daß er da zu siegen verstände, wo jeder Andere unfehlbar unterlegen wäre. In der Hoffnung diese Bedenken hinwegzuräumen, sah er zugleich die Gelegenheit, sich bei dem Gewählten ein großes Verdienst zu erwerben, da ihm gelungen war, was Chiaramonti selbst für einen leeren Wahn halten mußte.

Er übernahm also die Unterhandlungen mit Freude, und an seiner Allgewalt gegenüber seiner Partei nicht zweifelnd, fürchtete er eher, daß Chiaramonti's Jugend und die übrigen Bedenken gegen ihn, ihm bei der andern Partei schaden könnten. Deßwegen hielt er für nothwendig, um nicht vergeblich zu arbeiten bevor er die Ansichten der Partei Mattei einholte, auszukundschaften ob die Hindernisse, die er bei der Gegenpartei vermuthete, überwunden werden konnten oder nicht. Er ging daher zum Cardinal Braschi und stellte ihm in einer wohl studirten Rede die außerordentlich lange Dauer des Conclave vor, ebenso Aergerniß erregend für die Gläubigen, als Verderben bringend für die Kirche; dann die vergeblichen Bemühungen, sowohl einen der beiden ersten Candidaten, als die andern Cardinäle, welche aus beiden Parteien vorgeschlagen waren, durchzubringen; und endlich die dringende Nothwendigkeit zum Ende zu kommen und der Kirche das so unentbehrliche Oberhaupt zu geben. Er theilte ihm hierauf seine Ideen mit: bei den Cardinälen seiner Partei für die Ernennung des Cardinals Chiaramonti zu wirken, sobald er mit Sicherheit auf den thätigen Beistand der Partei Bellisomi rechnen könne. Dabei verfehlte er nicht, durchblicken zu lassen, wie groß sein Eifer für das Wohl der Kirche, seine Hochachtung und Zuneigung für Seine Eminenz sei, da er einen Papst aus der Gegenpartei wähle; einen Mann, den so viele Bande der Freundschaft an Pius VI. fesselten, da er

ihn vor allen, denen er den Purpur verlieh, am meisten liebte, und der sohin Sr. Eminenz und dem Hause Braschi sowohl aus Dankbarkeit als aus Vaterlandsliebe so nahe stehe; diese Betrachtungen, sagte er, hätten ihn bestimmt, sich über die zufälligen Bedenken, welche durch die innern Verdienste der Person so mächtig aufgewogen würden, hinwegzusetzen. Dabei bemerkte er, daß er übrigens diese Hindernisse und besonders die Jugend Chiaramonti's sehr fürchte, und daß vielleicht mehrere Wähler ein zu großes Gewicht auf dieselben legen könnten, insbesondere wenn diese Wähler bedächten, daß Chiaramonti der Nachfolger eines Papstes werden sollte, der so lange regiert hatte. Er schloß endlich mit der Frage an Sr. Eminenz, ob Sie, die Denkungsweise seiner Parteigenossen kennend, glaubten, diese seine Befürchtungen seien so begründet, daß die Realisirung seiner Idee unmöglich würde. Wenn der Erfolg wenigstens zweifelhaft wäre, würde er die Zustimmung seiner Partei zu gewinnen suchen, welche dann im Verbindung mit Sr. Erminenz die Zustimmung der Gegenpartei erlangen würden.

Der Cardinal Braschi antwortete, daß es ihm unmöglich sei, sein Erstaunen auszudrücken und wie er gar nicht begreifen könne, wie Sr. Eminenz (Antonelli) an den Kardinal Chiaramonti in Anbetracht der eben kurz erwähnten äußerlichen Hindernisse habe denken können; daß er, Braschi, aber ihrer Bedeutsamkeit ungeachtet, dieselben bei seiner Partei nicht für unüberwindlich halte, sowohl in Anbetracht der persönlichen Verdienste des Cardinals als in Anbetracht der besondern Verhältnisse der Gegenwart; daß die außerordentlich lange Dauer des Conclave, die Nutzlosigkeit der bisherigen Versuche mit Cardinälen aus beiden Parteien, die Ermüdung der Wähler, der Umstand, daß gegen die Individualität kein persönliches Hinderniß bestehe, und die naturgemäße Be-

friedigung einen der Ihrigen als Nachfolger des hl. Petrus zu sehen, viele Hindernisse heben würden. Was ihn selbst beträfe, würde Sr. Eminenz leicht begreifen, daß Niemand mit dieser Wahl zufriedener sein würde als er; daß ihm aber Angesichts der intimen Beziehungen zwischen ihm und Chiaramonti das Zartgefühl nicht gestatte auch nur die leiseste Initiative für diese Erhebung zu ergreifen, selbst nicht denen gegenüber, deren Parteiführer er sei. Er müsse sich darauf beschränken, Chiaramonti seine Stimme zu geben, wenn die Uebrigen sie ihm zuerkennten; er glaube übrigens, Sr. Eminenz einen guten Rath zu geben, wenn er ihn bäte, für den Fall als der Versuch für Chiaramonti bei seiner Partei einen glücklichen Erfolg in Aussicht stellte, mit dem Cardinal Decan Albani ins Benehmen zu treten und mit diesem gemeinschaftlich die nöthigen Schritte bei den Cardinälen der Partei Bellisomi zu machen, welche schon eingeladen seien, sich mit ihm zu unterreden.

Der Cardinal Chefs der Partei Mattei war mit dieser Antwort außerordentlich zufrieden. Nachdem er Braschi bis auf Weiters die gewissenhafteste Verschwiegenheit anempfohlen, verließ er ihn und machte sich ans Werk.

Die erste Person, an die sich zu wenden er für unumgänglich nothwendig hielt, war Herzan. Er wollte vorerst dessen Zustimmung erlangen, um sich so ein Uebergewicht bei den andern Cardinälen zu verschaffen. Er entwickelte ihm also seinen ganzen Ideengang und gab ihm zu bedenken, wie bei der Unmöglichkeit, Mattei oder irgend Einen seiner Parteigenossen durchzubringen, Chiaramonti sich unzweifelhaft in der andern Partei am ehesten zum Papste eigne; daß man daher das Augenmerk auf ihn richten solle, um der Kirche ein Oberhaupt zu verschaffen. Dabei vergaß er nicht, ihm begreiflich zu machen, wie Chiaramonti, von ihrer Partei zum Ponti-

ficate erwählt und erhoben, seine Ernennung weit mehr ihnen, als denen seiner eigenen Partei zu verdanken haben würde. Denn ohne ihre Zustimmung hätte er wirklich nie Papst werden können. Seine natürlichen Gegner begnügten sich also nicht, zu seiner Ernennung beigetragen zu haben, sondern sie waren die eigentlichen Beförderer derselben. Der Cardinal (Antonelli) pries die persönlichen Verdienste Chiaramonti's, welche die zufälligen Bedenken gegen denselben wegen seiner Intimität mit der Person und Familie des verstorbenen Papstes vollkommen ausglichen und schloß mit den Worten, daß dieser Ausweg in der „gegenwärtigen Lage der ehrenhafteste und vortheilhafteste sei, den man nur wünschen könne. Schließlich fügte er noch bei, daß er an der vollkommenen Zustimmung Sr. Eminenz nicht zweifle.

Herzan schien von der Wahrheit und Triftigkeit dieser Betrachtungen überzeugt und bereit mitzuwirken. Er bemerkte nur, daß er seinen Bescheid für einige Stunden verschieben wolle, da er Chiaramonti nicht näher kenne. Letzterer, fast immer in seiner Diöcese, kam nur sehr selten nach Rom, weßhalb ihn Herzan nur wenig gesehen hatte. Er wollte ihn also unter irgend einem Vorwande besuchen — wie er auch Calcagnini besucht hatte — um zu erfahren, ob ihm seine Persönlichkeit zusage und um sich mit ihm zu besprechen. Am darauffolgenden Tage verfügte er sich wirklich in die Zelle zu ihm, wie es unter den Cardinälen des Conclave Brauch ist. Nachdem er sich lange mit ihm unterhalten und die verschiedensten Gegenstände in die Conversation hineingezogen, verließ er ihn so entzückt über seine Milde, seine Freundlichkeit, die Weisheit in seinen Urtheilen und Betrachtungen, daß er sogleich seine vollständige Zustimmung dem Haupte der Partei Mattei kundgab und ihn ersuchte die nöthigen vorbereitenden Schritte bei seiner Partei zu thun. Diese

Bewegungen riefen dennoch bei einigen Mitgliedern dieser Partei Einwendungen hervor, welche ihr Chef nicht vorausgesehen und die in der bevorzugten Stellung derjenigen, die sie machten, ihren Grund hatten. Es waren Einige unter denselben, die nach der Tiara strebten. Nicht genug von der Unmöglichkeit ihres Strebens überzeugt — wie dies gewöhnlich in Dingen, die uns selbst berühren, zu geschehen pflegt, — und beschämt den Platz einem Candidaten räumen zu sollen, den sie wegen seines Alters, wegen seiner bisherigen Lebensweise, wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen und wegen anderer höchst persönlicher Verhältnisse, um vieles unter sich hielten, bekundeten sie einen heftigen Widerwillen, ihm ihre Stimme zu geben. Vielleicht hätten sie weniger Widerwillen gezeigt, wenn die vorgeschlagene Persönlichkeit mit ihnen auf gleicher Stufe gestanden wäre.

Diese Bedenken wurden bei den Aelteren aus dieser Partei laut. Uebrigens stieß man auch bei den Jüngern auf widerstrebende Aeußerungen, welche man bei der Gegenpartei fürchtete; aber die Klugheit ihres Führers und das Ansehen, das er bei ihnen und bei dem ganzen hl. Collegium genoß, die Zufriedenheit, welche Herzan offenbarte, und in Folge dessen die Hoffnung auf Erfüllung der ersehnten Vortheile, ebneten in 2 Tagen und wenigen Stunden die Bedenken, die in dieser Partei aufgetaucht waren.

Alle stimmten endlich um so lieber bei, als sie dem persönlichen Verdienste Chiaramonti's einstimmig huldigten und anerkannten, daß die gegen ihn erhobenen Bedenken nur in zufälligen Verhältnissen fußten. Die Cardinäle erkannten die Nothwendigkeit, zum Ende zu kommen, und waren insgesammt überzeugt, daß es nur auf diesem Wege ginge. Es bedurfte also, um Chiaramonti's Wahl zu sichern, des Argumentes nicht, dessen sich ihr Chef bediente, um seiner Rede bei seinen Parteigenossen mehr

Nachdruck zu geben. Dieses Argument bestand darin, zu beweisen, daß der Widerspruch einer kleinen Minderheit die projektirte Wahl nicht aufhalten könne, weil die nothwendige Stimmenzahl für Chiaramonti schon gewonnen sei. Diese Stimmenzahl, behauptete er, sei mehr als hinreichend, wenn auch nicht alle beistimmen wollten, — was übrigens dennoch geschah. —

Nur ein Cardinal dieser Partei, obgleich er den persönlichen Vorzügen Chiaramonti's alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, stieß sich doch mehr als alle Andern an den zufälligen Hindernissen. Diese Opposition kam daher, gestehen wir es und verschweigen den Namen, weil er der Hoffnung, Papst zu werden, nicht entsagen konnte. Man muß übrigens, um der Wahrheit treu zu bleiben, beisetzen, daß auch er nach längerm Zögern gleich seinen Collegen die vorgeschlagene Wahl annahm.

Nachdem der Führer der Partei Mattei auf diese Weise die Stimmen all' der Seinigen für Chiaramonti gewonnen hatte, hielt er seine Aufgabe für vollendet, und er täuschte sich in diesem Glauben nicht. Der Cardinal Braschi, von diesem Erfolge in Kenntniß gesetzt, theilte denselben, der Verabredung gemäß, dem Cardinal Decan Albani mit, um in Verbindung mit ihm auch die Einstimmigkeit der Partei Bellisomi zu erzielen. Der Cardinal Braschi enthielt sich jeder thatsächlichen Einmischung aus den oben erörterten Gründen. Es ist unmöglich, zu beschreiben, mit welcher Freude Albani, er, der Chiaramonti ganz besonders verehrte, die Nachricht aufnahm, und mit welchem beseligenden Gefühle er sich seinem Collegen anschloß, um die Stimmen der Cardinäle seiner Partei zu vereinigen. Auch kann man im vollsten Sinne des Wortes sagen, daß ihm die Aufgabe in wenigen Augenblicken gelang. Noch am selben Morgen begann man die Stimmen zu sammeln; es war das Geschäft eines Augenblicks.

Als die getroffene Papstwahl in der Person Chiaramonti's bekannt wurde, äußerten nicht einmal die 18 jene Schwierigkeiten und Bedenken, welche man besonders von Seiten seiner Altersgenossen fürchtete. Wenn in einer rein geschichtlichen Erzählung Vergleiche zulässig wären, so würde man diese Ernennung mit Recht mit einem Feuerwerke vergleichen, wo die Funken mit Blitzesschnelle von einem Brander zum andern flogen. Alle riefen laut und ohne ein Geheimniß daraus zu machen: „Der Papst ist gewählt, Chiaramonti ist Papst", und die Räume des Conclave widerhallten von dieser Nachricht.

Indessen war Chiaramoti nach der Stimmabgabe am Morgen, in der Bellisomi und Mattei, wie immer, die frühere Anzahl Stimmen erhalten hatten, seiner Gewohnheit gemäß im Garten spazieren gegangen. Einer der Conclavisten ging ihm entgegen und benachrichtigte ihn, was man im Conclave über seine Ernennung sage. Chiaramonti war hierüber im höchsten Grade ergriffen und verlegen; denn er erwartete es nicht und hätte es nie glauben können. Derjenige, welcher ihm die Nachricht überbrachte, war Zeuge seiner Verlegenheit, die er im ersten Augenblicke nicht unterdrücken konnte. Aber Chiaramonti faßte sich alsbald, ging in sein Zimmer, blieb dort verborgen und überließ die Zukunft der Vorsehung. Das Haupt der Partei Mattei, Herzan, und alle Uebrigen zögerten nicht, ihn aufzusuchen. Diese Nachricht hatte sich kaum verbreitet, als man auch schon davon sprach, noch am selben Abende die Feierlichkeit des Handkusses vorzunehmen. Alle Cardinäle nehmen am Vorabende vor der eigentlichen Ausrufung an dieser Handlung Antheil, woraus der Schluß folgt, daß der Papst mit der wohlüberlegten Einwilligung Aller gewählt ist, und nicht aus Zufall oder durch Ueberrumpelung. Die Stunde für die Feierlichkeit wurde festgesetzt, und von diesem Augen-

blicke an war die bevorstehende Erhebung Chiaramonti's auf den päpstlichen Thron im Conclave kein Geheimniß mehr. Dann gab man der Außenwelt durch eigene Boten Kenntniß davon. Alsbald wußte es ganz Venedig.

An demselben Nachmittage fand der Gewohnheit gemäß die regelmäßige Stimmabgabe statt, und merkwürdiger Weise, was die beiden Personen auf eine grausame Probe stellen mußte, Bellisomi und Mattei erhielten noch einmal die gewöhnlichen Stimmen. Alle bemerkten, oder wollten wenigstens mit Gewißheit eine heroische Heiterkeit und Ruhe auf dem Gesichte des Ersteren, eine große Verlegenheit auf dem des Andern bemerkt haben. Letzterer wird Gelegenheit gehabt haben, die Tugenden und den frommen Geist, den er in so hohem Grad besitzt, zu üben, um seine Aufregung zu beherrschen und nicht erschüttert zu werden.

Nach dem Skrutinium hielt es Chiaramonti für passend, seine Hochachtung und Verehrung dem Cardinal Decan und dem Cardinal Herzan zu bezeugen. Er besuchte den Einen wie den Andern auf einige Augenblicke in ihrem Zimmer. Mit hereinbrechendem Abende verfügten sich der Decan und die Cardinäle, welche bei diesem versammelt waren, in corpore zum Handkusse zu Chiaramonti. Seine Demuth und sein herablassendes Wesen sträubten sich gegen diese Feierlichkeit, aber das Herkommen entschied.

Nachdem ihn die Cardinäle verlassen, war er in den ersten Stunden der Nacht bedacht, das Nothwendigste für den kommenden Tag vorzubereiten: insbesondere die päpstlichen Gewänder, welche der Gewohnheit gemäß bereit gehalten werden, und die für seine eher kleine als große Gestalt schlecht paßten. Dann verfaßte er die Mittheilungsschreiben an die Souveraine, fertigte die Couriere aus, welche sich gleich nach seiner Ernennung an die Sitze der Nuntiaturen und nach Rom verfügen sollten.

In dieser Nacht, behauptet man, wurde der Versuch gemacht, die durch den Handkuß so feierlich besiegelte Wahl zu nichte zu machen. Man behauptete, daß sich zwei Cardinäle der Partei Bellisomi und zwei andere von der Fraktion Mattei, sämmtliche im Alter des Neuerwählten, denen selbst nach der Tiara verlangte, verabredet und alle Anstrengung aufgeboten hätten, um ihre Collegen zu veranlassen, eine Anzahl Stimmen in Scrutinium des folgenden Tages gegen Chiaramonti aufzubringen. Aber diese Mühe war vergeblich: sie gaben den Plan auf und begünstigten gleich allen Andern die Wahl.

Ich glaubte diesen Umstand nicht verheimlichen zu dürfen, weil später häufig die Rede davon war, indeß fehlen mir die Beweise, die Thatsache zu bestätigen. Vielleicht war es nur ein falsches Gerücht, das sich von Mund zu Mund vergrößerte, wie dies in der Regel geschieht. Man hielt für einen Versuch, was nur ein Gespräch über die Hindernisse war, die gegen denjenigen bestanden, der als Papst bezeichnet war, und die man in zu grelles Licht stellte.

Endlich kam der 14. März. Dieser Tag war von der Vorsehung bestimmt, die Wittwenschaft der Kirche zu beendigen und den Gläubigen einen obersten Hirten zu verleihen, nachdem der hl. Stuhl 6 Monate und 16 Tage verwaist gewesen war und das Conclave 3 Monate und 14 Tage gedauert hatte.

Zur gewohnten Stunde schritt man zur Wahlurne; Chiaramonti war einstimmig gewählt und als Papst ausgerufen. Um den Cardinal Decan zu ehren, gab er ihm seine Stimme. Nach geschehener Wahl verließen alle Cardinäle, die auf der Seite Chiaramonti's saßen, ihre Stühle, verfügten sich auf die entgegengesetzte Seite und ließen ihn allein, dem Herkommen gemäß zum Zeichen der Hochachtung. Hierauf traten der Sekretär des Conclave,

der Sakristan und der Ceremonien-Meister herein, um den Akt der Wahl und der Annahme in üblicher Weise zu bestätigen. Nachdem dieselben in der Kapelle eingeführt waren, die hinter ihnen sogleich wieder geschlossen wurde, erhob sich der Cardinal Decan von seinem Sitze und verfügte sich, begleitet von allen Cardinälen, zum Stuhle, auf dem Chiaramonti saß und fragte ihn, ob er die Tiara annehme. Chiaramonti bat, einen Augenblick beten zu können; dann antwortete er in Kürze, daß er seine Unwürdigkeit erkenne, eine so erhabene Stelle anzunehmen, zu der so viele und so verdienstvolle Persönlichkeiten im hl. Collegium hätten erhoben werden können. Er fügte hinzu, daß er die Urtheile Gottes anbete; daß er tief ergriffen und zitternd dastehe in Anbetracht einer so schweren Bürde und Angesichts seiner Schwäche, daß er baue auf die Hülfe und den Beistand des hl. Collegiums in Ausübung des Pontifikats, dem er sich in der gegenwärtigen Lage der Kirche und um ihren Wittwenstand nicht noch mehr zu verlängern, nicht entziehen zu dürfen glaube. Er erklärte also, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, und dankte den Cardinälen für die gute Meinung, die sie ohne sein Verdienst von ihm hätten.

Man fragte ihn dann, welchen Namen er zu wählen gedenke. Er antwortete, daß er in dankbarer Erinnerung seines Vorgängers Pius VII. heißen wolle.

Nach der Wahl und nach der Annahme derselben wurde der neue Papst zum Altare geführt und mit den päpstlichen Insignien geschmückt. Während er sich ankleidete, machte einer der Cardinäle, der nach der öffentlichen Meinung in der vorhergegangenen Nacht versucht hatte die Wahl zu hintertreiben, mit besonderer Heiterkeit gegenüber dem Sekretär des Conclave, neben dem er sich befand, ein Wortspiel. Ich kann nicht unterlassen, es hier anzuführen. Er sagte ihm nämlich, daß die Cardinäle

diesen Morgen bewiesen hätten, wie ihre Macht größer sei, als die des Papstes. Da der Sekretär den Sinn dieser Worte nicht fassen konnte, fuhr der Cardinal fort: „Wissen Sie denn nicht, daß die römischen Advokaten, um die außerordentliche Macht des Papstes zu beweisen, sagen, er könne ex albo nigrum (aus weiß schwarz) machen. Nun aber haben wir ex nigro album (aus schwarz weiß) gemacht, was doch viel schwerer ist; denn um etwas Weißes schwarz zu machen, bedarf es keiner großen Kunst." Der Cardinal machte nämlich eine Anspielung auf Chiaramonti's Kleidungswechsel; der sich, obgleich Cardinal, in seiner Eigenschaft als Benedictiner schwarz kleidete, und nun als Papst mit dem weißen Gewande angethan wurde.

Nachdem er mit dem päpstlichen Gewande angethan war, fand die herkömmliche feierliche Verehrung des neuen Papstes Seitens der Cardinäle statt; dann eröffnete man die Kapelle und gestattete den Conclavisten den Eintritt zur Verehrung; zu gleicher Zeit verkündete der älteste Cardinal-Diacon von einem erhöhten Platze aus dem auf dem kleinen Platze der Insel dicht zusammengedrängten Volke die auf Chiaramonti gefallene Wahl und dessen Erhebung auf den päpstlichen Thron unter dem Namen Pius VII. Diese Nachricht wurde mit unendlicher Freude aufgenommen. Das Conclave wurde sofort geöffnet und das Volk zum Fußkusse zugelassen. Die Menge war zahllos und die Freude wirklich allgemein. Nach dem Essen ging der Papst aus und verfügte sich in Prozession mit dem hl. Collegium inmitten der lebhaftesten und unaufhörlichen Beifallsbezeugungen in die Kirche. Man erhob ihn der Gewohnheit gemäß auf den Altar, wo ihm nochmals die öffentliche Verehrung der Cardinäle und des massenhaft herbeigeeilten Volkes zu Theil wurde. Hierauf kehrte er in's Kloster zurück, wo sich das Conclave versammelt hatte.

Hiermit könnte ich diese Erzählung beschließen, deren Gegenstand die Geschichte des Conclave war; denn sie endet mit der Wahl des Papstes. Aber ich kann nicht umhin, Einiges auf den neugewählten Papst Bezügliches zu erwähnen. Obgleich diese Dinge spätern Datums sind als die geschehene Wahl, so stehen sie doch mit derselben insofern in einer Wechselbeziehung als sie zum Beweise für dasjenige dienen, was ich früher in Bezug auf die Papstwahl vom Wiener Hofe erwähnte. Ich habe, wie schon gesagt, für meine Behauptungen keine Beweise.

Die erste dieser Thatsachen betrifft die Krönung Sr. Heiligkeit. Bekannter Maßen krönt man den Papst acht Tage nach seiner Wahl mit großem Pompe in der Peterskirche, wenn dieselbe zu Rom stattfand, oder in der Hauptkirche jener Stadt, wo die Wahl vorgenommen wurde. Jedermann dachte, daß die Krönung in der Basilika des hl. Markus stattfinden würde, einestheils weil man diese Kirche für die würdigste und dann, weil man dieselbe ihrer großen Räume wegen für die passendste hielt, um die großen Volksmassen aufnehmen zu können. Jedermann erwartete, daß die Handlung mit Glanz vorgenommen werde, daß man den Tempel zieren lassen, daß die Truppen und die Spitzen der Behörden anwohnen würden, mit einem Worte, man dachte, daß keine jener öffentlichen Feierlichkeiten, welche ein so großartiges Fest verherrlichen sollen, unterbleiben würden. Die Agenten der kaiserlichen Regierung in Venedig hatten schon beim Beginne des Conclave in Wien angefragt, um die Absichten ihres Hofes in Bezug auf ihr Verhalten nach der Wahl des neuen Papstes zu erfahren. Damit wollte man sich offenbar über die große Festlichkeit der Krönung befragen, um Form und Ausgaben darnach regeln zu können. Innerhalb 3 Monaten erhielten sie, wenigstens nach ihrer Aussage, keine Antwort. Vielleicht erhielten sie eine positiv

abschlägige mit dem Befehle, zu behaupten, keine erhalten zu haben. So wenigstens urtheilten Mehrere. Sei dem wie ihm wolle, sie bestanden darauf, ohne Instruktion zu sein und setzten hinzu, daß sie es nicht auf sich nehmen könnten, etwas zu thun, nachdem auf ihre Anfrage eine Entschließung nicht erfolgt sei. Auch erklärten diese kaiserlichen Agenten, wie sie es nicht wagen dürften, zu gestatten, daß die feierliche Handlung in der St. Markuskirche vorgenommen würde; obgleich die freiwilligen Beiträge der Gläubigen die Kosten gedeckt hätten und der kaiserliche Hof keinen Heller hätte zahlen müssen. Wenigstens ließ dies die fromme Großmuth der Venetianer durchblicken und das, was sie mit außerordentlichem Eifer thaten, berechtigte zu diesem Schlusse.

Der Papst drückte dem Cardinal Herzan sein Erstaunen aus über das, was sich zutrug. Allein, dieser antwortete achselzuckend, daß ihm alles unbegreiflich sei; daß er in dieser Hinsicht keine Befehle erhalten habe, und daß er also auch nichts auf sich nehmen zu dürfen glaube. Unter diesen Umständen beschloß der Papst, dem Herkommen in dieser geheiligten Ceremonie nichts zu vergeben, und erklärte, daß dieselbe in der Klosterkirche, die an das Conclave angebaut war, abgehalten würde; denn er zog vor, dieselbe abzuhalten, so gut es eben ging, als gar nicht abzuhalten.

Die Frömmigkeit eines venetianischen Edelmannes hatte die sedia gestatoria, in welcher der Papst getragen wird, beigeschafft.

Am 21., also am 8. Tage nach seiner Ernennung, fand die Feierlichkeit unter einem ungeheuren Volkszulaufe in der Klosterkirche statt.

Der Tempel genügte nicht; Massen Volks standen auf dem kleinen Platze, in Gondeln, auf den Dächern und auf dem Platze in der Stadt auf dem entgegengesetzten

Ufer. Abends waren alle Häuser, alle Palläste, alle Kanäle Dank der frommen Gesinnung und dem guten Willen der Einwohner, tageshell (a giorno) beleuchtet. Seitens der Regierung war nicht das Mindeste geschehen, um dem neugewählten Papste die gebührende Ehre zu erweisen. Wie laut der Schmerz und die Verwunderung aller war, als sie das Benehmen Oestreichs in dieser Krönungsangelegenheit sahen, bleibt unbeschreiblich. Man erfuhr alsbald den wahren Grund; derselbe war der Gegenstand des allgemeinen Unwillens während der Festlichkeiten.

Die Krönung des Papstes ist die Kundgabe seiner weltlichen Macht, dies war, nach der Ansicht Aller, der Beweggrund des kaiserlichen Hofes. Nicht allein war derselbe keineswegs entschlossen, jene Provinzen des Kirchenstaates, welche er in Folge des Rückzugs der französischen Armeen inne hatte, zurückzugeben, sondern er zeigte sich wenig geneigt, auf das weltliche Besitzthum der Päpste überhaupt zu verzichten, so lange nicht ein Theil des Kirchenstaates, einschlüssig die Stadt Rom, von seinen Truppen besetzt wäre und so lange sich die Armee des Königs von Neapel darin aufhielte.

Man wollte das Ende des Krieges gegen die Franzosen abwarten und hoffte durch neue Siege sich den freien Besitz von ganz Italien zu erwerben; man sah den deutschen Adler seinen Flug ungehindert über das Kapitol hinaus ausdehnen. Auf diese Art würde man den König beider Sicilien gezwungen haben, Rom zu verlassen und sich aus einem Lande zurückzuziehen, das er Angesichts der Ländergier des österreichischen Hofes kaum hätte behaupten können. Dies war der einzige Grund, der die neapolitanische Regierung zu der Erklärung bestimmte, Rom nur zu behalten, um es dem Papste zurückgeben zu können.

Kurze Zeit vorher war seine Handlungsweise eine ganz

andere. Gestützt auf den Erfolg seiner Waffen gegen die Franzosen und ermuthigt durch die Schwäche des kaiserlichen Hofes, der damals, ohnmächtig durch die erlittenen Niederlagen, einen demüthigenden Frieden mit den Franzosen abgeschlossen hatte, beurkundete der König von Neapel ziemlich unzweideutig den Wunsch, den Kirchenstaat für sich behalten zu wollen.

Die Dinge hatten sich geändert. Der neapolitanische Hof, der die Pläne des in diesem Augenblicke siegreichen Wiener Kabinets fürchtete, wünschte Rom dem Papste zurückzugeben. Es war gewissermaßen ein vorgeschobener Posten für seine eigene Sicherheit. Er lebte in der Ueberzeugung, daß sich der kaiserliche Hof, wenn der Papst Rom besäße, nicht leicht entschließen würde, das Oberhaupt der Kirche seiner Staaten zu berauben. Das päpstliche Gebiet, obgleich nach allen Seiten verkleinert, würde doch gleich den Säulen des Hercules, ein Hinderniß sein; es wäre für die kaiserliche Armee ein non plus ultra geworden, das die Neapolitanischen Gränzen wie eine natürliche Festung gegen den feindlichen Einfall decken sollte. Die Absichten des Wiener Hofes auf den weltlichen Besitz des hl. Stuhls waren daher die Beweggründe, die sein Verhalten bei Gelegenheit der Krönung Pius VII. bestimmten.*) Der Plan Oestreichs, wie er sich aus den Instruktionen des Cardinal-Minister entschleierte, war, ich wiederhole es, den Cardinal Mattei um jeden Preis auf den päpstlichen Thron zu erheben, weil man ihn in Wien als denjenigen betrachtete, der am ersten darauf einginge, ihm den Besitz der drei Legationen zu sichern. Dieselben, durch den Frieden von Tolentino mit Frankreich vereint, waren dazumal durch die kaiserlichen Truppen besetzt.

*) Diese Räuberpolitik war nicht das Werk der Fürsten des Hauses Habsburg oder der jüngern Linie von Bourbon. Es war der Josephinismus, der an den Höfen von Wien und Neapel regierte.

Der überzeugendste Beweis aber meiner frühern Behauptungen liegt in Folgendem. Was ich nämlich jetzt erzählen werde, wird sich umsomehr als die Folge der ersten Thatsache erweisen, als ich es auf ganz bestimmte Ereignisse und nicht blos auf Illusionen und Conjekturen stützen kann. Ich will damit nicht sagen, daß ich das, womit ich den Leser unterhalten werde, noch positiver qualificiren könne, und obgleich es eine untrügliche Thatsache ist, um den Gegenstand selbst zu beleuchten, so beruht doch die Wahrheit dieses Gegenstandes selbst in gewisser Beziehung noch auf Conjekturen und Illusionen. Ich beabsichtige nämlich von der Einladung zu sprechen, die in Erwiderung seines Schreibens an den Papst erging, nach Wien zu gehen. Dieses Ereigniß scheint mir für den neuen Papst, durch die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, so ruhmwürdig zu sein, daß ich mich nicht enthalten kann, desselben in Kürze zu erwähnen.

Die gewöhnlichen Beglückwünschungen zur Erhebung Pius VII. waren kaum aus der kaiserlichen Kanzlei angelangt, als der Minister dieses Hofes — Herzan — dem Papste die dringendsten Einladungen und Bitten machte, um Se. Heiligkeit zu bewegen, sich nach Wien zu begeben. Die Insinuationen und Schritte Sr. Eminenz wurden sowohl an den Papst direkt gerichtet, als an Schreiber dieser Zeilen, der in Abwesenheit eines Staatssekretärs die Geschäfte führte. Pius VII. hatte die Wahl eines Ministers verschoben, bis er einen Staat zu regieren bekäme, und ich wurde von demselben erwählt, um an seiner Seite unter dem Namen eines Sekretärs Sr. Heiligkeit die Geschäfte, welche mir als Sekretär des Conclave oblagen, fortzuführen.

Der Cardinal Herzan stellte uns vor, daß eine solche Reise des Papstes nach Wien ein unberechenbarer Vortheil im Interesse des apostolischen Stuhls sein würde; daß die

persönliche Bekanntschaft Sr. Heiligkeit mit dem Kaiser zum Wohle der Kirche und des Staates außerordentlich beitragen würde; daß der Papst, doch einmal in Venedig, eine so kostbare Gelegenheit nicht versäumen sollte, eine Reise zu unternehmen, deren Kosten der kaiserliche Schatz tragen würde.

Mit solchen und andern Vorstellungen erschöpfte Herzan seine ganze Beredtsamkeit, um sowohl die Zustimmung des Papstes als desjenigen, der ihm als Minister diente, zu erwirken und die Reise zu beschleunigen. Nachdem alle diese Vorstellungen nicht hinreichten, um die Einwürfe des Papstes zu beseitigen, erklärte er, um alle Mittel zu versuchen: es sei dies der Wunsch des Kaisers. Herzan bildete sich ein, man würde nicht den Muth haben, einem so deutlich ausgesprochenen Wunsche und einer Einladung Sr. Majestät zu widersprechen. Er glaubte, daß die Furcht, den Fürsten zu beleidigen, von dem man die Rückgabe des größten Theils des Kirchenstaats hoffte, alle andern Rücksichten beseitigen müßte.

Aber der Papst blieb standhaft und erklärte, daß er durchdrungen sei von den wohlwollenden Gesinnungen Sr. Kaiserlichen Majestät, welche sie bestimmten, ihn in Wien begrüßen zu wollen; daß auch er ebenso sehr und noch mehr von dem Wunsche beseelt sei, die persönliche Bekanntschaft Sr. Majestät zu machen und ihr seine väterliche Zuneigung mündlich zu bezeugen; daß er es aber in der gegenwärtigen Zeit als oberster Priester und Regent mit seinen Pflichten nicht vereinigen könne, seine Abreise nach Rom noch länger zu verschieben; daß er sich deßhalb verpflichtet fühle, wenn auch mit schmerzlichen Gefühlen, der aufrichtigen Genugthuung, die die Reise nach Wien seinem Herzen bereitet haben würde, zu entsagen. Pius VII. schloß mit den Worten, wie er überzeugt sei, daß Se. Majestät in ihrer Weisheit und

Frömmigkeit die Gerechtigkeit der angeführten Gründe zu würdigen geruhen würde. Die wiederholten Versuche des Cardinal Herzan, der sich nicht so schnell für besiegt halten wollte, blieben stets vergeblich; der Papst bewies in dieser schwierigen Unterhandlung, der ersten in seiner Regierung, eine merkwürdige Festigkeit, einen außerordentlich klaren Blick und eine große Liebe zu seinen Pflichten. Die Rücksichten, die man einem Fürsten, dem mächtigsten in dieser Epoche, zollte, konnten ihn nicht wankend machen, und die Furcht, in seine Ungnade zu gerathen, vermochte nichts über ihn. Durch diese Auffassung bewies er, daß er die Rücksichten, die er allen Höfen schuldete, nicht außer Acht setze, um so weder der Eifersucht einen Vorwand zu geben, noch das Aergerniß derjenigen zu erregen, welche in einer plötzlichen Fahrt nach Wien statt nach Rom eine Bevorzugung der weltlichen Vortheile vor den geistlichen Pflichten finden könnten. Auch begriff Pius VII., daß es nicht anginge, den Römern, die nach seiner Ankunft seufzten, zu mißfallen; und daß er seiner Ruhe zu lieb sich in kein Unternehmen einlassen dürfe, das die Veranlassung ernster Schwierigkeiten werden könnte, hervorgerufen durch die Nichterfüllung jener Wünsche, welche den bekannten hauptsächlichsten Grund dieser Einladung bildeten.

Aber es ist Zeit, von dem Faktum zu sprechen, das positiver als die Uebrigen spricht und den peremptorischen Beweis der oben erwähnten Behauptungen liefert. Die Weigerung des Papstes, nach Wien zu gehen, war die Veranlassung zu den Ereignissen, von denen mir zu erwähnen noch erübrigt.

Der Wiener Hof gab die Hoffnung auf, Pius VII. im kaiserlichen Palaste zu sehen. Da erschien plötzlich in Venedig von Wien aus der Marquis Ghislieri, als außerordentlicher Gesandter des Kaisers an Se. Heiligkeit. Er war Bologneſe und in der Reichskanzlei verwendet.

Derselbe überbrachte dem Papste Beglaubigungsschreiben von Sr. kaiserlichen Majestät, um ihn als Vermittler einzuführen. Bei der Anwesenheit des Cardinal Herzan, des Gesandten Sr. Majestät beim hl. Stuhle in Venedig, erregte diese Sendung Ghislieri's nicht geringes Erstaunen; denn mit dieser Sendung war kein außerordentlicher Auftrag in Bezug der Beglückwünschung des Papstes wegen seiner Thronbesteigung oder dergleichen verbunden. Nachdem man Ghislieri mit all' den Rücksichten, die man demjenigen schuldete, dessen diplomatischer Agent er war, empfangen hatte, suchte man den wirklichen Sinn dieser Mission zu errathen; denn dem äußern Scheine nach fand sich kein Grund, um die Aufmerksamkeit auf ihn zu fesseln, weder von Seiten desjenigen, der den Gesandten empfing, noch von Seiten des Publikums selbst. Indeß währte es nicht lange, so erfuhr man die Ursache seiner Reise und das Geheimniß wurde offenbar.

Bevor sich Ghislieri an den Papst selbst wandte, entdeckte er sich dem Prälat-Sekretär, mit dem die Geschäfte verhandelt wurden. Er eröffnete ihm in der Absicht, es Se. Heiligkeit wissen zu lassen, daß der kaiserliche Hof, damals im Besitze des Kirchenstaates bis an die Thore Roms, gerne bereit sei, dem hl. Stuhle die jüngst durch seine Truppen besetzten Provinzen zurückzugeben, mit Ausnahme der drei Legationen von Ferrara, Bologna, und Ravenna. Dabei verfehlte er nicht hinzuzusetzen, daß es die Absicht des Kaisers sei, diese Provinzen, früher von den Franzosen im Frieden von Tolentino erworben, zu behalten. Diese Legationen, sagte er, gehörten nicht mehr dem hl. Stuhle, und die kaiserliche Kanzlei wünsche um eine wiederholte Cession, welche jene von Tolentino bestätigen sollte. So wäre der Verlust des Patrimoniums Petri, das zurückgegeben würde, ausgeglichen.

Der Vice-Staatssekretär war ob dieser Rede über

alle Maßen erstaunt. Die Absichten Oestereichs in Bezug auf diese drei Legationen waren ihm genugsam bekannt, weil er Gelegenheit hatte, sie bei den oben erwähnten Ereignissen zu durchblicken. Auch andere Anzeichen und Beweise fehlten nicht; aber der Vice-Staatssekretär erwartete nicht, daß man dieses Verlangen so offen zu stellen wagen würde. Er entgegnete also Ghislieri, daß er seine Wünsche Sr. Heiligkeit übermachen würde; daß er sich aber verpflichtet fühle, ihn mit aller Freimüthigkeit und Ueberzeugung zu bitten, sich keinen leeren Hoffnungen hinzugeben, da sich der Papst nun und nimmer zu einem solchen Abkommen herbeilassen würde.

Ghislieri zählte dem Prosekretär all die Gefahren auf, welche eine Weigerung in Bezug auf die Zurückgabe des Restes des päpstlichen Gebietes nach sich ziehen würde. Diese Drohungen fruchteten eben so wenig. Der Prosekretär stattete dem Papste über die ganze Unterredung Bericht ab, und erhielt den gemessenen Befehl mit einem bestimmten Nein zu antworten.

Es läßt sich leicht vorstellen, in welchem Grade Ghislieri verletzt war. Er faßte den Entschluß, sich ohne Vermittlung direkt an den Papst zu wenden. Pius VII. gab ihm die Antwort, die er erwarten konnte, was ihn jedoch nicht entmuthigte. Er begnügte sich nicht Einmal mit Sr. Heiligkeit und seinem Minister zu sprechen, sondern wiederholte sein Begehren öfters und mehrere Tage hintereinander. Das heftige Verlangen des kaiserlichen Hofes, eine friedliche und freiwillige Cession zu erreichen, eine Cession, die weder den Charakter der Ungerechtigkeit, noch des Betruges an sich trüge, und von der man nicht sagen könnte, sie sei durch Gewalt oder Furcht erpreßt worden, was der hl. Stuhl der Cession von Tolentino vorwarf, veranlaßte Ghislieri, wie man zu sagen pflegt, zu Kreuz zu kriechen. Er enthüllte die Aufträge,

die ihm für den Fall einer hartnäckigen Weigerung gegeben worden waren, und eröffnete dem Prosekretär, daß sein Hof um den Preis der Cession der beiden Legationen von Bologna und Ferrara durch den neuen Papst, die dritte, nämlich die Romagna, zurückgeben wolle mit alleiniger Ausnahme eines kleinen Grenzdistriktes, den er gerne behalten möchte.

Aber weder dieses Anerbieten, noch das Drängen und die Drohungen gar nichts herauszugeben, — Drohungen, die Ghislieri in seinem jugendlichen Eifer öfters vorbrachte — vermochten den Papst einzuschüchtern und zur Unterschrift solcher Verlangen zu bewegen.

Pius VII. im Gegentheil, weit entfernt, sich mit der Zurückweisung der von Oestereich verlangten neuen Cession zu begnügen, stellte den förmlichen Antrag auf Zurückerstattung der drei Legationen und wiederholte ihn mit dringenden Bitten. Man kann sich leicht denken, wie dieses Verlangen von denen, die sich in den Kopf gesetzt hatten, die Bestätigung des räuberischen Aktes zu verlangen, aufgenommen wurde. Der Papst kehrte sich nicht an Ghislieri's Argumente und wandte sich vermittelst eines offiziellen Schreibens, das in der Kanzlei des Prosekretärs verfaßt und an den Baron Thugut, damals erster Minister in Wien, gerichtet war, direkt an den kaiserlichen Hof. Zu gleicher Zeit verfaßte Se. Heiligkeit zwei eigenhändige Briefe an den Kaiser und seinen ersten Minister. In diesen beiden Briefen machte er alle seine Rechte auf die besetzten Provinzen geltend.

Der Kaiser und sein Minister bestätigten nie, sei es auf diplomatischem oder privatem Wege, den Empfang dieser Schreiben, welche somit ohne Erfolg blieben und bewiesen, wie sehr man es an Achtung und Ehrfurcht gegen den, der sie geschrieben, fehlen ließ. Nachdem der Papst vom kaiserlichen Hofe kein Lebenszeichen erhielt und

von Ghislieri, dem er seine Bitten öfters wiederholte, um seinen ihm obliegenden Pflichten als Verwalter des Patrimoniums Petri nachzukommen, keine Zusicherung erhalten konnte, beschloß er eines Tages die Audienz mit jenen wegen ihres schnellen Eintreffens so denkwürdigen Worten, ein Eintreffen, das zu jener Zeit weder glaublich noch vorher zu berechnen war.

Pius VII. sagte nämlich zu Ghislieri: Nachdem der Kaiser eine Zurückgabe, die Religion und Gerechtigkeit zugleich fordern, hartnäckig verweigere, so wisse er um ihn eines Bessern zu belehren, nichts mehr zu sagen, da er die überzeugendsten Worte und Argumente erschöpft habe. Aber er warne Se. Majestät, wohl auf der Hut zu sein, wenn sie in ihren Kleiderschrank Kleider hänge, die nicht die ihren, sondern die der Kirche seien; denn nicht nur werde sie derselben nicht froh werden, sondern sie würden ihren eigenen Kleidern, d. h. ihren Erbländern, die Motten bringen.

Der Marquis Ghislieri konnte sich Angesichts des Papstes, dem er auf diese Bemerkung keine Antwort gab, kaum bemeistern, und eilte sogleich zum Prosekretär des Staats, bei dem er sich bitterlich beschwerte. In seinem Zorne äußerte er sich, daß der neue Papst noch jung im Geschäfte sei; daß er Oestereichs Macht noch wenig kenne, und daß, bis seine Kleider ein nagender Wurm verzehre, viel, viel, viel erforderlich sei.

Der Prosekretär des Staats entgegnete, daß sich der Papst so nicht würde ausgedrückt haben, wenn es nicht in Folge höherer Eingebung geschehen wäre; daß in solchen Dingen alles leicht geschehen könne, weil Gott alles möglich sei; daß er sich aber der Hoffnung hingebe, daß es nicht geschehen werde; daß sich Se. kaiserliche Majestät einer solchen Gefahr nicht aussetzen sollte, daß ihre Frömmigkeit sie gewiß veranlassen werde, den Bitten

des hl. Vaters nachzugeben und die Staaten der Kirche zurückzugeben.

Die Zeit rechtfertigte diese päpstliche Prophezeihung nur zu bald. Nach kaum zwei Monaten schlug man die Schlacht von Marengo; das Haus Oestereich verlor nicht allein die drei Legationen, sondern auch die Lombardei.

Bald entrissen ihm die stets sich folgenden Siege der Franzosen Venedig, die deutschen Länder bis zu seiner Hauptstadt, die zweimal durch einen schmählichen Friedensschluß erkauft werden mußten.

Ich kann nicht umhin, dieser Erzählung als Schluß die Abreise des Papstes von Venedig und dessen Rückreise nach Rom anzufügen. Diese Reise hängt mit dem bisher Gesagten zusammen; sie liefert noch einen Beweis mehr über die Absichten des Wiener Hofes auf die drei Legationen. Diese Absichten waren, wie schon gesagt, die Veranlassung zu gewissen Bewegungen, um die Wahl des Papstes auf denjenigen zu leiten, welchen die Wiener Hofkanzlei für den Geeignetsten hielt, sie zu unterstützen.

Dieser Plan, durch die Papstwahl seinen Zweck zu erreichen, mißlang dem kaiserlichen Hofe. Der Neuerwählte versagte die Bestätigung des Friedens von Tolentino, den der Hof selbst zu brechen nicht geneigt war. Bei Gelegenheit der Reise des Papstes gab die Hofkanzlei einen deutlichen Beweis, wie wenig ihr an der Würde und an dem Leben desjenigen, der auf dem Stuhle des heil. Petrus saß, gelegen war.

Nachdem Pius VII. die Einladung nach Wien abgelehnt hatte, gab er seinen unabänderlichen Beschluß, nach Rom zu reisen, kund. Da begriff man denn alsbald in Wien, daß er, um in seine Staaten zu gelangen, die drei Legationen, wenigstens zwei derselben, wenn man ihn auch den Weg von Bologna über Florenz statt über die Romagna nehmen ließ, berühren würde. Dem kaiserlichen

Hofe war es vor den Wirkungen dieser Reise bange; er fürchtete den Durchzug durch diese Länder, welche nichts sehnlicher wünschten, als wieder unter die päpstliche Herrschaft zu kommen, und die während der Durchreise zweifelsohne dem Papste als ihrem rechtmäßigen Herrscher gehuldigt hätten, was man mit Gewalt der Waffen nicht hätte hindern können. Die Schicklichkeit und die Rücksichten gegen das Oberhaupt der Kirche würden nicht gestattet haben gegen derartige Kundgebungen einzuschreiten. Um sich dieser Ungelegenheit nicht auszusetzen, gab es nur einen Ausweg, allerdings ein Ausweg, den keine Nothwendigkeit rechtfertigte, und der so außerordentlich war, daß die Außerordentlichkeit selbst die wahre Ursache vor ganz Europa enthüllte.

Ohne sich jedoch an diese gerechtfertigte Bedenken zu kehren, zwang man den Papst, die Reise zu Meer zu machen von Venedig nach Pesaro, einer Stadt, die nicht zu den drei Legationen gehörte, und die also die erste Haltstelle auf dem Reste des päpstlichen Gebietes war. Obgleich sich im Hafen von Venedig nicht ein einziges Schiff befand, geeignet den Papst und sein Gefolge aufzunehmen, gab man deßhalb die Idee der Seereise doch nicht auf. Die österreichische Regierung befahl, die Bellone in Stand zu setzen; es war die einzige schlecht ausgerüstete Fregatte, die sich dazumal im Arsenale vorfand. Der Papst ließ alles eiligst vorbereiten, um die Reise antreten zu können. Als er erfuhr, daß die Zeit, um die Bellone auszurüsten mit seiner Eile zu sehr im Widerspruche stände, genehmigte er kaum die nöthigsten Vorbereitungen. Man kann sich einen Begriff von dem Stande dieses Schiffes machen, wenn man erfährt, daß sich auf demselben nicht einmal ein Ofen befand, so daß man während der Reise nicht einmal Brod backen konnte. Auf einem so schlecht ausgerüsteten Schiffe ohne alle Bequemlichkeiten

des Lebens, ohne geschickte Matrosen, und diese nicht in hinlänglicher Anzahl, schiffte sich Pius VII. mit 4 Kardinälen, dem Prälaten Prosekretär und den übrigen Prälaten des unabweislich nothwendigen Dienstes ein. Der Marquis Ghislieri schloß sich dem kleinen Hofe des Papstes an unter dem Vorwande, die Honneurs auf der Bellone zu machen, oder vielmehr, wie ich später hörte, als Kerkermeister des Papstes. Der hl. Vater und sein Gefolge passirte in einer Gondel die Zollgebäude, um das Schiff, das im Hafen von Malamocco vor Anker lag, zu erreichen.

Bald empfand man die ersten Wirkungen dieser schlechten Vorbereitungen. Im Augenblicke der Abreise konnte die Fregatte nicht auslaufen, weil sie zu tief im Wasser ging. Man mußte die ganze Nacht damit zubringen, fast sämmtliche Kanonen zu entfernen, um wo möglich das Schiff zu erleichtern. Endlich mit Tagesanbruch verließ man das Land. Aber diese schlecht vorbereitete und unglücklich begonnene Reise sollte sich noch trauriger fortsetzen. Obgleich man keinen heftigen Sturm zu bestehen hatte, brauchte man doch in Folge der ungünstigen Winde und noch mehr wegen der Unfähigkeit der Matrosen und wegen dem Abgange des Nothwendigen für eine gute Fahrt zu einer Reise von 24 Stunden eine 10mal so lange Zeit. Anstatt nach Pesaro zu kommen, landete die Fregatte in Portofino auf dem entgegengesetzten Ufer, wo sie 48 Stunden liegen blieb, um auf besseres Wetter zu warten, obgleich die andern Schiffe, sogar die kleinsten, selbst die Fischerkähne dem schlechten Wetter Trotz bieten konnten. Aber die Bellone war von allem Nothwendigen entblößt, ohne erfahrene Seeleute, um dem allgemeinen Beispiele folgen zu können. Endlich verließ man den Hafen und nach 12 Tagen einer unbequemen Fahrt kamen wir in Pesaro an, wo der Papst und sein

Gefolge in Barken abgeholt wurden. Da der Hafen von Pesaro zu klein war, um die Fregatte aufzunehmen, so mußte sie in einiger Entfernung die Anker werfen. Sobald der Papst ans Land gestiegen war, fuhr sie nach Ankona, um sich wieder zu verproviantiren. Der heil. Vater in steter Begleitung des Marquis Ghislieri setzte seine Reise zu Land fort, und gelangte in kleinen Tagereisen von Pesaro nach Sinigaglia und Ankona, wo er beinahe im selben Augenblicke ankam, als die Neuigkeit der großen Niederlage der Oestereicher bei Marengo eintraf.

Dieses Ereigniß führte schnell zum Waffenstillstande und zur Uebergabe von 11 Festungen, von Piemont, von Ligurien, von der Lombardei und vom ganzen Lande bis zur Adda. So verlor das Haus Oestreich an einem Tage nicht allein die drei Legationen und die Staaten, die es andern Fürsten abgenommen hatte, so lange die französischen Waffen unglücklich waren, sondern einen großen Theil seiner eigenen Staaten.

Der Marquis Ghislieri, ein religiöser und rechtschaffener Mann, aber voll jugendlichem Feuer, sagte bei der Nachricht dieser Unglücksfälle zum Prosekretär, daß er leider die Prophezeihung des Papstes sich erfüllen sehe, eine Prophezeihung, die er damals, als er sie in Venedig hörte, für ebenso unmöglich als verletzend gehalten hatte.

Pius VII. setzte seine Reise in kleinen Tagereisen fort; in Loretto eröffnete ihm der Marquis Ghislieri die Rückgabe des Kirchenstaates von Pesaro bis an die Mauern Roms. Die Kaiserlichen regierten noch in den Provinzen, und hatten in verschiedenen Ortschaften einige Truppen-Abtheilungen stehen. Zahlreich waren sie nur in Ankona, das sie als militärischen Platz bis zu ihrer Abfahrt nach Venedig behaupteten, ohne sich jedoch in die Regierung zu mischen. In Foligno fand die förmliche Uebergabe des weltlichen Besitzthums durch den Marquis statt.

Von da an setzte der Papst seine Reise als weltlicher Herrscher fort und kam am 3. Juli 1800 in Rom an. Die neapolitanischen Truppen, welche die päpstliche Burg besetzt hielten, kamen ihm 10 Meilen weit entgegen. Pius VII. betrat seine Hauptstadt unter dem unendlichen Jubel des Volkes, das freudetrunken war über seine so lang ersehnte Zurückkunft.

Bevor er sich in den Pallast von Monte-Cavallo begab, wollte er in der Vatikanischen Basilika die Reliquien der hl. Apostel verehren.

Gleich darauf verfügte er sich in den Quirinal, wo ihm noch am selben Abende der General Vassali, Namens des Königs von Neapel, die Zurückgabe desjenigen Theils seiner Staaten bestätigte, welche ihm die sicilianische Armee bewacht zu haben vorgab. Deßungeachtet blieben diese Truppen von Rom bis Terracina aufgestapelt stehen — als militärische Posten gab man vor — und verließen das Land um sich in ihr Gebiet zurückzuziehen erst einige Monate später d. h. nach dem Frieden von Florenz.

Das Herzogthum Benevent — bekanntermaßen ein Inclave des Königreichs Neapel — wurde nicht so schnell geräumt. Die neapolitanischen Truppen blieben noch lange Zeit in Garnison daselbst, und übten sogar Akte der bürgerlichen Rechtspflege; aus der zweideutigen Haltung, mit der man die päpstlichen Beamten aufnahm, die man nicht gerade fortschicken konnte, nachdem sie der Papst abgeordnet hatte, ließen sich die Absichten des neapolitanischen Hofes auf dieses Fürstenthum klar erkennen. Nur die rasch aufeinander folgenden Zufälle des Krieges hinderten die Ausführung dieser Absichten.

Zum Schlusse möchte ich den Leser aufmerksam machen, daß ich ein Journal über das Conclave gehalten und während des Conclave selbst redigirt habe. Die vergangenen Unglückstage werden es, wie ich hoffe, nicht

vernichtet oder in die Hände desjenigen geliefert haben, der alles genommen hat.

In demselben habe ich alles, was auf die täglichen Stimmabgaben in den Skrutinien und auf andere ähnliche Einzelheiten Bezug hat, aufgezeichnet. Sollte in gegenwärtiger Abhandlung irgend Etwas nicht im Einklange stehen mit meinem ersten Journale, so ist die Autorität dieses erstern der der gegenwärtigen Schrift selbstverständlich vorzuziehen, weil in Folge der langen Zeit und des schwindenden Gedächtnisses sich unfreiwillige Irrungen eingeschlichen haben könnten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß diese Differenzen, wenn solche existiren, keine Hauptsachen, sondern nur außerwesentliche Umstände betreffen.

Ich nehme mir vor, diese Schrift zu verbessern und an den Stil die Feile anzulegen, sobald ich die übrigen Memoiren, die noch vorher geschrieben werden müssen, werde beendet haben.

Memoiren über das Concordat, abgeschlossen zu Paris am 15. Juli 1801.

Nachdem ich die Memoiren über das Conclave, in welchem Pius VII. zum Papste gewählt wurde, vollendet habe, beginne ich mit denjenigen, welche auf den Religions-Vertrag, den er mit der französischen Regierung abschloß, Bezug haben. Dieses Ereigniß verdient nach der Wahlhandlung des Papstes selbst vor allem in seiner vollsten Wahrheit bekannt zu werden, sowohl wegen der ihm innewohnenden Wichtigkeit, als wegen der vielen und ernsten Fragen, die sich daran knüpfen.

Bei dieser Arbeit habe ich nur einen Zweck vor Augen: die Veranlassung des Concordats, die Schwierigkeit der Verhandlungen selbst, das endliche Zustandekommen und die Publication desselben in Paris und Rom darzustellen. Da seit dieser Zeit 11 Jahre verflossen sind, mir auch die bezüglichen Behelfe alle mangeln, so wäre es möglich, nicht nur daß einige Thatsachen und Umstände, die mir nicht mehr gegenwärtig sind, fehlen, sondern daß sich auch da und dort ein Irrthum, ein zweifelhaftes Datum oder dergleichen Aehnliches eingeschlichen habe. In der Hauptsache selbst wird aber sicher alles ganz genau und wahrheitsgetreu vorgetragen sein, auch werde ich nichts vergessen, was dem angeführten Zwecke förderlich sein kann.

Uebrigens wird es Jedem, der sich auf meine Erzählung stützt, leicht werden, jedes Schriftstück, das bei Darstellung der Beweggründe, Ereignisse und Folgen mit dem meinen in Widerspruch käme, abzuschwächen und zu widerlegen.

Endlich werde ich enthüllen, mit welchen Gefühlen und mit welcher Achtung von Treue und Glauben jede der beiden Parteien in dieser Angelegenheit, eine der wichtigsten in der Kirchengeschichte, zu Werke ging.

Der hl. Vater, nachdem er im Conclave zu Venedig zum Papste erwählt worden war, kam am 3. Juli 1801 in Rom an. Aber kaum war er durch die Höfe von Wien und Neapel, die nach den Niederlagen der Franzosen in den Besitz seiner Staaten gelangt waren, in dieselben wieder eingesetzt worden, so hatte Pius VII. gerechten Grund, eine zweite Beraubung seiner Länder zu fürchten. Er glaubte sogar eine Zufluchtsstätte im Auslande beanspruchen zu müssen. Der erste Consul der französischen Republick, Napoleon Bonaparte, hatte nach dem Siege von Marengo ganz Italien an einem Tage wieder erobert. In Folge dessen lebten die piemontesische und die cisalpinische Republik, die bis an die Gränzen der päpstlichen Staaten reichten, sofort wieder auf. Es war also zu fürchten, daß mit den neuen Triumphen der siegreichen Armee auch die römische und sogar die parthenopäische Republik, erst kürzlich durch die französische Republik, ihre Mutter, errichtet und durch die schnellen Niederlagen ihrer Waffen wieder aufgehoben, von Neuem wieder in's Leben gerufen werden würde. Ungeachtet dieser traurigen Aussichten blieb der Papst im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und ergeben in ihren hl. Willen standhaft auf seinem Posten. Er erwartete die kommenden Ereignisse und fand es nicht der Mühe werth, auch nur den geringsten Schritt zu thun, um die Absichten des Siegers in Bezug

seiner Person zu erfahren. Kurze Zeit darnach erfuhr man dieselben auf folgende Weise:

Der Cardinal Martiniana, vom Conclave in seine Diöcese Verceil zurückgekehrt, ließ den hl. Vater wissen, daß der erste Consul, der an der Spitze seiner Armee durch seine bischöfliche Residenz gekommen sei, ihn beauftragt habe, dem Papste sein Verlangen auszudrücken, mit ihm in Unterhandlung zu treten, um die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs zu ordnen, und daß er zu diesem Zwecke verlangt habe, daß ihm Se. Heiligkeit den Monsigneur Spina, Erzbischof von Corinth in partibus infidelium, nach Turin sende, weil er mit diesem die Unterhandlungen beginnen wolle.

Dieser Prälat, der Pius VI. in seiner Gefangenschaft begleitete und ihm in Valence in der Dauphiné die Augen geschlossen hatte, hatte den ersten Consul kennen gelernt, als er auf dem Wege von Aegypten nach Paris, nachdem er in Frejus gelandet hatte, kurze Zeit nach dem Tode des Papstes durch Valence kam. Der Papst Pius VII. theilte dem hl. Collegium die Einladung Bonaparte's mit. Wie begreiflich zögerte man keinen Augenblick, einem Verlangen zu entsprechen, dessen Gegenstand, wie man ankündigte, die Ordnung der religiösen Angelegenheiten in einem Lande betraf, in dem der Geist der Revolution fast jede Religion erstickt hatte.

Monsignor Spina wurde also mit dem Auftrage „zu hören und Bericht zu erstatten" — con ordine di sentire e di riferire — nach Turin gesandt. Je nach seinem Vortrage wollte man dann sehen, was zu thun sei.

Es währte nicht lange, so hatte man den ersten Beweis über die Art Bonaparte's durch Ueberraschung zu handeln. In der Folge mußte die päpstliche Kurie die Wirkungen solcher Ueberrumpelungen mit ihren traurigen Erfolgen öfter empfinden.

Während nämlich Spina, dem erhaltenen Auftrage gemäß in Turin die Ankunft des ersten Consuls erwartete, erhielt er plötzlich den Rath — der durch die Stellung desjenigen, von dem er kam, und durch die hinterlistige Weise seiner Abfassung, den Charakter eines Befehles angenommen hatte — sich sogleich nach Paris zu begeben, wo ihn Bonaparte erwarte.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob dieser Prälat sogleich nach Mittheilung dieser Neuigkeit an den Papst nach Frankreichs Hauptstadt abreiste — ich glaube, er that es — ohne die Ermächtigung hiezu in Turin abzuwarten, oder ob er erst nach erhaltener Antwort abreiste. Sei dem, wie ihm wolle, der Beweggrund an und für sich selbst — die Beschäftigung der kirchlichen Angelegenheiten — genügte, um dem Papste eine abschlägige Antwort unmöglich zu machen, und sich über die schnelle Abreise und über den Charakter desjenigen, der sie befohlen, hinwegzusetzen. Der Prälat wünschte einen Theologen an der Seite zu haben, der in dogmatischen Fragen ihm Beistand und Rathgeber sein sollte. Er wählte den P. Caselli, der damals, oder kurz vorher, ich erinnere mich dieses Umstandes nicht mehr genau, General der Serviten war. Er war Piemontese, und, wie man sagte, unter dem vorigen Papste zum Cardinale als Ordensgeistlicher bestimmt. Dieses Gerücht entbehrte übrigens damals jedes triftigen Grundes.

Die ersten Depeschen Spina's, die nach einem kurzen Aufenthalte in Paris anlangten, ließen keinen günstigen Erfolg seiner Reise hoffen. Er zeigte an, wie die französische Regierung unter dem Vorwande, daß die Folgen einer 12- oder 13jährigen schrecklichen Revolution für Roms Wünsche unübersteigliche Hindernisse seien, nicht geneigt sei, ein der Kirche vortheilhaftes Concordat abzuschließen. In Frankreich, sage man, sei alles verändert,

die Gedanken, die Gebräuche, die Gesetze, und die Art die Priester zu beurtheilen. Der religiöse Sinn und der Begriff jedweder äußern Abhängigkeit — besonders vom römischen Stuhle — seien beinahe gänzlich aus dem Lande verschwunden. Weiter eröffnete Spina, daß ihm absolut unannehmbare Projekte für ein Concordat, weil im Widerspruche mit den Grundwahrheiten der Religion und mit den geheiligtsten Kirchengesetzen, unterbreitet worden seien; daß er nicht verfehlt habe, aus eignem Antriebe Vorschläge und Gegenvorstellungen zu machen, daß aber alles vergeblich gewesen sei.

Er schloß mit der Versicherung, daß er keine Sorgfalt, keinen Fleiß und keine Mühe scheuen würde, um zum Ziele zu kommen, und daß er sich vorbehalte, später die Erfolge kund zu geben.

Sein Aufenthalt in Paris verlängerte sich ohne Aussicht auf einen glücklichen Erfolg, als plötzlich in Rom ein Abgeordneter der französischen Regierung erschien. Dieser Abgeordnete hatte übrigens weder den Charakter eines Gesandten, noch besondere Beglaubigungsschreiben für Se. Heiligkeit. Der Minister des Aeußern in Paris machte lediglich dem Msgr. Spina die Mittheilung, daß er einen Diplomaten nach Rom senden werde, mit welchem sich die päpstliche Regierung erforderlichen Falles sowohl über die auf Frankreich bezüglichen Angelegenheiten, als über Regierungs-Sachen, und über diejenigen, welche auf die schwebenden Fragen über die kirchlichen Dinge Bezug hätten, in's Benehmen setzen könne. Zugleich ersuchte er den Prälaten, dem hl. Stuhl von diesem Vorgehen Kenntniß zu geben.

Der Mann, den man in Frankreich für diese Sendung auserkoren hatte, war derselbe Msgr. Cacault, der unter der Regierung des vorigen Papstes nach Rom gekommen war. Er war mit den Gebräuchen, Personen

und Verhältnissen des römischen Hofes außerordentlich gut bekannt.

Gleich bei seiner Ankunft rühmte er die gute Stimmung des ersten Consul, das Wohlwollen und die vortheilhafte Meinung des Generals für die Person des Papstes. Solche Aeußerungen von einem Manne von der Rechtlichkeit, Mäßigung und den feinen natürlichen Formen des Msgr. Cacault, die er vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Rom bis zur Stunde seiner Abberufung beobachtete — zollen wir der Wahrheit und dem Charakter dieses Diplomaten diese Gerechtigkeit — berechtigten Se. Heiligkeit und die Cardinäle zu großen Hoffnungen. Sie schmeichelten sich, daß man die Gründe des Prälaten Spina in Paris freundlicher aufnehmen würde, wenn sie Cacault, der sie vom Papste selbst und seinem Minister zu hören bekam, dem ersten Consul zugehen ließ und ihn zugleich in seinen Depeschen den guten Willen, den er in Rom gefunden habe und noch finde, so wie den aufrichtigen Wunsch Aller, die Angelegenheiten mit Frankreich zu ordnen, kund gebe. Indem der Papst selbst mit Cacault verhandelte und ihn ohne Beglaubigungsschreiben, ohne offiziellen Charakter als Gesandten der französischen Regierung anerkannte, lieferte er den deutlichen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnungen und seines Eifers, die Geschäfte zum Abschlusse zu bringen. Er ging über die nothwendigsten Förmlichkeiten hinweg, ja er setzte sich sogar der Unannehmlichkeit aus, daß die Regierung die Vorschläge und Handlungen eines Mannes, der auf keine Weise accredidirt war, nicht anerkenne.

Während dieser Zeit setzte man in Paris die Unterhandlungen mit Msgr. Spina fort, der, obgleich er von Rom nur den Auftrag erhalten hatte, zu hören und Bericht zu erstatten, in die Lage gedrängt wurde, selbst mit Vorschlägen hervorzutreten. Er beschränkte sich aber darauf,

die Vorschläge der Regierung entgegen zu nehmen und sie zu verwerfen, wenn ihm deren Annahme unmöglich schien. Aber obgleich er, wie dies die Natur eines Vertrages mit sich bringt, auch für seinen Herrn — um mich so auszudrücken — bestimmte Rechte verlangte, so erkannte man schon damals und später noch deutlicher die Absicht der französischen Regierung, allein das Gesetz zu machen, ohne dem andern Theile auch nur eine berathende Stimme zu lassen. Bonaparte wollte seine Projekte oder besser seine Concordatsentwürfe selbst dictiren und dem Papste nur das Recht lassen, jene Artikel, die nach den Gesetzen der Kirche absolut unannehmbar wären, zu streichen. Leider lebte man in einer Zeit, in der die bloße Wiedereinführung der Religion, ohne Rücksicht auf ihre Prärogative, schon Schwierigkeiten und Hindernisse genug darbot, die in Folge der örtlichen Verhältnisse, der allgemeinen Sittenverderbniß und wegen der Revolution nicht zu vermeiden waren; dies war der Einwand, den man nicht ohne Grund machte. Aber die Wiedereinführung der Religion, auch um den Preis so schwerer Opfer erkauft, mußte doch als ein unberechenbarer Gewinn für die Kirche betrachtet werden, welche nebenbei die Hoffnung nicht aufgab, mehr zu erreichen, wenn sich der revolutionäre Sturm würde gelegt haben. Und in der That, war es nicht ein Triumph, in einem Lande die Religion wieder aufleben zu sehen, in dem die Gottheit „Vernunft" angebetet wurde, und wo man an den Giebeln der öffentlichen Tempel die Inschriften: Der Jugend, der Männlichkeit, dem Alter, der Freundschaft, dem Handel, der Wohlthätigkeit, lesen konnte? Die Kirchen waren noch andern ähnlichen Thorheiten, statt dem wahren Gott und den Heiligen, deren Namen sie früher verherrlichten, gewidmet. Die Herablassung des Papstes sollte der Regierung des ersten Consuls ermöglichen, sich seinen Bemühungen um die Kirche anzuschließen.

Mit Hülfe dieser nur allzu sehr begründeten Ursachen rechtfertigte und versteckte Bonaparte seine Pläne über Wiederherstellung des katholischen Cultus, die Ausgeburten eines geheimen längst verbreiteten Systemes. Er wollte, daß dieser Cultus nur seinen Zwecken und nicht dem Bedürfnisse der oben erwähnten Umstände entsprechen sollte; die übrigens, wie ich schon bemerkte, in Wahrheit bestanden.

Nachdem Monsignor Spina die ersten Entwürfe des Concordats zurückgewiesen hatte, sandte er successive einige andere, welche die französische Regierung verfaßte und die ihm eher ein wenig annehmbarer schienen, nach Rom. Aber auch diese wurden von der römischen Kurie schlecht aufgenommen. Endlich erhielt man einen letzten Entwurf, den man annehmbar machen zu können glaubte, wenigstens von dem Standpunkte aus, um die Religion bei einem Volke wieder einzuführen, bei dem sie nur im Verborgenen und in den Herzen Einzelner existirte.

Durchdrungen von dem Gedanken, aus diesem Entwurfe nur das zu streichen, was man nach den Gesetzen der Kirche absolut nicht zugeben konnte, und in der festen Hoffnung, eines Tages das zu erreichen, was man jetzt nicht erlangen konnte — wie es die französische Regierung selbst in Aussicht stellte — bildete man eine Congregation aus den gelehrtesten Cardinälen. Dieselbe versammelte sich bei dem Papste, legte Hand an's Werk und übersandte dem ersten Consul das verbesserte Projekt. Spina erhielt die Vollmacht, zu unterzeichnen, wenn in Paris die in Rom vorgeschlagenen Abänderungen angenommen würden. Aber auch diese Hoffnung wurde zu nichte; denn das Staatsoberhaupt bestand auf der einfachen und unbedingten Annahme seines Entwurfs. Er ließ dem Papste bedeuten, daß seine Politik der Verzögerung schlimme Folgen sowohl für die Religion als für sein weltliches Besitzthum nach sich ziehen würde.

Diese Nachricht setzte den hl. Vater in nicht geringes Erstaunen, ohne ihn übrigens einzuschüchtern. Bei der Verbesserung des Entwurfs begnügte er sich, nur dasjenige zu streichen, was ihm seine Pflicht zuzugestehen nicht gestattete. Voll Muth und wahrhaft apostolischer Weisheit war er entschlossen, jedwedes Unglück, selbst den Verlust der weltlichen Herrschaft, womit man ihm ganz besonders gedroht, eher zu ertragen, als noch einen Zoll breit weiter zurückzuweichen, nachdem er schon bis an die Gränze des Unmöglichen gegangen war. In diesem Vorhaben wurde Pius VII. von der zahlreichen und gelehrten Cardinal-Congregation, welche von Anbeginn der Unterhandlungen zusammengesetzt wurde und die sich zur Prüfung der Depeschen und Entwürfe, die man von Paris erhalten, in seiner Gegenwart versammelte, unterstützt. Mit der Zustimmung dieser Congregation wurde der Entwurf verbessert und zur gegenseitigen Unterschrift, für den Fall der Annahme der Verbesserungen zurückgesendet. Mit ihrer Zustimmung bestand der hl. Vater auf seinem Ausspruche und stellte sich den Folgen, die man ihm durchblicken ließ, muthig entgegen.

Spina erhielt demgemäß den Auftrag, der französischen Regierung bekannt zu geben, daß es dem hl. Vater unmöglich sei, von dem an dem Entwurfe gemachten Abänderungen abzugehen, und ihn in der ersten Fassung zu unterzeichnen; sein Gewissen und die heiligsten Pflichten ließen es nicht zu. Zu gleicher Zeit wurde er beauftragt, nochmals zu erklären, daß Se. Heiligkeit bereit sei, den verbesserten Entwurf zu unterzeichnen, obgleich Sie Sich geschmeichelt hatte, etwas Besseres zu erlangen; Sie gebe Sich aber gerne dem Gedanken hin, daß die Zukunft ihre Hoffnung in Erfüllung gehen lassen werde. Die päpstliche Kurie, in lebhafter Angst, zählte die Tage bis zur Ankunft der Antwort von Paris auf das Verlangen Sr. Heiligkeit.

Plötzlich wurde die Antwort, statt wie bisher durch die Vermittlung des Prälaten Spina, von M. Cacault überreicht. Er ließ dem Papste zuerst durch die Vermittlung der Staatssekretariatskanzlei, dann persönlich wissen, wie er von Paris den gemessensten Befehl erhalten habe, zu erklären, daß, wenn der Entwurf des unlängst von Paris übersandten Concordats binnen 5 Tagen nach geschehener Eröffnung nicht unterzeichnet sei und zwar ohne die leiseste Abänderung, die kleinste Streichung oder Verbesserung, er den Bruch zwischen dem hl. Stuhl und Frankreich erklären, und Rom sofort verlassen und sich nach Florenz an die Seite des General Murat, Kommandirenden der französisch-italienischen Armee, begeben müsse.

Dieser so unhöflich peremptorische Befehl der Abreise des Gesandten, und diese Kündigung des gegenseitigen guten Einvernehmens machten die Wirkung nicht, die M. Cacault und die republikanische Regierung erwarteten. Und dennoch waren die Folgen, denen man sich aussetzte, deutlich genug; denn die französischen Truppen standen vor den Thoren. Der Papst eröffnete diese Neuigkeit den Cardinälen, welche mich einstimmig beauftragten zu antworten, daß sich der hl. Vater unter keiner Bedingung zu dem herbeilassen könne, was man von ihm verlange, weil ihn die hl. Pflichten davon abhielten; daß er mit aufrichtigem Schmerze die Abreise des M. Cacault, die Erklärung des unverdienten Bruches und die daraus entstehenden Folgen bedaure; daß er dem Allmächtigen seine Sache empfehle, und zu Allem bereit sei, was der Himmel über ihn beschlossen habe. Ich erhielt den Befehl von Sr. Heiligkeit, diese Antwort dem Gesandten zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit sollte ich ihn auf die so sehr gerechten Beweggründe aufmerksam machen und auf die Unmöglichkeit Seitens des Papstes anders zu handeln. Se. Heiligkeit hoffte, daß M. Cacault, in seiner Weisheit

und Rechtlichkeit und bei der Geradheit seiner Absichten — diese Eigenschaften zeichneten wirklich diesen ehrenhaften Gesandten, der jetzt todt ist, aus — nicht verfehlen würde, seine Regierung davon in Kenntniß zu setzen.

Mit dieser Botschaft und mit den verlangten Pässen verfügte ich mich zu dem Gesandten. Ich setzte ihm die Beweggründe, die den Papst bei seinem Entschlusse mit Hintansetzung aller Gefahren leiteten, mit der größten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit auseinander. Es würde mir schwer, um nicht zu sagen, unmöglich werden, den aufrichtigen Schmerz zu beschreiben, den dieser Entschluß bei Cacault hervorrief. Ebenso wenig will ich die Aufregung beschreiben, die er offenbarte, als er erfuhr, welche Beweggründe diesen Entschluß zu einem unumstößlichen machten.

Er gerieth förmlich außer sich bei dem Gedanken, daß ihm in Folge eines strengen Auftrags die Hände gebunden seien und daß er ohne Zögern handeln müsse. Er bedauerte von Herzen, seine Reise nicht verschieben zu können; er hätte seinem Herrn gar zu gern die triftigen Gründe auseinandergesetzt, welche den Papst bei seiner Verweigerung leiteten und anders zu handeln, zur Unmöglichkeit machten. Andererseits schmeichelte er sich keines günstigen Erfolges, wenn es ihm auch gestattet wäre, Vorstellungen zu machen; denn der Charakter desjenigen, der keinen Rath anhöre, erschrecke ihn, sagte er. Auch werde die Art der behandelten Gegenstände von den Laien und besonders von denjenigen, welche andere religiöse Ansichten hätten, nicht verstanden, ein Hinderniß mehr um ihn zu überreden. Den General Bonaparte, meinte er, in rein politischen Angelegenheiten zu überzeugen, hätte er hoffen können. Trostlos bei dem Gedanken, daß Feindseligkeiten mit so schweren Folgen ausbrechen würden, blos weil man sich gegenseitig nicht habe verständigen können, schmerzte es ihn,

sehen zu müssen, wie Menschen hingeopfert würden, die keine schlimme Absicht hatten und die nur — dies seine eignen Worte — gezwungen durch eigne Pflichten auf diese Weise handelten. Es schmerzte ihn ganz besonders, den wiederholten Ruin eines Landes sehen zu müssen, das ihm ganz besonders theuer war, einmal weil er die schönen Jahre seiner Jugend da zubrachte und dann weil er unter der Regierung des vorigen Papstes wieder als Diplomat dahin gekommen war und stets die herzlichste Aufnahme und die hervorragendste Rechtlichkeit gefunden hatte.

Vor Wuth außer sich — dieser Ausdruck schildert seinen Zustand am Besten — offenbarte er in dieser langen Unterredung seine bis auf's Aeußerste gediehene Seelenangst und nachdem er lange nachgedacht, fand er ein Auskunftsmittel, das Niemanden eingefallen war.

Cacault war der Ueberzeugung, daß der erste Consul, wenn er das eben Gesagte direkt aus meinem Munde hörte, betroffen sich mit dem begnügen würde, was der Papst gewähren könne und gewähren wolle. Der einzige Ausweg, um vorerst die drohenden Gefahren abzuwenden, dann aber ganz zu beschwören, schien ihm der zu sein, daß ich mich sofort nach Paris begebe, um im Namen des hl. Vaters Bonaparte dasselbe mitzutheilen, was ich ihm eröffnet hatte. Ich sollte, sagte er, dem ersten Consul die Versicherung mitbringen, daß der hl. Vater über gewisse Gränzen nicht hinaus gehen könne, daß dies nicht böser Wille sei — Se. Heiligkeit sei von den besten Gesinnungen für ihn durchdrungen — daß er aber durch die gebietendste Nothwendigkeit gebunden sei.

Ich war über diesen Gedanken nicht wenig erstaunt und gab ihm zu bedenken, wie schwer derselbe auszuführen sei. Ich war Cardinal und erster Minister, letztere Eigenschaft gestattete mir nicht, mich vom Papste zu entfernen. Andererseits konnte sich ein Cardinal nicht leicht

in einem Lande zeigen, wo man seit so vielen Jahren auch nicht den einfachsten Diener der Kirche mehr gesehen hatte.

Auf mein Bedenken wegen meiner doppelten Stellung als Cardinal und Minister, entgegnete er mir, daß er diese nicht als Hinderniß, sondern als entscheidendes Moment für die Reise und als sicheres Unterpfand des Erfolgs betrachte; ich hätte ein Beispiel in der Sendung des ersten Ministers von Oestereich, des Grafen Cobenzel, den der Kaiser Franz nach Paris geschickt hatte, um die österreichischen Angelegenheiten dort zu ordnen; man müsse wie er den Charakter und die Denkungsart Bonaparte's kennen, um zu begreifen, daß nichts so sehr seinen Stolz kitzeln würde als den Parisern einen Cardinal und ersten Minister des Papstes sehen zu lassen; daß ihm diese Reise noch mehr schmeicheln würde, als die des ersten Ministers des Kaisers; daß ich kraft meiner Stellung freien Zutritt beim Staatsoberhaupte hätte, ein Vorzug, der weder Spina noch irgend einem Andern seines Ranges zu Theil werden würde. Er schloß mit der Versicherung, daß die in Rom ausdrücklich getroffene Wahl eines so hohen Würdenträgers unzweifelhaft den guten Willen des Papstes beweisen würde. Eine solche Sendung müsse auf die schlechten Räthe Eindruck machen und die consularische Regierung zwingen, Vernunft anzunehmen; weil sonst in den Augen des Publikums die Schuld des Bruches auf sie zurückfiele. In der That würde die ganze Welt gesehen haben, wie der Papst alles aufgeboten, um ein gütliches Abkommen zu Stande zu bringen.

Diese Gründe, die Cacault mit eben so viel Beredtsamkeit als Offenheit und Rechtlichkeit entwickelte, schienen mir beim ersten Blick von großem Werthe. Ich entgegnete ihm, daß seine Worte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten, daß ich sie für wichtig genug halte, zur Kenntniß des Papstes gebracht zu werden, was ich auch

thun würde. Ich gestand ihm auch, daß ich vollkommen mit der Absendung eines Cardinals einverstanden sei, daß ich aber die Wahl meiner Person nicht billigen könne; denn abgesehen von dem Mangel an Talenten und sonstigen nothwendigen Eigenschaften hiezu, spräche ein wichtiger Grund gegen meine Verwendung zu dieser Mission; wenn das Sprichwort: si vis mittere, mitte gratum; (wenn du Jemand senden willst, so sende einen gern Gesehenen) wahr sei (wie es wirklich der Fall ist) so passe ich nicht, weil ich nicht beliebt sei, wie dies aus Briefen von Paris und aus den Gesprächen der französisch gesinnten Partei in Rom hervorgehe. Auf mich solle man also bei dieser Gesandtschaft das Augenmerk nicht richten. Meine frühere Verfolgung und Gefangennahme durch die republikanische Regierung bei Gelegenheit des Sturzes Pius VI., damals als man mich für den Urheber des Todes des General Duphot oder doch für einen Theilnehmer an demselben hielt, waren noch so neu, daß sie in Jedermanns Gedächtniß lebten. Schon flüsterte man in Paris und Rom, daß es nicht zu verwundern sei, wenn die Unterhandlungen wegen des Concordats einen schlechten Erfolg nähmen, da der erste Minister Sr. Heiligkeit ein geschworener Feind Frankreichs sei. Bezüglich des General Duphot, dessen Namen ich oben nannte, muß ich bemerken, daß dieser General sein Leben selbst verwirkte, als er sich an der Spitze einiger Revolutionäre auf die Kaserne der Soldaten stürzte, wo ihn einer derselben, der, sich vertheidigend, sein Gewehr abschoß, tödtete.

Ich bemerkte also dem französischen Bevollmächtigten, daß ich vom ersten Consul nicht wohl gelitten sei, daß dies gleich von Anfang an und im Laufe der Unterhandlungen für meine Sendung nachtheilig wirken müßte, daß überhaupt seine Regierung das Concordat mit mißgünstigen Augen ansehe, wie dies aus allen Anzeichen hervorleuchte,

und daß man deswegen meine Weigerung nicht den Motiven und Grundsätzen, die den Papst an der Annahme hinderten, zuschreiben würde, sondern meiner persönlichen Gehässigkeit, die man mir andichtete. Daraus zog ich den Schluß, daß, wenn der Papst einen Gesandten absenden zu sollen glaubte, ich nicht der rechte Mann dazu wäre; daß sich eine solche Auszeichnung weit besser entweder für den Cardinal Mattei, den der erste Consul sehr genau kenne, oder für den Cardinal Joseph Doria, den frühern Nuntius in Paris, eigne. Diese Kirchenfürsten, der Eine sowohl als der Andere, hätten einen bessern Namen als ich, und wären deswegen viel geeigneter, seinem Stolze, auf den Anspielung gemacht wurde, zu schmeicheln.

Hierauf erwiederte Cacault, daß es weniger der Name des Gesandten, als Rang und Stellung desselben sei, die vor allem diesen Stolz befriedigten; daß wenn diese beiden Cardinäle auch ältere und glänzendere Familien-Namen hätten als ich, so wären sie doch nicht wie ich Staatssekretär; was mich persönlich, meine früher ausgestandenen Plackereien und meine Feindschaft gegen Frankreich anginge, so seien das Thorheiten, die gleich dem Schnee schmelzen würden, sobald ich gesehen und erkannt sei. Er geruhte noch Einiges über meine persönliche Befähigung, die er an mir entdeckt haben wollte, beizufügen; (er kannte mich eben nicht genug) aber die Wahrheit und die Bescheidenheit verbieten mir, diese Artigkeiten zu wiederholen. Schließlich versicherte er, daß, je mehr er über diese Angelegenheit nachdenke, um so mehr müsse er auf seiner Idee beharren, und er bäte mich daher, den Papst sogleich von Allem in Kenntniß zu setzen, dem er selbst mich in Vorschlag zu bringen wünsche als den einzigen Rettungsanker in dem bevorstehenden Sturme gegen Kirche und Staat.

Bezüglich der Verwendung meiner Person konnte ich nicht beistimmen und widerlegte, aber ohne Erfolg, die

vorgebrachten Gründe. Deßungeachtet versprach ich ihm, seine Gründe dem Papste vorzutragen und die gewünschte Audienz zu erbitten, damit er sich selbst mit Sr. Heiligkeit benehmen könne.

Ich verließ Cacault mit einem Kopfe voll Zweifel und Bangigkeit und mit einem Herzen voll Angst in der Voraussicht dessen, was der Papst beschließen würde. Da ich mich auf meine eigne Einsicht und auf den Eindruck, den Cacault's ernste Worte auf mich machten, nicht verlassen wollte, so begab ich mich vor meiner Heimkehr zum neuen Gesandten von Spanien, dem Ritter von Vargas, der erst vor einigen Tagen angekommen war. Ich glaubte mich ihm entdecken und das Vorgefallene mittheilen zu sollen. Ich wollte wissen, was er von dem Vorschlage hielte. Vargas stand dieser Sache fern, er war unbetheiligt; er konnte also ohne Parteilichkeit und vorgefaßte Meinung urtheilen. Da er nach reiflichster Ueberlegung seine vollste Zustimmung zu der von Cacault vorgeschlagenen Reise ertheilte, so entschloß ich mich, dem Papste die Mittheilung nicht länger vorzuenthalten, um nicht für die möglichen Folgen des Schweigens und Zögerns verantwortlich zu werden.

Sobald ich im Quirinal ankam, verfügte ich mich in das Cabinet des hl. Vaters und erzählte ihm mit treuester Genauigkeit alles, was mir über das Reiseprojekt nach Paris und über die Wahl der Person vorgestellt worden war. Ich verhehlte ihm nichts von dem, was zwischen dem Bevollmächtigten Frankreichs und mir gesprochen und erwiedert worden war. Der Papst war über alle Maßen betroffen. Aber als Mann voll Scharfsinn und tiefer Einsicht, erklärte er nach einer langen Unterredung und nach reiflicher Ueberlegung, daß ihm die Ansichten und der Vorschlag des M. Cacault vernünftig und begründet schienen, daß er aber in so heikler Sache nicht ohne den

Rath Mehrerer handeln wolle; daß ich also für den kommenden Tag eine Versammlung des ganzen heiligen Collegiums zusammenberufen solle, um in seiner Gegenwart zu berathen; daß ich den Hergang vorzutragen hätte und daß man die Rede eines Jeden vernehmen solle; daß er alsdann beschließen würde, wie es ihm am Besten schiene, und daß er inzwischen dem M. Cacault die verlangte Audienz gewähre.

Nachdem ich die Befehle des Papstes entgegen genommen hatte, ließ ich für den folgenden Tag die General-Congregation der Cardinäle in den Gemächern des Papstes zusammenberufen und verständigte den französischen Bevollmächtigten von der genehmigten Audienz, die der Papst selbst zu wünschen äußerte. Cacault verfügte sich sofort zu Sr. Heiligkeit, und wiederholte mit besonderer Wärme, was er mir einige Stunden vorher gesagt hatte. Pius VII. wurde es nicht schwer den Beweis zu liefern, wie gerecht sein früherer Bescheid war, er erörterte die Unmöglichkeit, den Plan eines Concordats, wie ihn die französische Regierung entworfen hatte, anzunehmen. Diese Worte Sr. Heiligkeit bestärkten den Gesandten in seiner frühern Meinung. Cacault war überzeugt, so sagte er selbst, wenn der erste Consul von ihm die Beweggründe des Papstes hören würde, Bonaparte dann der Wahrheit derselben weichen würde. Er fügte hinzu: wenn Se. Heiligkeit diesen Beweggründen durch eine Gesandtschaft, wozu er, Cacault, die Initiative gegeben habe, mehr Nachdruck verliehe, würden sich die Dinge zweifelsohne wieder ordnen, weil der Papst durch eine solche Gesandtschaft seinen guten Willen offenbaren, seine Hochachtung für Frankreich und das Interesse, diese Nation wieder mit der Kirche zu vereinen, an den Tag legen würde. Dieser Hoffnung dürfe man sich um so eher hingeben, wenn es gelänge, durch einen Beweis persönlicher

Hochachtung dem Haupte der französischen Regierung zu schmeicheln.

Der Papst entgegnete, daß er alle Cardinäle zusammenberufen habe, um sich mit dieser Sendung zu beschäftigen und über einen Vorschlag zu berathen, dessen Tragweite ihm nicht gestatte, ohne die reiflichste Ueberlegung und die Einvernahme seiner Rathgeber zu handeln.

Die General-Congregation wurde in den Gemächern Sr. Heiligkeit abgehalten. In Folge des mir durch Se. Heiligkeit gewordenen Befehles, erstattete ich über alles Bericht, was M. Cacault gesagt hatte, sei es in Bezug auf die Gesandtschaft im Allgemeinen, sei es über die Wahl meiner Person. Den ersten Punkt entledigte ich mit einer einfachen wahrheitsgetreuen Darlegung des Sachverhaltes; aber bei dem zweiten fügte ich hinzu, daß ich, für den Fall der Annahme der Sendung, nicht glaubte, als Bevollmächtigter ernannt werden zu sollen. Ich bewies so gut ich konnte und durch die schlagendsten Argumente, daß man nicht an mich denken solle, sondern an die Cardinäle Doria und Mattei, deren Titel ich besonders hervorhob, da sie ihnen nach meiner Ansicht den Vorrang sichern mußten. Ich unterließ nicht auf der andern Seite zu bedenken zu geben, wie zuwider mir eine so schwierige Mission werden müsse, die durch ihre Erfolglosigkeit sehr Vielen und durch ihr Gelingen nur sehr Wenigen mißfallen würde — ein Umstand, der sie nicht wünschens- sondern ablehnungswerth machte — und schloß mit der Behauptung, daß die Wahl meiner Person aus den oben erwähnten Gründen der Sache sicherlich schaden würde.

Keiner der Cardinäle widersetzte sich der vorgeschlagenen Mission; alle im Gegentheil betrachteten sie als den einzigen Rettungsanker in der gegenwärtigen Lage; und als man vom Allgemeinen zum Besondern überging, bezeichneten alle mich, anstatt der Cardinäle Doria und Mattei, oder

einer sonst in Vorschlag zu bringenden passenden Persönlichkeit. Um ihre Wahl zu rechtfertigen, behaupteten sie, nach der Bemerkung des Herrn Cacault, daß meine Eigenschaft als Staatssekretär, sohin die Absendung des ersten päpstlichen Ministers, demjenigen, an dessen Hofe sich auch der erste Minister des Kaisers aufhielt, angenehm sein müsse. Meine Bedenken setzte man bei Seite und Niemand wollte seine Meinung ändern. Nachdem der Papst, der bis zum Ende der Versammlung geschwiegen, um keinen der Cardinäle in Verlegenheit zu setzen, gesehen hatte, daß sie alle nicht allein die Absendung eines Gesandten, sondern auch den Gesandten selbst wünschten, schloß er sich dem hl. Collegium an. Er beschloß also die Mission nach Paris und zwar in meiner Person. Darf ich wagen, hier zu erzählen, dem wohl Niemand widersprechen wird, denn ich sagte es öffentlich und vor noch lebenden Ohrenzeugen? Der Papst hatte seinen Entschluß verkündet. Nachdem ich dem hl. Vater sowie dem hl. Collegium für das geschenkte Vertrauen — von dem ich wußte, es nicht zu verdienen — meinen Dank abgestattet hatte, erklärte ich mit Offenheit und Bescheidenheit: daß mir in diesem Augenblicke die Erinnerung an die Versprechungen und Eide, in Allem dem Willen des Papstes Gehorsam zu leisten, Versprechungen und Eide, die ich ablegte, als er mir den Cardinalshut auf's Haupt setzte, besonders nothwendig sei; daß das Vertrauen auf dieselben meinen Muth stähle und mir behülflich sein werde, dem hl. Vater und dem hl. Stuhle zu dienen, wie ich das innigste Verlangen hiezu in mir trüge; daß mir aber in dem Augenblicke der Annahme einer so schwierigen und gefährlichen Mission, die abzulehnen für mich so viele und triftige Gründe vorlegen, dieses Vertrauen ganz besonders nothwendig sei.

Die Versammlung trennte sich mit dem Auftrage an mich, die Abreise nach Möglichkeit zu beschleunigen, und

innerhalb 48 Stunden zu verwirklichen, d. h. in der Nacht vom Freitag den 6. Juni. Die Congregation wurde am Mittwoch Abends den 4. desselben Monats abgehalten. Der Papst und die Cardinäle stützten ihre Eile neben vielem andern auf Einen Gedanken, welcher in den Verhandlungen dieser ganzen Angelegenheit schwer wägen wird. Alle jene, welche gefragt wurden, sagten, daß man nach den geschehenen Drohungen nicht allein neue Unannehmlichkeiten durch die consularische Regierung zu fürchten hätte, sondern daß man vor den Männern, die gegen Italien feindlich gesinnt seien, auf der Hut sein müsse. Man mißtraute ihnen wegen ihrer eignen feindlichen Gesinnung sowohl, als auch wegen Frankreich, das sie insgeheim für seine Zwecke aufzustacheln bestrebt sein würde, da man es Angesichts der öffentlichen Meinung vorzog, den Schein zu haben, sich wegen einer erlittenen Schmach zu rächen, als mit Gewalt einen ungerechten Angriff zu machen. Thatsache ist, daß die Folgen des Mords des General Duphot noch zu neu waren, um nicht Jedermann vor Augen zu schweben und um eine Wiederholung ernstlich zu befürchten.

Man bemerkte ferner, und nicht ohne Grund, daß die italienischen Revolutionäre und die Parteigänger Frankreichs, die ihnen feindliche und der päpstlichen Regierung sehr ergebene Volksstimmung ausbeuten würden, sobald sie M. Cacault's Abreise und den Abbruch des diplomatischen Verkehrs erfahren würden. Die Revolutionäre konnten das Volk aufreizen, irgend einen Franzosen oder Parteigenossen derselben, die damals sehr zahlreich in Rom waren, zu beleidigen. So hätten sie durch Aufopferung eines Individuums der consularischen Regierung den Vorwand gegeben, sich durch Vernichtung der päpstlichen Regierung zu rächen, der man dann die ganze Schuld zugeschrieben hätte, wie dies gelegentlich des Todes des General

Duphot geschehen war. Diese so sehr begründete Angst quälte den Papst und die Cardinäle.

Obgleich sie sich glücklich schätzten, für die Vertheidigung der Wahrheit und zur Beruhigung ihres Gewissens alles, selbst die äußersten Leiden zu ertragen, so wünschten sie doch, so viel als möglich zu verhindern, daß die Bosheit dieser Leute bei der blinden und leichtgläubigen Menge den Sieg davon trüge. Sie wollten nicht, daß die Feinde des apostolischen Stuhls dem Volke dasjenige als die Folge eines Fehlers der päpstlichen Regierung vorstellen könnten, was in der That nichts anders war, als die Wirkung des Zornes, hervorgerufen durch Festigkeit und Standhaftigkeit in Erfüllung der heiligsten Pflichten. Um solchen Ungelegenheiten vorzubeugen, wünschten der Papst und die Cardinäle so dringend, daß die Reise nach Paris keinen Aufschub erleide. Sie begehrten also, daß die Zwischenzeit vor der Abreise möglichst abgekürzt werde, und baten mich, den französischen Gesandten zu ersuchen, noch länger in Rom zu bleiben. Sein Verweilen in dieser Stadt würde den Uebelwollenden, wer sie auch immer seien, jeden Vorwand benehmen. Der Bruch, durch seine Abreise offenkundig gemacht, würde so unbekannt bleiben.

M. Cacault vernahm den Entschluß über meine Sendung nach Paris mit außerordentlicher Freude; denn er versprach sich die besten Wirkungen davon. Dagegen bewies er mir unter Versicherung des aufrichtigsten Bedauerns die Unmöglichkeit seine Abreise zu verschieben, da er den Befehl hatte, sie innerhalb 5 Tagen zu vollziehen. Vergebens bemerkte ich, daß ihm die Gewißheit meiner Reise nach Paris einen guten Grund gebe, um neue Instructionen zu begehren und dieselben in Rom abzuwarten. Er bekannte sich zur Wahrheit meiner Bemerkung, gestand aber, daß, wenn ein Minister es auf

sich nehmen könne, erhaltene Befehle nicht allzu strenge zu vollziehen, dies unter einer andern Regierung als der seinen der Fall sei. Die ihm zugegangenen Befehle, fügte er hinzu, seien so positiv, daß sie nicht den mindesten Zweifel gestatteten. Er erbot sich sogleich, einen Kurier nach Paris zu senden, um den Entschluß des Papstes: seinen ersten Minister vor den Staats-Chef zu senden, bekannt zu geben, um wenn möglich, die Versöhnung, die bisher nicht zu Stande kam, zu erreichen. Zu gleicher Zeit würde er, versprach er weiter, das Ereigniß dem Kommandirenden der französischen Armee in Toskana melden. Diese Nachricht würde ihn vielleicht — so viel es in seinen Kräften stände — von den Instructionen, die er für den Fall des Abbruches der freundschaftlichen Beziehungen erhalten haben könnte, entbinden. Aber seine Abreise zu verschieben, dazu hielt er sich nicht für berechtigt; denn sie war ihm für den Fall, daß der Papst den Concordats-Vorschlag nicht annehmen sollte, zu positiv befohlen worden.

Als ich ihm entgegenhielt, wie seine Vorschläge wohl geeignet seien, die französische Regierung abzuhalten, dem Papste zu schaden, wie sie aber keineswegs den Uebelgesinnten die Möglichkeit abschnitten, aus eignem Antriebe Versuche zu machen, um den Franzosen einen Vorwand zur Rache zu bieten, den sie geltend machen konnten, sobald es ihre Interessen erforderten, war der wohlmeinende Gesandte von der Wahrheit meiner Aeußerung gerührt. Da er unmöglich alles gewähren konnte, und doch von dem Verlangen erfüllt war, etwas zu Gunsten Roms und des Papstes zu thun, sagte er nach reiflicher Ueberlegung zu mir: „Herr Cardinal, ich sehe nur einen Ausweg, geeignet Ihren Zweck zu erreichen, und dieser Ausweg hängt von uns beiden ab. Reisen wir zusammen, im selben Wagen, und richten wir die Sache so ein, daß es

das Publikum sehe und wisse. Wir werden die Ansichten ändern und Verwirrung unter den Uebelgesinnten, die im Trüben fischen und Nutzen aus dem Bekanntwerden des diplomatischen Bruches ziehen wollen, hervorbringen. Ich kann denselben nicht geheim halten; nach den erhaltenen Befehlen bin ich sogar verpflichtet, denselben vor meiner Abreise den hier lebenden Franzosen bekannt zu geben. Wenn man uns nun mit einander abreisen sieht, so wird andererseits dieser Bruch als ein Bruch ganz neuer Art erscheinen, weil die Minister der beiden feindlichen Parteien einer an der Seite des andern reisen. Glauben Sie mir, dieser Anblick wird jene Böswilligen einschüchtern, sie werden bei der Wahrscheinlichkeit eines gütlichen Ausgleichs es nicht wagen, auf eigne Gefahr hin Unruhen zu stiften. Reisen wir bis nach Florenz miteinander, dort werde ich meinen erhaltenen Weisungen gemäß bei dem kommandirenden Generale bleiben, während Ew. Eminenz die Reise nach Paris fortsetzen. Wenn ich auch nicht ermächtigt bin, hier zu bleiben, so glaube ich mich doch für einen Theil der Reise Ihnen anschließen zu dürfen. Ich verletze auf diese Weise keinen Auftrag des ersten Consul, glaube vielmehr seinen Absichten entsprechend zu handeln. Jedenfalls nehme ich gerne die Verantwortlichkeit einer Maßregel auf mich, welche Klugheit und Liebe für das allgemeine Beste einflößte."

Diese Aeußerung eines ebenso verständigen als offenherzigen Mannes schien mir sehr klug zu sein. Ich entgegnete ihm, daß ich dem Papste Meldung davon machen würde, und daß wir, wenn es ihm gefiele, Beide zusammen reisen würden. Der hl. Vater war einverstanden und somit ward unsere Abreise auf den darauffolgenden Tag festgesetzt.

Dies war der letzte von den 5 Tagen, die zur Abreise von Rom für den Fall der Nichtannahme des Con-

für berechtigt, davon abzugehen und ein anderes Concordat anzunehmen, wie es die französische Regierung unter Androhung des Abbruches des Verkehrs und der daraus entstehenden Folgen verlangte. Ich war überdies der Ueberzeugung, daß es unumgänglich nothwendig sei, mir die Hände auf diese Art binden zu lassen; denn ich ahnte, daß man mich aus meiner passiven Stellung herausdrängen würde, wenn ich nicht meine beschränkte Vollmacht aufweisen konnte. Es wäre leicht gewesen, mir eine unumschränkte Vollmacht zu verleihen, wodurch, wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte, die Verantwortlichkeit auf mein Haupt allein gefallen wäre.

Die kurze Frist, die mir zu meiner Abreise bewilligt wurde, erlaubte mir nur, mich mit dem Allernothwendigsten für die Reise zu beschäftigen, und nachdem dies geordnet, war es mir unmöglich, Weiteres, ebenfalls Nothwendiges und meine Person betreffendes zu ordnen. Ich fand nicht einmal die Zeit, um die bequemste und gefahrloseste Reisegelegenheit aufzusuchen. Im Auftrage des Papstes übertrug ich während meiner Abwesenheit dem Cardinal Joseph Doria, dem ältesten der Cardinäle Palatine, die Leitung der Geschäfte des Staatssekretariats. Ich wurde von keinem Beamten begleitet; aber mein Bruder, voll Theilnahme für mich, wollte mich in dieser gefährlichen Lage nicht allein lassen und unterzog sich den Mühseligkeiten eines Sekretärs, dessen Stelle er vertrat. Möge es mir gestattet sein, die Pflicht der Dankbarkeit und des Schmerzes zu erfüllen, bei der immer theuren Erinnerung dieses so tugendhaften, so liebenswürdigen und so hochgeachteten Mannes, den ich auf so traurige Weise verloren habe! Ein Kammerdiener und ein Bediente begleiteten uns.

Nachdem ich den Gesandten Frankreichs in Kenntniß gesetzt hatte, daß ich ihn zur bestimmten Stunde in meinem

Wagen abholen würde, verabschiedete ich mich beim Papste, der mich mit Zärtlichkeit und Segenswünschen überhäufte. Dies war der einzige Trost, den ich empfing, als ich im Begriffe stand, mich in dieses gefährliche Unternehmen zu stürzen. Mit Anbruch des sechsten Tages, am Samstage, verfügte ich mich zu M. Cacault; im Augenblicke, wo er in Gegenwart einer zahlreichen Menschenmenge meinen Wagen bestieg, setzte sich mein Bruder in den seinigen; dann verließen wir gemeinschaftlich Rom.

Es ist hier nicht der Platz, die Beschreibung von dem Erstaunen zu liefern, das sich in allen Orten des Kirchenstaates, die wir berührten, kundgab, als die Bewohner den ersten Minister des Papstes mit dem Gesandten Frankreichs reisen sahen. Alle, in der Ungewißheit, waren stumm vor Erstaunen. Die Besonderheiten der Reise selbst übergehe ich; deren sich übrigens bis Sienna keine zutrugen. Dort trat eine Aenderung ein, die der Erwähnung werth ist. Wir trafen einen Courier des Kommandirenden, der Herrn Cacault die Antwort Murats auf seinen Brief, worin er ihm meine Abreise nach Frankreich meldete, überbrachte. Dieser Courier meldete uns, daß der General nicht in Florenz sondern in Pisa sei, wohin sich zu begeben, er den Gesandten des ersten Consul einlud. Cacault, schon bei Jahren, durch die Eilfertigkeit der Reise sehr ermüdet, beschloß dieselbe nicht fortzusetzen, sondern sich einige Tage in Sienna auszuruhen. Er hoffte die baldige Rückkunft Murats in Florenz abwarten zu können.

Ich hielt mich zu dieser Handlungsweise nicht berechtigt — ich wollte meine Ankunft in Paris nicht verschieben, obgleich es mir andererseits schwer fiel, den General en chef nicht zu treffen. Es lag mir daran, bevor ich Italien verließe, wenn möglich, nach Rom eine beruhigende Nachricht, wenn auch nur für den Augenblick, senden zu können. Damals war man über die Bewegungen Murats

für berechtigt, davon abzugehen und ein anderes Concordat anzunehmen, wie es die französische Regierung unter Androhung des Abbruches des Verkehrs und der daraus entstehenden Folgen verlangte. Ich war überdies der Ueberzeugung, daß es unumgänglich nothwendig sei, mir die Hände auf diese Art binden zu lassen; denn ich ahnte, daß man mich aus meiner passiven Stellung herausdrängen würde, wenn ich nicht meine beschränkte Vollmacht aufweisen konnte. Es wäre leicht gewesen, mir eine unumschränkte Vollmacht zu verleihen, wodurch, wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte, die Verantwortlichkeit auf mein Haupt allein gefallen wäre.

Die kurze Frist, die mir zu meiner Abreise bewilligt wurde, erlaubte mir nur, mich mit dem Allernothwendigsten für die Reise zu beschäftigen, und nachdem dies geordnet, war es mir unmöglich, Weiteres, ebenfalls Nothwendiges und meine Person betreffendes zu ordnen. Ich fand nicht einmal die Zeit, um die bequemste und gefahrloseste Reisegelegenheit aufzusuchen. Im Auftrage des Papstes übertrug ich während meiner Abwesenheit dem Cardinal Joseph Doria, dem ältesten der Cardinäle Palatine, die Leitung der Geschäfte des Staatssekretariats. Ich wurde von keinem Beamten begleitet; aber mein Bruder, voll Theilnahme für mich, wollte mich in dieser gefährlichen Lage nicht allein lassen und unterzog sich den Mühseligkeiten eines Sekretärs, dessen Stelle er vertrat. Möge es mir gestattet sein, die Pflicht der Dankbarkeit und des Schmerzes zu erfüllen, bei der immer theuren Erinnerung dieses so tugendhaften, so liebenswürdigen und so hochgeachteten Mannes, den ich auf so traurige Weise verloren habe! Ein Kammerdiener und ein Bediente begleiteten uns.

Nachdem ich den Gesandten Frankreichs in Kenntniß gesetzt hatte, daß ich ihn zur bestimmten Stunde in meinem

Wagen abholen würde, verabschiedete ich mich beim Papste, der mich mit Zärtlichkeit und Segenswünschen überhäufte. Dies war der einzige Trost, den ich empfing, als ich im Begriffe stand, mich in dieses gefährliche Unternehmen zu stürzen. Mit Anbruch des sechsten Tages, am Samstage, verfügte ich mich zu M. Cacault; im Augenblicke, wo er in Gegenwart einer zahlreichen Menschenmenge meinen Wagen bestieg, setzte sich mein Bruder in den seinigen; dann verließen wir gemeinschaftlich Rom.

Es ist hier nicht der Platz, die Beschreibung von dem Erstaunen zu liefern, das sich in allen Orten des Kirchenstaates, die wir berührten, kundgab, als die Bewohner den ersten Minister des Papstes mit dem Gesandten Frankreichs reisen sahen. Alle, in der Ungewißheit, waren stumm vor Erstaunen. Die Besonderheiten der Reise selbst übergehe ich; deren sich übrigens bis Sienna keine zutrugen. Dort trat eine Aenderung ein, die der Erwähnung werth ist. Wir trafen einen Courier des Kommandirenden, der Herrn Cacault die Antwort Murats auf seinen Brief, worin er ihm meine Abreise nach Frankreich meldete, überbrachte. Dieser Courier meldete uns, daß der General nicht in Florenz sondern in Pisa sei, wohin sich zu begeben, er den Gesandten des ersten Consul einlud. Cacault, schon bei Jahren, durch die Eilfertigkeit der Reise sehr ermüdet, beschloß dieselbe nicht fortzusetzen, sondern sich einige Tage in Sienna auszuruhen. Er hoffte die baldige Rückkunft Murats in Florenz abwarten zu können.

Ich hielt mich zu dieser Handlungsweise nicht berechtigt — ich wollte meine Ankunft in Paris nicht verschieben, obgleich es mir andererseits schwer fiel, den General en chef nicht zu treffen. Es lag mir daran, bevor ich Italien verließe, wenn möglich, nach Rom eine beruhigende Nachricht, wenn auch nur für den Augenblick, senden zu können. Damals war man über die Bewegungen Murats

sehr in Sorgen. Es war dies um so wichtiger, als ich wohl wußte, daß man am päpstlichen Hofe nicht einmal überzeugt war, ob die Nachricht von meiner Absendung in Paris wohlgefällig aufgenommen werden würde, und zwar sowohl wegen meiner Persönlichkeit als wegen der Handlung selbst, der man die Absicht unterschieben konnte, als wolle der Papst der französischen Regierung Zugeständnisse abtrotzen. In der That mußte das Gehässige eines vergeblichen Ausgleichungsversuchs auf diese Regierung fallen; wenn, nachdem der Papst durch diese Gesandtschaft seinen Wunsch, die Sache einem befriedigendem Ende zuzuführen, so feierlich kundgegeben hatte, doch nichts erreicht wurde. Jedenfalls war es klug für den Augenblick den Anmarsch des Generals aufzuhalten oder von ihm selbst zu erfahren, was man zu hoffen oder zu fürchten habe.

In Folge dessen beschloß ich, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen und nach Pisa zu Murat zu gehen, um ihm einen Beweis meiner Hochachtung und der Rücksichten, die man für ihn habe, zu geben. Es war mir dies um so angenehmer, als ich bei einer frühern Reise nach Rom seine genauere Bekanntschaft gemacht hatte.

Ich trennte mich also von M. Cacault und schlug den Weg nach Pisa ein. Aber schon 2 Posten nach Sienna traf ich einen zweiten Courier des Generals, der dem M. Cacault melden sollte, daß er, Murat, selbst nach Florenz käme, um mich zu sehen, da er mit mir dahin reiste. Ich verließ also sofort den Weg nach Pisa und schlug den nach Florenz ein. Dort wurde mir die Genugthuung vom General selbst zu hören, daß er für den Augenblick keinen Befehl zur Ausführung habe. Ich konnte also sogleich die Furcht in Rom besänftigen; und, nachdem ich einen Tag in Florenz ausgeruht hatte, und vom General Murat auf's Ausgezeichnetste behandelt worden war, verließ ich ihn, sowie M. Cacault, der einige

Stunden vor meiner Abreise angekommen war, und setzte meine Reise nach Paris fort.

Nach einer Reise von 14 Tagen, wo ich mich nur in Florenz, Turin und Lion aufhielt, kam ich in den ersten Stunden der Nacht von Rom in Paris an, erschöpft vor Müdigkeit ohne zu wissen, wie die Nachricht meiner Sendung aufgenommen worden sei; da ich unterwegs vergeblich auf eine Antwort auf die durch das Staatssekretariat an Msgr. Spina gemachte Mittheilung meiner Abreise, sobald dieselbe bestimmt war, wartete. Ich stieg in dem Hotel ab, das dieser Prälat mit seinem Theologen, dem Pater Caselli, bewohnte, und konnte in ihren Berichten über die Sachlage keinen Trostgrund finden.

Mein erster Gedanke am kommenden Morgen war, dem General Bonaparte von meiner Ankunft Kenntniß zu geben, um zu erfahren, wann ich die Ehre ihn zu sehen, haben könne. Bei dieser Gelegenheit ließ ich anfragen, in welchem Anzuge er mich zu empfangen wünsche. Diese Frage war nothwendig, weil das geistliche Kleid dazumal in Paris, sowie in ganz Frankreich gänzlich außer Gebrauch war. Die Priester waren gleich den Weltlichen gekleidet; die Gott geweihten Kirchen waren der Freundschaft, dem Ueberflusse, der Liebe, dem Handel, den Gärten, der Brüderlichkeit, der Freiheit, der Gleichheit und andern Gottheiten der demokratischen Vernunft gewidmet. Jedes äußere Zeichen der Religion war verschwunden. Die republikanischen Ideen beherrschten noch alle gesellschaftlichen Gebräuche. Jedermann erhielt den Titel „citoyen“; auch ich wurde auf meiner Reise so angesprochen, obgleich ich die Cardinals-Auszeichnung trug. Ich wollte sie auch nicht einen Tag ablegen und bewies dadurch mehr Muth als Klugheit. Aber in der Hauptstadt Frankreichs und gegenüber dem Staatsoberhaupte war eine gewisse Umsicht meinerseits geboten. Ich war nicht Willens, das geistliche

Gewand abzulegen, aber ich wünschte auch nicht, den römischen Purpur einem unangenehmen Auftritte auszusetzen.

Um die eben erwähnten Fragen an Ort und Stelle gelangen zu lassen, diente mir der Abbe Bernier als Vermittler. Dieser Priester war einer der Hauptanführer in der Vendé während ihres heroischen Kampfes gegen die republikanische Gewalt. Dieser selbe Priester war später das thätigste Werkzeug bei der Pazificirung der königlich gesinnten Provinzen, als sich dieselben aller fremden Hülfe entblößt und erdrückt von den grausamen Schlägen einer weit überlegenen Macht glücklich schätzen mußten, die mildern Bedingungen, welche ihnen die neue consularische Regierung im eignen Interesse kluger Weise machte, annehmen zu können.

Diese glückliche Vermittlung des Abbe Bernier in einer so wichtigen Angelegenheit hatte ihm die Gunst Bonaparte's erworben; er hatte ihn daher auch kluger Weise allen Andern bei der Leitung der Unterhandlungen mit dem Msgr. Spina von Anbeginn an vorgezogen, weil er in seiner Person Kenntnisse in kirchlichen Dingen, die Gewandtheit eines Diplomaten und den Ruf eines Mannes vereinigte, der einerseits dem hl. Stuhle, sowohl wegen der Reinheit seiner Grundsätze, als wegen der Sache, der er diente, nicht verdächtig sein konnte, und der andererseits alles Interesse haben mußte, die Verdienste, welche er sich um die Regierung, der er sich seit der Pazificirung der Vendé angeschlossen hatte, nicht zu verscherzen. Dieser Geistliche, der bisher beständig mit Msgr. Spina verhandelte, hatte kaum die Nachricht von meiner Ankunft erfahren, als er sich beeilte mich zu besuchen, und so geschah es, daß ich durch denselben die Mittheilungen, die ich eben erwähnte, an den ersten Consul gelangen lassen konnte.

Die Antwort des ersten Consul kam schneller als sie demjenigen angenehm war, der zwischen Anmeldung und Vorstellung eine gewisse Zwischenzeit wünschen mußte, weniger wegen der Ermüdung von der Reise als wegen Mangels an Zeit, um sich jene nothwendigen oder nützlichen Erkundigungen einzuholen, die ihm für alle Fälle als Aufklärung und Anhaltspunkte in einer ersten Zusammenkunft dienen sollten. Der Abbe Bernier kam unmittelbar mit der Antwort zurück: daß mich der erste Consul noch am selben Tage um 2 Uhr Nachmittags empfangen würde, und bezüglich des Anzugs, daß ich mit allen Auszeichnungen eines Cardinals zu erscheinen hätte.

Diese Antwort, die mir wegen ihrer zu großen Eile unangenehm war, setzte mich überdies noch in Verlegenheit, weil in derselben des Msgr. Spina keine Erwähnung geschah, der sich in Folge dessen, da er dem ersten Consul nie vorgestellt worden war, nicht für ermächtigt hielt, mich zu begleiten, was mich in die Nothwendigkeit versetzte, ganz allein zu gehen, zu meinem großen Mißvergnügen, da mir die Lage, in der ich mich befand, ganz neu und vollkommen unbekannt war. Was den Auftrag, mit allen Auszeichnungen eines Cardinals zu erscheinen, betraf, so setzte mich dies nicht in die geringste Verlegenheit. Obgleich ich wohl begriffen hatte, daß er mich gerne im großen Purpur in den Tuilerien gesehen hätte, so entging mir nicht, daß die Cardinäle dieses Costüm nur vor dem Papste tragen und daß es aus Mißbrauch geschehe, wenn gewisse Cardinäle in diesem Aufzuge an den Höfen der Monarchen, deren Unterthanen sie sind, erschienen. Ich beschloß also, bei der Audienz im schwarzen Kleide, jedoch mit rothen Strümpfen, rothem Barette und rothem Kragen zu erscheinen, wie die Cardinäle gewöhnlich ausgehen, wenn sie nicht im Dienste sind.

Zur bestimmten Stunde erschien der Ceremonienmeister

des Hofes in meinem Hotel, wie mir der Abbe Bernier mitgetheilt hatte, nahm mich in seinen Wagen, und so gelangte ich allein mit ihm in den Tuilerien an. Ich wurde in einen Salon zu ebner Erde, den man den Salon der Gesandten nennt, geführt. Der Ceremonienmeister bat mich, einige Augenblicke hier zu warten, bis er Nachricht von meiner Ankunft gegeben hätte. Ich blieb also allein, ohne etwas Anders um mich zu sehen, als eine stille Einsamkeit. Zweifelsohne hatte man mich absichtlich durch diesen stillen und verlassenen Theil des Palastes geführt, damit meine Ueberraschung mit jedem Schritte lebhafter, und lebhafter somit der Eindruck der Verlegenheit würde, die nothwendiger Weise erfolgen mußte. Und in der That, als der Ceremonienmeister einige Augenblicke später wieder kam, als er mir ankündigte, ich könne nun zur Audienz des ersten Consuls gelangen, als er mir mit leiser Handbewegung eine kleine Thüre zeigte, welche zum Vorplatze der großen Stiege des Palastes führte, empfand ich wirklich dieselbe Ueberraschung, welche man im Theater bei einem plötzlichen Dekorationswechsel empfindet, wenn sich eine Hütte, ein Wald, ein Gefängniß, oder eine derartige Situation in das glänzende Schauspiel eines prächtigen und zahlreichen Hofes verwandelt.

Es war der Tag — wie ich nachher erfuhr — an dem in den Tuilerien die Parade abgehalten wurde, die sich dazumal alle 14 Tage wiederholte, und der die drei Consule, als erste Regierungs-Organe, die höchsten Staatsgewalten, nämlich der Senat, das Tribunal, der gesetzgebende Körper, die Würdenträger des Palastes, die Minister, die Generale und andere Würdenträger und eine große Anzahl von Truppen und Zuschauern anwohnten. Der erste Consul wollte mir die erste Audienz bei dieser feierlichen Gelegenheit ertheilen, um mir, wie ich vermuthe, einen Begriff von seiner Macht zu geben, mich mit

Staunen und vielleicht auch mit Furcht zu erfüllen. Man kann sich leicht denken, daß Jemand, der erst die vergangene Nacht in Paris angekommen war, den man von Nichts in Kenntniß gesetzt hatte, der die Ansichten der Menschen, vor denen er erschien, nicht kannte, dem man gewissermaßen den schlechten Erfolg der bisher gepflognen Verhandlungen zuschrieb, bei einem solchen Anblick, der ebenso mächtig als unvorbereitet kam, eine tiefe Aufregung und eine lebhafte Verlegenheit empfinden mußte.*) Da ich mir nicht einbilden konnte, daß mir die erste Audienz öffentlich ertheilt werden würde, und da mir die Veranlassung dieser feierlichen revue gänzlich fremd war, so glaubte ich, daß die Menschenmenge, welche den Vorplatz und die Treppe anfüllte, aus Neugierde herbeigeeilt sei, nachdem sie (obgleich ich nicht ahnen konnte, wie) meine Vorstellung in den Tuilerien erfahren hatte. Das Wirbeln der Trommeln auf den höchsten Stufen der Treppe, der Anblick der Säle und Vorzimmer mit reich gekleideten Personen angefüllt, sowie der der hohen Würdenträger, die sich durch die Menge hindurch drängten, und die man an ihrer Tracht und Haltung erkennen mußte, erfüllten mich mit immer wachsendem Erstaunen.

Endlich gelangte ich in einen Saal, in dem ich einen Menschen gewahrte, der auf mich zuging, mich grüßte ohne ein Wort zu sprechen und vor mir her schreitend mich in ein Seitengemach führte. Damals wußte ich nicht,

*) Dies ist die wahrheitsgetreue Darstellung dieser ersten Vorstellung des C. Consalvi beim ersten Consul. Sie floß aus des Cardinals eigner Feder. Ganz anders erzählt M. Thiers die Sache, indem er ihr folgende Wendung gibt: „Man war über die Tracht übereingekommen, in der er in Malmaison vorgestellt werden sollte. Er ging hin, sehr ergriffen bei dem Gedanken, den General Bonaparte zu sehen. Dieser, davon verständigt, hütete sich, die Verlegenheit des Cardinals zu vermehren.“ Theil III. p. 255. Histoire du Consulat et de l'empire.

wer dieser Mann sei; später erfuhr ich, daß es der Minister des Aeußern, M. de Talleyrand, gewesen war; ein Name, zu bekannt in den Annalen der Revolution, als daß ich nothwendig hätte, hier etwas beizufügen. Ich hoffte, von ihm in das Cabinet des ersten Consuls eingeführt zu werden, und faßte Muth bei dem Gedanken, endlich einmal allein mit ihm sein zu können. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Oeffnen der letzten Thüre in einem weiten Saale eine große Menschenmenge erblickte, aufgestellt wie zu einem großen theatralischen Effekte. Im Hintergrunde des Saales sah ich symetrisch geordnet die verschiedenen Staatskörper (es waren dies, wie ich später erfuhr, der Senat, das Tribunal, der gesetzgebende Körper und die Spitzen der Magistratur) und auf den Seiten die Generäle, die Offiziere aller Grade, die Minister, die großen Würdenträger des Staats, und vor allen diesen, abgetrennt und einzeln, standen drei Männer, von denen ich später erfuhr, daß es die drei Consule der Rupublik waren.

Der Mann in der Mitte näherte sich mir mit einigen Schritten; eine Ahnung sagte mir, daß es Bonaparte sein müsse; diese Ahnung wurde alsbald durch die Haltung des Ministers Talleyrand, der, immer an meiner Seite, mich vorstellte, bewahrheitet. Ich wollte nun einige Worte sprechen, um ihn zu begrüßen und über den Zweck meiner Reise zu verständigen; aber er ließ mir keine Zeit dazu, denn ich war kaum in seiner Nähe, als er das Wort ergriff und in Kürze sagte: „Ich kenne die Ursache ihrer Reise nach Frankreich. Ich wünsche die sofortige Eröffnung der Conferenzen. Ich gebe ihnen fünf Tage Zeit; wenn nach Ablauf des fünften Tages die Verhandlungen nicht beendet sind, mögen Sie immerhin nach Rom zurückkehren; denn, was mich betrifft, habe ich für diesen Fall meinen Entschluß gefaßt."

Dies waren Bonaparte's erste Worte, die er an mich richtete, mit einer Miene, die weder freundlich noch hart war. Dann meine Antwort erwartend schwieg er. Ich entgegnete, „daß Se. Heiligkeit durch die Absendung ihres ersten Ministers nach Paris den Beweis des Interesse, das Sie an dem Abschlusse eines Concordats mit Frankreich nehme, bewiesen haben dürfte, und daß ich mich der Hoffnung hingebe, so glücklich zu sein, in dem gewünschten Zeitraume damit fertig zu werden." Sei es, daß ihm diese erste Antwort nicht mißfallen, sei es, daß er keine allzu schlechte Meinung von mir bekommen hatte, nachdem er sah, daß ich bei dem ungewöhnlichen Schauspiele einer so großartigen Vorbereitung durch die Gnade Gottes nicht verwirrt wurde, sei es, daß er schon im Voraus entschlossen war, nach unserer Begegnung zu thun, was er wirklich that; jedenfalls bleibt es Thatsache, daß er nach diesem kurzen Wortwechsel sofort in die Sache selbst einging, und während mehr denn einer halben Stunde in derselben Stellung und vor aller Welt über das Concordat, über den hl. Stuhl, über die Religion, über die gegenwärtige Sachlage, sogar über die verworfenen Artikel, mit einer Lebendigkeit und Gedankenfülle sprach, die sich nicht wiedergeben lassen, jedoch ohne Zorn und Härte im Ausdruck.

Ich antwortete auf jeden Punkt, was ich antworten zu müssen glaubte, ohne im Geringsten in Verlegenheit zu kommen; (ich wiederhole es, durch eine besondere Gnade des Himmels und nicht aus eigenem Verdienste) wobei ich jede Beschwerde gegen Rom auf passende Weise rechtfertigte. Es ist hier nicht der Platz, alles zu wiederholen, was er bei dieser Gelegenheit äußerte; dies ist nicht Gegenstand dieser Schrift. Aber von einem Umstande kann ich nicht umhin besonders Erwähnung zu thun, einzig weil er mir dadurch seine Abneigung gegen die religiöse Gesellschaft, von der ich sprechen werde, zu er-

kennen gab. Er sagte, daß er nicht ohne Verwunderung und Aergerniß die Verbindung des Papstes mit einer nicht katholischen Macht, wie Rußland, bei Wiederherstellung der Jesuiten auf das Verlangen Pauls I. (der so eben durch einen tragischen Tod endete) habe sehen können. Diese Verbindung, fügte er hinzu, muß nothwendiger Weise den „katholischen König" verletzen und beleidigen, weil sie zu dem Zwecke geschah, um sich einem schismatischen Fürsten gefällig zu erweisen. Hierauf entgegnete ich mit großer Freimüthigkeit, daß er in dieser Beziehung ganz schlecht unterrichtet sei; denn, wenn der hl. Vater glaubte, dem Kaiser von Rußland die Wiederherstellung der Jesuiten in seinen Staaten nicht abschlagen zu dürfen, so habe er in dieser Sache nicht gehandelt ohne die Rücksicht, die ihm seine väterliche Zuneigung und seine hohe Verehrung für den König von Spanien zu beobachten auflege; der Beweis hiefür sei der Termin von mehrern Monaten, der zwischen dem Begehren Pauls I. und dem Erlasse der Bulle verstrich; denn der Papst ließ dieselbe erst dann ausfertigen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der spanische Hof keine Beschwerde dagegen erheben würde.

Nach einigen ähnlichen Antworten, die ich ihm über mehrere Gegenstände, die er mir in dieser ersten Audienz öffentlich vorhielt, gegeben, wiederholte er zum Schlusse, daß man sofort mit den Unterhandlungen beginnen solle, da Angesichts der großen Geschäfte, die er unter den Händen habe, keine Zeit zu verlieren sei. Dann nach einer Kopfbewegung, wie zum Gruße, machte er einige Schritte rückwärts bis zu dem Platze, wo die beiden andern Konsule standen, und entließ mich auf diese Art. Hierauf machte ich, wie ich es beim Hereintreten gethan hatte, eine Verbeugung, und verließ den Saal, begleitet von Herrn von Talleyrand bis an den Platz, wo er mir entgegen gekommen war. Von da an begleitete mich der-

selbe Ceremonienmeister und führte mich in meine Wohnung zurück.

Dieser Tag verstrich nicht, ohne daß der Abbe Bernier zu mir gekommen wäre. Er habe vom ersten Consul, sagte er, den Befehl erhalten, sogleich mit den Verhandlungen zu beginnen; dieselben müßten in fünf Tagen vollendet sein; wenn nach Ablauf dieser Frist kein Abschluß erzielt sei, könne ich abreisen. Dabei bemerkte er, daß die Regierung die Gründe, welche den Papst veranlaßten, das durch Herrn Cacault in Rom vorgelegte Projekt eines Concordats zu verwerfen statt einfach anzunehmen, genau zu erfahren wünsche. Es war dies derselbe Entwurf, welchen der Papst schon zurückgewiesen hatte, als er ihm durch Msgr. Spina vorgelegt worden war. Ich entwickelte also die Beweggründe der Ablehnung, sowie die Ursachen der Abänderungen, die der Papst gemacht und Frankreich verworfen hatte. Hierüber wünschte der Abbe Bernier ein Memoire von mir, um es Tags darauf dem ersten Consul vorlegen zu können. Kaum 24 Stunden nach meiner Ankunft, nach einer außerordentlich beschleunigten Reise, während der ich jeder Rast, selbst der nächtlichen Ruhe entbehrte, mußte ich mich Wünschen, die wie Befehle lauteten, fügen, um nicht gleich von Anbeginn an ein Gegenstand des Aergers zu werden, und um nicht die Gewogenheit des Mannes zu verlieren, der die Befehle erließ und der damals schon gewohnt war, keinen Widerspruch gegen seinen Willen zu kennen. Ich behielt mir meine Einwendungen für die wesentlichen Gegenstände bevor, so oft es nothwendig werden würde. Ueber alle persönlichen Rücksichten glaubte ich mich wegsetzen zu sollen und versprach die Note zu verfassen.

Dieses Memoire, die Frucht einer durchwachten Nacht, wurde am darauf folgenden Tage dem Abbe Bernier, und durch diesen Herrn von Talleyrand, der es dem ersten

Consul mittheilen sollte, übergeben. Der Zweck dieser Note war die Rechtfertigung der Zurückweisung des Concordats-Entwurfs in der Art, wie er von der französischen Regierung verfaßt worden war, und zu beweisen, daß die vom Papste verlangten Abänderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit entsprächen. Ich erörterte, daß der Papst, indem er in so vielen Dingen nachgebe, seinerseits nichts gewinne, da er sich mit der alleinigen Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich begnügen müsse, ohne auch nur eines jener Vorrechte wieder zu erlangen, deren sich die Kirche früher zu erfreuen hatte, und welche sie in andern katholischen Ländern noch besäße. Schließlich erklärte ich, daß der Papst um eines so erhabenen Zweckes willen, wie die Wiederherstellung der Religion in Frankreich, kein Opfer scheuen, daß er aber auch nie und nimmer von jenen Grundsätzen weichen dürfe, welche in rein kirchlichen Dingen unabänderlich seien, und bei denen es nicht anginge, der Wahrheit und den Gesetzen der Kirche Irrthümer und falsche Grundsätze zu unterstellen.

Der Erfolg dieser Note war kein glücklicher. Weit entfernt, die Gründe, welche den hl. Vater bei der Verweigerung der unbedingten Unterschrift des französischen Entwurfes leiteten, zu würdigen, weit entfernt, die Wahrheit und Größe der Opfer, welche der Papst brachte, indem er sich mit einigen Abänderungen begnügte, anzuerkennen, erstattete der Minister bei Uebergabe meiner Note dem ersten Consul einen eben so kurzen als bittern und bedeutungsvollen Vortrag, der ganz besonders geeignet war, ihn gegen mich aufzubringen und ihn in dem Wahne zu bestärken, daß mein Eifer für die Sache des hl. Stuhls nur die Maske meiner persönlichen Feindschaft gegen die französische Regierung sei. Herr von Talleyrand schrieb an den Rand der ersten Seite der Note, die ich für den

Consul verfaßt hatte, mit eigner Hand die folgenden Worte, die ich später, als das Document in die Hände des Abbe Bernier kam, selbst zu sehen bekam: „Das Memoire des Cardinal Consalvi schiebt die Unterhandlungen viel weiter hinaus, als alle bisherigen Schriften in dieser Angelegenheit."

Ein so ungünstiger Bericht, so sehr er auch den ersten Consul mißstimmte, verzögerte deßungeachtet in nichts den Gang der Unterhandlungen. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht Gegenstand dieser Schrift sei, den Inhalt der Verhandlungen vorzutragen, noch durch Aufführung der Gründe, welche den Papst und seine Bevollmächtigten bestimmten, diese oder jene Klausel anzunehmen oder zu verwerfen, in die Wesenheit der Sache selbst einzugehen. Da sich all' dieses in den Archiven des Staatssekretariats vorfindet und aus den umständlichen Berichten über die Verhandlungen, die an dieses Sekretariat gerichtet wurden, hervorgeht, so verweise ich dahin. Der Zweck dieser Schrift ist die Darstellung der Geschichte dieser Verhandlungen, um mich so auszudrücken, nach ihrer Außenseite, und nicht die der Geschichte des Geschäftes als solchem, nämlich in seiner Wesenheit selbst, mit Ausnahme jedoch jenes Theils des materiellen Geschäftes, der mit den Verhandlungen oder einem darauf bezüglichen Ereignisse (wie man später sehen wird) in so enger Verbindung steht, daß er nicht übergangen werden kann, ohne der Einsicht in die Grundsätze, die mich bei diesen verwickelten Unterhandlungen leiteten, Eintrag zu thun. Einzelne bestimmte Bemerkungen mögen hier genügen.

Die Arbeit dieser Unterhandlungen war so schwierig als nur immer möglich. Da dieselben in den vorgeschriebenen 5 Tagen nicht vollendet werden konnten, so wurde jeder weitere Tag als unabweislich letzter betrachtet. Man

kann sich also leicht denken, welche Ermüdung und welche Unannehmlichkeiten jede Conferenz und jede abzufassende Note verursachten. Man mußte die Nächte damit zubringen und noch die Zeit finden, um die Aenderungen und Verbesserungen an dem Geschriebenen vor der Uebergabe zu machen. Außer den täglichen Conferenzen mit dem Abbe Bernier hatte ich noch 2 mit dem ersten Consul allein in seiner Gegenwart zu bestehen.

Während der ganzen Dauer dieses Geschäftes konnte ich nur den beiden andern Consuln, dem Minister des Aeußern (bei dem ich einmal dinirte) und den Gesandten von Spanien und Oesterreich meine Aufwartung machen; die Uebrigen konnte ich nicht besuchen, Paris kaum besichtigen.

Bei meinen Arbeiten mit dem Abbe Bernier war ich in die ungünstigste Lage versetzt; denn bei jeder auch der geringsten Schwierigkeit versicherte er stets, nichts entscheiden zu dürfen; sagte, daß es ihm nicht möglich sei, sich meiner Ansicht anzuschließen, so wahr und gerechtfertigt sie ihm auch scheine, da er verpflichtet sei, jeden Tag dem ersten Consul Bericht zu erstatten. Mir dagegen wurde es nie gestattet, einen Courier abzusenden, um den Papst von dem Geschehenen zu benachrichtigen und mir Raths bei ihm zu erholen, immer unter dem Vorwande, daß man nothwendiger Weise morgen zum Schlusse kommen müsse. Meine Eigenschaft als bevollmächtigter Minister enthebe mich jeder Anfrage in Rom, sagte man mir, als man meine Entgegnung fürchtete; ein derartiges Verfahren sei noch bei keinem Staatsvertrage vorgekommen, am allerwenigsten aber in rein kirchlichen Angelegenheiten, wo in letzter Instanz der Papst und nicht sein Bevollmächtigter Herr und regelnder Gebieter sei.

Nichts vermochte diesen Unterhandlungen etwas an ihrer Bitterkeit zu benehmen oder bessere Bedingungen für

die Religion zu erreichen; nicht die freundlichste Artigkeit, nicht der offenbarste Geist der Versöhnlichkeit, kein vernünftiges Entgegenkommen, nicht die maßloseste Uneigennützigkeit half etwas. Während die Kirche und der hl. Stuhl die größten Opfer an Geld, Ländern, Vorrechten und Rechten brachte, berührte ich während dieser Unterhandlungen keinen weltlichen Gegenstand, wie z. B. die Wiedererlangung der verlorenen Provinzen, den theilweisen oder gänzlichen Ersatz für die unberechenbaren Verluste, welche die Kirche erlitten hatte.

Angesichts der Lage, in der sich Frankreich befand, und in Anbetracht des Charakters desjenigen, der es regierte, sowie in Erwägung der vereinten Bemühungen der Ungläubigen, des konstitutionellen Clerus und aller Feinde Roms und des Katholicismus sparte man sicherlich keine Mühe, keine Sorgfalt, keinen Versuch, kein zartes Entgegenkommen, keinen Beweis von Festigkeit und Muth, um so, je nach Umständen, die Sache einem erfreulichen Ende zuzuführen.

Das beste Zeugniß für dies Alles ist unstreitig dasjenige der beiden Gesandten von Oesterreich und Spanien und besonders das des ersten. Wie bekannt war damals der Graf Cobenzel, Minister des Kaisers Franz, ausdrücklich zu dem Zwecke der Ordnung der brennenden Fragen nach Paris gesandt worden. Er machte zu wiederholten Malen seinen Einfluß bei mir geltend, um mich zum Abschluß des Concordats zu bewegen. Ohne Unterlaß wiederholte er mir, daß, wenn sich der erste Consul mit Rom nicht vereinige, wenn er sich gänzlich vom Oberhaupte der katholischen Religion lossagte, die Empörung und der Abfall, die daraus entstünden, sich nicht auf Frankreich beschränken würden — obgleich dieser Verlust allein schon für die Kirche ein ungeheurer wäre — sondern daß der erste Consul, um den Eindruck und Schrecken in

den Augen der Völker zu mildern und um die seinem Ansehen schädlichen Folgen zu verhindern, Abfalls-Genossen suchen würde, daß er, wie er sich schon geäußert, die andern Regierungen zwingen, und Deutschland, Spanien, Italien, die Schweiz, Holland und alle die Länder, in denen seine unbegrenzte und unwiderstehliche Macht fühlbar sei, nach sich ziehen würde. Der österreichische Gesandte stellte mir die traurigen Folgen einer solchen Umwälzung sowohl für die Kirche als für den Staat vor. Er stellte mir die Schwierigkeit, um nicht zu sagen die absolute Unmöglichkeit in einer solchen Sachlage, die schon erlittenen Verluste wieder zu gewinnen, vor Augen, (wie dies Geschichte und Erfahrung lehren) selbst unter der Voraussetzung des Eintritts gewisser Aenderungen, die übrigens unter allen Gesichtspunkten in sehr weite Ferne gerückt schienen. Er beschwor mich im Interesse des Wohls der Religion und der verschiedenen Staaten alles, was nicht geradezu unmöglich sei, zu versuchen, um die Ratification eines Concordats, ohne welches der allgemeine Untergang unvermeidlich wäre, zu Stande zu bringen.

Diese Bemerkungen und Bitten, nur allzu wahr und allzu begründet, gemäß der Lage des Augenblicks und des Charakters des Lenkers der allgemeinen Geschicke, vermochten nicht, mich eine Linie breit von meinen Instructionen und Pflichten abzubringen. Ich fühlte ihre volle Wahrheit und begriff ihre ganze Wichtigkeit. Deßungeachtet bestärkten sie mich nur in dem Entschlusse, zu welchem mich die Befehle des Papstes selbst verpflichteten, nämlich: die Unterhandlungen nicht abzubrechen, ein Concordat nicht zurückzuweisen, weil es nicht so vortheilhaft als möglich wäre, aber auch keines zu unterschreiben mit Hintansetzung der mir vom hl. Stuhle gewordenen Instructionen, deren ich früher Erwähnung gethan.

In dieser Absicht setzte ich die Conferenzen mit dem

Abbe Bernier unter beständiger Assistenzleistung des Prälaten Spina und des Theologen Caselli ungefähr 25 Tage lang fort — genauer kann ich die Zeit nicht mehr angeben. Ich arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen; sie wohnten allen Unterredungen an, und verfaßten gemeinschaftlich mit mir jeden Tag die Antworten auf die Vorschläge des Abbe Bernier und vereinbarten mit mir die ihm zu machenden Entgegnungen. Ich übergehe die Anstrengungen und Sorgen, welche diese Conferenzen veranlaßten, die unglaublichen Hindernisse, welche sich uns entgegenstellten, die Anforderungen der französischen Regierung, die Verlegenheiten, welche demjenigen, der für den hl. Stuhl arbeitete, bereitet wurden; denn dies ist, wie ich schon anfangs erwähnte, nicht der Hauptzweck dieser Schrift. Nur Einen Punkt darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Es handelt sich hier nicht sowohl um die Rechtfertigung desjenigen, der das Concordat in Rom zum Abschlusse brachte (denn die Sache war schon vor meiner Sendung geschehen durch den von Rom aus verbesserten Concordats-Entwurf, der zwar wegen anderer nicht genehmigter Concessionen in andern Punkten von der französischen Regierung verworfen wurde, sondern um die des hl. Stuhls selbst, welcher es als eine unabweisliche Nothwendigkeit betrachtete, nachzugeben, nachdem er alle nur erdenklichen Mittel und Anstrengungen erschöpft hatte, um die französische Regierung von ihrem Begehren abzubringen. Ich spreche nämlich von der Angelegenheit der Entlassung der ältern Bischöfe.

Der erste Consul hatte von Anfang an erklärt, daß es unumgänglich nothwendig sei, die Zahl der ältern Bischofssitze um wenigstens die Hälfte zu vermindern, um die neuen dotiren zu können; weil man der Usurpation der Kirchengüter, die man nicht rückgängig machen könne, es sei denn, daß man ein immerwährendes Hinderniß

gegen die Wiederherstellung des katholischen Cultus in Frankreich suche, Rechnung tragen müsse. Noch bestimmter und unabweislicher hatte er erklärt, daß die neue Regierung kein Vertrauen habe in die Titular-Bischöfe, Anhänger des alten Regimes, für das sie in Folge der vetriebenen Dynastie ausgewandert seien; daß er unter keiner Bedingniß diesen die neuen Sitze einräumen würde, mit Ausnahme derjenigen, welche nach vorher eingeholter Demission durch die konsularische Gewalt, der sie alsdann verantwortlich wären, auf die erledigten Sitze ernannt werden würden. Vor meiner Absendung nach Rom hatte der Papst die größten Anstrengungen gemacht, um die Regierung von diesem Verlangen abzubringen, aber der hl. Vater stieß auf unüberwindlichen Widerstand. Die französische Regierung hatte nämlich auf's Bestimmteste erklärt, daß sie kein Concordat abschließen, daß sohin die katholische Religion in Frankreich nicht wieder hergestellt werden würde, wenn sich der Papst nicht durch einen Artikel im Vertrage (wie es im Entwurfe der Regierung geschehen war) verpflichte, die Enthebung der alten Bischöfe von ihrem Amte zu veranlassen. Für den Fall, als sich dieselben weigern sollten, verpflichtete sich der Papst, kraft seiner oberhirtlichen Macht, ihre Sitze für erledigt zu erklären und den von der neuen Regierung auf die neuen Sitze ernannten Bischöfe die canonische Institution zu ertheilen.

Als der Papst nach langem Zögern diesen schrecklichen Artikel genehmigt hatte, rief er in seinem Schmerze aus: „Wir wollen bis an die Pforten der Hölle gehen, da aber wollen Wir stehen bleiben."

Nachdem der Papst die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er nur um den Preis dieses Artikels die Wiederherstellung der katholischen Religion in den bevölkerten Provinzen Frankreichs erlangen könne,

wich er, obgleich mit herbem Schmerze, der Macht der Umstände, und zwar nach einstimmiger Ansicht des hl. Collegiums. Er stellte sich den großen Vortheil und den großen Nachtheil gegenüber, der einerseits durch die Wiederherstellung und andererseits durch die Nichtwiederherstellung der Religion in diesem Lande entstehen müßte, und zwar nicht für Frankreich allein, sondern für alle Staaten, die es in seinem Schlepptau hatte, wenn diese entscheidende Frage für die katholische Kirche würde aufgeworfen werden. Er überlegte, daß, wenn sich die alten Bischöfe wirklich widersetzen sollten, zu einem so unschätzbaren Vortheile beizutragen, und ihre eigenen Interessen denen der Religion vorzögen, sie sich dann jener für die Religion und Kirche so verderblichen Rücksichten unwürdig machten. Zudem weist die Kirchengeschichte eklatante Beispiele eines solchen Verfahrens in ähnlichen und sogar weniger dringenden Fällen auf.

Solche Erwägungen hatten den hl. Vater zur Annahme dieses Artikels noch vor meiner Abreise von Rom bestimmt. Aber ich wußte, wie tief dieser Dorn in sein Herz eingedrungen war. Ich unterließ nicht, im Verlaufe der Verhandlungen in Paris gleich einem Herkules (man wird mir diese Anspielung verzeihen, die mir mein Name eingibt) zu arbeiten, um den ersten Consul zum Abstande zu bestimmen. Vergeblich bemühte ich mich, ihm in unsern Privat-Unterredungen einige jener Gründe, die ich mir für diesen Zweck ausdenken konnte, plausibl zu machen. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß ihm die alten Bischöfe durch die Zurückberufung an die Sitze ihrer Kirchen, zum größten Danke verpflichtet seien, und daß ihn dieses Band im Vereine mit dem zu leistenden Eide ihrer Treue versichere. Als ich sah, daß diese Vorstellungen nichts halfen — er entgegnete solche, die er aus der Natur des menschlichen Herzens herleitete; weßhalb er auch, wie er sich

ausdrückte, es für Thorheit erklärte, zu glauben, daß sie ihr Herz ändern würden und sich aufrichtig an die neue Regierung anschlößen — machte ich den Versuch mit einem Argumente, das durchschlagen sollte. Ich berief mich auf die Grundsätze, denen man in Frankreich huldigte. Ich bewies ihm, daß die hochgepriesenen Privilegien und die berühmten Freiheiten der gallikanischen Kirche dadurch einen Stoß erlitten, der sicher beispiellos in der Geschichte des Landes dastünde. Wenn der Papst durch einen Akt seiner höchsten Gewalt 90—100 französische Bischöfe auf einmal, für den Fall, daß sie auf die an sie gestellte Anforderung einer freiwilligen Demission nicht eingingen, absetzen kann; wenn er dies kann ohne Prozeß, ohne Urtheil, blos damit Andere an ihre Stelle gesetzt werden können; wenn, sagte ich, dies wegen des Zweckes, den man erreichen will, nicht ungerecht ist, so heißt es doch gewiß, dem Papste eine solche Gewalt über die Kirchen Frankreichs einräumen, welche hinreicht, um den großen Koloß ihrer so hoch gepriesenen Freiheiten und Rechte zu Boden zu werfen. Und dies war wirklich wahr.

Ich verfehlte nicht durchblicken zu lassen, daß, wenn der hl. Stuhl wirklich von dem Wunsche beseelt wäre, diese höchste Gewalt in einem Lande zu üben, wo sie auf so viel Widerstand gestoßen sei, so würde der Papst, anstatt sich, wie ich es thäte, dem Wunsche des ersten Consul kräftigst zu widersetzen, diese Gelegenheit mit Freuden ergriffen haben; aber, fügte ich hinzu, die gerechten Rücksichten für jene Bischöfe, die sich zur Zeit der Revolution durch ihren unerschütterlichen Muth so hohe Verdienste um die Religion erworben haben, ließen ihn das Gegentheil wünschen.

Der erste Consul blieb unbeugsam. Das Einzige, was ich erlangen konnte, war, daß man dem Papste gestattete, das Breve, durch das er von den Bischöfen den

freiwilligen Rücktritt verlangen würde, nach seinem Gutdünken abzufassen. Dieses Breve wurde auch später wirklich in der ehrenhaftesten, gesetzmäßigsten und rücksichtsvollsten Weise für die Bischöfe abgefaßt. Jedoch mußte im Breve von der Nothwendigkeit, in die der Papst für den Weigerungsfall versetzt würde, weiter zu gehen, und von seiner höchsten Gewalt Gebrauch zu machen, um die Wohlthat der Wiederherstellung der Religion in Frankreich zu erreichen, Erwähnung geschehen; dies zu umgehen war unmöglich. Ich hatte es vorgeschlagen, um sie nicht durch das Ansuchen schon zu verletzen. Dagegen erwiderte der erste Consul, daß ohne diese Bemerkung keiner den gehofften Rücktritt thun würde, und daß alsdann die Ausübung der absoluten Gewalt einer viel größern Anzahl gegenüber auch viel heftiger werden müsse und viel größeres Aufsehen erregen würde.

Was und wie viel hat dieses Concordat dem hl. Stuhle gekostet! Ich erwähne hier nur, daß der Preis aller dieser Opfer, die Entschädigung für alle diese Concessionen, der Gewinn aller dieser Bemühungen in der Gewißheit der gänzlichen Unterdrückung der kirchlichen Spaltung und in dem aufrichtigen Aufgeben des constitutionellen Clerus bestand; Dinge, welche die französische Regierung auf die feierlichste und authentischste Weise als die Folge des Concordats, wenn es zum Abschlusse käme, zugesichert hatte.

In Folge unsäglicher Bemühungen, Kümmernisse und Sorgen aller Art, kam endlich der Tag, wo man am gewünschten Ziele angekommen zu sein schien, d. h. am substanziellen Abschlusse jenes in Rom verbesserten Vertrags-Entwurfs, welchen die französische Regierung vor meiner Abreise zurückgewiesen hatte und in Folge dessen Herr Cacault den Befehl, in 5 Tagen Rom zu verlassen, erhalten hatte.

Der Abbe Bernier, der dem ersten Consul das Resultat unserer Conferenzen jeden Abend überbrachte, und uns dann seine Zustimmung, wenn es ihm durch die Macht der Ueberredung nach großen Anstrengungen gelungen war, sie zu erlangen, mittheilte, verkündete uns endlich eines Tages, (es war der 13. Juli) daß der erste Consul alle in Berathung gezogenen Artikel angenommen habe und daß am folgenden Tage die beiden authentischen Abschriften des Vertrages anzufertigen seien. Nach seiner und des Papstes Unterschrift sollten diese Abschriften jeder der beiden vortragenden Parteien zugestellt werden. Er fragte mich alsdann, ob ich allein unterschreiben wolle, in welchem Falle dann der Bruder des ersten Consul, Joseph Bonaparte, dem er den gleichen Rang wie mir einräumte, auf der Regierungsseite unterzeichnen würde; wenn ich aber noch andere Unterschriften neben der meinen haben wolle, so solle ich bestimmen, welche und wie viele ich wolle, damit die Regierung ihrerseits dieselbe Anzahl Personen und von demselben Range auswähle. Ich entgegnete, daß ich zweifelsohne allein zeichnen könne, weil meine zuletzt erfolgte Ankunft und meine Stellung jedem frühern Bevollmächtigten das Recht der Einmischung benehme, daß ich aber, um kein Mißfallen zu erzeugen, das Verdienst eines Jeden, der in dieser großen Angelegenheit gearbeitet, anerkannt wissen wolle und deßwegen dem Prälaten Spina und den Theologen Caselli mitzeichnen lassen würde. Abbe Bernier erwiederte, daß er meine Antwort dem ersten Consul mittheilen und mir am andern Morgen die Namen derjenigen, welche der General zur Unterzeichnung gewählt habe, bekannt geben würde, da letztere im Laufe des Tages stattfinden solle. Er ersuchte mich, eine Abschrift des nunmehr vereinbarten Concordats bereit zu halten, damit die respectiven Unterschriften darauf gesetzt werden könnten; er seinerseits würde ein Gleiches

thun. Am Morgen des folgenden Tages sagte er mir, der erste Consul habe bestimmt, daß der Staatsrath Crétet neben dem Prälaten Spina als auf gleicher Rangstufe mit demselben stehend, und er, Abbe Bernier neben dem Pater Caselli zu unterzeichnen hätte. Dabei bemerkte er, daß es nicht passend schiene, die Vornahme eines so feierlichen und entscheidenden Aktes, wie die Ceremonie der Unterzeichnung, in einem Gasthofe, wie dem meinigen, zu vollziehen. Ich bewohnte mit den beiden andern Abgesandten das Hotel de Rome. Bernier schlug mir nach dem Wunsche des ersten Consul vor, mich nebst meinen beiden Collegen in die Wohnung Joseph Bonaparte's zu begeben. Ich war damit zufrieden und beseitigte jede nicht unabweislich nothwendige Förmlichkeit. Er sagte, daß er kurz vor vier Uhr Abends selbst kommen würde, uns abzuholen; dort, versicherte er, würden wir in einer Viertelstunde fertig werden, da wir nur 6 Unterschriften zu geben hätten, welche mit Einschluß der Beglückwünschungen nicht einmal so viel Zeit beanspruchten. Hierauf zeigte er uns den Moniteur des Tages, in welchem die Regierung dem Publikum (man bemerke sich diesen Vorgang) die Beendigung des Geschäfts mit folgenden Worten ankündigte: „Dem Cardinal Consalvi ist es gelungen, die Angelegenheit, die ihn nach Paris führte, zu vollenden."

Bernier fügte hinzu, daß der erste Consul am folgenden Tage, dem 14. Juli, dem größten Festtage Frankreichs,*) gelegentlich eines öffentlichen Gastmahls von 300 und mehr Gedecken, die erfreuliche Nachricht der Unterzeichnung dieses wichtigen Vertrages bekannt geben würde, der das zwischen Franz I. und dem Papste Leo X.

*) Dieser patriotische Feiertag war der Jahrestag der Einnahme der Bastille — sonderbare Wahl, um die Rückkehr zur Religion zu feiern.

abgeschlossene Concordat durch die Bedeutung der Wiederherstellung der Religion in Frankreich nach einer eben erst ausgebrochenen beispiellosen Revolution bei weitem überträfe.

Kurz vor 4 Uhr Nachmittags erschien Bernier mit einer Rolle Papier in der Hand, die er nicht entfaltete, von der er aber sagte, daß sie die Abschrift des zu zeichnenden Concordats sei. Wie ausgemacht, nahmen wir die unsere und verfügten uns gemeinschaftlich in das Haus des Bürgers Joseph, (wie man damals sagte) des Bruders des ersten Consul.

Er empfing mich mit auffallender Artigkeit. Obgleich er Gesandter in Rom war, fand ich doch nie Gelegenheit ihm vorgestellt zu werden, da ich dazumal nur Prälat war. Während meines kurzen Aufenthaltes in Paris hatte ich ihn bei dem Artigkeitsbesuche, den ich ihm als Bruder des Chefs der Regierung machte, nicht angetroffen, da er meistens auf dem Lande lebte. Wir sahen uns also zum ersten Male. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen lud er uns ein, um einen zu diesem Zwecke hergerichteten Tische Platz zu nehmen, während er zugleich dem Abbe Bernier sagte: „Wir werden bald fertig werden, da es sich nur um die Unterzeichnung einer schon beendeten Sache handelt."

Nachdem wir uns niedergelassen hatten, beschäftigte uns zuerst die Frage, wer der Erste zu unterzeichnen hätte, einen Augenblick lang. Joseph Bonaparte glaubte, daß ihm als Bruder des Staats-Oberhauptes diese Ehre zukäme. Ich bemerkte ihm auf die zarteste Weise, aber doch mit dem nothwendigen Nachdrucke, daß mir meine Stellung als Cardinal und Legat des Papstes nicht gestatte, bei der Unterschrift den zweiten Rang einzunehmen; daß die Cardinäle nach altem Herkommen in Frankreich, wie überall sich dieses unbestrittenen Vorrechtes erfreuten;

daß ich hierin nicht nachgeben könne, da es sich nicht um meine Person, sondern um die Würde, die ich bekleidete, handle. Ich muß Joseph die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nach einigen Bedenken auf die artigste Weise zurücktrat und mich ersuchte, der Erste zu zeichnen. Er sollte als Zweiter, dann der Prälat Spina, der Staatsrath Crétet, der Pater Caselli und endlich der Abbe Bernier unterzeichnen.

Man ging an's Geschäft und ich nahm die Feder zur Hand.

Wie groß war mein Erstaunen, als mir der Abbe Bernier eine Abschrift, die er aus seiner Rolle hervorzog, auf eine Weise darreichte, wie wenn er wollte, daß ich sie ohne weitere Prüfung unterzeichnen sollte, und als ich, um mich von der Aechtheit derselben zu überzeugen, auf den ersten Blick gewahrte, daß dieser kirchliche Vertrag nicht derjenige war, den die respectiven Kommissäre mit einander vereinbart und den der erste Consul selbst genehmigt hatte! Der Unterschied der ersten Linien veranlaßte mich, den übrigen Inhalt mit der gewissenhaftesten Sorgfalt zu prüfen, und ich überzeugte mich, daß dieses Blatt nicht nur jenen Entwurf enthielt, den der Papst ohne Abänderungen nicht annehmen zu können erklärte und dessen Nicht-Annahme die Veranlassung gab zu dem, dem französischen Agenten gewordenen Auftrage, Rom zu verlassen; sondern daß sogar dieser an manchen Stellen verändert war, denn es wurden gewisse Sätze, die schon vor der Absendung dieses Entwurfs nach Rom als unannehmbar verworfen worden waren, wieder aufgenommen.

Ein derartiges Verfahren, ebenso unglaublich als wahr, das zu charakterisiren ich mich enthalte — die Sache spricht übrigens für sich selbst klar genug — ein derartiges Verfahren machte mir die zum Schreiben bereite Hand erstarren. Ich drückte meine Verwunderung aus und er-

klärte ohne Umschweife, daß ich diese Abfassung um keinen Preis annehmen könne. Der Bruder des ersten Consul schien über diese meine Worte nicht weniger erstaunt; er sagte, daß er nicht wisse, was er denken solle über das was er sehe. Er wisse aus dem Munde des ersten Consul, fügte er hinzu, daß alles geregelt sei, und daß nur die Unterschriften beizusetzen seien. Da ich auf meiner Behauptung stehen blieb, daß das vorgelegte Exemplar ganz andere Dinge als das vereinbarte Concordat enthalte, wußte er nichts anders zu erwiedern, als daß er vom Lande käme, wo er die Angelegenheiten Oesterreichs mit dem Grafen Cobenzel zu behandeln habe; daß ihm alles neu sei, da er nur zum Akte der Unterzeichnung des Vertrags, dessen Wesenheit er gar nicht kenne, berufen worden sei, und daß er sich nur für die Legalisirung der beiderseits angenommenen Verträge aufgestellt erachte. Meinerseits getraue ich mir heute noch nicht mit Sicherheit zu behaupten, ob er wahr oder unwahr sprach. Ich habe es nie mit Bestimmtheit ermitteln können; aber ich war immer zu glauben geneigt und glaube es noch, daß er von allem gar nichts wußte, so sehr schien er mir in allem, was er in dieser endlosen Sitzung that, ohne sich je zu widersprechen, frei von jeder Verstellung zu sein. Da die zweite offizielle Persönlichkeit, der Staatsrath Crétet, dasselbe behauptete, nichts zu wissen betheuerte und erklärte, daß er die von mir aufgestellte Redactions-Verschiedenheit in so lange nicht annehmen könne, bis ich sie nicht durch die Vergleichung der beiden Abschriften würde bewiesen haben, so konnte ich nicht umhin, mich heftig an den Abbe Bernier zu wenden. Obgleich ich im Laufe der Unterhandlungen fortwährend bestrebt war, alles zu vermeiden, was den Gang der Geschäfte hätte aufhalten oder Vorwand zu Spannungen und ärgerlichen Auftritten hätte geben können, so sagte ich ihm

doch, daß keiner besser als er die Wahrheit meiner Aeußerungen bestätigen könnte; daß ich nicht wenig erstaunt sei über sein absichtlich in dieser Rücksicht beobachtetes Stillschweigen, und daß ich ihn jetzt ausdrücklich aufrufe alles hierauf Bezügliche mitzutheilen.

Beschämt und verlegen gestand er stotternd, daß er die Wahrheit meiner Worte und die Verschiedenheit der zu unterzeichnenden Concordate zugestehen müsse; der erste Consul habe es aber so befohlen und habe ihm versichert, man könne ändern, so lange man nicht unterschrieben hätte. Somit verlangt er, fuhr Bernier fort, diese Abänderungen, weil er nach reiflicher Ueberlegung mit den vereinbarten Stipulationen nicht zufrieden ist.

Ich will nicht erörtern, was ich auf eine so ungewöhnliche Rede antwortete, und wie ich bewies, daß der Grundsatz, daß man immer ändern könne, so lange man nicht unterschrieben hätte, auf den gegenwärtigen Fall gar nicht anwendbar sei. Was ich aber noch mehr in's Licht stellte, war die Art und Weise, die Ueberraschung mit der man zu Werk ging um seinen Zweck zu erreichen; dabei betheuerte ich feierlichst, daß ich niemals einen solchen Akt unterschreiben würde, der so sehr mit dem Willen des Papstes, mit meinen Instructionen und Vollmachten im Widerspruche stehe; und erklärte, daß, wenn sie ihrerseits denjenigen, über den man übereingekommen, nicht unterschreiben könnten oder wollten, die Sitzung aufgehoben werden würde.

Hierauf ergriff der Bruder des ersten Consul das Wort. Er berief sich in der eindringlichsten Weise auf die Folgen eines Abbruchs der Verhandlungen, nicht weniger verderblich für die Religion als für den Staat, nicht allein für Frankreich, diesem großen Theile der katholischen Welt, sondern auch für alle Länder, wo man den allgewaltigen Einfluß seines Bruders empfinde. Man

muß, sagte er zu wiederholten Malen, alle möglichen Versuche machen, damit nicht wir, die wir hier gegenwärtig sind, für diese grausamen Folgen verantwortlich werden. Wir müssen uns verständigen und uns so viel als möglich vergleichen; dies muß noch heute geschehen, weil der Abschluß des kirchlichen Vertrages schon in den Zeitungen angekündet sei und die Unterschrift bei dem großen Diner morgen öffentlich bekannt gegeben werden würde.

Es ist nicht schwer, fuhr er fort, sich den Ingrimm und die Wuth (dies seine eignen Worte) eines Charakters, wie der seines Bruders, der vor keinem Hindernisse zurückwiche, vorzustellen; wenn er in den Augen des Publikums als derjenige erscheinen müsse, der in seine eignen Zeitungen eine falsche Nachricht über einen so wichtigen Gegenstand habe einrücken lassen.

Gemäß dieser Erwägung bat mich Joseph Bonaparte, noch an demselben Tage irgend ein Abkommen wenigstens zu versuchen; und bei meiner unüberwindlichen Abneigung das von Abbe Bernier übergebene Exemplar eines neuerlichen Regierungsentwurfs in Berathung zu ziehen (ich hatte durch meine ihm gegebenen Antworten auf's Deutlichste zu erkennen gegeben, daß ich auf's Bestimmteste entschlossen sei, in keiner Weise an dem vom Papste schon verworfenen und bei Beginn der Unterhandlungen absolut ausgeschlossenen Entwurfe Hand anzulegen) machte er keine Schwierigkeit, den schon angenommenen Entwurf meines Exemplars in Berathung zu nehmen. Er war der Ansicht, man solle versuchen, denselben so zu modifiziren, daß man hoffen könne, der erste Consul würde ihn ohne Bedenken annehmen. Die ernste Wahrheit der von ihm erhobenen Erwägungen, die Artigkeit seines Wesens und seiner Worte in seinen Einwürfen und Antworten, ließen mich im Einverständnisse mit dem Prälaten Spina und mit dem Theologen Caselli, die mit mir Namens des

hl. Stuhls unterzeichnen sollten, in die Wiedereröffnung der Arbeit einwilligen. Ich entschloß mich also, weniger in der Hoffnung auf Erfolg; denn mein Entschluß, auch nicht ein Haar breit von der Wesenheit jenes Entwurfes abzugehen, der, nachdem er schon angenommen, wieder verworfen wurde, war unumstößlich; als vielmehr deßwegen, um nicht durch Zurückweisung eines Versuches zu einem Uebereinkommen in einer so wichtigen Sache, der mir auf eine so außerordentliche freundliche Weise angetragen wurde, unhöflich und unvernünftig zu erscheinen.

Man nahm also das von mir mitgebrachte Exemplar des Entwurfs zur Hand und begann die Berathung gegen 5 Uhr Abends. Um zu begreifen, wie ernst und genau dieselbe geführt wurde, wie von jeder Seite Artikel für Artikel erwogen wurde, wie mühselig und schwierig dies Geschäft war, wird es genügen, anzuführen, daß sie ohne Unterbrechung, ohne Rast 19 Stunden fortwährend andauerte, d. h. bis Mittag des folgenden Tages. Wir brachten die ganze Nacht damit zu, ohne die Bedienten und Wagen fortzuschicken, wie es bei einem begonnenen Geschäfte, dessen Ende man von Stunde zu Stunde erwartet, zu geschehen pflegt. Es war also Mittag geworden. Man hatte sich über alle Artikel, mit Ausnahme eines Einzigen, geeinigt und zwar auf der Grundlage des in Rom verbesserten und später in Paris mit einigen außerwesentlichen Abänderungen angenommenen Vertrages, der, wie erwähnt, so unverhofft vom ersten Consul zurückgewiesen wurde. Es war gelungen, sich über alle Artikel auf der Grundlage des alten Planes durch Einräumung neuer gleichfalls unwesentlicher Abänderungen, die dem hl. Stuhle in Anbetracht der Sachlage nicht unangenehm sein konnten, zu verständigen.

Aber über einen Punkt war es auf keinerlei Weise möglich, sich zu einigen; die französische Regierung hatte

Aenderungen beantragt, welche die Substanz selbst berührten, oder besser gesagt, welche dahin zielten, einen Grundsatz aus dem zu machen, was der hl. Stuhl wohl als Thatsache dulden konnte, (wie dies von je geschehen war und noch geschieht) was er aber nie durch einen Vertrag sanktioniren (canonizzare) konnte.

Ueber diesen Punkt war eine Vereinigung unmöglich; schon schlug die Stunde, wo der Bruder des ersten Consul nothwendiger Weise bei der Revue erscheinen und Rechenschaft über die geschehene Unterzeichnung ablegen mußte. Es wäre unmöglich, den Sturm zu beschreiben, der sich gegen mich erhob, um mich zu bestimmen, dem Wunsche der französischen Regierung in Bezug auf diesen Artikel gefügig zu werden. Man beschwor mich nachzugeben, damit der Bruder des ersten Consul diesem nicht die traurige Nachricht des Abbruchs der Verhandlungen zu melden hätte.

Nichts konnte mich bestimmen, gegen meine heiligsten Pflichten zu handeln. Ich blieb standhaft in der Verneinung, schlug aber einen Ausweg vor, den ich als den einzigen mir erlaubten bezeichnete. Ich eröffnete ihnen nämlich, daß ich bei der Unmöglichkeit, in die ich versetzt sei, dem beizupflichten, was meine Vollmachten überschritte, ja sogar unsern Grundsätzen zuwiderliefe, bereit sei, den übrigen Inhalt des Concordats zu unterzeichnen, wogegen der eine Artikel offen gelassen und dem hl. Vater zur Entscheidung vorbehalten bleiben sollte. Ich machte mich anheischig einen Courier an ihn abzusenden, um ihm die Beweggründe der französischen Regierung und meine Einwendungen dagegen bekannt zu geben, wobei ich zugleich die Nothwendigkeit für die französische Regierung, Angesichts der Zeitverhältnisse, an diesem Artikel festzuhalten, treulich und vollständig hervorzuheben versprach. Da das Concordat erst nach der gegenseitigen Ratification

publizirt werden kann, bemerkte ich, könne dieser Vorbehalt keine üblen Folgen haben. Er würde nicht einmal der Verkündigung des Abschlusses der Angelegenheit im Allgemeinen hinderlich sein, da es wohl mit Sicherheit zu vermuthen sei, daß der Papst, durch den gegenseitigen Wunsch eines guten Abkommens mit der französischen Regierung vereint, über diesen einzigen Punkt ein Uebereinkommen treffen würde.

Dies, sagte ich, ist das Aeußerste was ich thun kann ohne meine Pflichten zu verletzen, aber einen Schritt weiter zu thun, wäre ich nicht im Stande.

Die Wahrheit meiner Gründe konnte nicht verfehlen, den Bruder des ersten Consul und die beiden Andern zu überzeugen. Man hielt also an diesem Auswege fest. Der fragliche Artikel wurde aus der gegenseitig angenommenen Partie beseitigt, dann wurde eine Abschrift des ganzen Concordats, das wir in dieser endlosen Sitzung vereinbarten, angefertigt, um sie sogleich dem ersten Consul durch seinen Bruder zu übermitteln. Dieser erklärte, daß weder er noch die beiden Abgesandten sich für ermächtigt hielten, ohne ihn vorher gesprochen zu haben, ein Concordat zu zeichnen, daß so wesentlich von dem, welches der erste Consul vorzulegen befohlen hatte, verschieden sei; er, Joseph, würde also nach den Tuilerien eilen, wo man ihn erwarte; von da käme er in einer Stunde und wohl noch früher zurück; aber er fürchte nur zu sehr mit einer Antwort zurückzukehren, die mit unsern gemeinsamen Wünschen, nach einer so langen, so schweren und so peinlichen Arbeit, im Widerspruche stände. Er entfernte sich, während wir ermattet von den Mühen dem Schlafe und den Sorgen die Entscheidung erwarteten.

In weniger als einer Stunde war er zurück, den Schmerz der Seele auf der Stirne tragend. Er eröffnete uns, daß der erste Consul bei der Nachricht dessen, was

sich zugetragen, außer sich vor Zorn gerathen sei; er hätte in der ersten Aufwallung den unter uns vereinbarten Entwurf in hundert Stücke zerrissen; endlich hätte er seinen Bitten, seinem Drängen, seinen Vorstellungen, obgleich mit unbeschreiblichem Widerstreben, nachgebend, versprochen, alle vereinbarten Artikel annehmen zu wollen; aber in Bezug auf den Einen, den wir offen gelassen, wäre er ebenso unbeugsam als erzürnt geblieben. Joseph fügte hinzu, daß der erste Consul seine Unterredung mit dem Auftrage geschlossen habe, mir zu sagen, daß er, Bonaparte, diesen Artikel so wolle, wie er in dem vom Abbe Bernier vorgelegten Exemplare abgefaßt sei, und daß ich nur zwischen 2 Wegen zu wählen hätte, entweder diesen Artikel, so wie er da stehe, anzunehmen und das Concordat zu unterzeichnen, oder die Unterhandlungen abzubrechen; denn er sei fest entschlossen, bei dem großen Gastmale an diesem Tage entweder die Unterzeichnung oder den Abbruch des Geschäftes bekannt zu geben.

Man kann sich leicht denken, in welche Bestürzung uns diese Nachricht versetzte. Es erübrigten noch 3 Stunden bis 5 Uhr, der für das Diner, dem wir anwohnen sollten, bestimmten Stunde. Es ist mir nicht möglich, alles anzuführen, was sowohl der Bruder des ersten Consul als die beiden Andern sagten, um mich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Das Bild der Folgen dieses Bruches war so düster als möglich; sie ließen mich fühlen, daß ich für alle die Uebel, welche über Frankreich und Europa, über meinen Souverain selbst und über Rom hereinbrechen würden, verantwortlich sei. Sie stellten mir vor, wie man mich in Rom einer unzeitigen Härte anklagen, und wie man mir die Schuld beimessen würde, die Folgen dieser Weigerung veranlaßt zu haben. Ich empfand Todesangst, ich sah die Vorwürfe alle sich gegen mich erheben, ich war (ich darf es wohl sagen) wie

der Mann der Schmerzen. Aber meine Pflicht siegte ob; mit Gottes Hülfe verletzte ich sie nicht. Während eines zweistündigen Kampfes beharrte ich bei meiner Weigerung und die Unterhandlungen waren abgebrochen.

So endete diese traurige 24stündige Sitzung, sie hatte Tags zuvor um 4 Uhr begonnen und wurde gegen 4 Uhr an jenem unglücklichen Tage geschlossen, mit großen körperlichen Schmerzen, wie man sich denken kann, aber mit noch weit größern Seelenschmerzen, von denen sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der sie selbst empfunden hat. Ich war verurtheilt, (und dies war die schreckliche Lage des Augenblicks) in einer Stunde bei dem glänzenden Diner zu erscheinen. Ich mußte also vor aller Welt der ersten Aufwallung des Zornes, welche sich bei der Nachricht des Abbruchs der Verhandlungen, des Gemüths des ersten Consul bemächtigen würde, wenn er sie durch seinen Bruder erfahren, die Stirne bieten.

Wir kehrten für einige Augenblicke in unsern Gasthof zurück, richteten das Nothwendigste, um anständig erscheinen zu können, und gingen, meine beiden Gefährten und ich, nach den Tuilerien.

Kaum waren wir in den Saal getreten, in welchem sich der erste Consul aufhielt, und der mit Magistratspersonen, Offizieren, Großen des Reichs, Ministern, Gesandten, hervorragenden Fremden, die alle zu diesem Diner geladen waren, angefüllt war, als er uns auf eine Weise empfing, die man sich leicht denken kann, da er seinen Bruder schon gesehen hatte.

Wie er mich sah, rief er mit glühendem Angesichte und mit verächtlicher und gehobener Stimme:

„Also, Herr Cardinal, Sie haben den Bruch gewollt! So sei's denn! Ich brauche Rom nicht. Ich werde selbstständig handeln. Ich brauche keinen Papst. Wenn Heinrich VIII., der nicht den 20. Theil meiner Macht

besaß, die Religion in seinem Lande ändern und ein solches Vorhaben durchführen konnte, um so mehr werde ich es können und durchzuführen wissen. Wenn ich die Religion in Frankreich ändere, so werde ich sie in fast ganz Europa ändern, überall, wohin sich der Einfluß meiner Macht erstreckt. Rom wird sich von den Verlusten, die es zu erleiden haben wird, überzeugen, es wird sie beweinen, aber es wird keine Rettung mehr geben. Sie können gehen, es ist das Beste, was Ihnen zu thun erübrigt. Sie haben den Bruch gewollt, gut, sie sollen haben, was Sie gewollt haben. Wann werden sie abreisen?" „Nach dem Diner, General" erwiederte ich mit gelassener Stimme.

Bei diesen wenigen Worten machte der erste Consul einen Sprung. Er sah mir fest in's Gesicht und ich antwortete auf seine heftigen Reden, sein Erstaunen benützend, daß ich meine Vollmachten nicht überschreiten dürfe, und in Dingen, welche gegen die Grundsätze des hl. Stuhls verstießen, nicht unterhandeln könne. „In kirchlichen Dingen, sagte ich, kann man nicht all' das thun, was man bei äußerster Bedrängniß in weltlichen Angelegenheiten thun würde. Aber abgesehen davon scheint mir die Behauptung, daß ich den Bruch auf Seite des Papstes gesucht habe, unmöglich, wenn man bedenkt, daß man sich über alle Artikel, mit Ausnahme eines Einzigen, für den ich mir den Rath des hl. Vaters selbst vorbehalten wissen wollte, geeinigt hatte; denn seine eigenen Kommissäre hatten diesen Vorschlag nicht zurückgewiesen."

Etwas gemäßigter unterbrach mich der Consul und sagte, daß er nichts Unvollständiges wolle, und daß er entweder über Alles oder über Nichts Beschluß fassen würde. Ich entgegnete, daß ich das Recht über den fraglichen Artikel zu unterhandeln, so lange er ihn in der vorgeschlagenen Weise aufrecht erhalten wissen wolle, nicht

hätte, und daß ich eine Aenderung desselben nicht vornehmen dürfe. Darauf erwiederte er sehr lebhaft, daß er ihn so wie er sei, keine Silbe weniger und mehr, wolle. Ich erklärte, daß ich ihn in diesem Falle nicht unterschreiben würde, weil ich es unter keinen Umständen thun dürfe. Da rief er: „Eben darum sage ich Ihnen, daß Sie den Bruch gesucht haben und daß ich die Sache für beendet ansehe; Rom wird sich davon überzeugen und blutige Thränen über diesen Bruch vergießen."

Während dieses Gespräches befand er sich in der Nähe des österreichischen Ministers, Grafen Cobenzel; da wandte er sich mit äußerster Heftigkeit an diesen und wiederholte ungefähr dasselbe, was er mir gesagt und versicherte zu wiederholten Malen, daß er in ganz Europa die Denkungsweise und die Religion ändern würde, daß Niemand die Macht hätte ihm zu widerstehen, daß er nicht der Einzige sein wolle, der sich über die römische Kirche (dies sein eigner Ausdruck) hinwegsetze; eher würde er ganz Europa nach allen Richtungen in Feuer und Flammen stürzen, und der Papst hätte dann die Schuld, aber auch das Elend davon.

Dann mischte er sich schnell unter die Gäste und wiederholte Vielen dasselbe. Bestürzt eilte der Graf Cobenzel zu mir und bat und beschwor mich, irgend ein Mittel zu erdenken, um ein solches Unglück zu verhüten. Mit nur allzu grellen Farben schilderte er mir die unausbleiblichen Folgen für die Religion, für den Staat und für Europa. Ich versicherte ihm, daß ich all' dies nur zu sehr einsehe, daß ich trostlos darüber sei, daß ich aber um keinen Preis etwas unterschreiben würde, was mir nicht erlaubt sei. Er gab mir vollkommen Recht, daß ich meiner Pflicht nicht untreu würde, aber er meinte, es müsse sich ein Mittel zur Versöhnung finden lassen und ein Ausweg zur Vereinigung, wenn nur mehr ein

Artikel angefochten sei. Ich entgegnete ihm, daß jede Vereinigung und Aussöhnung unmöglich sei, wenn man hartnäckig darauf bestehe, daß dem angefochtenen Artikel, wie sich der erste Consul ausdrückte, keine Silbe beigesetzt und keine von demselben weggestrichen werden dürfe, weil man dann nicht, wie es bei Unterhandlungen Gewohnheit ist, reden und handeln könne, nämlich: jede Partei komme der andern mit einem oder zwei Schritten entgegen, bis man sich endlich vereinigt habe. In diesen Augenblicke öffnete sich der Speisesaal, man ging zu Tische und die Unterhaltung war abgebrochen.

Das Diner war kurz — man kann sich denken, daß mir niemals eines weniger schmeckte. Nach der Zurückkunft in denselben Salon nahm der Graf Cobenzel das unterbrochene Gespräch mit mir wieder auf. Als uns der erste Consul im Gespräche erblickte, kam er heran, und sagte zu dem Grafen, daß er seine Zeit verliere, wenn er den Eigensinn des päpstlichen Ministers zu überwinden hoffe; dabei wiederholte er mit gleicher Heftigkeit und gleichem Nachdruck das theilweise schon früher Vorgebrachte. Der Graf bat ihn, er möge ihm die Aeußerung genehm halten, daß er bei dem Minister des Papstes keinen Eigensinn gefunden habe, sondern nur das aufrichtigste Verlangen, die Dinge zu ordnen und das tiefste Bedauern über den Abbruch der Verhandlungen; es läge allein am ersten Consul, den Weg zur Versöhnung anzubahnen.

Und wie das? rief er heftig. Dadurch, erwiederte der Graf, daß eine neue Sitzung den respektiven Commissäre genehmigt und denselben gütigst gestattet würde, das Mittel zu suchen, an dem strittigen Artikel jene Aenderung vorzunehmen, welche geeignet wäre, beide Parteien zu befriedigen. Denn, fügte Cobenzel hinzu, ich schmeichle mir mir dem Gedanken, daß das Verlangen, Europa den Frieden zu geben, wie Sie mir so oft versicherten, Sie

auch bestimmen wird von dem Entschlusse, daß dem fraglichen Artikel nichts hinzugefügt und nichts von demselben abgestrichen werden dürfe, abzugehen, und dies um so mehr, als es wirklich ein Unheil wäre, wenn eines einzigen Artikels wegen, nachdem alles Uebrige auf's Freundschaftlichste beigelegt wurde, ein so betrübender Bruch vollzogen würde.

Diese Rede des Grafen Cobenzel war von den liebenswürdigsten und artigsten Versicherungen, wie sie nur aus dem Munde eines wahren Hofmannes fließen können, worin er sehr erfahren war, begleitet. Er benahm sich hierbei mit so viel Herz und Verstand, daß der erste Consul nach einigem Widerstreben, ausrief: „Nun wohl! um Ihnen zu beweisen, daß nicht ich es bin, der den Bruch wünscht, so willige ich ein, daß sich die Commissäre morgen zum letzten Male vereinigen. Sie mögen sehen, ob es möglich sei, die Sache zu ordnen; wenn man sich aber trennt, ohne zu einen Abschlusse zu kommen, so erachte ich den Bruch als entschieden, und der Cardinal kann gehen. Zugleich erkläre ich noch, daß ich diesen Artikel gerade so, wie er ist, haben will, und eine Aenderung nicht annehmen werde." Mit diesen Worten drehte er uns den Rücken.

Obgleich diese Worte Bonaparte's mit sich selbst im Widerspruche waren, denn einerseits gestattete er unsern nochmaligen Zusammentritt, um einen Weg zur Aussöhnung anzustreben, während er zugleich andererseits den Artikel so wie er war, ohne Abänderung verlangte und mithin jede Vereinbarung abschnitt, so vereinigte man sich doch einstimmig dahin, daß man die Erlaubniß des Zusammentritts benützen solle, um zu sehen, ob man nicht auf irgend eine Weise ein Abkommen erdenken könne, in der Hoffnung, (wenn es gelänge) seinen Bruder Joseph zu vermögen, daß er selbst ihn zur Annahme bringe. Der

Graf Cobenzel, welcher mit Joseph über die österreichischen Angelegenheiten verhandelte, war sehr wohl gelitten. Er redete ihm auf's Wärmste zu und that es um so mehr, als er selbst einen Bruch aufrichtigst zu vermeiden wünschte. Man kam also überein, diese nochmalige Sitzung am folgenden Tage, gerade um 12 Uhr, am selben Orte wie die vorhergehende, die so schmerzlich und beklagenswerth war, abzuhalten. —

Ich will nicht erzählen, wie ich diese schmerzliche Nacht zubrachte, aber ich kann nicht verschweigen, wie sich meine Sorgen vermehrten, als am andern Morgen der Prälat Spina mit trauriger und verlegener Miene meine Zimmer betrat und mir die Eröffnung machte, daß ihn eben der Theologe Caselli mit der Mittheilung verlassen habe, daß er die ganze Nacht über die unberechenbaren Folgen des Bruches nachgedacht habe; dieselben würden für die Religion so traurig als nur immer möglich sein; wenn sie aber eingetreten wären, so ließen sie sich nie mehr gut machen, wie es das Beispiel Englands zeige; daß er für seine Person, nachdem der erste Consul seinen unabänderlichen Entschluß, keine Aenderungen des strittigen Artikels zuzulassen, kund gegeben habe, entschlossen sei, beizutreten und ihn so wie er sei, zu unterzeichnen; er sehe darin keine Verletzung des Dogma, und glaube, daß die Umstände, die sich nicht gebieterischer denken ließen, eine Nachgiebigkeit rechtfertigten, die in diesem Falle der Papst auch üben würde. Es besteht kein Verhältniß, fügte er hinzu, zwischen dem kleinen Verlust, hervorgerufen durch diesen Artikel, und dem ungeheuern Verluste, den der Bruch nach sich ziehen würde.

Der Prälat Spina erklärte mir nun, daß, nachdem der Pater Caselli, ein viel gelehrterer Theologe als er, so denke, so habe er nicht den Muth, die Verantwortlichkeit so trauriger Folgen für die Religion auf sich zu nehmen,

und er wäre daher für seine Person ebenfalls entschlossen, den Artikel anzunehmen und so, wie er sei, zu unterzeichnen. Spina setzte noch bei, wenn ich der Ansicht wäre, daß sie ihre Unterschrift ohne die meine nicht geben könnten, so wollten sie mir nicht verhehlen, daß sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, ihre Zustimmung in einem Proteste zu erklären, um sich dadurch aller Verantwortlichkeit der Folgen des Bruches, wenn er stattfinden sollte, zu entschlagen. Ich kann den Eindruck, den diese Erklärung und der Gedanke, in diesem Kampfe allein stehen zu müssen, auf mich machte, mit Worten nicht schildern. Aber wenn ich auch bis auf's Aeußerste hierüber erstaunt und betrübt war, so wurde ich doch nicht muthlos und nicht wankend in meinem Entschlusse. Nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte, den Einen so wie den Andern eines Bessern zu belehren, und nachdem ich sah, daß meine Worte auf ihrer Wage kein Gewicht hätten im Vergleiche mit den Schrecknissen, die sie fürchteten, so schloß ich mit den Worten, daß ich meinerseits von ihren Gründen nicht überzeugt sei, mich denselben nicht fügen könne und deßwegen allein in der Conferenz den Kampf fortsetzen würde, daß ich sie jedoch bäte, die Erklärung ihrer Zustimmung zu diesem Artikel bis zum Ende aufzubehalten, wenn Mangels einer Uebereinkunft die Sache zum Bruche kommen müßte.

Man versammelte sich also im Hotel des Bruders des ersten Consul und die Berathung fing exakt um 12 Uhr an. Währte diese Sitzung auch nicht so lange als die erste, so war sie sicherlich keine kurze; denn sie dauerte ununterbrochen 12 Stunden lang, und endete mit dem Schlage Mitternacht.

Elf Stunden wenigstens wurden der Berathung dieses unglückseligen Artikels geopfert. Um die Sache recht begreifen zu können, ist es nothwendig, wenigstens in diesem Punkte auf das Wesentliche der Verhandlung

selbst einzugehen. Ich werde mich bestreben, so viel Klarheit als möglich in die Sache zu bringen, ohne von meiner geschichtlichen Auffassung, welche keine theologischen Abhandlungen zuläßt, abzuweichen.

Die zwei Dinge, welche man in Rom als die beiden Grundpfeiler des Concordats und die beiden Bedingungen sine quibus non, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, ansah, waren die Freiheit des katholischen Cultus und die Oeffentlichkeit seiner Ausübung. Wir gingen hier mehr von der Vergangenheit als von der Zukunft aus. In der That war es auch noch zu früh, um sich einen Begriff von einer allgemeinen Cultusfreiheit, sowohl von der des katholischen Cultus, als von der aller andern, die man nachher sah, machen zu können. Man ging also von der Voraussetzung aus, daß es unbedingt nothwendig sei, diese beiden wesentlichen Bedingungen zu Gunsten der Religion ausdrücklich zu fordern, und sie sollten alle andern Opfer, welche man von der Kirche und dem hl. Stuhle verlangte, ersetzen und rechtfertigen. Ich füge indessen noch bei, wenn man auch jene Toleranz, von der ich eben sprach, vorausgesehen hätte, so hätte Rom doch geglaubt, diese beiden Punkte fordern zu müssen; denn langjährige Erfahrung hat gezeigt, daß diese vielgepriesene Toleranz gemeiniglich allen Sekten zu gut kommt, nur der wahren Kirche nicht. Mittelst dieser allgemeinen Toleranz sucht die weltliche Gewalt die Kirche ihren Gesetzen zu unterwerfen. Unter dem verfänglichen Vorwande des Rechts des katholischen Fürsten die weltlichen Verhältnisse des Episkopats zu überwachen, und unter dem Vorwande seiner Eigenschaft als Schutz- und Schirmherr der Kirche, ist sie bestrebt sie zu knechten und ihrer absoluten Gewalt zu unterwerfen. Wenn diese Handlungsweise schon vor der französischen Revolution festen Fuß gefaßt hatte, wie es die verderblichen Gesetze des Kaisers Joseph II.

beweisen, so ist es klar, daß man dieselbe noch vielmehr nach einer Zeit zu fürchten hatte, wo der Unglaube, die Gottlosigkeit, die Verachtung der hl. Hierarchie und besonders ihres Oberhauptes, die unsicher, ich möchte sagen, unterwürfig gewordene Stellung der Geistlichen in Folge der Beraubung ihrer Güter, die Unterdrückung der Freiheit des Cultus und seiner Diener noch weit mehr erleichterte.

Bezüglich der Oeffentlichkeit der Ausübung des Cultus bestanden dieselben Gründe in Anbetracht der gehässigen Wuth gegen die wahre Religion. Diese Gehässigkeit ist in der That das Erbtheil und charakteristische Zeichen der Ungläubigen, der Sectirer aller Art, der Freigeister, sogar der Juden, die in der Ausübung ihrer angeblichen Rechte als Bürger, als öffentliche Diener und Magistratspersonen alle gleichgestellt und begünstigt werden. Wegen dieses Erbtheils hielten wir es für unumgänglich nothwendig, die Freiheit und die öffentliche Ausübung des Cultus durch einen förmlichen und feierlichen Vertrag zu sichern. Aus diesen Gründen hatte man in Rom gewünscht, daß die Freiheit und Oeffentlichkeit des katholischen Cultus im Concordate ausdrücklich festgestellt würde. Und man hielt dies für um so nothwendiger, als alle Versuche, die man machte, die katholische Religion als Staatsreligion erklären zu lassen, ungeachtet des eifrigsten Betreibens derselben, vergeblich blieben. Die Regierung entgegnete jederzeit, daß das Grundgesetz der Constitution, d. h. die Gleichheit der Rechte, der Personen und mit einem Worte aller Dinge solches Verfahren nicht gestatte, und sie that dies mit solcher Bestimmtheit, daß man es für einen großen Sieg für das Concordat, das ich zu Stande brachte, ansehen mußte, daß ich die Erklärung, ich sagte nicht erlangte, sondern herauspreßte: die katholische Religion in Frankreich sei die Religion der Mehrheit der Bürger.

Ich schickte dies voraus um zu zeigen, mit welchem

Nachdruck und aus welchen Gründen man in Rom verlangte, daß die Freiheit und Oeffentlichkeit des Cultus im Concordate ausdrücklich vertragsmäßig festgestellt würde. Während der Unterhandlungen begegneten mir keine unüberwindliche Schwierigkeiten, obgleich ich deren viele zu überwinden hatte, um die Freiheit des Cultus zu erlangen. Vielleicht dachte die Regierung schon damals, daß sie sich über den Schein und den Lärm dieses Abkommens, das sie nicht umhin konnte in das Concordat aufzunehmen, hinwegsetzen würde, indem sie dasselbe durch die organischen Artikel, von denen weder während der Unterhandlungen noch sogar lange Zeit nachher eine Erwähnung geschah, wieder vernichten könne. Ueber diese organischen Artikel werde ich später zu sprechen Gelegenheit haben.

Aber bezüglich der Oeffentlichkeit des Cultus, wenigstens bezüglich der Erlangung einer unbeschränkten Oeffentlichkeit, waren die Schwierigkeiten vielfältig, unaussprechlich und unüberwindlich. Das Argument, welches unter tausenderlei Formen und Weisen, die einen beredter als die andern, und von denen, um die Wahrheit zu gestehen, einige auch begründet waren, immer wieder vorgebracht wurde, war die absolute Unmöglichkeit überall öffentlich in ihrer ganzen Ausdehnung die Gebräuche des Cultus besonders in Städten und Gegenden, wo die Zahl der Katholiken geringer denn jene der Sectirer und Feinde des Katholicismus wäre, zur Ausübung zu bringen. Diese würden die öffentlichen Prozessionen, alle Ceremonien, die außerhalb den Kirchen stattfinden und die äußerlichen Religions-Uebungen insultiren, stören und verhindern. Die Katholiken würden sich natürlich dagegen widersetzen, dadurch würde die öffentliche Ruhe gefährdet, besonders wenn bei dem aufbrausenden Eifer der ersten Jahre die Regierung weder Kraft noch Willen genug besäße, jeden Tag mit den Waffen in der Hand gegen die eignen Un-

terthanen einzuschreiten, die durch die letzte Revolution die Natur und Größe ihrer Macht kennen gelernt haben. Deßwegen erklärte die Regierung, die Oeffentlichkeit des Cultus in unbeschränkter Weise unmöglich zugestehen zu können; sie machte daher einen Vorbehalt, den sie für unumgänglich nothwendig hielt und formulirte den mehr erwähnten und so heftig bestrittenen Artikel auf folgende Art: „Die Ausübung der Religion wird öffentlich sein, jedoch unter Einhaltung der polizeilichen Vorschriften."

Die Gesetzgeber der Könige hatten aber seit mehreren Jahren ihre Absichten auf das hypothetische Recht des Fürsten, den äußerlichen Gottesdienst anordnen zu dürfen, nur zu deutlich zu erkennen gegeben, und demselben in der Praxis eine Ausdehnung verliehen, wodurch die Kirche fast oder ganz der weltlichen Jurisdiction unterworfen wurde. Ich mußte daher aus Erfahrung diesem unbestimmten und dehnbaren: „unter Einhaltung" im höchsten Grade mißtrauen. Es war nämlich zu fürchten, daß die Polizei oder die Regierung auf Grund eines solchen vom hl. Stuhle gezeichneten Vertrages unter allerlei Vorwänden sich in alles mische, alles ihrer Willkühr und ihrem Willen unterwerfe, ohne daß sich die Kirche dagegen beschweren könnte, immer in Folge des Vorwandes „unter Einhaltung." Dies die Ursache, warum ich so unnachgiebig die Annahme eines Artikels verweigerte, der zugleich die Kirche thatsächlich unterjochte und gegen deren Grundsätze verstieß. Die Kirche kann in gewissen Fällen, wie Jedermann weiß, entweder aus Klugheit oder Liebe, oder aus Ohnmacht oder andern triftigen Gründen die Verletzung ihrer Gesetze und Rechte faktisch (in fatto) dulden, aber sie kann sie nie durch einen Vertrag rechtfertigen. Wenn ich mich nun einestheils aus triftigen Gründen gegen diesen unbestimmten und ausgedehnten Vorbehalt über die Oeffentlichkeit des Cultus erklärte, der nicht

weniger verletzend gegen die Grundsätze als schädlich in seinen Folgen eben wegen dieser Ausdehnung war, so fühlte ich doch andererseits das Gewicht einiger Gründe, (wenn auch nicht aller) welche die Regierung veranlaßten, denselben aufrecht zu erhalten. Ich hatte im Einverständnisse mit dem ersten Consul, besonders in den ersten Jahren, wo die aufbrausende Revolution noch schrecklicher erschien, mehrere Vermittlungen vorgeschlagen, die der Papst hätte annehmen können, wie z. B. die Erlassung einer Bulle durch den Papst an den französischen Clerus des Inhalts: daß sie sich in den ersten Zeiten gewisser öffentlicher Feierlichkeiten, da wo die Sektirer zahlreicher und intoleranter wären, zu enthalten hätten; oder einen Zusatzartikel mit einer Zeitbeschränkung nebst Aufzählung dessen, was die Polizei aus den eben erwähnten Ursachen zu verbieten das Recht hätte; aber die Regierung beharrte unabänderlich auf ihrer Ansicht. Sie hatte diese und die übrigen ähnlichen Auskunftsmittel verworfen. Wenn sie sich durch meine Gründe, die ich gegen den so unbestimmten und so weitgehenden Vorbehalt dieses Artikels über die Oeffentlichkeit vorbrachte, geschlagen fühlte, entgegnete sie: „Nun gut, wenn der Papst einen so weit gehenden und unbestimmten Vorbehalt nicht annehmen kann, so übergehe man den Artikel mit Stillschweigen und verzichte gänzlich auf die Oeffentlichkeit des Cultus."

Meinerseits gestehe ich, wenn ich nicht die bestimmtesten Befehle gehabt hätte, diesen Artikel förmlich aufzunehmen, daß ich diesen Ausweg ergriffen hätte, d. h. ich hätte den Artikel ganz weggelassen, überzeugt wie ich war, daß die Verhältnisse selbst im Verlaufe der Zeiten dem katholischen Cultus so gut wie den übrigen, wenigstens jene Unbeschränktheit in der Oeffentlichkeit würden eingeräumt haben, welche man sich bei dem Vorbehalte „unter Einhaltung der polizeilichen Vorschriften" erwarten konnte,

ohne daß man dieselbe mit Verletzung eines Grundsatzes zu stipuliren nöthig gehabt hätte. Aber die Befehle, die ich hatte, diesen Artikel beizusetzen, waren zu bestimmt, als daß ich sie zu umgehen mir hätte erlauben dürfen. Ich erbat mir die Ermächtigung aus, einen Courier nach Rom schicken zu dürfen, um mir die Erlaubniß zu erwirken, diesen Artikel ganz bei Seite setzen oder die Sache auf eine andere Weise ordnen zu dürfen. Man bewilligte mir keinen Paß. Unter solchen Umständen verweigerte ich die Annahme dieses Vorbehalts standhaft, selbst, wie ich schon erwähnte, auf die Gefahr eines Abbruchs der Verhandlungen hin. Diese Angelegenheit war nämlich in der vorhergegangenen Sitzung auf ausdrücklichen Wunsch des ersten Consul wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden, nachdem man sie bereits beseitigt hatte, als wir durch die Vermittlung des Abbe Bernier über alle Punkte in's Reine gekommen waren. War es ihm wohl ernst? War nicht alles eine fein durchdachte Finte? Hoffte man nicht die Ueberraschung, die durch die Regierung verbreitete Nachricht über den Abschluß des Concordats und über die öffentliche Bekanntgabe der Unterschrift desselben gelegentlich jenes Gala-Diners würden meinen Widerstand brechen?

Dies war der wesentliche Gegenstand der Verhandlung als man die zweite Sitzung begann, deren Ausgang das Schicksal der Religion in so vielen Ländern entscheiden sollte und die so ernste Folgen nach sich ziehen mußte. Es handelte sich, ein Mittel zu finden, um durch einen Zusatz zu oder durch einen Abstrich von dem Artikel, denselben beiden Theilen annehmbar zu machen. Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, ob die französischen Commissäre den Befehl hatten, in dieser Richtung zu arbeiten, oder ob sie bei der unveränderten und einfachen Annahme dieses Artikels beharren sollten; aber nach den Worten des ersten Consul, mit denen er, wie erwähnt, die Wieder-

aufnahme der Sitzungen genehmigte, zu schließen und bei dem zähen Widerstande der Commissäre gegen jedwede Aenderung muß ich glauben, daß sie den Befehl hatten, sich auf nichts einzulassen. Sei dem wie ihm wolle, wir eröffneten die Diskussion, deren Dauer — 11 Glockenstunden — genugsam beurkunden wird, wie ernst, mühselig und schwierig sie war. Als unnütz übergehe ich die Aufzählung alles dessen, was nacheinander vorgeschlagen und wieder verworfen wurde, und erwähne nur dasjenige, was nach der Diskussion die Angelegenheit zum Abschlusse brachte. Hören wir nur die Erwiederung der französischen Commissäre auf meinen unerschütterlichen Widerstand, auf meine bestimmten und stets wiederholten Vorstellungen, daß ich den fraglichen Artikel in der Weise und in den Ausdrücken, wie ihn das Staatsoberhaupt verlange, selbst auf die Gefahr der schrecklichsten Folgen hin, nicht unterzeichnen würde, weil ich die Unterjochung der Kirche, durch die Verpflichtung sich den polizeilichen Vorschriften fügen zu müssen, durch ein förmliches Zugeständniß nicht gutheißen wolle. Sie versicherten, daß ich diesen Worten eine zu weite Auslegung verliehe, als ob sie eine absolute Abhängigkeit der Kirche unter die weltliche Verwaltung nach sich zögen. Sie behaupteten, diese Auffassung sei ganz irrig, die Regierung hätte keineswegs ein solche Absicht; ich mißverstände die wirkliche Bedeutung des Wortes „Polizei"; dies war, nach ihrem Ausspruche, mein Irrthum und die Ursache meines unpassenden Widerstandes. Die Polizei, sagten sie, ist nicht die Regierung selbst, sondern nur jener Theil der ausübenden Staatsgewalt, welcher sich mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe befaßt. Diese öffentliche Ruhe, fügten sie hinzu, müsse aber die Kirche so gut wie die weltliche Macht wünschen.

Wenn man die öffentliche Ruhe in Gefahr bringt, gibt man das Wohl des Volks, welches nach damaliger

Redeweise das höchste Gesetz ist, preis. Den innern Frieden herzustellen und zu erhalten, ist eine Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit hat kein Gesetz, das ihr entgegen gehalten werden könnte. Die öffentliche Ruhe würde aber sicherlich in Frankreich bedroht sein, wenn man nach der Freiheit, nach den Neuerungen, nach der durch die Revolution hervorgebrachten Rechtsgleichheit und nach den ungeheuren Aenderungen, die sie in den Ideen, Gebräuchen und Gewohnheiten hervorgerufen hat, aller Orten alle Arten öffentlicher Religionsübungen gestatten würde. In manchen Gegenden könnte man den äußerlichen Cultus ohne irgend welche Gefahr in seiner ganzen Ausdehnung üben; aber in andern, besonders da, wo sich die katholische Bevölkerung in der Minderheit befände, gäbe die Ausübung dieser religiösen Gebräuche Veranlassung zu Verunglimpfungen, Zänkereien, Familienzwisten und Schlägereien, was zweifelsohne die Ruhe des Staates gefährden müßte. Nur die Regierung ist in der Lage, die Gegenden und Umstände zu kennen, wo die Oeffentlichkeit des Cultus ohne Gefahr stattfinden kann; d. h. die Ausübung der Gebräuche und Ceremonien außerhalb der Kirchen; denn innerhalb derselben kann man frei nach Belieben schalten. Daraus zogen sie den Schluß, daß es auf Seite des Papstes eine zu große Empfindlichkeit sei, daß er sogar eine ungerechte und schädliche Sache, die mit seinem Friedensamte nicht im Einklange stehe, begehre, wenn er auf der unbegränzten Freiheit des Cultus besonders in der ersten Zeit beharre. Denn eine solche Freiheit kann nur in ruhigern Zeiten und in Ländern, die keine so vollständige Umwälzung aller Ideen und Gewohnheiten durchgemacht haben, gestattet werden. Man könne also unter Umständen, wie die in ihrem Lande nicht an die Wiedereinführung derselben denken, ohne sichere Unruhen und sogar Blutvergießen hervorzurufen.

Auf diese Einwürfe der Commissäre antwortete ich: daß, wenn ich auch die Wahrheit derselben größtentheils wo nicht ganz zugeben müsse, der Artikel in seiner Fassung ohne sachliche und zeitliche Beschränkung, eben wegen dieser Beschränkung, welcher man die Oeffentlichkeit des Cultus aus den angeführten Gründen unterwerfe, eine Ausdehnung von so gefährlicher Art, von solcher Tragweite und so begründetem Nachtheile verleihe, daß ich ihn unter keiner Bedingung annehmen könne, es sei denn, daß, um mich so auszudrücken, eine Beschränkung der Beschränkung diese ungefährlich, gerecht und somit annehmbar mache. Aber Seitens der Regierung wollte man von einer Beschränkung nichts hören, und so kam man nicht weiter. Endlich wurden die Commissäre der Regierung durch ein letztes Dilemma, gegen das sie nichts einzuwenden vermochten, besiegt.

Ich entgegnete ihnen: „Entweder meint es die Regierung aufrichtig mit der Behauptung, daß ihr Beweggrund zur Beschränkung der Oeffentlichkeit des Cultus unter die polizeilichen Vorschriften eine gebietende Nothwendigkeit zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe sei, dann darf und kann die Regierung keine Schwierigkeit dagegen erheben, daß dieses im Artikel ausgesprochen werde; oder die Regierung wünscht diesen Ausspruch nicht, und handelt also nicht aufrichtig, dann beweist sie eben dadurch, daß sie mit dieser Beschränkung die Unterjochung der Kirche unter ihre Wünsche beabsichtige."

Gedrängt durch dieses Dilemma behaupteten die Commissäre, daß die Regierung aufrichtig handle; daß sie die Kirche zu unterjochen nicht beabsichtige, sondern nur die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten; daß dies ausdrücklich anzuführen nicht nothwendig sei, weil es schon in dem Worte „Polizei" enthalten sei, was nichts Anderes bedeute als die Bestimmungen über die Aufrecht-

erhaltung der öffentlichen Ruhe. Ich entgegnete, daß dies nicht wahr sei, wenigstens nicht in allen Sprachen, aber auch angenommen, es sei so: „Welche Schwierigkeit oder welcher Mißstand, sagte ich, verbietet dann es mit mehr Klarheit auszudrücken, um jede schlimme und der Freiheit der Kirche nachtheilige Auslegung zu verhindern? Handelt man aufrichtig, darf man diesen Anstand nicht erheben, und wenn man ihn erhebt, handelt man nicht aufrichtig."

Immer mehr durch dieses Dilemma gedrängt, nicht wissend, wie darüber hinwegzukommen, riefen sie aus: „Aber welchen Werth legen Sie in diese Wiederholung?" (weil sie stets behaupteten, in dem Worte Polizei sei alles genugsam enthalten.) — „Ich lege einen großen Werth darauf, wiederholte ich; denn wenn man mit deutlichen und ausdrücklichen Worten die Verpflichtung festsetzt: daß die Oeffentlichkeit des Cultus sich nach den polizeilichen Vorschriften zu richten habe, so schließt man jede freie Bewegung dadurch aus, denn inclusio unius est exclusio alterius. Wenn in diesem Falle der Papst nur das unterzeichnet, was nicht anders sein kann, so unterwirft man die Kirche nicht der weltlichen Macht und verletzt keinen Grundsatz, denn necessitas non habet legem."

Die Macht dieser Gründe und mein unerschütterlicher Entschluß, den Commissären gegenüber den Vorbehalt der Regierung nicht anzunehmen, wenn die Regierung nicht die Beschränkung, die ich an ihren Vorbehalt knüpfte, annehmen würde, machten sie endlich nachgiebig, jedoch mit dem ausdrücklichen Zusatze: daß sie für die Zustimmung des ersten Consul nicht einstehen könnten. Er hatte in der That verboten, zu diesem Artikel irgend einen Zusatz zu machen oder etwas von demselben abzustreichen. Ich bemerkte ihnen, daß sie ihm Vortrag erstatten und die Unterschrift auf den andern Tag verschieben könnten; alsdann, wenn er annähme . . . .

Bei diesen Worten fiel mir Joseph Bonaparte in die Rede und erklärte, daß er seinen Bruder zu gut kenne um nicht im Voraus überzeugt zu sein, daß er, über diesen Punkt befragt, die Genehmigung meines Zusatzartikels verweigern würde. Das einzige Mittel, fuhr Joseph fort, ihm die Sache annehmbar zu machen (obgleich ich, wiederholte er, dafür nicht einstehen kann) besteht darin, daß wir sie ihm ganz fertig überbringen. Ich meinerseits, da ich das Gute will und mithin den Abschluß des Concordats, halte mich für verflichtet, ehrlich zu sagen, was ich denke. Seine Ansicht war also die, daß es am Besten wäre, den Schluß-Artikel noch an diesem selben Abende zu unterzeichnen, weil der erste Consul, wenn er nicht zustimmen wollte, dies durch die Ratifications-Verweigerung bezeugen könnte; dem Unmuth aber, der ihn erfassen würde, könnte er sich als Bruder mit weniger Gefahr aussetzen, weßwegen er die Sache auf sich nehmen wolle. Eine solche Erklärung flößte den beiden andern Commissären, welche keine Lust hatten, die Befehle, die sie angeblich erhalten hatten, zu übertreten, Muth ein. Man faßte also den Entschluß sogleich zu unterschreiben. Meine beiden Gefährten, die den Artikel, wie er war, angenommen hätten, waren über eine solche Abänderung und einen neuen Vorbehalt, dessen Annahme Seitens der andern Partei sie für unmöglich hielten, über alle Begriffe zufrieden gestellt.

Man fertigte nun die beiden Abschriften der vereinbarten Artikel an, wozu man ungefähr eine Stunde brauchte. Es schlug Mitternacht als die 6 Commissäre ihre Namen in der oben angeführten Reihenfolge unterzeichneten. Außer über die oben erwähnten Artikel wurde kein Wort gesprochen und keine Vereinigung über andere Dinge bethätigt. Ich erwähne dieses Umstandes jetzt in Hinsicht auf das, was ich später zu erzählen Gelegenheit

haben werde. Als wir den Bruder des ersten Consul verließen, um Jeder in seine Wohnung zurückzukehren, versprach er, uns am andern Morgen wissen zu lassen, ob der erste Consul die Fassung des so sehr bestrittenen Artikels gebilligt habe, woran er sehr zweifelte; jedoch fügte er hinzu, daß er alle seine Kraft aufbieten werde, um diese Genehmigung zu erlangen, und daß er die Hoffnung (wie er häufig wiederholte) nicht aufgebe, daß „der erste Consul die einmal fertige Sache nicht wieder werde zerstören wollen." Ich beauftragte ihn, dem Chef der Regierung zu eröffnen, daß ich den Artikel ohne Zusatz und Bedingungen nie unterzeichnen, daß ich abreisen würde, geschehe was da immer wolle.

Man kann sich leicht denken, mit welcher Angst ich am kommenden Tage eine Antwort von so außerordentlicher Wichtigkeit erwartete. Endlich erfuhr ich durch Joseph, daß der erste Consul über die Abänderung des Artikels sehr aufgebracht gewesen sei; daß er zuerst um jeden Preis dessen Annahme verweigert habe; daß er aber endlich Dank der inständigen unaufhörlichen Bitten seines Bruders und in Erwägung der ernsten Vorstellungen, die er ihm über die Folgen des Bruches machte, nach langem Nachdenken und langem Schweigen (ein Schweigen, das die spätern Ereignisse zur Genüge aufgeklärt haben) seine Zustimmung gegeben und befohlen habe, daß man mir Mittheilung davon mache.

Kaum hatte sich die Nachricht über die geschehene Unterzeichnung des Concordats in Paris verbreitet, als auch die Freude darüber eine allgemeine war, mit Ausnahme unter den Feinden der Religion in Verbindung mit dem konstitutionellen Clerus. Die fremden Gesandten und ganz besonders der Graf Cobenzel drückten mir ihre Glückwünsche und ihren Dank aus. Wegen des Einflusses dieser Angelegenheit auf die Erhaltung und die

Ruhe ihrer eigenen Staaten, betrachteten sie dieselbe als ihre eigene.

Ich bat nun mit meinen Collegen um eine Audienz beim ersten Consul, um ihm nach geschehener Unterschrift unsere ergebenste Ehrerbietung zu bezeugen. Die Audienz wurde am folgenden Tage gewährt; wir trafen auch die 3 Commissäre, welche im Namen der Regierung gezeichnet hatten. Der Empfang war ein artiger.

Ich benützte diese gegenseitigen Zufriedenheitsbezeugungen über den Abschluß eines Vertrages, der in Frankreich die Wiederherstellung der Religion und das beste Einvernehmen der beiden Regierungen sicherte, zu der Bemerkung, daß die römische Kirche im Laufe dieser schwierigen Verhandlung weder in Rom noch in Paris, weder vor noch nach meiner Ankunft je ein Wort zu Gunsten ihrer zeitlichen Interessen gesprochen habe; daß der hl. Vater beim Beginn und beim Ende der Verhandlungen über das Concordat nur allein das Wohl der Religion im Auge gehabt habe ohne eine persönliche Rücksicht zur Geltung zu bringen, obgleich der hl. Stuhl in Folge der Revolution sehr große Verluste zu beklagen habe, die Grund genug zur Erwähnung gegeben hätten. Se. Heiligkeit wollte, sagte ich, Frankreich und der Welt beweisen, daß man den hl. Stuhl verläumde, wenn man behauptet, er lasse sich von zeitlichen Beweggründen leiten. Zugleich wollte er die Zugeständnisse und Opfer, die er dem Concordate brachte, über die Schmähungen der Böswilligen erheben. Diese Böswilligen hätten in der That sagen können, daß nicht sowohl die geistlichen Güter als vielmehr die zeitlichen Vortheile den Abschluß des Religionsvertrags veranlaßt hätten, wenn die Kirche bei Gelegenheit der Concordats irgend welche Entschädigung oder Ländereien erhalten hätte.

Zum Schlusse fügte ich hinzu, daß ich, nachdem der

Gegenstand meiner Sendung nach Paris durch die Unterzeichnung des Concordats beendet sei, nunmehr ohne Verzug meine Rückreise nach Rom antreten müsse, wohin mich nebst vielen Geschäften meine Stellung als Staatssekretär und die Befehle Se. Heiligkeit riefen. Ich eröffnete daher dem General Bonaparte, daß ich in der kürzesten Zeit abreisen würde.

Am andern Tage wurde ich unerwartet ohne den Beweggrund zu kennen vor den ersten Consul gerufen. Diesen Beweggrund konnte ich auch während der Audienz aus den ersten Aeußerungen nicht errathen. Sie drehten sich über Gegenstände, die mit dem Concordate in keinem Zusammenhange waren; so z. B. verlangte er Aufschlüsse über die Zustände in Rom, über die Gesundheit des Papstes, über die vergangenen und gegenwärtigen Verhältnisse, über die Finanzen und andere ähnliche Einzelheiten. Dadurch kam ich auf den Gedanken, er habe mich rufen lassen, um mich auszuholen und um nützliche Aufzeichnungen in Bezug auf seine allenfallsigen Vorhaben machen zu können. Während ich bedacht war, alle diese Fragen auf eine unschädliche Weise zu beantworten, erkannte ich endlich aus dem künstlichen Umschweife von Worten, daß es nur Umwege waren, und welches der eigentliche Zweck der Unterredung sei. Er ließ nämlich wie zufällig und als wollte er keinen Werth darauf legen folgende Worte fallen: „Ich bin in Verlegenheit nach der neuen Begränzung der Bisthümer und bei der Ernennung der neuen Bischöfe dieselben aus den beiden Parteien der Constitutionellen und nicht Constitutionellen zu erwählen."

Im höchsten Grade über diese Aeußerung erstaunt, ergriff ich sogleich das Wort, und meine Verwunderung bekennend, sagte ich, daß er wohl wissen werde, daß die Constitutionellen von der Gemeinschaft des hl. Stuhls ausgeschlossen seien; daß man das Concordat ganz besonders in der hochwichtigen Erwägung abgeschlossen habe,

um dem Schisma ein Ziel zu setzen, daß die Civil-Constitution des Clerus vom hl. Stuhle verurtheilt sei, und daß diejenigen, welche sich zu diesem Eide herbeigelassen, als Kirchenvorstände nicht erkannt und nicht angenommen werden könnten. Bonaparte entgegnete kalt, daß Staatsrücksichten ihm nicht gestatteten, die Constitutionellen gänzlich bei Seite zu setzen, weil sie sehr zahlreich, daß er daher nothwendiger Weise einige derselben nehmen müsse; daß er sie aber vorher zur Annahme des Concordats verpflichten würde, was die Abschwörung der Civil-Constitution des Clerus in sich schließe.

Ich verfehlte nicht, ihm die Irrthümlichkeit dieser Ansicht zu beweisen, weil der Vertrag von dieser Constitution, als durch die Breven Sr. Heiligkeit bereits mit dem Interdikte belegt, keine Erwähnung mache. Nun aber ist die einfache Annahme eines Concordats, das von der sogenannten Constitution keine Erwähnung macht, an und für sich noch kein bestimmter Beweis, daß man dieselbe für einen Irrthum anerkenne, was zur Vereinigung mit dem hl. Stuhle unumgänglich nothwendig ist; denn man kann annehmen, daß man der erwähnten Constitution als durch das Concordat ersetzt entsage, wie ein Gesetz oder eine Verordnung einem andern folgt und von diesem ersetzt wird, ohne daß deßhalb das Erstere als schismatisch verdammt oder als Irrlehre erklärt würde. Ich unterließ nicht, ihn auf das Aergerniß aufmerksam zu machen, das die Wahl solcher Priester hervorrufen würde, und wie wenig Vertrauen sie dem Volke einflößen könnten, selbst wenn sie ihren Fehler erkennen und widerrufen würden.

Aber diese Beweisführung machte auf den ersten Consul keinen Eindruck; er behauptete steif und fest, das Staatswohl zwinge ihn für die Constitutionellen, deren Anhang mächtig sei, gewisse Rücksichten zu haben, dadurch

wolle er beim gesetzgebenden Körper und bei den andern magistratlichen Körperschaften die Annahme eines Concordats anbahnen, das ebenso viele Feinde gegen dasselbe hervorrufen würde als Anhänger der Constitutionellen darunter seien; weil sich dieselben nach ihrer Behauptung hohe Verdienste um die Revolution erworben hätten. Die übrigen Gegner des Concordats aus Irreligiosität, deren Anzahl sicherlich eine große sei, fügte er hinzu, wolle er gar nicht rechnen. Ich fühlte mich genöthigt auf mein erstes Argument, das unwiderleglich, zurückzukommen, und eröffnete ihm, daß die Constitutionellen ihre Irrthümer zweifelsohne auf die positivste Weise widerrufen müßten, weil ihnen sonst der Papst die kanonische Institution, selbst für den Fall ihrer Ernennung, nie ertheilen würde, da er es nicht könne, nicht dürfe und sicher auch nicht wolle. Auf diese Art in die Enge getrieben rief der Consul, daß er eine so verletzende Demüthigung, ein solches Opfer der Eigenliebe und Ehre, wie ein öffentlicher Widerruf, von denselben nicht verlangen könne. Aber, entgegnete ich, in Dingen der Religion sind diese Bedenken eitel und überflüssig; es ist im Gegentheil ehrenhaft, seinen Irrthum zu bekennen und zu bereuen.

Nach heftigem Widerstreben und nach Erörterungen, die anzuführen zu lang wäre, sagte er endlich, man müsse, da kein anderer Ausweg denkbar sei, eine Formel ausdenken, die so wenig als möglich anstößig sei und nicht verletze.

Ich beeilte mich zu erwiedern, wenn man auch in der Wahl der Worte alle Härten vermeiden könne, so müsse man sich doch in Bezug der Sache selbst ohne Zweideutigkeit und Doppelsinnigkeit ausdrücken.

Und worin besteht denn, rief er, diese Wesenheit der Sache, die man nothwendiger Weise ausdrücken muß?

Sie besteht, entgegnete ich, in der Anerkennung der

Urtheile, welche der hl. Stuhl über die Civil-Constitution des Clerus erlassen hat. —

Nach langem Streiten sagte er: „Es wird genügen, die Erlasse des hl. Stuhls als solche anzuerkennen, ohne die Civil-Constitution des Clerus zu benennen, welche ohnedies in diesen Erlassen inbegriffen ist; dadurch wird man einen Anstoß vermeiden, der nicht nothwendig und allzu heftig ist und durch die förmliche Bezeichnung bestimmt entstünde.

Nein, entgegnete ich, diese Bezeichnung ist unerläßlich, gerade deßhalb, um das Augenmerk auf die Befehle, die man annimmt, zu richten, und um den Vorwand zu Hinterthürchen, zu falschen Ausweichungen über den Sinn einer allgemeinen Anerkennung später zu vermeiden. Diese Formel ist gewiß die mildeste, die man in Bezug auf die Ausdrucksweise erdenken kann, und doch bezeichnet sie zugleich die Wesentheit der Sache. Ohne diese Formel wird ihre Ernennung unmöglich genehmigt werden können. Uebrigens kann ich nicht unterlassen zu wiederholen, fügte ich bei, daß sie nicht zu wählen das Bessere wäre; selbst für den Fall ihres Widerrufes und zwar aus dem bereits erwähnten Gründen."

Er blieb aus den angeführten Ursachen auf seiner Weigerung bestehen und schloß mit der Erklärung, daß er die Ernannten auf die von ihm vorgebrachte Formel verpflichten würde. So endete diese stürmische Audienz, in welcher er (man bemerke dies wohl) nach der Zeichnung des Concordats von der Ernennung gewisser constitutioneller Bischöfe sprach, nachdem er vorher 100 mal versichert hatte, daß er sie gänzlich werde fallen lassen.

Während der 3 oder 4 Tage, die ich noch in Paris verweilte, hatte ich keine besondere Audienz mehr. Bonaparte sah ich nur am Vorabende meiner Abreise, gelegentlich einer revue, bei der ich mich der Sitte gemäß mit

dem diplomatischen Corps einfand. Ich rechnete darauf, ihm bei diesem letzten Abschiede im Augenblicke meiner Abreise noch einige Worte sagen zu können, weil ich die Gelegenheit hatte ihn nochmal zu sehen. Aber als er in den Saal trat, um dem Herkommen gemäß seine Runde als souverain bei dem diplomatischen Corps zu beginnen, an dessen Spitze ich mich befand, da mir der Vorrang gebührte, sah er mir fest in's Gesicht, ohne mich eines Wortes zu würdigen, weder um mir den Auftrag zu geben den Papst in seinem Namen zu begrüßen, noch um mir die geringste Aufmerksamkeit zu erweisen. Da er vielleicht die Absicht hatte, durch diesen auffallenden Mangel an Aufmerksamkeit dem Publikum zu zeigen, wie wenig ihm an einem Cardinale und an dem hl. Stuhle gelegen sei, (nachdem er seine Angelegenheiten geordnet hatte) so unterhielt er sich, zweifelsohne absichtlich, lange und über die gleichgültigsten Dinge mit dem Grafen Cobenzel, der neben mir stand und dann der Reihe nach mit den übrigen. Hierauf ging er hinunter zur Revue. Ich wartete nicht, wie die Andern, auf seine Rückkunft im Saale, sondern entfernte mich sogleich.

Angekommen in meinem Gasthofe, beschäftigte ich mich nur mit den Vorbereitungen zur Abreise, welche mit Einbruch der Nacht festgesetzt war. Da erschien plötzlich, fast im Augenblicke als ich in den Wagen stieg, der Abbe Bernier und eröffnete mir den Befehl des ersten Consul, daß man sich vor meiner Abreise, um Verlegenheiten zu vermeiden, über den Inhalt der Bulle, welche dem Herkommen gemäß zugleich mit dem Vertrage zu erscheinen hätte, vereinbaren solle. Schon in den Sitzungen war die Bulle zur Sprache gekommen; man war überein gekommen, daß verschiedene Dinge, welche der erste Consul in den Schluß-Artikeln nicht vorgetragen wissen wollte (weil, sagte er, im Concordate Zwei, er und der Papst,

sprächen, so könnte er dieselben nicht erwähnen, aus besondern ihn allein berührenden Verhältnissen) in der Bulle vorgetragen werden sollten, weil da der Papst allein spräche. Der Abbe Bernier ließ mich wissen, der erste Consul wolle jetzt den Inhalt der Bulle ganz genau erfahren und auch die Ausdrücke über die darin vorkommenden Hauptsachen, weil ihn dies außerordentlich interessire.

Alle Vorstellungen über die Unmöglichkeit, eine Bulle in einigen Stunden zu verfassen, alle Beschwerden über die Art und Weise, immer durch Ueberraschung zu handeln, selbst die Beweisführung, daß ich nur zur Abfassung eines Concordates, aber nicht zur Abfassung einer Bulle bevollmächtigt sei, waren umsonst. Auf die beiden ersten Einwürfe entgegnete Bernier, daß ich meine Abreise verschieben könne, und bezüglich des dritten Einwandes meinte er, sei es ebenso sehr im Interesse des Papstes, sich hierüber zu verständigen und alle Anstände zu bereinigen, was aus der Ferne nicht so leicht ginge als wenn man beisammen sei. Er brachte noch so viele Gründe vor (deren schlagendster immer „der Wille" war) daß man sich eben fügen mußte. Ich erklärte jedoch ausdrücklich, daß ich dem Papste die vollste Freiheit gewahrt wissen wolle, den Inhalt der Bulle, die wir vereinbaren würden, anzunehmen oder zu verwerfen. Die Arbeit wurde begonnen und dauerte 8 Stunden ununterbrochen fort.

Bei dieser Gelegenheit erkannte ich den Endzweck, den der erste Consul zu erreichen beabsichtigte. Er hoffte in diesen Augenblicken des Gedränges mich zu überraschen und es dahin zu bringen, daß nicht einmal in die Bulle jene Dinge aufgenommen würden, die ihm nicht zusagten. Aber dieser Plan mißlang. Mit Ausnahme eines Punktes, bei dem sich meine Nachgiebigkeit durch die Verhältnisse des Landes rechtfertigte, blieb ich fest darauf bestehen, daß

jene der Regierung unangenehmen Dinge in der Bulle ausgedrückt wurden; und somit blieben sie auch im Aufsatze selbst stehen. Ich fragte den Abbe Bernier, ob ich versichert sein dürfe, daß der erste Consul keine Abänderung der so eben vereinbarten Arbeit verlangen würde, worauf er erwiederte: „Seien Sie beruhigt, ich hatte die Vollmacht die Sache so, wie sie geschehen, zu genehmigen; die Regierung hätte zwar mehr gewünscht, aber Ihr Widerstand ließ nicht mehr erreichen." Schließlich drang er noch auf die Erfüllung des bereits Zugesagten, nämlich auf Einhaltung der Zeit, innerhalb welcher die Ratification des Concordats nach Paris gesendet werden solle. „Der ausgesprochendste Wille des ersten Consul ist, wie Sie wissen", sagte er, (man merke sich diesen Umstand, um ihn nicht zu vergessen, wenn ich später über diese Publikation berichten werde) „dasselbe sogleich nach der Ratification zu veröffentlichen; das Interesse der Religion und des Staates lassen durchaus keine Verzögerung zu."

Ich versprach, die Reise ohne Rücksicht auf meine persönliche Bequemlichkeit nach Möglichkeit zu beschleunigen, und die hingebenste Sorgfalt auf die in Rom nothwendige Prüfung des Concordats behufs der Ratification desselben aufzuwenden. Nach einer 8stündigen mühevollen Sitzung trennten wir uns. Der Abbe gönnte sich einige Ruhe, während ich, ohne an eine solche denken zu können, meinen Wagen bestieg und den Weg nach Rom einschlug. Dies war am 23. oder 24. Juli wenn ich nicht irre.

Die Prüfung, welcher der Papst das Concordat zu unterwerfen hatte, sollte in Gegenwart des hl. Collegiums vorgenommen werden, um solches nach Einvernahme desselben, wie es bei großen Geschäften, und dies war gewiß ein höchst wichtiges, gebräuchlich war, zu genehmigen. Eine solche Prüfung konnte daher keine oberflächliche sein; diese Erwägung veranlaßte mich Tag und Nacht zu reisen.

Nur in Lyon, Mailand nnd Parma hielt ich an. Alsbald erreichte ich Florenz, wo ich mir die kurze Rast einiger Tage gönnen wollte, um dem kommandirenden General Murat und dem Minister Cacault, die mich mit Sehnsucht erwarteten, meinen Besuch abzustatten. Kaum einige Stunden in Florenz angekommen, erreichte mich ein französischer Courier, um mir (man merke dies wohl) auf's Neue und Dringlichste zu empfehlen, nach Rom zu eilen, weil es für den ersten Consul von größter Wichtigkeit sei, die Genehmigung des Papstes so schnell als möglich zu erlangen, um die Publikation des Concordats, die sich ohne außerordentlichen Schaden nicht verschieben lasse, ermöglichen zu können; so lautete die Depesche.

Ich mußte also auf die Ruhe, die ich mir in Florenz gönnen wollte, verzichten und unverzüglich wieder in den Wagen steigen. Ich eilte nach Rom, wo ich, ohne Uebertreibung mehr todt als lebend ankam, erdrückt von Ermüdung und Schlaf, die Füße geschwollen, daß ich auf keinem derselben stehen konnte; ebenso erging es meinem armen Bruder und meinen beiden Bedienten. Am 6. August, also gerade 2 Monate nach meiner Abreise, kam ich an — ich hatte Rom am 6. Juni verlassen.

Es ist hier nicht der Platz, die unaussprechliche Güte des Papstes, seinen liebevollen Empfang und den Beifall, den er meinem Verhalten zollte, zu schildern. Vor meiner Abreise von Paris hatte ich ihm durch einen außerordentlichen Courier über alle Einzelheiten Kenntniß gegeben. Das Geschäft, welches die ernsteste Thätigkeit verlangte, um dem dringenden Wunsche des ersten Consul zu entsprechen, war die Uebersendung der Ratification nach Paris innerhalb des festgesetzten Termins. Der Papst glaubte in einer so wichtigen Sache sich mit dem Zusammentritt jener Cardinals-Congregation, die von Anfang an in dieser Angelegenheit arbeitete, nicht begnü-

gen zu dürfen, sondern alle zu Rathe ziehen zu sollen. Jeder Cardinal erhielt also ein Exemplar des Concordats sammt den nöthigen Behelfen zur Prüfung, nachdem die betreffenden Abschriften mit außerordentlicher Sorgfalt und Schnelligkeit hergestellt worden waren. Da auf diese Weise die nöthige Muße zur Erörterung der Materie gegeben war, versammelte sich die General-Congregation des hl. Collegiums in Gegenwart des Papstes, um ihm ihre Ansicht über die Ratification zu unterbreiten.

Nur zwei Artikel bildeten den Gegenstand einer Diskussion. Alle andern waren im Wesentlichen mit dem in Rom vor dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen gemachten Concordats-Entwurfe gleichlautend (die Nicht-Annahme desselben Seitens der französischen Regierung hatte die Zurückberufung des Ministers Cacault und meine Reise veranlaßt). Nachdem es mir in Paris obgleich mit harter Mühe und schweren Sorgen gelungen war, die Regierung zur Annahme dieser Artikel mit wenigen Abänderungen in außerwesentlichen Dingen und in der Ausdrucksweise zu vermögen, so bestand für den hl. Vater kein Hinderniß, sie anzunehmen und zu bestätigen. Die ganze Schwierigkeit drehte sich um diese beiden Artikel, bei denen es zweifelhaft war, ob durch die in Paris gemachten Modificationen dieser in Rom verbreiteten Artikel des Entwurfs, dessen Träger ich bei meiner Abreise war, wesentliche oder außerwesentliche Veränderungen erlitten hätten.

Erstens war es der Artikel, welcher die Oeffentlichkeit des Cultus betraf. Den Worten: cultus publicus erit hatte man den Beisatz: habita tamen ratione ordinationum politiae, welche man zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe für nothwendig hielte, hinzugefügt; (ich erinnere mich im Augenblicke der lateinischen Worte des letzten Theils des Zusatzes nicht mehr). Der zweite Ar-

tikel betraf die Zusicherung der Kirche, die in der Revolution eingezogenen geistlichen Güter nicht wieder zurückverlangen zu wollen; hier wurde die ausschließliche Beschränkung auf die verkauften Güter, wie es in dem von der französischen Regierung verworfenen Entwurfe hieß, in Paris gestrichen.

Bezüglich dieses zweiten Artikels über die verkauften und nicht verkauften Güter waren die Stimmen nicht getheilt. Alle waren der Ansicht, daß hier die Wesenheit dieselbe bliebe, d. h. durch die Hingabe oder besser durch die Nicht-Zurückforderung ihrer Güter Seitens der Kirche, obgleich sie durch den in Paris vereinbarten Artikel eine viel größere Anzahl derselben verlor. Alle stimmten darin überein, daß, so wünschenswerth es auch wäre, wenn die Kirche einen Theil ihres Vermögens, den noch nicht verkauften, wieder erlangen würde, man doch aus diesem Grunde, wenn es eben nicht zu erreichen wäre, den Vertrag nicht dürfe scheitern lassen, um nicht der Verläumdung eine Waffe gegen den hl. Stuhl zu liefern; man würde sonst zu der Behauptung Veranlassung geben, die Kirche habe bei der Wiederherstellung der Religion, dieses größten geistlichen Gutes, weltliche Interessen im Auge gehabt; es sei dies der Preis für die im Concordate gebrachten Opfer, gleichsam als wäre der Kirche mehr daran gelegen, einen Theil ihrer Güter wieder zu erlangen, als durch Wiederherstellung der Religion, der Freiheit und der Oeffentlichkeit des katholischen Cultus in den ausgedehnten und bevölkerten Ländereien Frankreichs und durch Unterdrückung des Schisma das Seelenheil zu fördern. Dieser Artikel wurde also einstimmig angenommen.

Nicht so erging es dem andern Artikel über die Oeffentlichkeit des Cultus. Die von der französischen Regierung verlangte Beschränkung mißfiel, ungeachtet der Beschränkung die wir dieser Beschränkung anfügten,

gewissen Cardinälen. Trotz ihres Widerspruchs räumten sie ein, daß durch diesen Vorbehalt oder durch die Präzisirung der französischer Seits gemachten Beschränkung das Prinzip unverletzt aufrecht erhalten sei. Sie gaben sogar zu, daß man bei der Oeffentlichkeit des Cultus bei jenen Anlässen, wo es die öffentliche Ruhe verlange, auf die polizeilichen Vorschriften Rücksicht nehmen müsse; daß dies eine Nothwendigkeit sei, die man weder abläugnen noch tadeln könne. Aber zu gleicher Zeit äußerten sie, den Mißbrauch, den die französische Regierung in der Praxis einführen würde, zu fürchten. Man würde die Macht der Kirche fesseln und Einsprache bei Vorkommnissen geltend machen, die mit der öffentlichen Ruhe in keinem Zusammenhange stünden. Deßwegen schlossen mehrere, daß man den Beisatz zu den Worten cultus publicus erit und noch einige andere verwerfen solle. Wenigstens, sagten sie, müßte der Sinn des Vorbehaltes viel genauer bezeichnet werden, durch Hinzufügung des Wortes „allein" indem es dann hieße: „nur allein in Rücksicht der öffentlichen Ruhe" oder durch Anwendung ähnlicher Präcisirungen. Bei der Zusammenzählung der Stimmabgaben gegen den Artikel, sowohl derjenigen, welche die Entfernung des Beisatzes verlangten, als derjenigen, welche in der Fassung einige Abänderungen wünschten, ergaben sich im Ganzen ungefähr 12 Stimmen; dagegen (wenn ich nicht irre, denn nach einer Zwischenzeit von 10 Jahren erinnere ich mich nicht mehr genau; übrigens kann man dies aus den Registern dieser Congregation ersehen, auch kann ich mich nur um eine oder zwei Stimmen für oder gegen den Artikel irren) bei weitem die größere Zahl der Abstimmenden (sie erreichte ungefähr 19 oder 20 wenn ich mich nicht täusche) war der gegentheiligen Ansicht. Diese Cardinäle erklärten, daß es unzweifelhaft viel besser gewesen wäre, wenn die Regierung den be-

treffenden Beisatz nicht verlangt hätte; daß aber mein Vortrag und die Akten über die Verhandlung deutlich bewiesen, was man aufgeboten, um dieses „bessere" zu erreichen; daß nun nachdem es unmöglich gewesen sei, dies zu erreichen, die Angelegenheit nicht mehr vom Gesichtspunkte des Bessern betrachtet werden dürfe, sondern nur darauf zu sehen sei, ob ungeachtet des dem Regierungsbeisatze angefügten Vorbehaltes das Princip noch verletzt sei; was selbst die Gegner nicht behaupteten, da sie das Gegentheil einräumten. Man müsse jetzt, sagten sie, wohl überlegen, weil man jenes „Bessere" nicht erlangen könne, dem zu entsagen kein Gesetz und kein Princip verbiete, ob man ein Concordat fallen lassen dürfe, das nichts weniger enthalte, als die Wiederherstellung des Katholizismus in Frankreich und seine Erhaltung in fast ganz Europa; denn der Abfall Frankreichs würde unfehlbar den andern nach sich ziehen. Sie müßten, fügten sie weiter hinzu, in einer solchen Sachlage, die Bevollmächtigten des hl. Stuhls, die eine derartige Unterhandlung abgebrochen, weil sie das Bessere nicht erreichen konnten, scharf tadeln. Nachdem sie noch mehrere Beweisgründe vorgebracht hatten, stimmten sie für die Ratification.

Der Papst hatte das strengste Stillschweigen beobachtet, um die Freiheit der Diskussion und der Meinungen nicht zu schmälern. Nachdem die Cardinäle ihre Reden beendet, gab er seine Stimme ganz im Sinne der Majorität ab. Er sagte, dies sei seine Ansicht gewesen, bevor er ihre Meinungen gehört hätte. Der hl. Vater hob insbesondere die Unmöglichkeit hervor, bei einem Artikel Aenderungen zu erlangen, der, wie aus den Berichten der Verhandlung hervorgehe, schon der Gegenstand so vieler Debatten gewesen sei; man müsse daher, so beklagenswerth es auch sei, den Gedanken, in dieser Hinsicht neuerdings Versuche machen zu wollen, aufgeben. Die Genehmigung

und Ratification waren also offiziell, und 35 Tage nach der Unterschrift, wenn ich nicht irre, gelangte die Nachricht hiervon durch einen außerordentlichen Courier in Paris an.

Jedermann hoffte, dieser Courier würde bei seiner Rückkunft die Nachricht von der geschehenen Publikation des Concordats überbringen, nachdem die französische Regierung so laut versichert hatte, es gleich nach der Ratification thun zu wollen. Dem war aber nicht so. Statt dieser Nachricht erhielt man sehr dringende Vorstellungen in Bezug auf den Inhalt der Bulle. Der erste Consul sagte im Wesentlichen, daß, obgleich in dieser Hinsicht zwischen mir und dem Abbe Bernier alles zu seiner Zufriedenheit geordnet worden sei, nichtsdestoweniger neuerdings Bedenken in seiner Seele entstanden seien. Er war nicht mehr zufrieden damit; meinte, daß in der von uns entworfenen Bulle noch zu viel gesagt sei und verlangte den Abstrich mehrerer Dinge. Die Congregation, welche von Anfang an zur Behandlung dieser Angelegenheiten bestimmt war, mußte von Neuem zusammentreten. Der Geist der Mäßigung, der den hl. Stuhl beseelt und der Wunsch, das verläumderische Gerücht zu vernichten, als sei die Wiederherstellung der Religion in Rom vereitelt worden, veranlaßten in Bezug auf die Bulle ein Nachgeben in mehreren Punkten, von denen ich nicht glaubte abgehen zu sollen und zu können, und auf denen ich deßhalb in Paris beharrte.

Gerade so verhielt es sich in Bezug auf die Maßregeln wegen der Priester-Ehen und wegen anderer Uebertretungen der Kirchengebote von Seite der Geistlichen während der Revolutions-Zeit. In Folge der immer sich wiederholenden dringlichen Anfragen von Paris aus, die aber alle spätern Datums als das Concordat waren, trat der Papst nach dem Rathe der oben erwähnten Congre-

gation in die Fußstapfen Julius III. bei der Aussöhnung mit England und erließ einzelne getrennte Breven, alle bestimmt, zugleich mit dem Concordate publicirt zu werden.

Während nun einerseits die Nachricht über die vollzogene Publikation immer ausblieb, vermehrten sich andererseits die Anfragen über das Concordat mit jedem Tage. Eines der hauptsächlichsten Anliegen war die Absendung eines Cardinal-Legaten; man hatte mir schon in Paris davon gesprochen, aber nicht als von einer Sache die der Publikation des Concordats vorausgehen, sondern derselben nachfolgen sollte. Deßungeachtet stellte die Regierung nach meiner Rückkunft nach Rom das dringendste Ansuchen auf sofortige Absendung eines solchen, da mehrere Maßregeln, die bei der Publikation des Concordats getroffen werden sollten, die Zustimmung des Legaten erforderten. Dabei verfehlte man nicht, hervorzuheben, wie ersprießlich für den hl. Stuhl seine Gegenwart sein würde.

Als in Paris die Frage über die Wahl der Person angeregt wurde, äußerte der erste Consul, daß er den Cardinal Caprara und keinen andern haben wolle. Auf meine Bedenken, die ich ihm in Bezug auf dessen Gesundheit und in Anbetracht anderer Umstände, die seiner Sendung im Wege stünden, unterbreitete, wiederholte er beständig den Wunsch Caprara zu erhalten, und nur im Falle einer absoluten Unmöglichkeit erbat er sich den Cardinal Joseph Doria. Da der Papst nicht anders konnte, entschloß er sich zu Gunsten des Ersteren und sandte ihn nach Paris. Die spätern Folgen haben Bonaparte's Verlangen und unser Widerstreben erklärt und gerechtfertigt. Ich bin weit entfernt, Caprara's Absichten, die ich Grund genug habe für lauter zu halten, zu verdächtigen. Aber er hatte sich während der Dauer seiner Sendung zum Grundsatz gemacht, daß nur allein die Nachgiebigkeit Rom vor einem gänzlichen Untergang in

geistlicher wie weltlicher Beziehung retten könne in Erwägung der Stellung und des Charakters desjenigen, dessen Wille ein allgewaltiger war. „Man muß um jeden Preis, pflegte Caprara zu sagen, auf seinen Füßen stehen bleiben, denn, wenn man einmal fällt, steht man nicht wieder auf."

Mit diesem Grundsatze rechtfertigte er eine Menge Dinge, die man in Rom sehr gewünscht hätte, daß er sie nicht gethan. Er handelte ohne vorher die Befehle des Papstes einzuholen und oft sogar gegen seine Befehle, im guten Glauben geleitet von falschen Grundsätzen. Gegen vollendete Thatsachen gibt es kein Mittel, und die Reklamationen des Papstes blieben stets vergeblich; seine Zurückberufung gelangte nie zur Ausführung, obgleich sie mehr als einmal beschlossene Sache war. Doch genug von dieser ohnehin nicht hierher gehörenden Sache.

Weder die Ratification des Concordats, noch die zur Zufriedenheit der französischen Regierung abgefaßte Bulle in Vereinigung mit den andern oben erwähnten Breven vermochten die so ungebührlich verzögerte Publikation des Concordats selbst zu beschleunigen. Es vergingen noch mehrere Monate ehe es erschien, ohne daß man das „Warum" dieser Zögerung errathen konnte.

Endlich am Osterfeste des kommenden Jahres, fast 10 Monate nach der Unterzeichnung des Concordats entschleierte sich die Ursache aller dieser Verzögerungen. Es erschien ein Band mit der groß gedruckten Ueberschrift: Concordat. Die verschiedenen Artikel des Vertrages waren weder lang noch zahlreich; aber im Anhange derselben und unter demselben Datum hatte man eine unförmliche Zusammenstellung sogenannter organischer Artikel angefügt. Man nahm an, daß diese organischen Artikel einen Theil des Concordats ausmachten und in der vom hl. Stuhle ertheilten Approbation eingeschlossen seien. Diese im wahren Sinne des Wortes constitutionellen Gesetze warfen

das neue Gebäude, das wir kaum mit so großer Mühe errichtet, wieder um. Was das Concordat zu Gunsten der Freiheit der Kirche und des Cultus festgestellt hatte, war durch diese gallikanische Rechtswissenschaft in Frage gestellt und die Kirche Frankreichs mußte fürchten, noch einmal geknechtet zu werden. Der hl. Vater beeilte sich, Einsprache dagegen zu erheben. Um nachdrucksam zu beweisen, wie sehr er diese organischen Artikel tadle und um auch den Schein zu unterdrücken, als seien dieselben durch das Concordat genehmigt worden, ließ der Papst seine im Consistorium am Tage der Auferstehung unseres Herrn gehaltene Allocution drucken und allerwärts verbreiten. An diesem Tage hatte der hl. Stuhl das Concordat veröffentlichen lassen, und in seiner Ansprache scheute sich der hl. Vater nicht zu sagen: daß ihm der Trost, den er durch die Wiederherstellung der Religion in Frankreich empfunden habe, durch die organischen Artikel sehr verbittert worden sei, indem dieselben ohne sein Mitwissen und besonders ohne seine Zustimmung verfaßt worden seien.

Und damit das Publikum keinen Augenblick seine Ansichten in dieser Beziehung und seine unzweideutige Zurückweisung in Zweifel ziehen könne, fügte Pius VII. hinzu, daß er nicht unterlassen habe, sofort beim ersten Consul geeignete Einsprache zu erheben. Der hl. Vater zweifelte nicht an der Erfüllung seiner Wünsche, um so mehr, sagte er, da Bonaparte die Wiederherstellung der katholischen Religion wünsche, könne er nicht zu gleicher Zeit dagegen widerstrebende Gesetze wollen. Indem sich der Papst in dieser Weise äußerte, hoffte er der entgegenstehenden Hindernisse ungeachtet auf's Bestimmteste auf die alsbaldige Zurücknahme derselben. Durch die Mißbilligung dieser organischen Artikel als den Kirchen-Gesetzen widersprechender Decrete, hoffte er den Nachtheil, den dieselben hervorrufen würden, zu mindern und zugleich die

Nicht-Genehmigung des hl. Stuhls zu beurkunden. Deßungeachtet kehrte sich der erste Consul nicht an die Bitten Sr. Heiligkeit in Bezug auf die Zurücknahme dieser Gesetze, welche er ihrem ganzen Inhalte nach aufrecht erhielt. Er versuchte mit Gewandtheit den Charakter, welchen der Papst diesen Gesetzen in seiner konsistorialen Allocution beilegte, abzuschwächen. Als sie Bonaparte im Moniteur abdrucken ließ, fügte er die Bemerkung hinzu, daß man sich nicht verwundern dürfe, bei dieser Gelegenheit den römischen Hof gegen die Freiheiten der gallikanischen Kirche sprechen zu hören, nachdem sich der hl. Stuhl seit so vielen Jahren dagegen erklärt habe. In der Absicht die vom Papste gegen die organischen Gesetze ausgesprochene Verurtheilung in den Augen der Franzosen zu verwischen, bemühte sich Bonaparte darzustellen, daß damit nichts anders ausgedrückt werden wolle, als die gewöhnliche Reservation gegen die Freiheiten der gallikanischen Kirche. Wenn nun auch diese Anschauung einiges zur Handlungsweise Pius VII. in Bezug auf diese Gesetze beitrug, kann man sich beim flüchtigsten Studium derselben leicht überzeugen, daß dieselben weit über die gewöhnlichen Ansprüche der gallikanischen Kirche hinausgingen.

Ein weit tieferer Kummer begleitete oder folgte nach kürzester Frist der Veröffentlichung des Concordats — ich erinnere mich nicht mehr ganz genau des Zeitpunktes, aber ich glaube, daß es zur selben Zeit war. Ich spreche hier von der von der französischen Regierung angewandten Taktik, um gewisse konstitutionelle Priester unter die Zahl derer, die für die erledigten Bischofssitze bestimmt waren, aufzunehmen. Se. Heiligkeit war bei Empfang dieser Nachricht auf's Tiefste gekränkt; sie bewies ihm, daß die dringenden und häufigen Gegenvorstellungen, die er dem ersten Consul machte, mißachtet blieben. In der Absicht, um derartige Ernennungen zu vermeiden, hatte Pius VII.

Bonaparte zu wiederholten Malen sowohl die Gefahren als das Unschickliche solcher Ernennungen vorgestellt, selbst für den Fall, als dieselben, wie ihnen die Pflicht geböte, ausdrücklich ihre Anhänglichkeit an das frühere Schisma widerriefen. Alles war vergeblich, sie wurden ernannt. Damit aber der Papst die kanonische Institution nicht zurücknehmen könne, welche ihnen der Cardinal-Legat ohne irgend einen Befehl Sr. Heiligkeit gegeben hatte, den Caprara in einer so hochwichtigen Angelegenheit nothwendiger Weise hätte erholen sollen, so sandte man das mit ihnen gepflogene summarische Verhör über ihren Widerruf nach Rom. Dieses Verhör begann mit der Aufzeichnung desjenigen, was ihnen der Cardinal-Legat durch Vermittlung der Bischöfe von Vannes und Orleans hatte zugehen lassen; — letzterer war derselbe Abbe Bernier, den ich früher so häufig nannte. — Darauf folgte ihre Antwort, und endlich ihr ausdrücklicher Widerruf, welchen eben diese Bischöfe auf ihren Eid bestätigten. —

Diese beiden Prälaten behaupteten, sich zu jedem der bezeichneten Priester begeben zu haben, ihnen die Widerrufs-Formel und die des ausdrücklichen Gehorsams gegenüber den Erlassen des hl. Stuhls in Bezug auf die Civil-Constitution des Clerus vorgelesen zu haben, und erklärten dann, daß alle ihre vollste Zustimmung gegeben hätten; worauf sie hinzufügten, daß der Cardinal-Legat die neuen Bischöfe kanonisch instituirt habe.

Durch die Abschwörung eines so verabscheuungswürdigen Schisma's wurde der Kummer Pius VII., der ihm die Wahl solcher Hirten verursachte, wenigstens gemildert, wenn auch nicht ganz gehoben. Wie groß war aber sein Erstaunen, als eine große Anzahl dieser Prälaten kurze Zeit darauf Erklärungen drucken ließen, worin sie jene Zeugnisse, welche die Bischöfe von Vannes und Orleans

unter Berufung auf ihren Eid abgelegt hatten, feierlichst Lüge straften! Diese Eindringlinge erklärten, weit entfernt die ihnen vorgehaltene Unterwürfigkeits-Formel unter die Aussprüche des hl. Stuhls unterzeichnet und angenommen zu haben, dieselbe auf den Boden geworfen und mit Füßen getreten zu haben, und schlossen mit dem Beisatze, jede Art von Widerruf auf das Entschiedenste zurückweisen zu müssen. Die Uebrigen, aber bei weiten die geringere Anzahl, bewiesen durch ihren Lebenswandel und ihre untadelhaften Handlungen ihre wahrhafte und aufrichtige Bekehrung.

Der Kummer des Papstes war unaussprechlich groß, als er sah, daß die Regierung — nicht zufrieden derartige Veröffentlichungen zu dulden — taub und unthätig bei seinen wiederholten energischen deßfallsigen Beschwerden blieb. Sein Kummer vermehrte sich noch, als er erfahren mußte, daß seine Bemühungen bei den Widerspenstigen selbst, gegen welche einzuschreiten ihn die Regierung verhinderte, vergeblich blieben! Dieser Schmerz läßt sich leichter denken als beschreiben.

Diese beiden Dornen hatten sich tief in das Herz Pius VII. eingegraben. Während der drei Jahre, die der Publikation des Concordats folgten, sparte er keine Sorge, keine Mühe und keine Arbeit, um die Zurücknahme oder die Revision der organischen Artikel, sowie den Widerruf der treulosen Bischöfe zu erlangen. Ebenso vergeblich bemühte er sich, die Regierung Bonaparte's dahin zu bringen, dieselben im Weigerungsfalle zu entlassen.

Dies waren die hauptsächlichsten Gründe, welche Se. Heiligkeit veranlaßten, sich auf die dringende Einladung des ersten Consul, der damals schon Kaiser geworden war, nach Paris zu begeben, um ihn in seiner Hauptstadt zu krönen. Deßhalb zögerte er trotz des Anblickes der zu überwindenden Schwierigkeiten, die sich dieser feierlichen Handlung entgegen stellten, keinen Augenblick.

Er sah diese Bischöfe und viele Priester zweiten Ranges, ohne irgend einen Widerruf zu den Pfarreien und Vicariaten zugelassen, mit Frechheit das triumphirende Schisma, das der hl. Stuhl durch die Vereinbarung eines Concordats ersticken wollte, aufrecht erhalten, statt es zu unterdrücken. Er wußte, daß seiner Beschwerden ungeachtet, die organischen Gesetze immer in Kraft und Ansehen standen; er bemerkte, wie sie das Concordat untergruben und wie sie auf eine bisher unerhörte Weise Religion und Kirche der weltlichen Macht unterthänig machten.

Sobald er daher die Einladung sich nach Paris zu begeben erhalten hatte, — eine Einladung, bei der man nicht verfehlte, ihm die Folgen, wenn er derselben nicht entspreche, fühlen zu lassen — verlangte er als Bedingung seiner Güte und als Hauptzweck seiner Reise die Zurücknahme oder Abänderung der organischen Artikel, sowie die Unterwerfung oder die Entlassung derjenigen, welche dem Schisma anhingen.

Ehe den Wünschen Bonaparte's schriftlich entsprochen wurde, fand in Rom eine lange Verhandlung zwischen dem Cardinal Fesch, damaligen französischen Gesandten, einerseits, und dem Papste und mir, damals Staatssekretär, andererseits, statt. Diese Verhandlung drehte sich ausschließlich und immer um einen Punkt. Wir wollten, ehe wir uns verpflichteten, eine bestimmte, feierliche, unzweifelhafte und offizielle Versicherung darüber erlangen, daß dem Verlangen des Papstes vollständig und allseitig entsprochen würde. Wer sich hiervon überzeugen will, braucht nur die auf diesen Gegenstand bezüglichen Urkunden zu befragen. Vergeblich ließ der Cardinal Fesch von Anfang und im Laufe der Verhandlungen, um dem hl. Vater seine Lage zu erleichtern und ihn für die Wünsche des Kaisers zugänglicher zu machen, den Gedanken durchblicken: der Papst solle die Rückerstattung der drei Provinzen und eine

Entschädigung für die Grafschaft Avignon verlangen, ja er machte sogar selbst deßfallsige Vorschläge. Ebenso vergeblich waren und blieben die Vorwürfe, die er uns machte, daß wir seinen Rath nicht befolgten. Der Papst blieb standhaft und willigte niemals darein, daß irgend weltliche Interessen dem großen Unternehmen der künftigen Krönung Napoleon's beigemengt würden. Während der Verhandlungen über das Concordat hatte er dasselbe Verfahren beobachtet und nicht gestattet, daß weltliche Angelegenheiten damit in Verbindung gesetzt würden. Pius VII. bestand auf den beiden Bedingungen, die sich auf die geistlichen Interessen bezogen, und die zu erlangen ihm so sehr am Herzen lag.

Nach einer langen und stürmischen Verhandlung, wie es die Noten bezeugen, erlangte man endlich die feierliche und förmliche Zusicherung einer thatkräftigen Mitwirkung zur Unterwerfung der abtrünnigen Priester Seitens der französischen Regierung. Letztere gab uns die weitere Zusicherung, daß sie diese Priester veranlassen würde auf ihre Pfründen zu verzichten, wenn sie nicht darein willigten, ihre Irrthümer in Paris, in die Hände des Papstes und innerhalb eines von ihm selbst zu bestimmenden Zeitraumes abzuschwören. Auf diese Weise sollte und mußte das Schisma unterdrückt werden. Bezüglich der organischen Artikel versprach der Kaiser den schon von Sr. Heiligkeit erhobenen einzelnen Beschwerden Rechnung zu tragen und überdies den weitern von dem hl. Vater vorzustellenden Bedenken ein geneigtes Ohr zu leihen. Diese Zusicherungen waren offizielle; sie finden sich sowohl in den Noten, welche der Cardinal Fesch nach Rom richtete, als auch in einer sehr umfangreichen und sehr in's Einzelne eingehenden Depesche des Herrn v. Talleyrand, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an den Cardinal-Legaten, welche dieser aus Special-Auftrag des Kaisers dem Papste

übermitteln sollte. Ueberdies versprach Napoleon, weiter auf die Reklamationen des hl. Vaters in Bezug auf die Erlasse des Vice-Präsidenten Melzi, der das Concordat in Italien verletzt hatte, Rücksicht zu nehmen. Dieser Melzi, verachtete zur Zeit der Republik, die Maßregeln, welche der Papst, durch Erfahrung und durch das Erscheinen der organischen Artikel in Frankreich belehrt, ergriffen hatte, um das Concordat in Italien sicher zu stellen. Pius VII. hatte in einem besondern Decrete erklärt, daß man künftighin, ohne sich vorher mit ihm benommen zu haben, keine andern auf die kirchlichen Angelegenheiten bezüglichen Erlasse mehr veröffentlichen dürfe. Nachdem der Papst diese Zusicherungen in der bindendsten Form erhalten hatte, so überschritt er, in der alleinigen Absicht der Religion zu nützen — nella sola vista della religione — alle dieser Reise sich entgegenstellenden Hindernisse. Nicht die rauhe Jahreszeit, nicht sein hohes Alter, nicht seine schwache Gesundheit, endlich nicht die Unbequemlichkeiten einer beschleunigten Reise vermochten ihn abzuhalten; er reiste ab nach Paris.

Und welches war das Resultat dieser Reise? Weder die organischen Artikel noch die Mailänder Erlasse wurden zurückgenommen. Man begnügte sich, dem Papste die Versicherung zu geben, daß man seine jüngst überreichten Noten, welche seine ältern und neuerlichen Beschwerden enthielten, in Betracht ziehen werde.

Mit diesen Redensarten wollte man nichts anderes bezwecken, als ihn mit einiger Hoffnung nach Hause reisen zu lassen; denn die Zukunft bewies, daß diese organischen Artikel nie abgeändert werden würden. Bezüglich der vom Vice-Präsidenten Melzi erlassenen Mailänder Decrete fand zwar bei Gelegenheit des Aufenthalts des Kaisers in dieser Stadt scheinbar eine Zurücknahme derselben statt, thatsächlich aber blieben sie aufrecht erhalten. Sie wurden

sogar noch verletzender, als man sie durch die Befehle des Cultus-Ministers und des Kaisers selbst ersetzte. Diese Befehle galten seither immer als Gesetz, obgleich der Papst bis zu seiner Gefangenschaft nie unterließ, die wiederholten dringendsten Reklamationen gegen dieselben, sowie gegen die französischen organischen Gesetze zu erheben.

Was die Angelegenheit der aufgedrungenen Bischöfe anlangt, so wurde zwar dem Papste der Trost zu Theil, ihren Widerruf nach seinem Wunsche zu erlangen; dies verdankte Rom aber nicht einer Regierung, die ihm ihrer wiederholten Versprechungen ungeachtet gar keine Hülfe leistete; der Himmel allein stand uns in dieser Angelegenheit bei. Mehrere dieser abtrünnigen Bischöfe wagten sogar in Gegenwart des Papstes sich seinen Wünschen zu widersetzen; aber alsbald hingerissen von seinen persönlichen Eigenschaften, von der Liebenswürdigkeit seines Umgangs, von der Milde seines Auftretens und von dem Eindrucke einer Tugend, der sie nicht widerstehen konnten, übergaben sie den Widerruf ihrer Irrthümer schriftlich und unterwarfen sich den Befehlen des hl. Stuhls in Bezug der Civil-Konstitution des Clerus.

Als der Papst, um das Aergerniß zu heben und um die Gläubigen zu erbauen, den Akt ihrer Unterwerfung unter die Kirche öffentlich bekannt gab, fand sich keiner, der sich erhoben hätte ihm zu widersprechen. Auch erlaubte sich in der Folge keiner derselben (wenigstens nach dem äußern Scheine zu schließen) weder Worte noch Handlungen, die an der Aufrichtigkeit ihrer Anhänglichkeit an den hl. Stuhl auf irgend eine Art einen Zweifel aufkommen ließen.

Am Schlusse dieser Schrift über das Concordat glaube ich den Leser aufmerksam machen zu müssen, daß, wenn in dieser Darstellung der Thatsachen einige Umstände, jedenfalls nur außerwesentliche, mit den Depeschen und

Berichten, die ich in jener Zeit an den hl. Stuhl richtete, nicht im vollkommenen Einklange stünden, selbstverständlich die ersteren den Vorzug vor dieser Erzählung verdienten, da nach einem Zeitraume von 10 Jahren manches dem Gedächtniß entschwinden kann.

Ich vergaß die Anführung eines wichtigen Faktums, das die Aufrichtigkeit und die Absichten, mit denen die Regierung Napoleon's in Sachen des Concordats zu Werke ging, in ein helles Licht stellt. Diese Regierung ließ fortwährend bekannt machen, daß alles dasjenige, was nicht im Concordat zu lesen sei — rimaneva in piedi — nach den Kirchen-Gesetzen zu Recht bestünde; nachdem aber das Concordat gezeichnet war, ließ sie verkünden, das alles, was nicht darin stünde, von rechtswegen aufgehört habe und als abgeschafft zu betrachten sei. Nun fand sich aber nirgends auch nur die leiseste Spur oder Ursache zu solch' einer Abrogation.

Ich nehme mir vor, bei gelegener Zeit den Stiel dieses Schriftstückes auszufeilen; vorher aber will ich die Hand an ein Werk legen, das ich nicht verschieben zu dürfen glaube.

Reims, am Ende des Jahres 1812.

H. Cardinal Consalvi.

Memoiren über die Heirath des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin von Oesterreich.

Noch vor meiner Ankunft in Paris hatte der Kaiser Napoleon durch einen dem Senate mitgetheilten (acte civil) Civil-Akt seine Ehe mit der Kaiserin Josephine für nichtig erklären lassen. Ich erfuhr dieses wichtige Ereigniß durch die Zeitungen zu Voghera, auf meiner Reise nach Frankreich mit dem Cardinal di Pietro, und erkannte sogleich die Folgen desselben. Während wir uns der Hauptstadt näherten, las ich ich den öffentlichen Blättern das von der Offizialität in Paris promulgirte und von der erzbischöflichen Behörde bestätigte Erkenntniß. Dieses Erkenntniß erklärte diese Ehe bezüglich des geistlichen Bandes für null und nichtig. Eine solche Nachricht vermehrte meine schlimmen Ahnungen und meine Furcht.

Am 20. Januar 1810 langte ich in Paris an und wohnte bereits einige Tage daselbst, als das neu eingegangene Ehebündniß des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin publicirt wurde. Später erfuhr man, daß die Heirath Anfangs April in Paris gefeiert werden sollte, nachdem sie vorher in Wien nach der Sitte des französischen Hofes durch Procuration geschlossen worden war. Wir waren damals 29 Cardinäle in Paris mit Einschluß des Cardinal Fesch und des Cardinal Cap-

rara; letzterer war altersschwach und dem Tode nah. Der Cardinal Fesch, der bei der kirchlichen Trauung des Kaisers mit der Kaiserin Josephine am Vorabende ihrer Krönung aus Special-Auftrag des damals in den Tuilerien anwesenden Papstes celebrirte, war bei dieser Angelegenheit betheiligt; denn er sollte nunmehr auch die zweite Ehe in seiner Eigenschaft als Groß-Almosenier des Kaisers einsegnen.

Die Zahl der Cardinäle, welche zu dieser Zeit in Paris wohnten, und bei denen ähnliche Verhältnisse nicht obwalteten, beschränkte sich somit auf 27; nämlich: die Cardinäle Mattei, Pignatelli, della Somaglia, di Pietro, Litta, Saluzzo, Scotti, Ruffo-Scilla, Brancadoro, Galeffi, Gabrielli, Opizzoni, Consalvi, Joseph Doria, Anton Doria, Vicenti, Dugnani, Zondadari, Spina, Caselli, Roverella, Despuig, Fabritius Ruffo, Albani, Erskine, Bayane und Maury. Ich habe bei Aufzählung dieser Namen nicht die Reihe des Alters beobachtet, sondern wollte jene Trennung zu erkennen geben, die später zwischen den 13 Erstern und den 14 Letztern, denen der Cardinal Fesch beizuzählen ist, stattfand; — den Cardinal Caprara, der, wie erwähnt, schon sterbend war, habe ich weder zur einen noch zur andern Partei gezählt.

Mit dem Herannahen des Tages, an dem die Heirath gefeiert werden sollte, stellte man sich die wichtige Frage, wie sich die Cardinäle bei dieser Gelegenheit zu verhalten hätten. Einige unter uns widmeten sich ganz besonders den zur Beantwortung dieser Frage nothwendigen Studien. Man lieferte den unzweifelhaften Beweis, daß Ehestreitigkeiten unter regierenden Fürsten ausschließlich vor das Forum des hl. Stuhls gehören, daß dieser sie in Rom selbst, oder durch Vermittlung seiner Legaten, als Immediat-Richter und Vorsitzende in dem zur Einleitung der Sache beauftragten Rathe, entscheide.

Die Kirchengeschichte weist fast in jedem Jahrhunderte solche Beispiele auf, während sich das Gegentheil nirgends findet. Dieses Recht des hl. Stuhls wurde von der französischen Kirche selbst anerkannt. Ich will hier nur eines Werkes erwähnen, der conférences de Paris, welche, unter dem berühmten Cardinal de Noailles, keinem besondern Gönner des hl. Stuhls, gedruckt, dieses Recht ausdrücklich bestätigen. Noch mehr, die Offizialität von Paris selbst bekannte sich in ihrem Erkenntnisse über die Nichtigkeit der Ehe des Kaisers Napoleon zu diesem Grundsatze. Nachdem sich nämlich dieses Gericht in dieser Sache für incompetent erklärt und die Verhandlung verweigert hatte, ließ der Kaiser dasselbe durch ein geistliches Comité, das aus mehreren Bischöfen in Paris gebildet worden war, für competent erklären. Diesem Comité präsidirte der Cardinal Fesch und der Cardinal Maury war Mitglied desselben. Das Offizial-Gericht fügte sich vor Schrecken den Wünschen Napoleon Bonaparte's; dennoch wagte es nicht, seinem Urtheile die nackten Worte „déclarée compétente" beizusetzen — und bewies dadurch, daß es sich selbst nicht dafür halte. — Da dieses Gericht keinen oder nur einen sehr geringen Werth auf die Erklärung des Comité's, das hiezu nicht berechtigt war, legte, so versuchte es einen Grund mehr anzuführen. Aber dieses Argument war falsch, und wäre es begründet gewesen, so hätte es doch nichts anders bewiesen, als daß das Offizial-Gericht den Grundsatz des privativen Rechts des hl. Stuhls anerkenne; weil es sich in dem vorliegenden Falle darauf berief, daß man von diesem Rechte keinen Gebrauch machen könne in Anbetracht der Unmöglichkeit, in der man sei, sich an den Papst zu wenden (atteso l'impedito accesso al Papa). Die Behauptung, man könne sich nicht an den Papst wenden, war aber nicht ganz richtig, da er auf alle an ihn gerichteten Fragen

Antwort ertheilte — man hatte selbst damals die zahlreichsten Beweise dafür. — Wenn ein Hinderniß bestand, so war dies in der Persönlichkeit desjenigen, um den es sich handelte, zu suchen; nämlich in der Person des Kaisers selbst, der dasselbe, wenn er nur gewollt, hätte beseitigen können. Die vorgeschützte Unmöglichkeit des hl. Stuhls Recht in dieser Angelegenheit sprechen zu können, war also unbegründet und bewies nichts. Deßungeachtet stellte das Offizial-Gericht (l'officialité) diesen Grundsatz auf, indem es am Anfange des Erkenntnisses aussprach: die als competent erklärte Offizialität erkläre, ohne den Rechten des hl. Vaters, dessen Zutritt im gegenwärtigen Augenblicke unmöglich sei, zu nahe zu treten, die Ehe mit der Kaiserin Josephine aus den im Urtheile enthaltenen Gründen für null und nichtig. Nachdem die kaiserliche Regierung eingesehen hatte, wie nachtheilig ein solches Geständniß sei, wußte sie die Akten der geistlichen Kurie verschwinden zu lassen; denn sie hatte die Auslieferung aller auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere verlangt. Nach einem allgemein in Paris verbreiteten Gerüchte wurde ein Theil derselben verbrannt und ein anderer gefälscht. Einer Person des Offizial-Gerichts gelang es nichtsdestoweniger, einen Theil derselben heimlich zu retten, und gerade den Anfang des Erkenntnisses selbst mit dem oben erwähnten Beisatze.

Dreizehn unter den Cardinälen, nämlich: Mattei, Pignatelli, della Somaglia, di Pietro, Litta, Saluzzo, Ruffo-Scilla, Brancadoro, Galeffi, Scotti, Gabrielli, Opizzoni und Consalvi waren entschlossen, sich den fürchterlichen Folgen, die leicht vorauszusehen waren, auszusetzen, um jene Rechte des hl. Stuhls zu wahren, deren Vertheidigung diese Kirchenfürsten bei der Bekleidung mit dem römischen Purpur beschworen hatten. Wenigstens wollten sie diese Rechte durch Anerkennung des Gegentheils

in Folge ihres Erscheinens bei der neuen Vermählungsfeier nicht verletzen. In ihrer Lage konnten sie keinen andern Protest erheben. Die übrigen 14 Cardinäle mit Ausnahme des Cardinal Fesch, der in dieser Sache betheiligt war, und des Cardinal Caprara, der in den letzten Zügen lag, glaubten nicht so handeln zu sollen. Diese waren die Cardinäle Joseph Doria, Anton Doria, Roverella, Dugnani, Vincenti, Zondadari, Caselli, Spina, Maury, Fabritius Ruffo, Albani, Despuig, Erskine und Bayane. Einige unter diesen waren schwankend, wie Dugnani, die beiden Doria und Despuig; andere fest entschlossen, das Gegentheil aufrecht zu halten, wie Roverella, Spina, Caselli, Maury, Erskine, Bayane, Vincenti; wieder einige sagten mit Zondadari, daß sie sich nicht so vielen Widerwärtigkeiten aussetzen wollten und äußerten sich gar nicht. Nach den Feierlichkeiten behaupteten sie fälschlich, die 13 hätten ihnen ein Geheimniß aus ihrer Anschauungsweise gemacht. Wahr ist, daß sich die 13 über diese Frage mit jener Zurückhaltung und Klugheit äußerten, die eine so heikle Angelegenheit erheischt. Sie wollten keine Veranlassung geben zu der Anschuldigung, als hätten sie ihre Collegen abgehalten, den Vermählungsfeierlichkeiten anzuwohnen, ein Vorwurf, der ihnen, wie sie voraussahen, nicht allein von Seite der Regierung, sondern auch — ich schreibe es mit Wehmuth — von einigen Mitgliedern des hl. Collegiums selbst gemacht worden wäre.

Ungeachtet der Klugheit und Zurückhaltung, die sie beobachteten, unterließen sie aber nicht, den andern ihre Ansicht zu offenbaren, somit ihren Entschluß, nicht zu erscheinen, um die Rechte des Papstes und des hl. Stuhls zu vertheidigen. Der Cardinal Mattei, als Decan der 13, verfügte sich eigens zu den meisten der 14 und theilte ihnen unsern Entschluß mit. Andere Cardinäle aus der

Reihe der 13 benahmen sich ebenfalls mit ihren Collegen, aber alle diese Schritte waren vergeblich. So sah man denn das sonderbar traurige Vorkommniß: daß die Rechte des hl. Stuhls, welche die französischen Theologen und das Offizial-Gericht von Paris öffentlich anerkannt hatten, von einigen Kirchenfürsten nicht nur nicht anerkannt, sondern sogar angegriffen wurden.

Die 13, entschlossen nicht zu erscheinen, andererseits aber auch die Folgen voraussehend, denen sie sich durch eine Beleidigung des Kaisers in einer so heiklen und so hochwichtigen Sache aussetzten, hielten es für weise, den besten Ausweg zu suchen, um Napoleon keinen allzu harten Stoß zu versetzen. Innerhalb der ihnen erlaubten Gränzen ließen sie es also, wie man sehen wird, nicht an den Rücksichten fehlen, die sie der kaiserlichen Regierung schuldig zu sein glaubten. Der älteste von uns, der Cardinal Mattei, setzte sich mit dem Cardinal Fesch in's Benehmen. Mattei erklärte ihm offen und ehrlich, wie mehrere Cardinäle von der Ueberzeugung durchdrungen seien, daß Ehe-Sachen der Souveraine vor den hl. Stuhl gehörten, daß sie sohin das Urtheil von Paris über die Nichtigkeit der Ehe des Kaisers mit der Kaiserin Josephine als von einer competenten Behörde erlassen nicht ansehen könnten. In Folge dessen wären sie der Ueberzeugung, den Feierlichkeiten der neuen Vermählung nicht anwohnen zu dürfen. Dabei fügte er hinzu, daß die andern Cardinäle nicht so dächten und sich bei den Feierlichkeiten betheiligen würden.

Nach einer solchen Einleitung erlaubte er sich die Bemerkung zu machen, man möge, um die Oeffentlichkeit und die traurigen Folgen des Nichterscheinens der Opponenten zu vermeiden, keine persönliche Einladung an alle Cardinäle erlassen, sondern nur an 10 oder 12, wie dies auch beim Senate und beim gesetzgebenden Körper der

Fall sei. Als Ursache könnte man die Beschränktheit des Raumes angeben; auf diese Art könnten diejenigen, die es mit ihrer Pflicht vereinbarlich hielten, erscheinen, und diejenigen, welche eine solche Einladung ablehnen zu müssen glaubten, könnten weg bleiben. Der Cardinal Fesch war über diese Eröffnung eben so erstaunt als erzürnt; er bemühte sich vorerst die Cardinäle zu überreden den Feierlichkeiten beizuwohnen. Als man ihm entgegnete, daß dies unmöglich sei, versprach er, mit dem Kaiser, damals in Compiègne, zu sprechen.

Was der Cardinal Fesch sagte und welcher Ausdrücke er sich bediente, kann ich mit Sicherheit nicht angeben. Nur das kann ich bestätigen, daß er nach seiner Zurückkunft erzählte, der Kaiser sei sehr zornig geworden, habe den Plan einer theilweisen Einladung des hl. Collegiums verworfen, und zum Schlusse erklärt, die 13 würden ihr Complott sicherlich nicht zur Ausführung bringen. Diese Worte des Cardinal Fesch und die hinterlistigen Versuche, die er bei Mehreren auf indirektem bei Andern auf direktem Wege machte, ebenso die Bemühungen derjenigen, welche zu erscheinen gewillt waren, änderten nichts an dem Entschlusse der 13.

Der Tag der Vermählung nahte heran. Die neue Kaiserin, durch Procuration in Wien getraut, erschien in Compiègne und begab sich dann mit dem Kaiser nach St. Cloud. Man erfuhr, daß 4 verschiedene Festlichkeiten stattfinden würden. Am Samstag Abend (oder am Freitag, wenn ich nicht irre) sollten die ersten Staatskörper den Souverainen in St. Cloud vorgestellt werden. Am Sonntag fand die Civil-Ehe in St. Cloud statt. Am Montag wurde in Paris im Schlosse der Tuilerien die kirchliche Trauung vollzogen, und endlich am Dienstag Vormittag fand die Vorstellung der Großen des Reichs, der Staatskörper und höchsten Beamten vor den auf dem Throne

sitzenden Herrschern statt. Hofbedienstete hatten den Auftrag mittelst gesonderter Billete hiezu einzuladen. Jeder von Uns erhielt eine Karte; dies benahm uns jede Hoffnung, den so sehr gefürchteten Anstoß zu verhindern.

Eine Krankheit vorschützen oder sich eines andern Vorwandes bedienen, hieße seine eigne Pflicht verrathen und dem Gedanken Raum geben, daß man erschienen wäre, wenn man nicht krank gewesen. Dies vertrug sich aber weder mit der Wahrheit, noch mit der Ehre, noch mit der Wahrung der Rechte des hl. Stuhls, und zwar um so weniger, als viele Cardinäle den Feierlichkeiten anzuwohnen beabsichtigten. Wir nahmen uns also vor, eher der Gefahr, wie groß sie auch sein möge, die Stirne zu bieten, als unsern Standespflichten untreu zu werden.

Bei genauer Betrachtung des Unterschiedes und der Eigenthümlichkeit der Feierlichkeiten, zu denen wir geladen waren, schien es uns, daß wir nicht die gleichen Rücksichten für eine jede derselben zu beobachten hätten.

Ueber den 2. und 3. Akt, nämlich über die bürgerliche und kirchliche Trauung, konnte kein Zweifel bestehen. Man hielt also an dem einmal gefaßten Entschlusse, nicht zu erscheinen, aus den oben erörterten Gründen fest. Bezüglich der Civil-Ehe gesellte sich noch besonders die Unmöglichkeit hinzu, durch unsere Betheiligung die neue Art der Trennung des bürgerlichen Vertrages vom sakramentalen Bande anzuerkennen, welche neue Art von der modernen Gesetzgebung auf so hinterlistige Weise zum Nachtheile der Kirche ausgedacht worden war. Anders verhielt es sich mit der ersten und vierten Abtheilung dieser Festlichkeiten; diese bestanden aus reinen Höflichkeitsformalitäten und waren keine Trauungsfeierlichkeit; von diesen fern zu bleiben, geboten keine Gewissenspflichten.

Dabei dachten und sagten wir, wie man der Regierung durch sein Erscheinen beweise, daß man das thue,

was man thun zu können glaube; daß sich dem Erscheinen bei der kirchlichen und bürgerlichen Trauung ein unüberwindliches Hinderniß entgegenstelle und daß unserer Weigerung keine Bosheit, kein Complott oder derartige Umstände zu Grunde lägen. Wir hatten wohl vorausgesehen, daß der Kaiser unsere Handlungsweise als Rache ansehen würde, denn Niemand beachtete, daß wir selbst die Mittel an die Hand gegeben hatten, um unsere Abwesenheit bei den beiden andern Ceremonien zu maskiren. Man hätte diese Abwesenheit übersehen können oder annehmen, sie sei durch zufällige Umstände gerechtfertigt, nachdem uns das Publikum bei der ersten und letzten Abtheilung der 4 Vermählungsfestlichkeiten gesehen hatte.

Auch hofften wir auf diese Weise jene unserer Collegen, welche allen Festlichkeiten anwohnten, am wenigsten bloszustellen. Wir retteten ihre Würde und was noch mehr ist, die Ehre des ganzen hl. Collegiums; denn die Zahl der Cardinäle, welche vor Aller Augen ihre Pflicht verletzten, war zu groß. Diese Erwägungen, nebst noch andern, die aufzuzählen überflüssig wäre, veranlaßten die 13 der ersten und letzten feierlichen Handlung anzuwohnen. Indeß waren auch diese 13 Cärdinäle nicht einerlei Ansicht hierüber, insbesondere in Bezug auf die letzte Festlichkeit; ich selbst war einer von jenen, die sich dagegen aussprachen. Nachdem aber der bei weitem größere Theil für das Erscheinen war und in Anbetracht des Nachtheils einer zweiten Zersplitterung unter diesen 13 selbst, fügten wir uns der Stimmenmehrheit.

Am Samstag oder am Freitag Abend (es liegt daran nicht viel) verfügten wir uns alle nach St. Cloud. Die Cardinäle, die ersten Würdenträger des Reichs, souveraine Fürsten und ihre Nachgebornen, Minister u. s. w. Alle waren wir in dem großen Saale vereint und harrten der Ankunft des Kaisers und der neuen Kaiserin. Da geschah

es, daß ich einen Kampf zu bestehen hatte, der mir, wie man zu sagen pflegt, den Todesschweiß auf die Stirne trieb.

Gelegentlich meiner Reise nach Paris im Jahre 1801 hatte ich die Bekanntschaft der ersten Minister Napoleon's gemacht. Sie hatten mich wegen des Concordats geehrt und mit Auszeichnung überhäuft. Unter diesen zeichnete sich der Polizei-Minister Fouché aus, der mir eine aufrichtige Freundschaft bewahrte. Bei meiner zweiten Anwesenheit daselbst enthielt ich mich gleich den übrigen Cardinälen, mit Ausnahme der Antrittsvisite, diese Herrn zu besuchen, denn ich war der Ansicht, daß ein Cardinal Angesichts der Verhältnisse, in denen sich der hl. Stuhl und der Papst befanden, so zurückgezogen als möglich leben müsse. Er konnte sich nicht an einem Hof einfinden, der die päpstliche Regierung gestürzt und den Papst gefangen genommen hatte. Leider dachten nicht alle Cardinäle ebenso; einige handelten anders. Aus Furcht, wie man sich denken kann, nahmen sie Einladungen zu Festen, Versammlungen und Diners an und machten Besuche; dies machte meine mit der ihren im Widerspruche stehende Handlungsweise noch schwieriger und gefährlicher, und zwar um so mehr, als ich von Jedermann gekannt und beobachtet wurde, was bei den Meisten der Andern nicht der Fall war.

Ich hatte also seit meiner Ankunft den Minister Fouché nicht wieder gesehen. An diesem Abende nun, als wir auf das Erscheinen des Herrscherpaares warteten, näherte er sich mir, nahm mich bei der Hand und führte mich in eine Nische des Saals. Dann sagte er mir mit theilnehmender Herzlichkeit: „Ist es wahr, daß sich mehrere Cardinäle weigern, an den Trauungsfeierlichkeiten des Kaisers Antheil zu nehmen?"

Auf diese Frage schwieg ich, denn ich hatte keine

Antwort darauf und wollte vor Allem Niemanden nennen. Er aber fuhr fort: „Mein verehrter Herr Cardinal, wissen Sie denn nicht, daß ich in meiner Eigenschaft als Polizei-Minister auf's Bestimmteste von dem unterrichtet sein muß, was ich frage? Meine Frage ist also nur eine Artigkeit."

Auf diese Art gezwungen zu antworten, sagte ich, daß ich wirklich nicht wisse, wie viele und welche dies vor hätten, daß aber er, Fouché, mit einem von diesen spräche. Da rief er: „Ach, was sagen Sie? Der Kaiser sprach mir diesen Morgen davon, und in seinem Zorne nannte er ihren Namen; ich aber versicherte ihn, daß bezüglich Ihrer Person eine solche Vermuthung nicht einmal als wahrscheinlich angenommen werden könne."

Ich entgegnete ihm, daß es wahr, vollkommen wahr sei. Er stellte mir die gefährlichen Folgen einer solchen Handlungsweise vor Augen, welche den Staat, die Person des Kaisers selbst, sowie die Thronfolge so nahe berühre und den Böswilligen so mächtigen Vorschub leiste. Er machte alle erdenklichen Versuche um mich zu bewegen, die Andern zum Erscheinen zu überreden, oder, nachdem ich ihm zu wiederholten Malen versicherte, daß dies unmöglich sei, wenigstens selbst zu erscheinen. Er ließ mich fühlen, daß es am schlimmsten sei, wenn ich unter denjenigen wäre, die sich weigerten bei der Trauung zu erscheinen; denn, sagte er „nach dem Concordate und nachdem Sie so lange erster Minister gewesen, sind Sie eine zu hervorragende Persönlichkeit." Er berief sich noch auf persönliche Vorzüge, die er in mir entdeckt haben wollte, die aber sicherlich nicht existirten.

Ich blieb standhaft und antwortete auf Alles. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, die uns trotz der äußersten Gefahren zwängen, diesen Weg einzuschlagen, und versicherte ihn, daß die Erfüllung meiner Pflichten

dasjenige sei, was ich vor Allem im Auge haben wolle und müsse. Dabei verhehlte ich ihm nicht, was wir gethan, um die Oeffentlichkeit eines solchen Anstoßes zu vermeiden; ich theilte ihm unsere Bitte, nicht eingeladen zu werden, mit, eine Bitte, die leider unerhört blieb.

Es wäre zu lang, wollte ich all' die Worte wiederholen, die in dieser endlosen Besprechung gewechselt wurden, und die mir den Angstschweiß auf die Stirne trieben. Er ließ sich nicht überzeugen und schloß die Unterredung mit der Versicherung, daß, wenn wir denn der Civil-Ehe nicht anwohnen wollten, dies, wenn auch ungern gesehen, doch kein so großes Aufsehen erregen würde; daß wir aber, wenn wir die Dinge nicht auf's Aeußerste ankommen lassen wollten, bei der kirchlichen Trauung nothwendiger Weise erscheinen müßten; zuletzt bat er mich, meine Collegen davon zu unterrichten.

Er erhielt sogleich eine verneinende Antwort, mit Ausnahme auf sein Gesuch um Mittheilung an die übrigen Cardinäle, eine Mittheilung, die ich treulichst machte.

Unser Zwiegespräch ward durch das Erscheinen des Herrscherpaares, dem wir alle vorgestellt werden sollten, unterbrochen. Bei ihrem Eintritte eilten wir jeder an seinen Platz. Der Kaiser führte die neue Kaiserin an der Hand und stellte ihr Jedermann vor, wie man der Reihe nach folgte. Als er an die Stelle kam, wo wir standen, rief er: „Ah! die Cardinäle!" Dann stellte er uns, Jeden einzeln, mit viel Liebenswürdigkeit und Artigkeit vor, nannte jeden bei seinem Namen und wußte von Manchem einige Besonderheiten zu sagen, so z. B. sagte er bei mir: „Dieser hat das Concordat gemacht."

Später erfuhr man, daß er durch diese Liebenswürdigkeit die widerspenstigen Cardinäle für seine Wünsche gewinnen wollte. Wir antworteten alle durch eine Verbeugung ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem er die

Reihe auf unserer Seite hinabgeschritten war, wandte er sich zu den Großen des Reichs, zu den Ministern, und verließ endlich die Säle, um sich in's Theater zu begeben. Wir kehrten nach Paris zurück, wo sich die 13 beim Cardinal Mattei versammelten; ich erzählte ihnen, was mir der Minister Fouché gesagt hatte. Meine Worte, obgleich sie die allgemeine Trauer vermehrten, änderten in Nichts unsern Entschluß.

Am darauf folgenden Tage, es war Sonntag, wurde die bürgerliche Trauung in St. Cloud gefeiert. Die 13 erschienen nicht. Von den 14 oben genannten Andern wohnten 11 dieser Festlichkeit bei nämlich: die Cardinäle Joseph Doria, Anton Doria, Roverella, Vincenti, Zondadari, Spina, Caselli, Fabritius Ruffo, Albani, Erskine und Maury. Der Cardinal Fesch war der 12. Der Cardinal de Bayane war krank und konnte nicht erscheinen. Die Cardinäle Despuig und Dugnani schützten Krankheit als Entschuldigung vor. Alle 3 erklärten dem Cardinal Fesch schriftlich, daß sie nicht nach St. Cloud kommen könnten. Dies geschah am Sonntag.

Am Montag den 2. April war der große Tag des feierlichen Einzugs des Kaisers und der neuen Kaiserin in Paris, um die kirchliche Trauung in der Kapelle der Tuilerien vollziehen zu lassen.

Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß Fouché's Worte in St. Cloud die 13 Cardinäle erschüttert haben, und sie veranlassen würden, bei der kirchlichen Trauung zu erscheinen, wenn sie gleichwohl bei der bürgerlichen Ehe wegblieben. Es wurden also Stühle für das ganze hl. Collegium hergerichtet, obgleich die 13 bei der bürgerlichen Ehe nicht anwesend waren.

Als die Entscheidungsstunde schlug und als man sah, daß wir zur Feierlichkeit nicht erscheinen würden, ließ man schleunigst die leeren Stühle entfernen, damit

unsere Abwesenheit dem Publikum nicht allzu augenfällig werde.

Zwölf Cardinäle mit Einschluß des celebrirenden Cardinals Fesch wohnten der kirchlichen Vermählungsfeier an; es waren dieselben oben Genannten mit Einschluß des Cardinals de Bayane. Seine schlechte Gesundheit hatte ihm nicht erlaubt, sich bei der bürgerlichen Trauung einzufinden; er überwand seine Schwerzen, begab sich in die Kapelle und wohnte der Feierlichkeit bei. Der Cardinal Erskine, seit langer Zeit sehr leidend, hatte sich Tags zuvor nach St. Cloud begeben, obgleich er, wie man zu sagen pflegt, schon mit einem Fuße im Grabe stand. Am folgenden Morgen raffte er sich nochmals empor um sich nach den Tuilerien zu verfügen, aber zwei Ohnmachten hielten ihn mit Gewalt in seinem Hotel zurück. Die beiden andern Cardinäle, Dugnani und Despuig entschuldigten sich auch diesesmal mit ihrer leidenden Gesundheit und wohnten der kirchlichen Trauung nicht an. Alle drei schrieben auch an diesem Tage an den Cardinal Fesch und theilten ihm ihre Krankheit mit, die sie zu erscheinen abhielte. Sie galten also für anwesend, da ihre Abwesenheit keine freiwillige war. Sie reclamirten weder, noch vertheidigten sie sich gegen eine solche Beschuldigung; sie behaupteten sogar, daß man sich hätte einfinden sollen und müssen. Während der Feier der Civil-Ehe sowohl als der kirchlichen Trauung verließen die 13 Cardinäle, die sich dabei nicht eingefunden hatten, keinen Augenblick ihre Wohnung, nicht einmal während der Nacht. Sie versagten sich das Vergnügen, die großartigen Feste und Beleuchtungen, die an diesen beiden Tagen und am Abende stattfanden, zu besichtigen. Der Anstand gebot diese Zurückhaltung; übrigens kann man sich leicht denken, daß sie sich mit ganz andern Dingen beschäftigten.

In diesen denkwürdigen Stunden empfanden sie bei dem Gedanken des wichtigen Schrittes, den sie gethan und der daraus entspringenden Folgen, tödtliche Angst. Während dieser ganzen Zeit erfuhren sie nicht das Geringste über den Eindruck, den ihre Abwesenheit auf das Gemüth des Kaisers hervorgebracht hatte; denn, wie erwähnt, sie verließen ihre Gemächer nicht und Niemand wagte es, sie zu besuchen.

Als Napoleon in die Kapelle trat, richtete er vor Allem den Blick auf die für die Cardinäle reservirten Plätze. Als er nur 11 sah (der Cardinal Fesch celebrirte und stand am Altare), sprühten seine Augen auf eine solche Weise und sein Gesicht nahm einen solchen Ausdruck von Zorn und Wildheit an, daß diejenigen, welche ihn beobachteten, das Verderben aller abwesenden Kirchenfürsten voraussagten. Dieselben theilten uns ihre Besorgnisse mit, und wir werden sogleich erfahren, daß sie sich nicht getäuscht hatten.

Der folgende Tag war für die 4. Einladung bestimmt; nämlich für die Huldigung der auf ihren Thronen sitzenden Souveraine. Da unter den 13 ausgemacht worden war dieser Feierlichkeit anzuwohnen, erschienen sie. In der Einladung hieß es, daß man in großer Gala, also die Cardinäle mit dem Purpur angethan, zu erscheinen habe. Jeder von uns verfügte sich zur vorgeschriebenen Stunde nach den Tuilerien. Zwei Stunden warteten wir in den an den Thronsaal anstoßenden Gemächern, wo sich der Kaiser mit der Erzherzogin, umgeben von Königen, Fürsten und hohen Würdenträgern befand. In diesen Gemächern befanden sich die Cardinäle, der Senat, der gesetzgebende Körper, die Bischöfe, die Minister und andere Staatskörper, die Kammerherrn, die Palastdamen u. s. w. Wir trafen mit unsern Collegen, die der bürgerlichen und kirchlichen Trauung angewohnt hatten, zusammen. Weder

die Einen noch die Andern sprachen ein Wort über diese Angelegenheit.

Alle Anwesenden waren durcheinander und warteten auf den Augenblick des Eintritts. Endlich öffnete sich die Thüre und das Defilé begann. Den Senatoren war der Vorrang vor den Cardinälen eingeräumt und sie wurden zuerst eingelassen. Der Cardinal Fesch als Senator — ich kann in dieser Schrift nichts verschweigen, was zur Steuer der Wahrheit nothwendiger Weise gesagt werden muß — beging den Fehler, mit den Senatoren, statt mit den Cardinälen zu gehen. Er zog also dieses weltliche Collegium jenem vor, dem er durch seine Würde, sein Alter und seine Eide viel enger verbunden war. Das Beispiel unserer Collegen, die ebenfalls Senatoren, es vorzogen, sich diesem Collegium nicht anzuschließen, sondern demjenigen, dem sie seit lange angehörten, machte keinen Eindruck auf ihn. Nach dem Senate kam noch der Staatsrath vor den Cardinälen. Sogar der gesetzgebende Körper erhielt den Vortritt vor uns. Während diese zahlreichen Personen der Reihe nach eintraten und während die Cardinäle ohne die geringste Rücksicht auf ihre Würde unter den großen Haufen geworfen, diese Demüthigung still verwanden und warteten, bis sie der Waffenherold oder der Ceremonienmeister, der an der Thüre stand, endlich aufriefe, stürzte plötzlich ein Offizier mit einem Auftrage des Kaisers aus dem Thronsaale heraus. Se. Majestät hatte ihn vor die Stufen des Thrones, auf dem sie saß, gerufen und ihm befohlen, in das Vorzimmer zu gehen und alle Cardinäle, die der Vermählungsfeier nicht angewohnt hatten, hinauszuschicken, da er sie keines Empfanges würdige. Der Offizier, im Begriff den Thronsaal zu verlassen, wurde vom Kaiser zurückgerufen, der, plötzlich seinen Befehl ändernd, ihm auftrug, nur den Cardinälen Opizzoni und Consalvi die Thüre zu weisen.

Der Offizier faßte diesen zweiten Auftrag nicht richtig auf und glaubte, der Kaiser habe nebst der Ausweisung der 13 Cardinäle verlangt, daß die beiden bezeichneten Cardinäle besonders namhaft gemacht würden. Er handelte also demgemäß. Eine solche Ausweisung von 13 Cardinälen, im großen Purpur, ausgeführt an einem so öffentlichen Orte, Angesichts Aller und auf eine so schmachvolle Weise läßt sich leichter denken als beschreiben. Aller Augen waren auf die Cardinäle gerichtet, denen man die Thüre wies; auf diese Art mußten sie die Vorzimmer und Säle, alle mit Menschen angefüllt, bis zum letzten Vorzimmer und zum großen Vorplatze durchschreiten. Ihre Wagen waren in der allgemeinen Verwirrung verschwunden; sie kehrten in ihre Wohnungen zurück, voll von den Gedanken, die ein solches Ereigniß in ihrer Seele hervorrufen mußte.

Die Cardinäle, welche den Vermählungsfeierlichkeiten angewohnt hatten, blieben im Vorzimmer und mußten noch die Demüthigung erdulden, daß — ich weiß nicht ob aus Versehen oder aus Auftrag, um das Collegium, dem sie angehörten, zu erniedrigen — den Ministern des Kaisers vor ihnen der Zutritt eingeräumt wurde, obgleich den Cardinälen sogar nach dem französischen Ceremoniel der Vorrang vor denselben gebührte. Auf diese Art verletzte man mit einem Schlage die Gerechtigkeit, die Sitte, und das Herkommen, welches ihnen den Vorrang vor den hohen Würdenträgern und vor den Nachgebornen der regierenden Häuser einräumte. Endlich, nachdem die Reihe an sie kam, wurden sie eingeführt. Die Handlung bestand darin, daß Einer nach dem Andern langsam eintrat, vor den Stufen des Thrones stehen blieb, eine tiefe Verbeugung machte und bei der Thüre des entgegengesetzten Saales wieder hinausging. Während die Cardinäle Einzeln hereintraten und sich ehrerbietigst verneigten, äußerte

der Kaiser von seinem Throne herab theils zur Kaiserin, theils zu den Würdenträgern, theils zu den ihn umstehenden Fürsten in der höchsten Aufregung und im größten Zorne die schrecklichsten Dinge gegen die abwesenden Cardinäle, oder, genauer gesagt, gegen zwei derselben, mit dem Beisatze, daß er den Andern vergeben könne, weil er sie für mit Vorurtheilen erfüllte Theologen halte, die deßwegen so gehandelt hätten; daß er aber den Cardinälen Opizzoni und Consalvi nie vergeben könne; der Erstere sei ein Undankbarer, denn er verdanke ihm das Erzbisthum Bologna und den Cardinalshut; der Zweite sei der Schuldbeladenste des ganzen hl. Collegiums, denn er habe nicht aus theologischen Vorurtheilen, die er nicht kenne, so gehandelt, sondern aus Haß, Feindseligkeit und Rache gegen ihn, Napoleon, weil er ihn vom Ministerium gestürzt habe; dieser Cardinal habe einen seltenen außerordentlichen diplomatischen Scharfblick — wenigstens sagte es der Kaiser — er habe ihm eine politische Falle, die tiefst ausgedachte von allen, gelegt, indem er seinen Erben das größte Hinderniß zur Thronfolge, das der Illegitimität, entgegenstelle.

Indem er sich durch die Heftigkeit seiner Ausdrücke immer mehr zum Zorne entflammte, häufte er so große Vorwürfe gegen mich, daß meine Freunde auf's Höchste bestürzt wurden und mich früh oder spät für verloren hielten, so schwarz und schrecklich waren die Farben, mit denen der Kaiser diese Handlung und mein ganzes früheres pflichtgetreues Verhalten schilderte.

Dieser Zorn Napoleons war so tief gewurzelt, daß er in der ersten Aufwallung, als er aus der Kapelle trat, am Tage seiner kirchlichen Trauung den Befehl erließ, 3 der abwesenden Cardinäle, Opizzoni, Consalvi und einen dritten, dessen Namen man nicht mit Sicherheit erfuhr, erschießen zu lassen; wahrscheinlich meinte er Litta

oder di Pietro. Später beschränkte er den Befehl auf einen, Consalvi. Ich glaube, daß ich die Nicht-Ausführung dieses Beschlusses der Freundschaft des Ministers Fouché verdankte, der den Kaiser von seinem Entschlusse abbrachte. Man kann sich die Aufregnng der 13 am Dienstag Abend und am Mittwoch denken, sowohl wegen der Zurückweisung als wegen der Nachricht über die Handlungen und Aeußerungen des Kaisers. Am Mittwoch Abend erfuhren Einige von Uns, daß man noch am selben Tage von dem Cardinal Opizzoni und von Einigen der 13, die Bischöfe waren, den Rücktritt von ihren Bischofssitzen im Auftrage des Kaisers verlangt hatte. Man drohte ihnen mit Gefängniß, wenn sie die Erklärung nicht sofort abgäben; sie gaben sie daher, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß der Papst sie annähme. Um 8 Uhr erhielt jeder von uns ein kurzes Billet vom Cultus-Minister, in dem uns angezeigt wurde, wir hätten uns exakt um 9 Uhr bei diesem hohen Beamten einzufinden, um die Befehle des Kaisers zu empfangen.

Wir erschienen Alle, der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege, erstaunt, unvorbereitet, voll Furcht ohne im Allgemeinen recht zu wissen, was wir fürchten sollten. Wir trafen fast Alle zugleich im Vorzimmer des Ministers zusammen, von wo aus man uns in sein Cabinet führte. Er befand sich daselbst mit dem Polizei-Minister. Fouché sagte, er sei zufälliger Weise da; aber man begriff leicht, daß dem nicht so war. Wahr aber ist, daß beide sehr betrübt schienen über den Auftrag, den sie zu vollziehen hatten. Sobald mich Fouché sah, rief er: „Ach, Herr Cardinal, ich habe Ihnen vorher gesagt, daß die Folgen schrecklich sein würden. Am Meisten schmerzt mich, daß Sie Sich darunter befinden.“ Ich dankte ihm für die bewiesene Theilnahme und antwortete, ich sei auf alles vorbereitet. Nachdem wir uns im Kreise niedergesetzt

hatten, begann der Cultus-Minister mit einer langen Anrede, die von den Wenigsten verstanden wurde, denn von den 13 waren kaum 3 der französischen Sprache mächtig. Im Wesentlichen sagte er uns: wir hätten ein Staatsverbrechen begangen, wir seien eines Majestäts-Verbrechens schuldig, indem wir gegen den Kaiser complottirt hätten; der Beweis liege in dem Geheimniß, das wir ihm und den andern Cardinälen gegenüber, die sich bei den Feierlichkeiten eingefunden, beobachtet hätten; wir hätten uns ihm, dem Cultus-Minister, entdecken sollen, weil er in seiner Stellung unser Vorgesetzter sei; das Geheimniß, in das wir uns eingehüllt, bewiese die Böswilligkeit unserer Absichten und unsere Verschwörung gegen den Kaiser; wir hätten über die Irrthümlichkeit unserer Anschauungen in Betreff des angeblichen ausschließlichen Rechts des Papstes in Ehe-Sachen der Souveraine keine Aufklärung gewollt; hätten wir ehrlich handeln wollen und wäre diese irrthümliche Anschauung der wahre Grund unseres Benehmens gewesen, so hätten wir versucht, uns eines Bessern belehren zu lassen; dieß wäre ihm und den Andern leicht und mit Erfolg gelungen, wenn wir uns hierüber mit ihm und den Andern hätten in's Benehmen setzen wollen; unser Verbrechen hätte sehr schwere Folgen für die öffentliche Ruhe nach sich ziehen können, wenn der Kaiser nicht durch seine überwältigende Macht jede Ruhestörung zu verhindern im Stande wäre; wir hätten durch unsere Handlungsweise versucht die Rechtmäßigkeit der Thronfolge in Frage zu stellen. Er schloß mit der Erklärung, daß der Kaiser und König, nachdem er uns für Rebellen und Complottanten ansehe, uns eröffnen zu lassen beschlossen habe: 1) daß wir von jetzt an unserer Güter, sowohl kirchlicher als ererbter, beraubt und daß die Maßnahmen für die Sequestrirung derselben schon getroffen seien; 2) daß uns Se. Majestät nicht mehr als Cardinäle ansehe und

uns verbiete die Abzeichen dieser Würde zu tragen; 3) daß sich Se. Majestät das Recht, über unsere Personen zu verfügen, vorbehalte. Hiemit ließ er uns merken, daß gegen Einige eine strafrechtliche Untersuchung angestrebt werden würde. — Als er geendet, ergriff ich das Wort und antwortete, daß wir fälschlich des Complotts und der Rebellion, Verbrechen, unwürdig des Purpurs und unseres persönlichen Charaktes, angeklagt seien; daß unsere Handlungsweise eine höchst einfache und ganz offene gewesen sei; daß es falsch sei, daß wir vor unsern Collegen, die den Feierlichkeiten beiwohnten, ein Geheimniß von unserer Anschauungsweise gemacht hätten; daß wir sie hievon verständigt hätten, aber mit der nothwendigen Zurückhaltung um uns gegen den Vorwurf zu schützen, als suchten wir Proselyten für die Zahl der Nichterscheinenden zu machen; daß man uns, wenn wir aller Klugheit ungeachtet so behandelt würden, noch viel größere Vorwürfe machen würde, wenn wir diejenigen, die einer gegentheiligen Ansicht waren, für unsere Meinung hätten gewinnen wollen; daß keiner derselben mit gutem Gewissen leugnen könne, daß wir ihm unsere Anschauungsweise und die hiezu veranlassenden Beweggründe nicht mitgetheilt hätten; daß es zwar wahr sei, daß wir dem Cultus-Minister keine Mittheilung gemacht hätten, daß wir aber zum Cardinal Fesch gegangen seien, mit dem wir als unserm Collegen und als Onkel des Kaisers mit mehr Freiheit und weniger Aufsehen sprechen zu können glaubten, eben um die Sache geheim halten zu können; daß ihm der Aelteste von uns umständlich und aufrichtig unsern Entschluß anvertraut habe; daß wir ihm den Ausweg angegeben hätten jedes Aufsehen zu vermeiden, indem wir ihn baten vom Kaiser zu erwirken, daß er uns nicht einlade, und sich mit dem Erscheinen derjenigen begnüge, welche anderer Ansicht als wir seien, daß man aber diesen Ausweg nicht angenommen

habe. Ich konnte mich der Bemerkung nicht erwähren, daß es eine neue Art von Verschwörung sei, wenn man zuerst den Onkel desjenigen, gegen den man im Verdacht stehe, Intriguen zu schmieden, von dem Complotte in Kenntniß setze und diesen selben Onkel bäte es seinem Neffen mitzutheilen. Endlich fügte ich hinzu, daß wir uns an denjenigen gewandt hätten, der bei dem Handel betheiligt, besser als irgend Jemand in der Lage gewesen wäre uns aufzuklären, wenn seine Gründe stichhaltiger als die unsern gewesen wären, und schloß mit den Worten, daß es Sr. Majestät freistünde, nach ihrem Belieben mit uns zu verfahren; daß wir aber, ihre Befehle hochachtend, nichtsdestoweniger nicht zugeben könnten, daß man uns des angedichteten Verbrechens der Rebellion und des Complottes für schuldig erkenne.

Ungefähr auf dieselbe Weise äußerten sich nach mir die Cardinäle Litta und della Somaglia. Alle Andern schwiegen, denn sie verstanden die französische Sprache nicht, und konnten sich noch viel weniger in derselben ausdrücken. Die beiden Minister waren über unsere Antworten erschüttert, und da sie, schon vorher über das Ereigniß betrübt, wünschten, die Sache möchte, wie es übrigens die Politik gebot, gütlich beigelegt werden, äußerten sie, wenn der Kaiser diese Worte gehört, so hätte man hoffen dürfen, daß er der Stimme der Gnade Gehör schenken würde. Wir entgegneten, daß sie ermächtigt seien, sie ihm mitzutheilen. Die beiden Minister erwiederten, daß Napoleon ihrem Vortrag keinen Glauben schenken würde, daß er das Ganze als ein Palliativ, erdacht um ihn zu beruhigen, betrachten würde; daß wir aber, wenn unsere Behauptung auf Wahrheit gegründet sei, ihm schreiben sollten, was jedenfalls von mehr Wirkung sein würde.

Wir erklärten, daß wir keinen Anstand nähmen der

Wahrheit Zeugniß zu geben. Hierauf äußerten die Minister, daß wir in unserm Briefe füglich behaupten dürften, nicht complottirt zu haben, uns weder einer Empörung oder einer ähnlichen Handlungsweise schuldig gemacht zu haben; daß wir aber das Motiv unseres Wegbleibens nicht berühren dürften, indem es von Belang sei, auf die Umgehung des Papstes in dieser Angelegenheit nicht zurückzukommen; denn diese Umgehung sei es eben, die so sehr erzürne und die zu den Folgerungen Veranlassung gebe, die gegen die neue Heirath und die zukünftige Nachkommenschaft gemacht werden; in unserm Briefe sollten wir also einen gleichgültigen Beweggrund anführen z. B. Krankheit, die Schwierigkeit rechtzeitig einzutreffen wegen der großen Menschenmenge oder sonstige allgemeine Entschuldigungen.

Wir entgegneten, daß wir diese Ausflucht nicht anwenden könnten; daß wir alle entschlossen seien der Wahrheit um jeden Preis Zeugniß zu geben; daß wir unserer Pflicht und unserm Eide in Bezug auf die Wahrung der Rechte des hl. Stuhls nichts vergeben wollten; diese Pflicht der Vertheidigung gebiete die Anführung des wahren Motivs unserer Handlungsweise mit Ausschluß jedes andern; daß wir die angeblichen Folgen der Darstellung unseres eigentlichen Beweggrundes nicht in Betracht zögen; daß wir auf diese Möglichkeiten gar nicht eingingen, indem wir uns überhapt nicht zu Richtern in dieser Angelegenheit aufwerfen wollten; daß wir aber die Angabe des wahren Grundes unseres Fernbleibens nicht beschönigen könnten.

Die Minister, welche die Verurtheilung unschuldiger Menschen (denn als solche mußten sie uns anerkennen) schmerzte, und die eine Vereinigung der Sache wünschten, um den Kaiser zufrieden zu stellen und die schon getroffnen Maßregeln rückgängig zu machen, schlugen verschiedene

Formulare vor. Einer von ihnen war sogar erbötig die passenden Ausdrucksweisen zur Vereinigung beider Theile zu finden.

Mit dieser Aeußerung setzte er sich an den Schreibtisch und entwarf Concepte von Phrasen und Vorschlägen, die man als Chablone für den Brief an den Kaiser hätte annehmen und benützen können. Aber nun geschah, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn Mehrere beisammen sind; es ist eben unmöglich, daß mehrere Menschen die gleichen Ansichten über eine Sache vom selben Gesichtspunkte aus im ersten Augenblicke gewinnen.

Einer der Unserigen, der die Geistesgegenwart einen Augenblick verlor, nahm die vorgeschlagenen Formulare an und beging sogar die Unklugheit sie abzuschreiben um sich so leichter Rechenschaft geben zu können über den Unterschied derselben mit jenem Formulare, das bei ruhigerer Ueberlegung und nach gemeinschaftlicher Berathung angenommen und abgeschrieben werden würde, um es dem Kaiser zu unterbreiten.

Da mehrere Cardinäle nicht verstanden, was man sagte und that — sie waren, wie erwähnt, der französischen Sprache nicht mächtig — und auf Befragen nur mangelhafte und unklare Aufklärungen erhielten, so gaben sie auf die Anwesenheit der Minister keine Acht mehr.

Sie sprachen offen darüber wie sie die Angelegenheit ansähen, und wurden so die hauptsächlichsten Gegner der vor wenigen Minuten aufgesetzten Entwürfe.

Mit einem Worte, es war dies eine traurige Viertelstunde. Da die Minister darauf bestanden, daß der Brief an Se. Majestät sogleich, in gegenwärtiger Sitzung, aufgesetzt und unterschrieben werden sollte, weil sie denselben am folgenden Morgen gelegentlich der Berichterstattung über den Vollzug seiner Befehle, nämlich über die uns gemachten Mittheilungen, übergeben müßten, liefen wir

Gefahr, unsere Namen unter eine Urkunde zu setzen, mit der wir vielleicht nicht einverstanden wären, wenn wir sie bei ruhiger Gemüthsstimmung und nach diesem schrecklichen Auftritte wieder lesen würden.

Um eine so große Gefahr zu vermeiden, brachte ich den Ministern auf geschickte Weise bei, daß viele unter uns der französischen Sprache nicht mächtig seien, daß man ein solches Schreiben nicht unvorbereitet machen könne; daß man vor Allem die verschiedenen Ansichten kennen müsse und daß man deßwegen den Brief am folgenden Morgen schreiben wolle. Die Minister entgegneten, daß dies nicht möglich sei, weil sie selbst in der Frühe dem in St. Cloud weilenden Kaiser Bericht erstatten müßten, da er gegen Mittag seine Reise nach St. Quentin und den Niederlanden antrete.

Sie drangen also darauf, daß die Schrift sogleich abgefaßt würde. Einige von uns, welche die Gefahr dieses Drängens nicht erkannten, willigten ein. Ich begriff jetzt, daß es von größtem Belange sei, sobald als möglich dieses offizielle Gemach zu verlassen und an einen Ort zu kommen, wo man sich mit Ruhe und Ueberlegung besprechen könne; deßwegen machte ich den Ministern den Vorschlag zu gestatten, daß wir uns in das nahe gelegene Haus unseres Decans zurückziehen dürften. Ich versprach ihnen, daß wir noch in dieser Nacht den Brief aufsetzen würden und daß er mit Tages Anbruch dem Cultus-Minister zugestellt werden würde; er war in dieser Angelegenheit die Hauptperson und vom Kaiser mit dem Vollzuge seiner Befehle betraut.

Glücklicher Weise wurden die von mir vorgebrachten Gründe gutgeheißen. Damit unserm Abtreten kein Hinderniß in den Weg gelegt würde, machte ich die Unkenntniß der französischen Sprache, die bei Mehreren, ja selbst bei den Meisten notorisch war, geltend. Diese Unkenntniß

verursache, wiederholte ich immer wieder, einen bedeutenden Zeitverlust, weil man sich über die zu wählenden Ausdrücke erst verständigen müsse. Endlich gelang es mir, uns aus dieser fatalen Lage zu befreien, und wir versammelten uns Alle beim Cardinal Mattei, der in der Nähe wohnte. Es war 11 Uhr Nachts als wir den Minister verließen.

Bei der Verabschiedung von ihm beging man die Unklugheit zu sagen, daß die von den Ministern angedeuteten Aeußerungen treulich abgeschrieben worden seien — es wäre ein Unglück gewesen, wenn man sich dieser Aeußerungen im Briefe bedient hätte.

Als wir in der Wohnung des Cardinals Mattei angekommen waren, wo wir ohne Scheu reden konnten, beeilte ich mich, die Unschicklichkeit — um nicht strenger zu urtheilen — die man durch die Unterschrift dieser Formulare begangen hätte, darzustellen, und machte denjenigen, die der Sprache unkundig waren, die Tragweite dieser Worte begreiflich.

Alle waren sofort der Ansicht, daß in dem Schreiben nichts gesagt werden dürfe, was im Widerspruche mit unserer Pflicht stünde oder der Sachlage nicht vollkommen entspreche. Man kam überein, daß die Wahrheit ihrem ganzen Umfange nach gesagt, und nur das nicht Nothwendige weggelassen werden solle. Nun war aber der Unterschied zwischen unserm auf solche Weise abgefaßten Briefe und den von den Ministern entworfenen Formularen zu fürchten. Darin lag die unüberwindliche Schwierigkeit; denn die Ausrede, daß wir uns ihrer Worte nicht mehr genau erinnert hätten, war nicht mehr möglich, weil Einer von uns den Fehler begangen hatte, Abschrift davon zu nehmen.

Wir verhehlten uns nicht, daß die Minister und der Kaiser erzürnt sein würden, wenn sie bemerkten, daß wir ihren Rath nicht befolgt hätten. Wir wußten, daß der

Minister der Polizei Sr. Majestät vor dem Cultus-Minister sehen würde, daß er ihm über unsere Abend-Unterredung Mittheilung machen und ihm, um sich zu empfehlen, ankündigen würde, daß unser Brief nach ihren Angaben abgefaßt worden sei. Dieser unselige Zwischenfall mußte den Zorn des Kaisers, der einen ganz andern Brief als den welchen er erhielt, erwartete, noch mehr steigern. Dieser Erwägungen ungeachtet, behielt doch der thatkräftige Wille, unserer Pflicht nicht untreu zu werden, und nichts zu unternehmen, was unserm Gewissen zuwider liefe, in unserm Herzen die Oberhand. Dennoch war man, wie es die Klugheit forderte, auf's Eifrigste bestrebt, sich von der Ansicht der Minister so wenig als möglich zu entfernen, soweit es nur mit der Wahrheit vereinbar blieb.

Gestützt auf diese Grundsätze setzten wir nun alle zusammen ein Schreiben auf, bei dem jedes Wort einzeln abgewogen wurde, was volle fünf Stunden Zeit in Anspruch nahm. Wir sagten in diesem Briefe, daß wir von dem Minister Sr. Majestät in Kenntniß gesetzt worden seien, wie man uns des Complots und der Empörung angeklagt habe; daß uns eine solche Beschuldigung tief schmerze, da sie mit unserer Würde und unserm Charakter unverträglich sei; daß wir uns deßwegen für verpflichtet hielten, unsere Gefühle Sr. Majestät mit jener Offenheit und Energie kund zu geben, welche die Sachlage selbst erforderte.

Dieser Anfang verlieh unserm Briefe die Form einer ausschließlichen Entgegnung auf gemachte Beschuldigungen; wir bewiesen dadurch, daß dessen einziger Zweck der sei: uns von dem Vorwurfe der Empörung und des Verraths rein zu waschen. Somit erklärten wir, daß unter den Cardinälen nie ein Complot bestanden habe; daß unser Verhalten der Ausdruck unserer eignen Gefühle gewesen

sei, die wir höchstens in vertraulichen Unterredungen bekannt gegeben hätten; daß die wahre Ursache unserer Abwesenheit der Gedanke, den Papst in dieser Angelegenheit ausgeschlossen zu wissen, gewesen sei; wir hätten uns aber deßwegen nicht als Richter in dieser Sache aufwerfen, noch viel weniger Zweifel über die Gültigkeit der ersten Ehe oder über die Rechtmäßigkeit der allenfallsigen Nachkommenschaft aus der zweiten im Publikum ausstreuen wollen; es erübrige uns daher nur, Se. Majestät von unserer Unterwürfigkeit und unserm Gehorsam zu überzeugen. Niemand dachte im Entferntesten daran, in diesem Briefe auch nur ein Wort über die Wiedererlangung unseres Vermögens oder über die Erlaubniß, den Purpur wieder anlegen zu dürfen, fallen zu lassen. Wir unterzeichneten alle 13, nach der Reihe des Alters; um 4 Uhr trennten wir uns, und jeder kehrte in seine Wohnung zurück.

Der Cardinal Litta, der beim Cardinal Mattei wohnte, überreichte unser Dokument dem Cultus-Minister, da Mattei nicht französisch und der Minister nicht italienisch verstand.

Der Minister erklärte sich mit dem Inhalte des Briefes, nachdem er ihn gelesen, einverstanden. Er versicherte, denselben dem Kaiser in St. Cloud überreichen und uns am Abende die Antwort Sr. Majestät bekannt geben zu wollen. Am Abende erhielten wir alle ein kurzes Schreiben des Ministers, worin er uns mittheilte, daß ihn der Polizei-Minister, der ihm nach St. Cloud vorausgeeilt sei, bei seiner Rückkunft benachrichtigt habe, daß der Kaiser seine Abreise beschleunigt und in Folge dessen die Audienz nicht habe stattfinden können. Dabei bemerkte der Cultus-Minister, daß es nicht in seiner Macht läge, die uns am Abende vorher bekannt gegebenen allerhöchsten Befehle in suspenso zu lassen.

Mit diesen Worten wollte uns der Minister andeuten, daß wir den erhaltenen Weisungen gemäß handeln und sogleich unsere Abzeichen als Cardinäle ablegen sollten. So wurden wir aus Rothen (rouges) Schwarze (noirs). Dies war auch der Ursprung dieser beiden Namen, die von dieser Zeit an überall gebräuchlich waren, und mit denen man die rothen Cardinäle von den schwarzen Cardinälen unterschied. Unsere Güter wurden sofort sequestrirt, aber auf eine ganz neue Art; denn anstatt die Einkünfte aus unsern Liegenschaften in den Händen der Sequester zu lassen, damit sie, wie dies gewöhnlich ist, Rechenschaft ablegen könnten, ließ man sie in den Staatsschatz fließen.

Der Kaiser ging von St. Quentin nach den Niederlanden und kehrte bald darauf nach Compiègne, oder nach St. Cloud zurück — ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, aber ich glaube, es war nach Compiègne. — Wir blieben in Paris und da wir keine Renten mehr hatten, beeilten wir uns, unsere Miethwagen und Lohndiener zu entlassen und uns mit billigern Wohnungen zu begnügen.

Der Kaiser war, wie gesagt, von den Niederlanden zurückgekehrt und jeder Tag brachte eine andere widersprechende Nachricht. Bald hieß es Se. Majestät hätten den Cultus- und Polizei-Ministern, sowie auch dem Cardinal Fesch die Zurücknahme seiner Befehle gegen uns in Aussicht gestellt. Letzterer sprach sehr zu unsern Gunsten; denn der Unterschied zwischen den Rothen und Schwarzen mißfiel ihm auf's Höchste, weil Letztere viel geachteter und beliebter als Erstere waren. Dann sagte man wieder, Napoleon hätte sich auf eine Weise geäußert, die nichts für uns hoffen ließe.

Zwei und ein halber Monat waren auf diese Art verstrichen. Am 10. Juni erhielt Jeder von uns ein Schreiben des Cultus-Ministers, worin wir zu einer vorgeschriebenen Stunde bei ihm vorgeladen wurden.

Diese Billete bestimmten verschiedene Stunden, aber jede Stunde war für 2 Cardinäle zugleich festgesetzt. Wir erschienen in der vorgeschriebenen Zeit, ohne zu wissen, warum wir vorgeladen seien. Die erste Stunde — 11 Uhr Vormittags — war für den Cardinal Brancadoro und für mich bestimmt. Ich traf vor ihm ein. Der Minister sagte mir, er habe die unangenehme Pflicht mich in Kenntniß setzen zu müssen, daß ich innerhalb 24 Stunden nach Reims abzureisen hätte, wo ich bis auf Weiteres verbleiben solle; hierauf gab er mir meinen schon im Voraus bereit gehaltenen Paß. Dieselbe Nachricht gab er dem Cardinal Brancadoro, der eintrat als ich heraus kam. Die andern Cardinäle erhielten innerhalb der folgenden Stunden dieselben Weisungen; nur den Ort der Verbannung änderte der Minister.

Der Cardinal Brancadoro und ich waren also für Reims bestimmt; die Cardinäle Mattei und Pignatelli für Rethel; die Cardinäle della Somaglia und Scotti für Mézières; die Cardinäle Saluzzo und Galeffi für Sedan; später internirte man sie in Charleville, weil in Sedan keine Wohnungen waren; die Cardinäle Litta und Ruffo Scilla schickte man nach St. Quentin, den Cardinal di Pietro nach Semur, den Cardinal Gabrielli nach Montbard und den Cardinal Opizzoni nach Saulieu. Diese beiden Letztern wurden bald nachher mit dem Cardinal di Pietro vereint.

Bemerkenswerth ist es, daß man bei dieser Zusammenberufung der Cardinäle eine ganz besondere Aufmerksamkeit darauf verwandte, stets die besten Freunde von einander zu trennen. So trennte man z. B. die Cardinäle Saluzzo und Pignatelli, die seit mehr denn 3 Jahren beisammen wohnten, ebenso die Cardinäle Mattei und Litta, Gabrielli und Brancadoro, welche seit mehreren Monaten unter einem Dache lebten. Letzterer, den ich wegen der Ent-

legenheit unserer respectiven Wohnungen von Allen am wenigsten sah, wurde mir beigegeben, während ich den Cardinal di Pietro, meinen Reisegefährten von Rom nach Paris, verlassen mußte. Mit einem Worte, Jeder erhielt denjenigen als Reisegefährten, mit dem er am Wenigsten näher befreundet war, obgleich alle gute Collegen waren. Der Cultus-Minister bot uns 50 Louisd'ors für die Reise-Auslagen an. Einige nahmen sie an, andere lehnten diesen Beitrag dankend ab. Eben im Begriffe mich an den Ort meiner Bestimmung zu verfügen, wurde ich vor den Minister gerufen. Bei der ersten Vorladung hatte er vergessen, mir diese Summe ausfolgen zu lassen, da bat er mich, sie nachträglich zu nehmen. Ich beeilte mich, ein solches Anerbieten mit freundlichem Danke abzulehnen.

Jeder verfügte sich in das ihm angewiesene Exil. Bald darauf erhielten wir einen Brief vom Cultus-Minister, worin er uns anzeigte, daß monatlich für unsern Unterhalt 250 Frcs. ausgeworfen worden seien. Ich lehnte auch dieses Anerbieten dankbarst ab. Auf eben dieselbe Weise handelten auch die Uebrigen, wie ich glaube.

So wurde diese Angelegenheit bis zur gegenwärtigen Stunde behandelt. Gott allein weiß, was uns die Zukunft vorbehalten hat. Mittlerweile leben wir in unserm Exile, fern von jeder Gesellschaft, wie es unserer Lage, der des hl. Stuhles und des Papstes, unseres Oberhauptes, entsprechend ist. Die rothen Cardinäle sind in Paris geblieben, wo sie, wie man sagt, die große Welt besuchen.

Ich schreibe diese Zeilen in einem kritischen Augenblicke und unter der steten Furcht, überrascht zu werden. Weit entfernt also, daß ich die Zeit hätte, denselben die nothwendige Ausdehnung zu geben, noch weiter entfernt davon, dieselben verbessern und ausfeilen zu können, bin

ich vielmehr gezwungen, die Feder so schnell als möglich niederzulegen und das Geschriebene zu verbergen. Ich habe diese Heiraths-Angelegenheit in andern Memoiren über verschiedene Epochen meines Lebens mit einigen Worten besprochen. Ich habe nicht die Zeit, sie zu vergleichen, glaube aber darauf aufmerksam machen zu sollen, daß sich die beiden Manuscripte in Bezug auf Irrthümer oder Uebersehen, die sich in dem einen oder andern vorfinden möchten, ergänzen dürften. Wenn ich die Gelegenheit dazu habe, werde ich sie vergleichen und die mir nothwendig scheinenden Correcturen vornehmen.

Reims, am Ende des Jahres 1812.

H. Cardinal Consalvi.

Erinnerungen
aus meinem Miniſterium.

Ich schreibe diese Memoiren 11 Jahre nach meinem Eintritte in das Staatssekretariat (am 18. oder 19. März 1800) und 5 Jahre nach meinem Sturze von dieser Stelle (am 17. Juni 1806). Ich schreibe sie inmitten der größten Gefahren und unter dem Drucke beständiger Furcht, überrascht zu werden bei einer Arbeit, die, wenn sie entdeckt würde, mir theuer zu stehen kommen könnte. Angesichts solcher Verhältnisse können diese Memoiren nicht genau sein, noch von Betrachtungen begleitet werden, welche die Thatsachen verlangen. Uebrigens sind meinem Gedächtnisse auch nicht alle Ereignisse gegenwärtig und ich besitze in diesem Augenblicke keine Behelfe, welche demselben als Anhalts- oder Stütz-Punkte dienen könnten. Ich habe nicht einmal jene zur Hand, die schon der Oeffentlichkeit übergeben worden, und die mir in Ermangelung von Aufzeichnungen und Urkunden dienlich sein könnten. Ich schreibe mit einem Worte in der Verbannung, und unter Verhältnissen, die denen gleichen, die ich beschreibe, ich habe daher nicht die nothwendige Zeit, Ruhe, Sicherheit und Freiheit, um mein Manuscript mit den passenden Reflectionen auszustatten. Ich bearbeite dieses Werk in aller Eile, und habe keinen andern Zweck vor Augen als oberflächlich die Ereignisse zu berühren, wie sie mir beim Schreiben in den Sinn kommen, damit

die Spur nicht verloren gehe. Und was ich jetzt schreibe, wird vielleicht eines Tages zum Vortheile oder zur Vertheidigung des hl. Stuhls, dessen Archive geplündert wurden, dienen können. Wenn mir der Himmel das Leben und bessere Zeiten schenkt, so will ich dieser Arbeit jene Vollkommenheit geben, die ich jetzt nicht ausführen kann, sowohl in Bezug auf den Inhalt, als die Form und den Stil.

Dies vorausgesetzt, lege ich sofort Hand an's Werk.

Mein Ministerium war eigentlich die Folge eines Zufalls. Ich war dazumal Auditor der Rota. Nach dem ersten Sturze der päpstlichen Regierung unter Pius VI., und nachdem ich mehrere Monate in der Engelsburg als Gefangener gesessen und sonstige eben so traurige Abenteuer zu bestehen gehabt hatte, die mit meiner Verbannung und mit der Einziehung meines Vermögens endeten, lebte ich in Venedig und wurde von den Cardinälen zum Sekretär des Conclave, das eben eröffnet wurde, erwählt. Der Prälat-Sekretär des Consistoriums und des Conclave war abwesend und bewohnte Rom, wo er zu bleiben beabsichtigte. Nach beendetem Conclave verließ ich dasselbe sogleich, in Folge jener Vorsicht, die während der ganzen Dauer desselben alle meine Schritte leitete.

Ich wünschte und verlangte nichts und machte während der Dauer des Conclave keinem einzigen Cardinale den Hof, um mir eine Stütze bei dem neuen Papste zu schaffen; ich verließ dasselbe noch am nämlichen Tage seiner Beendigung und zog mich in meine Wohnung zurück. Der Gedanke, man könnte mich verdächtigen bei dem Papste, irgend eines Vortheils wegen geblieben zu sein, war mir unerträglich. Der neue Papst, Pius VII. kannte mich kaum, denn der Cardinal-Bischof von Imola wohnte nie in Rom. Während der Dauer des Conclave

habe ich ihn nur sehr selten gesehen, und wie alle Andern nur in den Angelegenheiten meines Amtes, wenn er Vorstand der Ordnung war.

Wenige Stunden nach seiner feierlichen Ernennung verabschiedete ich mich bei ihm und erhielt, wenn auch mit Mißvergnügen, die Erlaubniß, mich in meine Wohnung zurückziehen zu dürfen. Es vergingen 3 oder 4 Tage ohne daß ich ihn gesehen hätte oder auch nur in die Nähe der Insel St. Georges, wo der Papst wohnte, gekommen wäre. Plötzlich und ganz unerwartet ließ der Papst mich rufen — ich dachte an alles Andere eher, als an das, was geschah — er sagte mir, der Cardinal Herzan, Gesandter des Kaisers von Oesterreich, habe von ihm auf eine unbarmherzig heftige Weise die Ernennung des Cardinals Flangini zum Staatssekretär verlangt; wie er, Pius VII., dieses auf keinen Fall thun wolle, daß er aber, um dem kaiserlichen Hofe nicht sofort durch einen barschen Widerspruch zu mißfallen, ausweichend geantwortet und gesagt habe, er brauche keinen Staatssekretär, so lange er seiner Staaten beraubt sei. Der Cardinal Herzan habe entgegnet, daß der Papst nothwendiger Weise Jemand haben müsse zur Behandlung der verschiedenen Geschäfte, und um mit den äußern Höfen in's Benehmen treten zu können; da habe er, der Papst, erwiedert, daß er sich des Prälat-Sekretärs des Conclave bedienen würde; daß er dieses für zweckdienlich halte, weil dieser Prälat die Geschäfte kenne, da er sie während der Zeit der Papstwahl geführt habe. Schließlich eröffnete mir Pius VII., daß er mir noch an demselben Tage das Decret meiner Ernennung als Vice-Staatssekretär zugehen lassen würde und daß ich sofort bei ihm zu wohnen hätte.

Da ich eine alte und wirklich unglückliche Abneigung gegen jede Anstellung empfinde, mit der eine besondere Verantwortlichkeit verknüpft ist, so gebrauchte ich alle

erlaubten Widerstandsmittel — ich gestehe es offenherzig — um mich von einem Amte loszuwinden, das tausenderlei und so schwere Verantwortlichkeiten mit sich führt. Mein Bitten und Flehen war umsonst; ich mußte gehorchen, und zwar um so mehr, als der Befehl mit jener unwiderstehlichen Güte und Milde, die nur Pius VII. eigen war, ertheilt wurde. Ich beschränkte mich auf das Gesuch, mir nicht den Titel Vice-Staatssekretär, sondern Vice-Sekretär Sr. Heiligkeit zu verleihen. Diese Gunst wurde mir bewilligt; nichtsdestoweniger nannte man mich bei öffentlichen Gelegenheiten Vice-Staatssekretär, obgleich ich meinerseits mich nie anders als Auditor der Rota und Vice-Sekretär Sr. Heiligkeit unterzeichnete. Auf diese Weise gelangte ich zur Würde eines Staatssekretärs ohne sie je, ich sage nicht verlangt, sondern ohne nur je daran gedacht zu haben; denn ich hatte gar keine Aussicht dazu. Tags darauf schlug ich meinen Wohnsitz wieder in dem Kloster auf, wo das Conclave stattgefunden hatte und in welchem der Papst wohnte, und begann sofort meine Thätigkeit im neuen Amte.

Nachdem der Papst den Fürsten sowohl als der ganzen Christenheit seine Erhebung auf den hl. Stuhl durch eine öffentliche Encyclica bekannt gegeben hatte, gab er sich alle Mühe, eben diesen hl. Stuhl wieder in den Besitz seiner Erbschaft zu bringen. Es handelte sich nicht allein um die Rückforderung der Länder, die dem hl. Stuhle nach dem sogenannten Frieden von Tolentino — cosi detta pace di Tolentino — geblieben waren, und die in Folge der Unglücksfälle der französischen Armee auf einer Seite von den Oesterreichern und auf der andern Seite von den Neapolitanern besetzt waren, sondern auch um die drei Legationen, die zu gleicher Zeit mit der Grafschaft Avignon gelegentlich desselben Friedens verloren gegangen waren, und deren sich das Haus

Oesterreich bemächtigt hatte. Zu diesem Zwecke wurden offizielle Noten gewechselt, ja der Papst schrieb sogar eigenhändig, um die Rückerstattung derselben zu erlangen. Aber weder die offiziellen öftern Berichte, noch die Briefe des Papstes an den Kaiser Franz und an den Minister Freiherrn von Thugut — dem Se. Heiligkeit in der Absicht kein Mittel unversucht zu lassen, geschrieben hatte — wurden einer Antwort gewürdigt. Der Minister wollte die Legationen nicht zurückgeben. Am übrigen war ihm wenig gelegen. Der Cardinal Herzan versuchte einen gewagten Schritt, der uns sehr in Verlegenheit setzte. Seine Absicht war keine kleinere, als den Papst nach Wien zu führen. Herzan stellte ihm die großen Vortheile dieser Reise sowohl für die Kirche als für den Staat vor. Der Cardinal stützte sein Verlangen auf die gegenwärtige Ueberlegenheit der österreichischen Waffen über die französischen. Darauf fußend ließ er durchblicken, wie der Papst vom deutschen Kaiser alles zu hoffen und alles zu fürchten habe. Man kann sich den ungestümen Eifer nicht vorstellen, womit der kaiserliche Gesandte diese Reise durchzusetzen bestrebt war.

Aber wir hatten den geheimen Zweck seines Eifers errathen. Es war übrigens nicht schwer, sich diesen Zweck zu erklären, wenn man gesehen, wie er, wenn gleich vergeblich, bemüht war, die Wahl desjenigen zum Papst durchzusetzen, den er für den passendsten hielt, um den Wünschen seiner Regierung bei Besetzung der 3 Provinzen zu entsprechen. Er hoffte von dem Erwählten, wenn er in Wien wäre, zu erlangen, was er vergeblich zu erreichen strebte, indem er bei der Wahl für denjenigen Candidaten warb, den er für seine Pläne günstig zu stimmen wähnte, so glaube ich wenigstens (io credo a tutto). Mit einem Worte, weit entfernt, an die Zurückgabe der Legationen zu denken, wollte man, daß Pius VII. die Abtretung der

Legationen freiwillig bestätigen sollte, in die sein Vorfahrer nur gezwungen eingewilligt hatte. Aus diesem Grunde und in der Erwägung, daß die andern Mächte eifersüchtig werden könnten, wenn sie den Papst in Wien wüßten, widersetzte man sich siegreich den wiederholten Einladungen, obgleich der diplomatische Cardinal auf die Macht des Kaisers mit dem Bemerken hinwies, daß man die Gewogenheit eines Mannes nicht verscherzen solle, der außer den drei Legationen den Kirchenstaat bis an die Thore Roms besitze, und der die Zurückgabe genehmigen oder verzögern könne. Seine Ausdauer und seine verschiedenen Anläufe dienten zu nichts; die Reise nach Wien kam nicht zu Stande.

Die Erfolglosigkeit dieses ersten Versuches war wahrscheinlich die Veranlassung des Ereignisses, das ich jetzt erzählen will.

Bald darauf und ganz plötzlich erschien in Venedig ein außerordentlicher Gesandter des deutschen Kaisers. Es war der Marquis Ghislieri von Bologna, der bei der Staatskanzlei in Wien angestellt war. Man begriff anfänglich die Ursache seines Erscheinens nicht; denn er hatte keinen besondern Auftrag aufzuweisen, und wir hatten in Venedig in der Person des Cardinals Herzan den kaiserlichen Gesandten. Anderer Seits war Ghislieri in einer zu untergeordneten Stellung, um für eine reine Artigkeits-Mission verwendet werden zu können, wie z. B. um den Papst wegen seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen oder für dergleichen ähnliche Angelegenheiten. Indeß erfuhr man den Gegenstand seiner Absendung alsbald.

Nach langen Umschweifen (un longo giro di parole) entdeckte er endlich die Absichten seines Hofes und eröffnete, daß derselbe bereit sei, die Staaten des hl. Stuhls von Pesaro bis Rom zurückzugeben, wenn der Papst auf

seine Rechte an die drei Legationen, die im Frieden von Tolentino verloren worden und jetzt im Besitze des Hauses Oesterreich seien, Verzicht leisten würde. Dieser Vorschlag wurde rundweg abgeschlagen, ungeachtet der verschiedenen Schritte, die Ghislieri sowohl bei mir als beim Papste machte. Nachdem er sah, daß seine Bemühungen nichts fruchteten, machte er, wie dies gewöhnlich geschieht, Vergleichsvorschläge. Er erbot sich zur Erstattung von einer der drei Legationen, nämlich der Romagna, mit Ausnahme eines kleinen an Mesola und Ferrara angrenzenden Theils; aber unter der Bedingung, daß der Papst in die Abtretung der beiden andern Legationen von Bologna und Ferrara einwilligen würde.

Dieser Antrag wurde ebenfalls zurückgewiesen und die Mission Ghislieri's blieb erfolglos. Der Papst drang auf die Rückerstattung der drei Legationen. Nachdem er sah, daß seine Briefe, seine Bitten und Bemühungen vergeblich waren, sagte er eines Tages dem Marquis Ghislieri die merkwürdigen Worte, welche die Ereignisse so schnell bewahrheiteten: „Nach allem, was wir gesagt und geschrieben haben, um vom Kaiser die Zurückgabe der dem hl. Stuhle zu eigen gehörigen Provinzen zu erlangen, wissen wir wahrlich nicht mehr, was wir noch sagen und thun können. Herr Marquis! Er will sie nicht zurückgeben; aber es wird eine Zeit kommen, wo er es bereuen wird, es nicht gethan zu haben. Der Kaiser hat Kleider in seinen Schrank gethan, die nicht allein allmählig zerfallen, sondern einen nagenden Wurm seinen eignen Kleidern mittheilen werden." Der Marquis Ghislieri war bei seiner aufbrausenden Jugend und obgleich er sehr religiös und anständig war, über diese Worte sehr beleidigt. Er bemeisterte sich in Gegenwart des Papstes; aber er kam zu mir und beschwerte sich bitter. Er sagte, der hl. Vater müsse einen schlechten Begriff von der Größe

und der Macht des österreichischen Hofes haben, und es gehöre viel, sehr viel dazu, bis sich ein nagender Wurm in seine Besitzungen einschliche. Ich erwiederte ihm, daß der Papst sicherlich in einem prophetischen Geiste gesprochen habe (dal tetto in su); der Himmel würde das Haus Oesterreich nicht segnen, wenn es das Erbgut der Kirche behielte, und so sprechend dal tetto in su, könnte die Sache leicht wahr werden, ungeachtet der großen Macht des Hauses Oesterreich.

Es verflossen zwei Monate und einige Tage, und die Weissagung begann sich zu erfüllen. Oesterreich verlor zuerst die drei Legationen, dann die venetianischen Staaten und zuletzt die andern Theile seines alten Besitzes. So bewahrheiteten sich die Worte des Papstes über den nagenden Wurm, den das Haus Habsburg in seine Kleider brachte, indem es die der Kirche in seinen Schrank legte.

Nachdem der hl. Vater alle Hoffnung auf Wiedererstattung verloren hatte, ergänzte er, was sein Vorfahrer während seiner Gefangenschaft nicht thun konnte. Er wahrte die Rechte des hl. Stuhls auf diese Provinzen durch einen Protest, der in bessern Zeiten seine Wirkung nicht verfehlen sollte. Ende April äußerte der Papst das Verlangen nach Rom zu reisen. Diese Stadt sowie der Rest der päpstlichen Staaten bis zu den Gränzen des Reichs — der Herzogthümer Benevent und Pontecorvo nicht zu gedenken — war von den neapolitanischen Truppen besetzt; aber der Papst war überzeugt vom Könige von Neapel, von dem er die Rückgabe begehrt hatte, alles zu erlangen. Die Hindernisse, welche die österreichische Regierung der Ausführung unseres Vorhabens entgegensetzte, waren höchst schwierig. Nachdem es dem Baron Thugut nicht gelungen war, den Papst nach Wien zu bringen, hoffte und wünschte er ihn wenigstens in Venedig oder in einer andern angränzenden Stadt zu behalten. Aber die

Standhaftigkeit des Papstes überwand alles. Nachdem die Reise beschlossen war, dachte man an die Art der Ausführung. Der Minister fürchtete sich vor einer Reise des Papstes Pius VII. durch die Legationen. Er fühlte, und mit Recht, daß diese Völker den Papst bei seiner Durchreise als ihren rechtmäßigen Fürsten anerkennen und ausrufen würden, was Oesterreich, das die Zurückgabe dieser Provinzen verweigerte, im höchsten Grade unangenehm sein mußte. Die kaiserliche Regierung beschloß daher den Papst von Venedig nach Pesaro zu Schiff gehen zu lassen. Aber die venetianische Flotte bestand nur noch in der Erinnerung. Die einzige Fregatte im Arsenale, die einigermaßen im Stande war, auslaufen zu können, wurde ausgerüstet so gut es ging — alla meglio. — Eine kleine Zahl schlechter Matrosen bildete die Bemannung und die zur Seefahrt nothwendigen Vorkehrungen wurden mit möglichster Kargheit getroffen. Man hatte nicht einmal an einen Backofen gedacht, um dem hl. Vater frisches Brod anbieten zu können. Der Papst schiffte sich in der Begleitung von vier Cardinälen ein. Joseph Doria, Pignatelli, Borgia und Braschi und mit den vier Prälaten, denen die Begleitung gestattet war: der Vice-Staatssekretär, der Majordomus, der erste Kammerherr (maestro di comera) und der Sekretär der Memorialen. Er nahm auch einige seiner Diener mit. Der Marquis Ghislieri, der mittlerweile zum österreichischen Gesandten in Rom ernannt wurde, begleitete uns. Bei dem Versuche die offene See zu gewinnen gewahrte man, daß die Bellone zu schwer sei um sich bewegen zu können. Man wandte die ganze Nacht auf um sie von ihren Kanonen zu befreien und zu erleichtern. Mehr in Folge der unerfahrnen Matrosen und des üblen Zustandes des Schiffes, als wegen des schlechten Windes konnten wir nicht nach Pesaro segeln, sondern mußten uns über

den Golf hinüber auf das entgegengesetzte Ufer in den Hafen von Istri flüchten. Wir blieben beinahe zwei Tage in Portofino immer in der Erwartung besserer Winde; obgleich sich andere Schiffe ohne Schwierigkeit auf offner See erhalten konnten. Endlich nach einer elf Tage langen sehr beschwerlichen Reise langten wir in Pesaro an. Der Papst und sein Gefolge bestiegen eine Schaluppe um durch den Canal zu fahren, da die Fregatte nicht durchkommen konnte. Sie landete in Ancona.

Der Empfang, der dem Papste in Pesaro und dann in Fano, in Sinigaglia und in Ancona zu Theil wurde, war ein beständiger Triumph. Als wir in Ancona aus dem Wagen stiegen, meldete uns der Marquis Ghislieri, der uns von Sinigaglia aus um einige Stunden vorausgeeilt war, mit bewegter Stimme und trauriger Miene den großen Sieg der Franzosen bei Marengo, die Uebergabe von 13 Festungen und des ganzen Landes bis an die Etsch in Folge des mit den Oesterreichern eingegangenen Waffenstillstandes. So ging die Weissagung des Papstes in Bezug auf Oesterreich in Erfüllung.

Der Marquis Ghislieri, religiös wie er war, machte mir selbst mit kummervollem Herzen diese Bemerkung. Die Reise wurde fortgesetzt und in Foligno bethätigte der Marquis die Uebergabe der päpstlichen Staaten von Pesaro bis Rom an den hl. Stuhl. Er hatte bis zur Ankunft in Loretto kein Wort darüber verlauten lassen; dort meldete er sie mir und auch Sr. Heiligkeit. Ein Erlaß, den ich in Foligno ausfertigte, verkündete diese Neuigkeit der gesammten Bevölkerung — von diesem Tage an konnte der Papst wieder als Fürst in seinem Erbgute befehlen.

In der Nähe von Rom, ungefähr 10 Meilen davon entfernt, begegneten wir einem neapolitanischen Armeekorps in großer Uniform, das dem Papste bei seinem

Einzuge in Rom das Geleit geben sollte. Die Uebergabe von Rom und des Staates bis an die Gränzen des Königreichs Neapel war einige Tage vorher durch das neapolitanische Königshaus erfolgt. Dasselbe hatte die Macht in die Hände von drei Cardinälen, die dem Papste vorangeeilt waren, niedergelegt; auf diese Weise betrat der Papst Rom am 3. Juli 1800 als souveräner Fürst.

Se. Heiligkeit saß mit den Cardinälen Joseph Doria und Braschi, seinen beiden Reisegefährten, bis Pesaro im ersten Wagen. Die beiden Andern, die mit Pius VII. über's Meer gekommen, waren vorausgeeilt. Ich saß im zweiten Wagen mit den drei andern Prälaten. Der Papst verfügte sich unter den steten Freude-Bezeugungen des Volks geraden Weges in den Dom von St. Peter; von da ging er in den Quirinal, wo er noch an demselben Abende den römischen Adel — il baronaggio romano — empfing, der ihm seine Ehrfurcht bezeugte. Der neapolitanische General in der Begleitung sämmtlicher Offiziere der königlichen Armee hatte dieselbe Ehre.

Sobald der Papst von seinen Domainen Besitz genommen hatte, beschäftigte er sich sofort mit dem Wiederaufbau der päpstlichen Regierung. Die große Anzahl von Prälaten, mit Hülfe deren der Papst seine Machtvollkommenheit ausübte, war nicht mehr da; dieselben vertraten ihn in den bürgerlichen Rechtsangelegenheiten, in der Magistratur und in dem Finanzwesen, ebenso in der Strafrechtspflege und in der Verwaltung der vorzüglichsten Städte in der Provinz. Dieser Umstand und die Schwierigkeit, Aenderungen in aller Schnelligkeit herzuzaubern, machte den sofortigen Wiederaufbau der geistlichen Regierung, wenigstens durch die Vermittlung der geistlichen Arbeiter unmöglich. Der größte Theil der Prälaten war abwesend. In der Revolutionszeit waren viele ausgewandert; einige wurden aus der Gemeinschaft der Prälaten

ausgestoßen, viele kehrten freiwillig in den Schoß ihrer Familie zurück. Die allgemeine Ungewißheit bezüglich der Wiederaufrichtung der weltlichen Macht des Papstes, die, wie ich gesagt, von Tag zu Tag verschoben wurde, machte es übrigens auch den nach allen Richtungen hin zerstreuten Prälaten unmöglich, schnell genug zu erscheinen. Andere betrachteten die Revolution als permanent oder doch von sehr langer Dauer, entsagten der Prälatur und verließen so die betretene Laufbahn. Wir hatten übrigens noch einen ganz besonders triftigen Grund zum Aufschube. Die Revolution hatte alles umgestürzt und zerstörte fortwährend.

Bei Herstellung der alten Ordnung der Dinge war es nicht schwer, dem Uebel eine gute Seite abzugewinnen. Trotz der Vorzüglichkeit der Einrichtungen in der päpstlichen Regierung hatten doch einige ohne Zweifel ihren ursprünglichen Charakter verloren; andere waren vernachläßigt, abgeändert und verdorben worden, und mehrere paßten nicht mehr in die Gegenwart zu den neuen Begriffen und neuen Gewohnheiten. Die Wirkungen und die Zwecke der Revolution, welche die Revolution selbst überlebten, verlangten sowohl für die Festigkeit des wiederaufzurichtenden päpstlichen Stuhles als für das Wohl des Volkes selbst gewisse Ausgleichungen und Rücksichten. Ich könnte mich über diesen Gegenstand weit verbreiten, aber der Mangel an Ruhe und die Hindernisse, deren ich oben erwähnte, ohne der überwiegenden Gründe, die aus der Natur der Sache selbst entspringen, zu gedenken, machen es unmöglich. Uebrigens wird es jedem scharfsinnigen Leser aus dem Gesagten einleuchten, daß uns sehr triftige und sehr gerechtfertigte Gründe veranlaßten, diesen Umstand zu benützen und die Wiederherstellung der alten Regierungsformen hinauszuschieben, um einige, wenigstens die dringendsten Abänderungen vornehmen zu können. Dies war viel besser als eine sofortige Wieder-

herstellung des Staates in der vorigen Weise; auch der hl. Vater äußerte diese Ansicht.

Man faßte also den Entschluß vom Monat Juli an bis Ende Oktober die provisorische Regierung, welche die neapolitanischen Truppen, nach Aufhebung der Republik, dem frühern päpstlichen System entsprechend, eingeführt hatten, fortbestehen zu lassen, und übergab sie den rechtlichsten und gelehrtesten Männern der Stadt.

Zu gleicher Zeit mit der Anordnung der Verlängerung dieses provisorischen Zustandes bildete man einen Ausschuß von mehreren Cardinälen, einigen Prälaten und von durch Geist und Haltung ausgezeichneten und geachteten Laien. Sie wurden beauftragt einen Entwurf über die Wiederherstellung der Regierung zu machen, und zwar unter Beobachtung der alten Grundsätze und Einrichtungen, jedoch sollte dieser Entwurf den neuen Verhältnissen und der gegenwärtigen Zeit angepaßt, und von jenen Mängeln und Mißbräuchen befreit werden, die sich in das frühere System nach und nach mit den Jahren allenfalls eingeschlichen haben mochten, wie solches bei allen irdischen Dingen geschieht. Der Ausschuß erhielt den Befehl seine Arbeit bis Mitte Oktober zu vollenden. Das Provisorium sollte bis 1. November, wo der Papst dem neuen Entwurfe seine Zustimmung geben würde, beendet sein, um dann die vollziehende Gewalt in die Hände der Prälaten zurückgeben zu können.

Einige Monate, dachte man, sollte für diese letztern genügen, um von ihren verschiedenen Aufenthaltsorten nach Rom zurückkehren zu könnnen. Zu gleicher Zeit mit der Einführung der provisorischen Regierung in der Hauptstadt wurde dieselbe auch in den Provinzen eingeführt; letztere wurden in sechs große Delegationen abgetheilt und jede dieser Delegationen wurde von einem Prälaten, der den Titel apostolischer Delegat erhielt, ver-

waltet. Die sämmtliche provisorische Obrigkeit in den Städten und auf dem Lande war ihnen untergeben. Wir waren am 3. Juli in Rom eingezogen und hatten alle diese Maßregeln sofort ergriffen. Gegen Ende Monats eröffnete mir der Papst gelegentlich einer jener Audienzen, die ich in Folge meines Amtes täglich bei ihm hatte, daß er eine Ernennung von zwei Cardinälen beabsichtige, und daß er mich und seinen Kammerherrn (maestro di camera) Don Diego Carocciolo, einen Neapolitaner, mit dem Purpur bekleiden wolle; diesen letztern, um ihn für die Treue, mit der er seinem Vorfahrer gedient und ihn bis zum Tode nicht verlassen habe, zu belohnen. „Wir sind entschlossen", fügte er hinzu, „Sie zum Staatssekretär zu ernennen, als einfacher Prälat können Sie diesem Amte nicht vorstehen. Als Prälat sind Sie weniger als ein Cardinal; als Staatssekretär müssen Sie den Cardinälen die von uns ausgehenden Befehle zugehen lassen. Deßwegen haben wir den Entschluß gefaßt, Sie beim nächsten Consistorium zum Cardinale und zu gleicher Zeit zum Staatssekretär zu ernennen. Bereiten Sie Sich also von dieser Stunde an zum Empfange des Cardinalshutes vor."

Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht lüge, wenn ich sage, daß meine Antwort in Folge der Ueberraschung und Dankbarkeit, womit mich diese Worte erfüllten, nur in Flehen und Bitten bestand, der hl. Vater möge seine Ansicht ändern. Ich wiederholte ihm, daß ich außer meiner Unfähigkeit noch einen andern Grund hätte um eine solche Gnade abzulehnen; es sei dies jene alte und mir unbezwingbare Abneigung gegen jedes Amt, mit dem eine Verantwortlichkeit verknüpft sei, also am meisten gegen dasjenige, welches alle im höchsten Grade in sich vereinige. Der Papst blieb unerschütterlich, und am 11. August 1800 wurde ich Cardinal; ebenso der oben erwähnte Prälat.

Während dieser Zeit beendete der Ausschuß, den man zur Wiederherstellung der päpstlichen Macht zusammengesetzt, seine Arbeiten, die nicht so ganz den gemachten Erwartungen entsprachen. Es waren zwar mehrere Neuerungen und gewisse Abänderungen einzelner Punkte vorgeschlagen, aber so manches und vielleicht gerade das Wichtigste blieb unberücksichtigt.

Wenn es überhaupt schwer ist alte Gewohnheiten zu besiegen, Reformen zu bethätigen und Neuerungen einzuführen, so muß man gestehen, daß dies vorzugsweise in Rom, oder besser gesagt, bei der päpstlichen Regierung der Fall war. Da wird alles, was seit einiger Zeit bestanden hat, mit einer gewissen Verehrung angesehen, als geheiligt durch das Alter selbst seiner Einführung. Niemand gibt sich die Mühe zu beobachten, wie es oft ganz falsch ist, daß diese oder jene Einrichtungen ursprünglich so getroffen wurden, wie sie gegenwärtig erscheinen. Es kömmt häufig vor, daß dergleichen Einrichtungen abgeändert worden, sei es in Folge des Mißbrauchs, wogegen sich fast keine menschliche Einrichtung sicher stellen kann, sei es in Folge anderer Mängel, oder sei es durch die Zeit selbst. Was aber in Rom alle Reformen am meisten erschwert, ist die Stellung derjenigen, die durch solche Reformen an den Rechten ihrer Gerichtsbarkeit oder an ihren Vorrechten etwas verlieren. Eben diese Stellung, in der sie sich befinden, macht die Ueberwindung ihres Widerstandes schwierig, und in dieser gerechten Erwägung fand sich der Papst selbst öfter veranlaßt, gewisse Rücksichten eintreten zu lassen.

Und gerade in Anbetracht dieser Rücksichten kann ich auch die Hindernisse und Schwierigkeiten, die in Rom mehr als irgendwo auftauchen und sich jeder Art von Neuerung widersetzen, nicht weitläufig auseinandersetzen. Ich schweige also über diesen Punkt, und beschränke mich

zu erwähnen, daß in dem Entwurfe des Ausschusses einige Mißbräuche abgeschafft und einige Einrichtungen abgeändert wurden, indem man einiges ganz abschaffte und neues einführte, so gut es eben die oben angedeuteten Hindernisse gestatteten. Uebrigens muß ich gestehen, daß ohne den festen Willen der Regierung, die mit aller Kraft darauf bestand, daß den Neuerungen einmal Bahn gebrochen würde, vielleicht nichts geschehen wäre; denn die Regierung konnte nicht allein handeln.

Es war vorauszusehen, daß die öffentliche Meinung die Neuerungen, die der hl. Stuhl durch seinen Minister treffen wollte, nicht gut heißen würde. Diejenigen, welchen diese Neuerungen Nachtheile brachten, und die, welche in Folge ihrer Stellung oder ihrer sonstigen Beziehungen die öffentliche Meinung zu leiten bestrebt waren, konnten dieselben bei den Massen in Mißachtung bringen. Die kürzliche Ernennung der ersten Ministers, eines noch jungen Mannes, der zum Aerger so vieler, die darnach strebten, auf diesen Posten kam, die Neuheit des Papstes selbst, mußten den Vorwand und die Beschwerden gegen die Neuerungen und Aenderungen liefern. Es war also wichtig, daß man dieselben, wenigstens zum Scheine, auf die Ideen, den Rath und die Ueberlegungen einer größern Zahl, d. h. eines Ausschusses, wie dies in Rom bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall ist, stützen konnte.

Der Papst, in Folge seines allbekannten milden Charakters — es sei mir gestattet diesen zweiten nöthigenden Grund, warum man in dieser Angelegenheit zu einem Ausschusse schreiten mußte, mit aller Ehrfurcht anzuführen — der Papst allein hätte vielleicht dem Widerspruche gegenüber nicht Stich gehalten, und hätte die Neuerungen den unvermeidlichen Angriffen aller Art gegenüber nicht in Schutz genommen, wenn der hl. Stuhl allein und aus sich selbst gehandelt hätte. Es war ein Gebot

der Nothwendigkeit, sich dieses Ausschusses zu bedienen; aber dieser Ausschuß konnte auch nur geben, was man wirklich erlangt hat. Man mußte sich damit begnügen; es war besser als nichts, wie das gemeine Sprüchwort sagt. Der Papst billigte und genehmigte den Entwurf des Ausschusses durch eine Bulle, die den Titel führt: „Ueber die Wiederaufrichtung der Regierung" und die mit den Worten anfängt: Post diuturnas. Sie war von dem berühmten Monsignor Stai verfaßt, der bald darauf in hohem Alter starb. Diese Bulle ist das letzte Werk seiner großen Feder.

Ich kann mich nicht enthalten hier eine Betrachtung anzuknüpfen. Die Vorsehung hat einen zweiten Sturz der päpstlichen Regierung, 11 Jahre nach ihrem Wiederaufbau zugelassen. Wenn diese selbe Vorsehung eine zweite Auferstehung zuließe, so wäre es zu wünschen, daß die neuen Gewalthaber, die wieder alles verändert und zerstört antreffen, dieses Unglück benützten, um mehr Früchte daraus zu ziehen, als bei Gelegenheit der ersten Restauration daraus gewonnen wurden. Unter Beibehaltung der Haupteinrichtungen und Principien des hl. Stuhls müßte man die Hindernisse siegreich bekämpfen, die sich gerechten Neuerungen und Aenderungen entgegenstämmen; Neuerungen, die das Alter oder die Verfälschung gewisser Einrichtungen, eingeschlichene Mißbräuche oder gesammelte Erfahrung, die Verschiedenheit der Zeiten, der Charaktere, der Anschauungsweisen und Gewohnheiten gebieten. Es möge demjenigen gestattet sein solche Wünsche zu äußern, der sie nicht aus Mißachtung des alt Hergebrachten, aus Vorliebe für Neuerungen oder wegen einer eigenthümlichen Anschauung hegt, sondern der es nur zum wahren Wohl der päpstlichen Regierung wünscht, einer Regierung, deren Mitglied zu sein ungeachtet seiner Unwürdigkeit ihm zum Stolze gereicht, und der er so aus

dem innersten Grunde seines Herzens ergeben ist, daß er sein Leben für sie hingeben würde.

Ich erwähne noch, daß unter den wenigen Veränderungen, die durch den Entwurf des Ausschusses eingeführt und durch die Bulle genehmigt wurden, die Zulassung des römischen Adels zu öffentlichen Aemtern gehört. Der hl. Stuhl bewies dadurch diesem Stande sein Vertrauen, und erwarb sich so die Anhänglichkeit desselben. Die vor kurzem noch herrschende Revolution und die Ideen, die sie keimen und entwickeln ließ, verlangten solche Rücksichten, besonders in einem Staate, der schon vor der Revolution — nachher war es noch ärger — beschuldigt war, daß er alle Gewalt in die Hände der Priester lege und den Weltlichen gar nichts ließe. Der römische Hof begriff, daß es thunlich sei, zu gewissen Aemtern Laien zuzulassen, ohne daß dadurch der Grundsatz der geistlichen Macht erschüttert, und ohne daß an den Klippen angestoßen würde, die man früher fürchtete, oder die man doch, freilich ohne triftigen Grund, als solche ansah, die man vermeiden müsse. Außerdem erkannte der hl. Stuhl, daß es Stellen gebe, die nicht allein ohne Gefahr, sondern sogar mit einem sichern Vortheile für die Regierung Weltlichen überlassen würden; und daß dadurch die Ehre seiner Kirchlichkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, doch gewahrt bliebe.

So z. B. war es doch gewiß viel anständiger, wenigstens bei öffentlichen Gelegenheiten, wie bei Theatern und öffentlichen Schauspielen, weltliche Funktionäre statt des Prälaten Gouverneur von Rom zu sehen. Man konnte diesem Prälaten die Oberaufsicht der Schauspiele sowie die Vorstandschaft über weltliche Verwaltung belassen, und jenen die außenseitliche Verwaltung (um mich so auszudrücken) übergeben. Dazu kommt noch, daß diese Funktion gar nicht in Folge einer innern Nothwendigkeit mit dem

Amte des Gouverneurs von Rom verbunden war, sondern in Folge einer ganz grundlosen Eifersucht. Dasselbe gilt vom Militär-Wesen; hier hat übrigens schon der verstorbene Papst Pius VI. durch die Einführung der Militär-Congregation statt des Prälaten-Kriegs-Ministers eine Aenderung eintreten lassen. Diese Congregation bestand aus den höchst kommandirenden Offizieren der päpstlichen Staaten, aus einigen andern Offizieren und für die öconomische Abtheilung aus römischen Adeligen; den Vorsitz führte der Cardinal-Staatssekretär und an dessen Statt ein Prälat-Assessor. Es war ein leichtes und war im Interesse des hl. Stuhls, dem römischen Adel die Aussicht auf Anstellungen bei den Abtheilungen der Annone und des Fruchtwesens zu eröffnen, und sie den präsidirenden Prälaten beizugeben. Ich sage, es war im Interesse des römischen Stuhls, weil diese Funktionäre den Haß und den Zorn des in Folge der Theurung der Lebensmittel und der Noth aufgeregten Volkes mit dem Prälaten getheilt haben würden, vielleicht denselben sogar ganz auf sich genommen hätten; nach dem alten Systeme fiel dieser auf den Prälaten allein, oder richtiger, auf den römischen Hof zurück.

In dieser Beziehung fehlte es nicht an Beispielen in der bestehenden Verfassung, so waren dem Prälaten-Vorstand der Straßen adelige Straßenmeister beigegeben (i cavalieri maestri di strade). Andere Adelige, Abgeordnete des (Mont-de-Piété) Leihhauses waren dem Prälaten-Schatzmeister beigegeben u. s. w.

Es war also keine Neuerung, wenn in dem neuen Entwurfe Laien zu Aemtern unter der Aufsicht eines Prälaten zugelassen wurden, und zwar auf eine solche Weise, daß ihre Mitwirkung bei diesen Aemtern nicht so demüthigend und untergeordnet war, daß ihnen ihre Ehre die Annahme nicht gestattet haben würde.

Es wurden also nur die Bestimmungen der alten Verfassung erweitert. Diese Erweiterung sollte, wie ich eben erwähnte, zum Nutzen und zur Ehre des Staates selbst beitragen. Man hätte aber auch bei den andern Abtheilungen auf ähnliche Weise handeln, und nicht bei jenen, wo die Neuerungen jetzt eingeführt wurden, stehen bleiben sollen. Aber die oben erwähnten Hindernisse ließen die Verwirklichung dieses Fortschrittes nicht zu, und es war höchst wichtig, wenigstens das Wenige glücklich einzuführen, was man der Opposition abringen konnte. Man bestätigte in dem Entwurfe und dann in der Bulle die Einrichtung der Militär-Congregation und schuf die Verwaltungen der Annone, des Fruchtwesens und der Schauspiele. Die in diesen Verwaltungen angestellten Laien wurden dem Prälaten, der Vorstand davon war, beigegeben. Der Adel war dankbar und würdigte das Vertrauen, das man ihm bei Einräumung der Macht schenkte; er verwaltete die ihm anvertrauten Aemter unentgeldlich, mit einem Anstande, einem Eifer und einer Wachsamkeit, die das aufrichtigste Lob verdienen. Nachdem man einmal an dem Grundsatze festhielt, den Adel der Regierung zu verpflichten, und nachdem man keine Kammerherrn-Schlüssel, keine Kreuze und Bänder, wie die weltlichen Fürsten vertheilen konnte, und nachdem man also wenig Mittel hatte, um sich denselben treu und gewogen zu erhalten, kam man auf den Gedanken die Nobelgarde zu errichten.

Vor der Revolution war die Leibgarde des Papstes den beiden Chevaulegers- und Cuirassiers-Regimentern anvertraut worden. Letzteres war schon unter Pius VI. gelegentlich der Einrichtung der neuen Militär-Verwaltung aufgehoben und durch Cavalerie-Escadronen ersetzt worden. Mit der Revolution mußte auch das Corps der Chevaulegers fallen, das eigentlich die Leibgarde bildete. Diese

Garde war aus Menschen der untern und untersten Schichten gebildet. Tausendmal konnte man es sagen hören, daß dasselbe für die Person des Papstes weder anständig noch verlässig genug sei, und daß man in eine solche Garde nur Adelige zulassen sollte. Abgesehen von gewissen Hindernissen, die vor der Revolution da waren, und die sich der Ausführung des Vorhabens in einem Staate entgegenstellten, wo Begünstigungen und Titel in Folge der Natur der Regierung selbst einen so großen Einfluß ausübten, wußte man nicht, wie man dieses aufgelöste Corps verwenden sollte, um es durch junge Adelige ersetzen zu können. Es war dies schwierig. Indem die Revolution diese Truppen auflöste, besorgte sie selbst die Sache. Man benutzte die Gelegenheit, dieselbe durch römische Adelige zu ersetzen, und zwar um so mehr als sich dieselben erboten hatten, diese Stellen auf ihre Kosten zu übernehmen. Man nahm ihr Anerbieten an, aber auf den unentgeldlichen Dienst glaubte man nicht so ganz eingehen zu sollen. Man wies daher jedem Soldaten die Summe an, die nothwendig war um sein Pferd erhalten zu können, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß diese precäre Lage nicht lange dauern würde. Man willigte überhaupt in diese Stellung der Soldaten nur bis zu dem Tage ein, wo die Pensionen der noch lebenden Chevaulegers, die keinen Dienst mehr machten, dem Schatze zurückfallen oder bis eine günstigere Finanzlage der neuen Nobelgarde auch vor Erlöschen der Pensionen eine entsprechende Besoldung zu geben, gestatten würden. Bei Errichtung dieser Garde, in welche die jungen Patrizier aus der Hauptstadt und den Provinzen unter dem Oberbefehle jener römischen Fürsten, die an der Spitze der aufgehobenen Chevaulegers standen, aufgenommen wurden, beabsichtigte man nicht allein, die Person des Papstes mehr zu ehren und sicherer zu stellen, sowie jene adeligen Familien,

deren Söhne in diese Garde aufgenommen worden oder aufgenommen zu werden hoffen konnten, dem hl. Stuhle zu verpflichten, sondern man bemühte sich auch das sittliche Betragen der hiezu berufenen jungen Leute zu überwachen. Diesen jungen Leuten wurde es unmöglich gemacht, sich dem Laster hinzugeben oder durch schlechten Umgang verdorben zu werden, sowohl wegen des Dienstes, den sie bei dem Papste während eines großen Theils des Tages hatten, — eine Zeit die sie sonst anders und auf ganz andere Weise zugebracht haben würden — als auch durch die Furcht im Corps nicht vorwärts zu kommen und das Mißfallen ihrer Obern, die jeden überwachten, zu erregen. Deßungeachtet wurde diese Anstalt später von Vielen getadelt in Folge des natürlichen Bedürfnisses, das Viele haben, alles zu tadeln, was die Staatsgewalt thut. Im gegenwärtigen Falle war es einfach nur der Widerspruchsgeist gegen denjenigen, der an der Spitze der Geschäfte stand, und der in Folge der Verhältnisse, denen er seine Wahl verdankte, der Gegenstand des Neides und Widerstrebens so vieler werden mußte.

Die Unzufriedenen fingen daher an, die Fehler, die einzelne Rekruten dieser Garde begingen, auszubeuten. Diese Fehler, gestehen wir es, waren sehr leichte, und in einem Zeitraume von neun bis zehn Jahren sehr selten; auch waren sie unter so vielen jungen Leuten sehr natürlich; sie konnten durch die Kommandanten leicht vermieden und bestraft werden, und waren vollkommen bedeutungslos im Vergleiche mit den Fehlern, die man den frühern Truppen zur Last legte; aber dafür schien man kein Gedächtniß zu haben. Man vergaß die Fehler der Vorfahren, um die der Nachfolger in ein um so grelleres Licht stellen zu können.

Am 1. November endete die provisorische Regierung und nach dem neuen Entwurfe des Ausschusses und in

Gemäßheit der Bulle Post diuturnas übergab man die Verwaltung den Prälaten. Die Einweisung in die Aemter war mit zahlreichen Ernennungen verbunden; denn wir waren bedacht dieselben neuen Prälaten zu übergeben, aber obgleich dieselben unter der frühern Regierung nicht gedient hatten, konnten sie sich doch nicht an den angedeuteten Unterschied, sowohl in Bezug der Ausdehnung ihrer Geschäftssphäre, als in Bezug der Gehaltsminderung in Folge der Systemsänderung gewöhnen.

Eine solche Vorsichts-Maßregel genügte kaum, um die Aufregung derer, die angestellt wurden, zu beruhigen. Diese Aufregung mußte später die Wirkungen des neuen Systems erfolglos machen. Mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Prälaten, die alles Lob und alle Gerechtigkeit verdienen, betrachtete der größte Theil die Aemter nicht so, wie er sie erhalten, sondern so wie sie gewesen wären, wenn das neue System nicht eingeführt worden wäre. Weit entfernt sich den neuen Anordnungen zu fügen, wurden sie die bittersten Feinde derselben und suchten sie beständig zu erschüttern. Diese Feindseligkeit that den Geschäften einen mächtigen Eintrag, sie verursachte schreckliche Verlegenheiten und bereitete dem hl. Stuhle selbst vielerlei Sorgen. Kräftiges Einschreiten hätte dieser Widerspenstigkeit leicht ein Ziel gesetzt, aber der allzu milde Charakter des Papstes war nicht für scharfe Maßregeln gemacht. Andererseits vermehrten die mächtigen Unterstützungen, womit sich die Unzufriedenen brüsteten, eben wegen der Nachsicht des Papstes, die Schwierigkeiten, und die Regierung hatte tausendmal mehr Plagen und Unannehmlichkeiten zu bestehen, um, wie man sagt, die Maschine in Gang zu erhalten, als nothwendig war.

Das große Werk der Durchführung des Freihandels in den päpstlichen Staaten war eine der ersten Aufgaben der Regierungsgewalt nach ihrer Wiederherstellung. Das

Wort Freihandel war in den päpstlichen Staaten gänzlich unbekannt. Niemand war ein größerer Anhänger des Freihandels als der vorige Papst Pius VI.; aber ungeachtet des ungeheuren Muthes, womit ihn die Natur ausgestattet, hat es dieser Papst doch nie gewagt, ein so großes und nützliches Unternehmen auszuführen. Er war sehr empfänglich für die Gunst des Volkes. Die Furcht, sich diese Gunst durch die Einführung des Freihandels zu verscherzen, weil unter den besondern Umständen, in denen sich der hl. Stuhl befand, die Einführung des Freihandels zunächst die Unzufriedenheit des Volkes hervorgerufen hätte, das die Lebensmittel um sehr billigen Preis auf Kosten des Staatsschatzes bekam, hielt diesen großen Papst von der Ausführung eines so ruhmvollen Werkes ab.

Der Ruhm und das Verdienst, den Staat mit einer so wohlthätigen Einrichtung beglückt zu haben, waren Pius VII. vorbehalten. Er verdient unsere Bewunderung noch mehr, wenn man die ungünstigen Zeitverhältnisse erwägt, unter denen er diesen Fortschritt wagte. Erst seit einigen Monaten Papst, hatte er nicht die Zeit gehabt, die Zuneigung und Liebe des Volkes zu gewinnen. Dieses Volk kam eben aus einer Revolution, wo es sicherlich Ansichten und Begriffe über das Papstthum gehört hatte, wie sie in den vorigen Jahrhunderten in Rom nicht gebräuchlich waren. Die Wiedereinführung der cisalpinischen Republik und die neuen Siege der französischen Armee erregten die Gemüther der Unzufriedenen. Nichts war also so gefährlich als das Volk abzustoßen; aber die Preiserhöhung der Lebensmittel in Folge der Durchführung des neuen Systems mußte dasselbe nothwendiger Weise erzürnen. Es bedurfte daher eines staunenswerthen Muthes und einer außergewöhnlichen Hinwegsetzung über die Volksgunst, um eine Neuerung in Vollzug zu setzen, die den Römern so zuwider und so wenig mit der Regierungs-

weisen seiner Vorgänger im Einklange war. Aber ein klarer Blick und die Kenntniß der Grundsätze der Staats-Oekonomie fehlten Pius VII. nicht. Er erkannte die Vorzüge des neuen Systems für den Staat und die Unterthanen. Endlich war er durch die Umstände gezwungen, die Hindernisse gegen das neue Unternehmen zu überwinden. Unter den frühern Päpsten konnte nämlich der Staatsschatz ohne sich zu ruiniren solche Ausgaben machen und durch die Präfektür der Annone Getreide zu 12, 15 und 18 Piaster das Maaß (il rubbio) kaufen lassen, um es dann an die Römer gegen 8 Thaler und darunter abzugeben. Man bekam also um einen baiocco ein Brod im Gewicht von 7 bis 8 Unzen. Dasselbe galt von der Lebensmittel-Commission, soweit es in ihr Fach einschlug, wie z. B. bei Fleisch, Oel und andern ähnlichen Lebensbedürfnissen. Mittelst einer Anweisung von einigen Zeilen ließen die Päpste in einem Tage oder einer Nacht durch den Mont de piété (Leihhaus) oder durch die Bank vom hl. Geist 2 oder 3mal hunderttausend Thaler Papiergeld fertigen; so war der Staatsschatz nie leer.

Aber die Ausgabe so vieler Banknoten ohne gehörige Deckung durch Baarfond mußte den Staat nach und nach, wie es auch wirklich geschah, in's Verderben stürzen. Die Revolution hatte die Banknoten außer Kraft gesetzt; sie wieder in Geltung zu setzen, wäre ein schrecklicher Mißgriff gewesen, und das Volk würde sich nicht dazu hergegeben haben. Es gab also keine Banknoten mehr, während andererseits der Staatsschatz bis auf den Grund geleert war; dieser Geldmangel hatte seine Entstehung in den ungeheuren Kriegsentschädigungen, die uns die Franzosen aufgelegt hatten, in dem Verluste unserer reichsten Provinzen und in der stetigen Anhäufung der Staatsschuld. Wie wäre es daher dem Staate möglich gewesen auf seine Kosten, um dem Volke zu schmeicheln, die Preise der

Lebensmittel auf einer bestimmten Höhe zu erhalten? wie hätte er sie von den Eigenthümern nach ihrem wahren Werthe kaufen und um eine viel geringere Taxe wieder abgeben können, um das alte Verhältniß zwischen dem wirklichen Werthe der Lebensmittel und dem der Menge gestatteten Tarife aufrecht zu erhalten?

Der Freihandel, der es Jedem ermöglichte, die Lebensmittel um ihren wahren Preis zu verkaufen — die Gesetze gegen die Monopole blieben in Kraft — der freie Handel, der das Publikum nöthigte, die Sachen nach ihrem Werthe zu bezahlen, war nicht allein durch die Grundsätze der socialen Oekonomie und des öffentlichen Wohles geboten — Toskana lieferte ein sprechendes Beispiel — sondern durch die Nothwendigkeit selbst, wenn man sich nicht entschließen wollte, den hl. Stuhl wegen der Straßenhuldigungen von ein paar Jahren, oder besser von einigen Monaten, durch ganz verderbliche Spekulationen an den äußersten Rand des Unglücks zu bringen. Zudem mußte Jedereinsehen, daß durch den Freihandel nach einem gewissen Zeitraume das Steigen der Preise in Folge außerordentlicher Verhältnisse vermieden werden würde.

Die Preise mußten fallen; denn die Zahl der Ackerbau Treibenden, in Folge der Freiheit des Handels angelockt, vermehrte sich sogleich; ferner kam die Einfuhr fremder Lebensmittel nicht ohne bedeutenden Nutzen für den Staat in Aufschwung und sonstige Wirkungen mehr, die hier anzuführen unnütz wäre. Muthig, aber mit Klugheit und Umsicht, legte man daher Hand an das große Werk. Um in der öffentlichen Meinung eine solche Maßregel mit den Ansichten, nicht allein dieses oder jenes Kopfes, sondern einer großen Anzahl in Einklang zu bringen, beschloß man nach ernsten Besprechungen und reiflichen Erwägungen einen Ausschuß von 18 Cardinälen und mehreren Prälaten zu bilden, um dann in Gegen-

wart des Papstes den Gegenstand in Berathung ziehen zu können.

Die Gründe, welche zu Gunsten des neuen Systems sprachen, waren klar und unwiderlegbar. Sie zeigten den innern Werth desselben so logisch richtig und bewiesen so gut, wie die gegenwärtigen Verhältnisse derartige Aenderungen erforderten, daß alle Prälaten und 15 Cardinäle sich bejahend aussprachen. Ein einziger Kirchenfürst, der Cardinal Braschi, Kämmerling, war der gegentheiligen Ansicht. Zwei andere Cardinäle, um ihm zu schmeicheln, neigten sich auf seine Seite; aber sie hatten nicht den Muth ihre Anschauungsweise offen auszusprechen. Sie versteckten sich hinter einen zweifelhaften Ausspruch, der aber mehr zu einem „Nein" hinneigte. Diese beiden waren die Cardinäle Roverella und Rinuccini. Der letztere, dem Kämmerling vielfach verbunden, dachte mehr mit dem Verstande seines Freundes als mit seinem eigenen. Der Papst sprach ausgezeichnet über den Gegenstand und stimmte der Mehrheit bei; so wurde der freie Handel durchgeführt. Die Wirkungen entsprachen unserer Erwartung in kürzester Zeit.

In Bezug auf die Lebensmittel bemerkte man den Unterschied alsbald, und Rom, bisher in beständiger Angst nicht Lebensmittel genug für das ganze Jahr zu haben bei einem Vorrath von kaum 40 Tagen in den Magazinen, litt keinen Augenblick Mangel, auch nicht bei ungünstigen Ernten. Von dieser Zeit an war Rom immer mit Allem reichlich versehen, ohne daß sich die Regierung darein mischte. In Bezug auf das Steigen und Fallen der Preise waren die Wirkungen anfänglich, wie man vorausgesehen hatte, nicht die allerbesten; aber auch dieses Verhältniß besserte sich bald, und das Volk war nach kurzer Zeit ganz zufrieden gestellt. In Bezug auf den Grundsatz selbst setzten zwei schlechte Erntejahre den Muth des Papstes

auf eine harte Probe. Die Fische wurden sehr theuer; in Folge dessen waren unruhige Auftritte zu befürchten; indeß gelang es der Sorgfalt der Regierung, dem Uebel zu steuern und die Bevölkerung mußte das wohlthätige Geschenk Pius VII. anerkennen, ein Geschenk, mit dem sie kein anderer Papst vorher zu beglücken gedacht hatte.

Eine zweite wohlthätige Einrichtung, die zwar nicht so viele Kämpfe kostete, als der freie Handel, die aber in Anbetracht des Augenblicks, wo sie der Papst genehmigte, noch merkwürdiger war, bestand in der Erneuerung der Münzen. In Folge der äußersten Noth vor der Revolution vermehrten sich die Münzen von schlechtem Gehalte auf eine bedenkliche Weise. Gold und Silber waren aus dem Handel und Wandel verschwunden, und das schlechte Geld (moneta erosa) erzeugte dieselben Uebel wie die Banknoten. Die Schwierigkeiten der Einziehung desselben schienen in Anbetracht der harten Schicksalsschläge eines verarmten und verkleinerten Landes unüberwindlich, aber die Regierung ließ sich durch die Furcht eines so schweren Unternehmens nicht abschrecken. Viele größere, reichere und bevölkertere Staaten hatten und haben noch den Wunsch dasselbe bei sich auszuführen, aber ungeachtet der Fortschritte und Bestrebungen vieler Jahre haben sie noch nicht zum Ziele gelangen können. In Folge weislich ausgedachter Pläne geschah die Durchführung in wenigen Monaten. Die Privaten verloren keinen Kreuzer und der Staat wurde nicht erschüttert. Ja noch mehr, es merkte Niemand etwas von der Umänderung, so richtig waren die Vorkehrungen getroffen, um den mit Recht zu fürchtenden Unbequemlichkeiten vorzubeugen. Die geringhaltige Münze, so verbreitet sie war, verschwand gänzlich, und man sah nur noch Gold und Silber, sowie eine geringe Zahl römischer Scheidemünze, unentbehrlich zum kleinen Verkehr. Die Wirkungen dieses Geschäftes waren

so glückliche, daß es nicht genug erwähnt werden kann. Diese beiden Einrichtungen — der freie Handel und die Erneuerung des Geldes — gaben dem Staate neues Leben. Ungeachtet der erlittenen Verluste gedieh die öffentliche Verwaltung, Dank der neuen Maßregeln und der klugen Gesetze, gestützt auf die frühere Sparsamkeit in einer Weise, daß man mit Wahrheit und ohne Furcht widerlegt zu werden, hätte sagen können: es sei nicht allein die Erinnerung frühern Unglücks verwischt, sondern auch nie eine glücklichere und reichere Epoche dagewesen, wenn nicht das französische Kaiserthum neue Uebel heraufbeschworen und den Staat endlich zu Grunde gerichtet hätte.

Schon in den ersten Monaten seiner Wiederaufrichtung beschäftigte sich der hl. Stuhl mit der wichtigen Angelegenheit der Staatsschuld. Seit dem Ausbruche der Revolution, ja schon etwas früher, hatte die Staatskasse in Folge der von Frankreich uns auferlegten Lasten eigentlich aufgehört dieselbe zu bezahlen. Andere Staaten, denen weit größere Hülfsmittel als der päpstlichen Regierung zu Gebote standen und an denen die Revolution spurlos vorüber ging, dachten nicht einmal daran, sich mit ihrer Staatsschuld zu befassen. Sie benützten die Unruhen, welche den Staatsschatz leerten, als Vorwand und ließen zum großen Schaden der Staatsgläubiger die Sachen auf dem alten Punkte. Der Papst dachte anders; er hielt einen solchen Banquerot weder mit seiner Gerechtigkeit noch mit seiner Vater-Liebe vereinbarlich, und verfügte die Zahlung der Schuld auf eine Weise, die seine Kräfte überstieg: zwei Fünftheile ließ er gleich erstatten und die ratenweise Zahlung des Restes in Aussicht stellen.

Der hl. Vater hätte sein aufrichtig gegebenes Versprechen gehalten und durchgeführt, wenn nicht neue Unglücksfälle und die darauf folgende letzte Katastrophe die Ausführung zur Unmöglichkeit gemacht hätte.

Man beschäftigte sich ferner mit den Angelegenheiten des öffentlichen Wohls. Man gründete ein neues Verwaltungssystem für die Gemeinden und Städte, und entwarf Schuldentilgungspläne zur Bezahlung der nach und nach angewachsenen Passiven. Es wurde eine Congregation errichtet, welche die öffentliche Oekonomie sowohl, als nützliche Erfindungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft, der Manufaktur, der Zölle und anderer schon gegründeter oder zu gründender Einrichtungen fördern sollte. Um diese Zeit begannen die Ausgrabungen in Rom und in der Umgegend; man hoffte auf diese Art den ungeheuren und ewig beklagenswerthen Verlust an Statuen und allen Denkmälern, welche der Frieden von Tolentino dem Staate geraubt, in Etwas auszugleichen. Es wurde bei strenger Strafe verboten, Manuscripte, Statuen und alte Bilder in's Ausland zu bringen. Dieses Verbot wurde ungeachtet der Beschwerden der mächtigsten Staaten, die gewohnt waren, Rom immer bereitwillig für ihre Wünsche zu finden, aufrecht erhalten.

Um die Besitzer solcher Kunst-Gegenstände durch das Verbot des Verkaufs in's Ausland nicht zu benachtheiligen, kaufte sie der Staat selbst, und verfuhr dabei so klug und systematisch, daß der Ankauf unter nicht allzu lästigen Bedingungen bewerkstelligt werden konnte. Unter der Leitung des berühmten Ritters Canova wurde in dem ungeheuren Gange, der nach dem Museum Pio Clementino führte, die große vaticanische Galerie aufgestellt. Bezüglich des wahren Werthes der darin enthaltenen Seltenheiten konnte diese Galerie mit dem vorher bestandenen Museum, das man dem Eifer der frühern Päpste verdankte, wetteifern. Die merkwürdigen alten Denkmäler, wie z. B. die Triumphbogen des Septimus Severus und des Constantin, die bis zur Höhe des Straßenpflasters im Boden standen, wurden von dem sie umgebenden Schutte

befreit und ausgebessert. Ebenso entfernte man vom Koliseum die Steine und Erdhaufen, die seit Jahrhunderten seine Ausgänge bedeckten. Auf diese Weise entdeckte man neue Stiegen und neue große freie Antritte (plates-formes). Diese neuern Nachforschungen bewiesen die Unrichtigkeit der bisherigen zur Geltung gekommenen Ansichten. Es wurden nun auch in der Arena und von Außen ähnliche Arbeiten in Angriff genommen, um das Riesen-Denkmal in seinen ursprünglichen Stand wieder herzustellen; aber die bald darauf erfolgten traurigen Ereignisse ließen diese Arbeit nicht bis an das gewünschte Ziel vollenden. Um den drohenden Einsturz der einen schadhaften Seite, wodurch der Nachsturz eines großen Theils des Gebäudes hätte veranlaßt werden können, zu verhindern, baute man den großen Strebepfeiler, der nach dem Ausspruche Aller des Koliseums, das er stützt, würdig ist. Diese Worte mögen genügen, um die Wichtigkeit des Unternehmens begreiflich zu machen.

Man arbeitete auch an den Grundmauern des Pantheons, und wir gingen sogar mit dem Gedanken um, dasselbe bei den andern Denkmälern zur Ausführung zu bringen. Künste und Wissenschaften wurden auf alle mögliche Weise unterstützt; Ordnung und Reinlichkeit in der Stadt selbst zum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Die Straßen erhielten Namen und die Häuser Numern, was bisher nicht gekannt war. Die Beleuchtung der Stadt während der Nacht wurde eingerichtet und außerhalb der Mauern zwei bis drei Kirchhöfe angelegt, um aus gewissen Kirchen die verderblichen und lästigen Ausdünstungen zu entfernen. Wir waren bedacht, öffentliche Spaziergänge in Rom anzulegeu, die Rom bisher abgingen. Diese Anlagen sollten vom Volksplatze aus bis zum Ponte Molle führen, an den Ufern der Tiber entlang. Dieselben konnten ohne große Opfer Seitens der

Regierung ausgeführt werden und die Auslagen wären durch die Nützlichkeit des Unternehmens aufgewogen worden. Das Unglück, das über den hl. Stuhl hereinbrach, verhinderte die Ausführung dieser Ideen, die man aufgeben mußte. Die ungeheuren Summen, die man dem Staatsschatze gegen Fug und Recht zur Erhaltung der französischen Truppen entriß, die theils durchzogen, theils in den Provinzen garnisonirten, machten jede Ausgabe zur Unmöglichkeit. Wir mußten jeden Vorwand zu Klagen vermeiden; denn das Volk aus Unkenntniß oder Bosheit ist immer zum Tadel bereit. Das Publikum hätte gemurrt, wenn es gesehen hätte, daß die Regierung weniger dringliche Ausgaben mache, während sie, um den oben erwähnten Verpflichtungen nachzukommen, mit der Zahlung der Schuld um einige Monate zurückblieb, oder dieselbe durch neue Auflagen vermehrte.

Die Einführung des freien Handels fiel mir recht schwer in Bezug auf die Gefühle von Verehrung, die ich dem Andenken Pius VI. in meinem Herzen bewahrte. Die Erinnerung an seine Person hatten mich in enge Verbindungen mit seiner Familie gebracht, und gerade in der Person des Cardinals Braschi, seines Neffen, mit dem ich ganz besonders befreundet war, fand ich einen Feind bei Einführung des neuen Systems. Derselbe war früher Sekretär der Breven gewesen und wurde später Kämmerer. In Folge der neuen Einrichtung hatte dieses Amt sowohl in Bezug seiner Geschäftssphäre als in Bezug seiner Revenüen große Einbuße erlitten. Zur Aus- und Einfuhr von Getreide im Lande bedurfte man keiner Erlaubniß mehr, und andere Vorrechte des Kämmerers hörten durch die neue Einrichtung von selbst auf.

Der Cardinal Braschi glaubte die Rechte seiner Stellung wahren zu müssen; — wenigstens kann ich den Krieg auf Leben und Tod, den er gegen das neue System

führte, keinem andern, seiner unwürdigen Beweggründe zuschreiben; — aller meiner Bemühungen ungeachtet konnte er sich meinen Vorstellungen nicht fügen und hintertrieb das Unternehmen direct und indirect so gut er konnte. Sein Zorn und seine Verachtung kehrten sich besonders gegen denjenigen, der mit Energie und ohne Rücksicht auf die Intriguen der untergeordneten Diener den freien Handel eingeführt und vertheidigt hatte. Diese letztern boten in ihrer Heftigkeit alles auf, um das Zustandekommen zu vereiteln. Nachdem sie nicht verhindern konnten, daß der Plan in Berathung gezogen wurde, bemühten sie sich ihn durchfallen zu lassen. Der Cardinal Braschi stellte sich an die Spitze einer sehr zahlreichen und in der öffentlichen Meinung sehr mächtigen Oppositionspartei. Da er in seiner Eigenschaft als Neffe des verstorbenen Papstes und als der Angesehenste von den von seinem Onkel ernannten Cardinälen viel Einfluß hatte, so zog er eine große Anzahl Menschen und einflußreicher Namen nach sich. Aber die Regierung, unerschütterlich wie ein Felsen, hielt ein für den Staat so nützliches Unternehmen aufrecht; da legte der Cardinal, auf's Aeußerste gebracht, seine Stelle nieder.

Diese Handlungsweise, die auf die Menge einen gewissen Eindruck machte, schadete unserm Unternehmen ungemein und erregte den Haß gegen den Urheber desselben. Lange Jahre hindurch blieb der Cardinal Braschi mein schrecklichster Feind, und erst nach meinem Ministerium ließ er mir Gerechtigkeit wiederfahren und schenkte mir das Vertrauen, das ich immer verdient hatte. Während des langen und schrecklichen Krieges, den er mit mir führte, erwies ich ihm nur Gutes für Böses und suchte alle Gelegenheiten dazu mit der gewissenhaftesten Sorgfalt. Weit entfernt, ihm die Unbilden, die er mir anthat und die üblen Nachreden, die er sich öffentlich gegen mich

erlaubte oder durch andere geschehen ließ, nachzutragen, setzte ich seinen Handlungen nur die deutlichsten Beweise von Hochachtung, Rücksicht und Theilnahme für seine Person entgegen. Ich ließ ihn in das Amt des Sekretärs der Breven, das glücklicherweise noch nicht vergeben war und das er in der Eigenschaft als Prosekretär verwaltete, wieder einsetzen. Ich wollte ihm in seinem Amte nicht nachfolgen und den Titel Kämmerer nicht annehmen, obgleich es ein altes Herkommen ist, welches dem Staatssekretär die erste während seines Ministeriums freiwerdende fixe Anstellung zukommen läßt.

Das erst vor Kurzem vorgekommene Beispiel des Cardinals Valenti, der unter Clemens XIV. Staatssekretär und Kämmerer zugleich war, vermochte meinen Entschluß nicht zu ändern. In Gemäßheit der Handlungsweise Pius VI. gegen Clemens XIV. wollte der Papst das Presentations-Recht eines Cardinalshutes der Familie Braschi nicht mehr lassen. Ich veranlaßte den Papst, dem Cardinal Braschi dieses Recht nicht zu nehmen, und auf die Präsentation desselben wurde der Monsignor Serlupi, sein Mitbürger und Freund, mit dem Purpur bekleidet. Mit einem Worte, ich ließ nicht ab, Braschi sowohl als seinem ganzen Hause alle nur immer mögliche Ehre zu erweisen, um meine Anhänglichkeit an die Neffen und an das Andenken Pius VI. zu beweisen. Ich war immer und bei allen Gelegenheiten ihr breitwilliger Diener. Als aber die französische Regierung, welche die Leiche Pius VI. zurückgehalten hatte, — der Papst war während seiner Gefangenschaft in Valence in der Dauphiné gestorben — dessen sterbliche Hülle endlich dem hl. Stuhle zurückgab, war der glänzende und großartige Empfang derselben, oder vielmehr der Triumph, der den Sarg umgab, allein mein und des Papstes Werk. Wir handelten in dieser Sache gegen den Willen der hervorragendsten,

ja ich kann sagen aller Cardinäle. Sie fürchteten das Mißfallen Frankreichs. Diese Thatsache dürfte, denke ich, als Beweis meiner Behauptung Geltung finden.

Rom hatte nie eine so hehre, so glänzende und zu gleicher Zeit so rührende Feierlichkeit gesehen; aber aller dieser Ruhm und alle die Ehre hatten ihren Ursprung nur in der Erinnerung an den großen Papst; dahin hatte ich alles Augenmerk gerichtet.

Was die Ablehnung von Anstellungen anbelangt, glaube ich hier eines andern fast gleichzeitigen Beispiels erwähnen zu sollen. Ich nahm es nicht an, Nachfolger des Cardinals Antonelli zu werden, der vom Präfekt der Signatura zum Groß-Poenitentiarius ernannt wurde. Erstere Stelle gebührte mir, da sie eine unwiderrufliche war. Gemäß der Pflichten des Staatssekretärs bezüglich der erledigten Cardinals-Aemter verwaltete ich dieses Amt ohne den damit verbundenen Gehalt zu beziehen und zwar mehrere Jahre lang. Endlich nöthigte mich der hl. Vater ihn anzunehmen; seinem bestimmten Befehle mußte ich gehorchen.

Die Beziehungen mit dem Auslande wurden von Tag zu Tag ernster und schwieriger. Dieselben nahmen meine ganze Thätigkeit von Anfang bis zum Ende meines mühevollen Ministeriums so sehr in Anspruch, daß es mir zur Unmöglichkeit wurde, mich mit den innern Angelegenheiten zu befassen. Nach den Einrichtungen in der Päpstlichen Regierung ist der Staatssekretär gegen den Gebrauch anderer Höfe zu gleicher Zeit Minister des Aeußern und des Innern. Deßhalb ist es schwer zu erklären, wie man zu gleicher Zeit die politischen Angelegenheiten, von denen ich jetzt spreche, führen und den oben erwähnten Geschäften und einigen andern, die ich der Kürze wegen nicht erwähne, einige Aufmerksamkeit schenken konnte. Die Menge und die Wichtigkeit der auswärtigen Ereignisse

erforderten die ganze Thätigkeit eines Mannes und ließen ihm keinen Augenblick Muse oder Ruhe um andere Angelegenheiten zu überwachen. Ich will nur die wichtigsten oder vielmehr einige der wichtigsten von den zahlreichen äußern Angelegenheiten unter meiner Verwaltung anführen. Um mich so selten als möglich zu wiederholen, werde ich nicht sowohl chronologisch bei Aufzählung dieser Ereignisse verfahren, sondern die Reihenfolge der verschiedenen Staaten, mit denen ich zu verhandeln hatte, beobachten; oder deutlicher gesagt, ich werde in meiner Erzählung alle speciellen Ereignisse eines jeden speciellen Landes, wenn sie auch zu verschiedenen Zeiten stattfanden, zusammenfassen.

Gemäß dieser Eintheilung unseres Gegenstandes werde ich insbesondere von den Beziehungen und Geschäften mit Neapel, Spanien, Portugal, Oesterreich, Rußland, Malta und Frankreich Erwähnung thun. Die Angelegenheiten mit den übrigen Mächten, als mit Italien, Genua, Lucca, Toskana, mit der Republik Ragusa, Holland und England — besonders mit diesen beiden letztern — waren rein kirchlicher Natur und gehören also nicht in den Geschäftskreis des Staatssekretärs. Diese geschäftlichen Beziehungen an und für sich wenig interessant, könnte man füglich mit Stillschweigen übergehen und wir werden über jeden dieser Staaten höchstens zwei oder drei Worte anführen. Uebrigens wiederhole ich es, daß mir die Lage, in der ich schreibe, die Pflicht auferlegt, nur mit großer Zurückhaltung von den Geschäften, die ich mit den fraglichen Staaten zu behandeln hatte, zu sprechen. Ich werde mich daher über keinen Gegenstand eines Weitern verbreiten, und bitte diese Erzählung nur als sehr kurze und wenige Anhaltspunkte zu betrachten.

Ich beginne mit Neapel. Die erste Unterhandlung war wegen Benevent und Ponte-Corvo. Nachdem der neapoli-

tanische Hof mit einer zahlreichen Armee die wenigen französischen Republikaner, die Rom besetzt hielten, vertrieben und zum ersten Male die Herrschaft über Rom ergriffen hatte, war es nicht in seinen Plänen gelegen, die Stadt dem hl. Stuhle zurückzugeben. Aber bei der zweiten Einnahme beschloß er anders zu verfahren. Der Hof von Neapel befand sich nach dem Waffenunglück der französischen Truppen in Italien, der österreichischen Armee gegenüber, welche den Kirchenstaat bis an die Thore Roms besetzt hatte. In der That war Oesterreich von Pesaro an einschlüssig der drei Legationen im Besitze der Domainen des hl. Stuhls, und der neapolitanische Hof, der sich des Restes des Staates bis Termini, der Gränze des Landes, bemächtigt hatte, fühlte wohl, daß der Hof in Wien, weit mächtiger, wenn er die Franzosen noch einmal schlagen würde, sich auf den Rest des Kirchenstaates werfen und seine Eroberungen ausdehnend bis nach Neapel gelangen könnte. Die Ländergier des Baron Thugut, damaligen ersten Ministers in Wien, war bekannt. Die angeblichen kaiserlichen Rechte auf ganz Italien wieder zur Geltung zu bringen war seine Absicht. Da beschloß Neapel einzig und allein im Interesse seiner eigenen Sicherheit, dem hl. Stuhl denjenigen Theil seiner Länder zurückzugeben, den es von den Gränzen des Reichs bis Rom inne hatte. Man glaubte, das Patrimonium des Papstes würde dem eignen Staate ein Bollwerk sein, und die Wiener Staatskanzlei Angesichts der ganzen Christenheit mehr Anstand nehmen, den so eben erst in seine Staaten zurückgekehrten Papst zu vertreiben, als den König von Neapel seiner Länder zu berauben. Aber diese Taktik, welche den Hof der beiden Sicilien veranlaßte, dem Papste seine Länder von Rom bis Terracina zurückzugeben, verlor ihren Werth in Bezug auf Benevent und Ponte-Corvo, die vom neapolitanischen Gebiete um-

schlossen waren. Bekannter Maßen war es ein alter Wunsch des Hofes diese beiden Städte zu besitzen, obgleich dieselben im Vergleiche mit den eignen großen und ausgedehnten Domainen keinen Werth hatten. Da er dieselben schon bei der ersten Einnahme des Kirchenstaates durch die französische Republik in Besitz genommen hatte, so schien es ihm eben so natürlich als zweckdienlich an deren Rückgabe nicht mehr zu denken.

Der General Acton, damals allmächtig in Neapel, wagte nicht bei seiner hinterlistigen und lügenhaften Politik offen zu gestehen, daß er diese Länder dem Papste nicht zurückgeben wolle. In Folge dessen ließ man unter demselben Vorwande, unter dem man in Rom auch nach der Restauration die neapolitanischen Truppen zurückließ, dieselben auch in Benevent und Ponte-Corvo stehen. Aber dieser Vorwand hatte in Bezug auf diese Letztern nicht einmal denselben scheinbaren Werth. Im Römischen Gebiete hatte man die neapolitanischen Truppen als ein vorgeschobenes Corps zur Vertheidigung des Staats aufgestellt; ein Gleiches konnte man bezüglich Benevent's und Ponte-Corvo's nicht geltend machen, da diese Städte mitten im Königreiche lagen.

Die Besetzung von Rom dauerte ungeachtet der Gegenvorstellungen des Papstes mehrere Monate lang. Endlich mußten die Neapolitaner in Folge einer Bestimmung des mit Bonaparte in Florenz geschlossenen Friedens ihre Truppen zurückziehen. Die Besetzung von Ponte-Corvo und Benevent dauerte viel länger, obgleich der Grund, den man dafür anführte, Angesichts des mit den Franzosen abgeschlossenen Vergleichs keinen Werth mehr haben konnte. Das neapolitanische Cabinet hatte aber nicht die Absicht diese Ländereien dem Papste wiederzugeben; dies war der eigentliche Beweggrund seiner Handlungen. Da es in Folge des ungünstigen Augenblicks offene Gewalt

nicht zu brauchen wagte, so beharrte es unter eitlen Vorwänden in dem Besitze. Alle Tage that es einen Schritt weiter. Man blieb nicht innerhalb der Gränzen einer militärischen Besatzung stehen, sondern erlaubte sich hinterlistiger Weise Eingriffe in die bürgerliche Rechtspflege. Es wäre schwer, selbst wenn ich die Zeit dazu hätte, alle die Ränke und Schliche des Generals Acton in dieser Sache aufzuzählen, und zu welcher Umsicht und Anwendung von allen möglichen Förmlichkeiten er die päpstliche Regierung zwang. Sie konnte keine Handlungen dulden, welche ihre Souverinätsrechte verletzten. Sie verlangte jeden Tag die gänzliche Wiedereinsetzung in ihre Domainen und war dabei bemüht, es nicht zum offenen Bruche mit einem Hofe kommen zu lassen, mit dem der hl. Stuhl mehrere kirchliche Angelegenheiten zu ordnen hatte, und mit dem er gute Nachbarschaft halten wollte. Zudem mußte man aus Rücksicht für das scheinbare Wohlwollen, womit die Rückgabe der päpstlichen Staaten von Rom aus bis Terracina erfolgt war, jede auch noch so geringe Feindseligkeit vermeiden. Nach vielen theils freundschaftlichen theils bittern Vorstellungen, und nachdem man aller listigen Ränke und Böswilligkeiten ungeachtet und trotz der deutlichsten abschlägigen Antworten nicht nachgelassen hatte zu bitten, verließen die neapolitanischen Truppen endlich das Erbgut der Kirche. Ein zufälliger Umstand trug nicht wenig zu diesem glücklichen Ausgange bei. Der erste Consul ließ in Gegenwart des neapolitanischen Gesandten in Paris einige Spitzworte fallen und erklärte, daß er den Artikel des Vertrags von Florenz bezüglich der Heimkehr der neapolitanischen Truppen in ihr Land, wozu, wie er sagte, Benevent und Ponte-Corvo nicht gehörten, erfüllt wissen wolle. Dies endigte den gewaltsamen Besitz.

Dem folgte die Verminderung der Bisthümer. Fer-

dinand IV. wollte die Anzahl derselben auf eine übertriebene Weise vermindern, wenn ich nicht irre, von 180 auf 50 zurückführen. Auch eines Concordats bedurfte man, um die zahlreichen und schwierigen kirchlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und um die Zahlung des Tributs und des Lehen-Pferdes (haquenée) nach der Bestimmung der den Königen von Neapel gewährten Investitur festzustellen. Diese drei Angelegenheiten lassen sich zugleich wie eine einzige erzählen, und zwar um so leichter als sie miteinander zusammen fielen.

Der Hof wollte nur über die beiden Erstern verhandeln und hoffte mehr oder weniger sicher Etwas zu erreichen. Da aber seit langer Zeit kein Tribut mehr bezahlt und kein Lehen-Pferd mehr gestellt wurde, war er bezüglich des dritten Punktes besorgt, zu Nachzahlungen verpflichtet zu werden, wenn er sich auf die Behandlung dieses Gegenstandes einließe. In Folge dessen beurkundete der Hof einen sehr lebhaften Widerwillen über die Verhandlungen dieses letzten Punktes, und da der hl. Stuhl auf's Bestimmteste erklärt hatte, alle Schwierigkeiten mit einem Male beseitigen zu wollen, machte er eine scheinbar sehr triftige Einwendung geltend, die aber bei näherer Beleuchtung nicht stichhaltig war.

Derselbe behauptete, der Papst trage allein die Schuld, daß die kirchlichen Geschäfte nicht zu gedeihlichem Ende kämen, da er aus Eigensinn an deren Erledigung eine rein weltliche Frage geknüpft habe, deren Beantwortung der Hof verweigern müsse. Vor allem erwiederten wir, daß man die Bezahlung des Tributs und des Lehenpferdes nicht als eine rein weltliche Sache ansehen könne, weil es ein Recht des hl. Stuhles sei, und deßwegen auch dieses Recht nicht wie die Rechte weltlicher Fürsten als ein weltliches angesehen werden könne. Wir bemerkten ferner, daß es im Wesen aller Abkommen liege, wenn

man es aufrichtig meine, alle Fragen mit einem Schlage zu bereinigen, und keine strittigen Gegenstände, die im Verborgenen die Zwietracht nähren und schnell das Aufgebaute wieder zerstören, bestehen zu lassen; sie zeigten schließlich, daß der hl. Vater auf Grund seiner Verpflichtungen und Eide diese Angelegenheit nicht bei Seite setzen könne, und daß bei einem derartigen Abkommen alles auf einmal bereinigt und klar gemacht werden müsse. Der Hof wiederum willigte in die Unterhandlung der übrigen Punkte nur unter der Bedingung, daß dieser Letzte nicht zur Sprache käme. Er dachte alles zu gewinnen, denn er wußte wohl, wie ich schon gesagt habe, daß der Papst Angesichts der unglücklichen Ereignisse unseres Jahrhunderts bei allen von ihm unterschriebenen Verträgen nachgiebig gewesen und sich ohne Ersatz Verluste an seinen Rechten und Privilegien habe gefallen lassen. Die Standhaftigkeit des Papstes und seines Ministeriums machten den neapolitanischen Hof endlich nachgiebig; er willigte in Unterhandlungen wegen des Lehenpferdes ein.

Zwei Fragen kamen hier zur Beantwortung: die acht oder zehn Tausend Thaler, welche das Königreich Neapel an den hl. Stuhl zu zahlen hatte und die feierliche Uebergabe des Lehenpferdes. Die Regierung verweigerte die Bezahlung des Tributs als eines solchen; aber sie erklärte sich bereit, die Schuld unter der Form eines mildthätigen Opfers, eines Almosens an den hl. Petrus, abzutragen.

Bezüglich der feierlichen Uebergabe eines Lehenpferdes bedauerte die neapolitanische Regierung davon reden hören müssen; sie vergaß den Investitur-Vertrag und die Schwüre, die nicht allein die Vorfahren des Königs Ferdinand, sondern auch der König selbst Jahre lang gehalten hatten. Die Unterhandlungen begannen. Der hl. Stuhl erklärte, auf das Recht einer feierlichen Uebergabe, wie es das placet

der Investitur vorschreibe, nicht verzichten zu können; aber in die Abänderung gewisser Förmlichkeiten einwilligen und auf jene Artikel verzichten zu wollen, die den Hof nach den Begriffen unsers Jahrhunderts an seiner Ehre, um mich so auszudrücken, verletzen könnten. Der König von Neapel begriff nicht, daß seine Würde durch eine Ehrenbezeugung, die er dem Papste erwieß, der ihm in Bezug auf Macht und weltliche Größe weit nachstand, nicht herabgesetzt werden könne; daß sie vielmehr ein Zeugniß der Ehrfurcht für das Oberhaupt der Kirche und für den hl. Stuhl sei, und daß ein solcher Akt der Hochachtung gewiß denjenigen nicht erniedrigt, der ihn ausübt. Nie hat sich der Mächtige erniedrigt, wenn er den Schwachen geehrt; denn seine Huldigung kommt aus ihm selbst, zwanglos. Der Hof aber faßte die Sache von einem andern Gesichtspunkte auf. In der Absicht jeden Vorwurf von Stolz und Ehrgeiz zurückzuweisen, und ungeachtet des unumstößlichsten Rechtes durch den Investiturvertrag, den Eide und Jahrhunderte lange Gewohnheit geheiligt, war Pius VII. erbötig, die öffentliche Feierlichkeit so viel wie möglich zu beschränken; deren gänzliches Abschaffen konnte er nicht bewilligen; das unumstößliche Recht des hl. Stuhls mußte anerkannt werden. Mehrere Vorschläge über eine weniger großartige Form der Feierlichkeit wurden bearbeitet. Keine Antwort erfolgte. Ob man sie angenommen, wenn die Verhandlungen zu Ende geführt worden wären, ist ungewiß. Die letzte Entschließung des Hofes bestand in der unvermeidlichen Weigerung, den Tribut unter dem Titel Tribut zu bezahlen; er bestand darauf, denselben nur als freiwillige Gabe zu leisten. Derselbe erklärte sogar, daß er sich bei Abtragung der Schuld dieser Form bedienen würde.

Für den hl. Stuhl war es unmöglich von diesem Standpunkte aus zu unterhandeln. Das Vorrecht wäre

in seiner Wesenheit zerstört gewesen, und die Bezahlung als freiwillige mildthätige Gabe annehmen, hieße ausdrücklich auf sein Recht verzichten; der Verlust desselben wäre die Folge gewesen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und wir legten feierlichen Protest ein bis auf die Zeit zurück, wo man die Uebergabe des Lehenpferdes zuerst verweigerte; nach dem Hochamte am Tage des Festtages des hl. Petrus verkündete der Papst selbst denselben mitten in der Kirche.

Eine Anekdote möge einen Begriff geben von der trügerischen Politik des Generals Acton in seinen geschäftlichen Beziehungen.

Einige Jahre nach den erwähnten Unterhandlungen verlor der König Ferdinand sein Land; Joseph Bonaparte, des Kaisers Bruder, war an seine Stelle gekommen. Ferdinand entfloh nach Sicilien, während die französische Armee Rom besetzte und dem hl. Vater kaum einen Schatten von Macht ließ, ein Schatten, der ihm auch bald entrissen wurde.

Unerwartet, auf Umwegen erhielt der Papst einen Brief des Königs Ferdinand; er erbot sich, gelegentlich des herannahenden Festes des hl. Petrus das Lehenpferd auf die großartigste Weise und mit den herkömmlichen Förmlichkeiten, wie dieselben seit langen Jahren und während der Unterhandlungen verweigert wurden, zu übergeben. Deßungeachtet fuhr man fort, im Briefe diese Abgabe eine milde Gabe zu nennen. Der General Acton wußte, daß eine Handlung, verbunden mit so viel Pomp und solcher Feierlichkeit, ohne Erlaubniß der französischen Armee nicht vorgenommen werden könnte. Man gab, was man im Voraus für unausführbar erkannte, und beharrte auf dem Widerspruch dessen, was man brieflich ohne Genehmigung eines dritten, leicht hätte bewilligen können, ich meine die Anerkennung des Tributs als solchen. Der

General hoffte eine Antwort zu entlocken, worin die Rechte des Hauses Neapel auf das durch Joseph Bonaparte besetzte Reich anerkannt und festgehalten würden. Für den Fall des Mißlingens — und der Plan mißlang in der That — hoffte er wenigstens eines Tages den Beweis seines guten Willens in Erfüllung seiner Obliegenheiten geliefert zu haben. So lange er aber nicht den Tribut als solchen angeboten, blieb er den Beweis schuldig.

Abgesehen davon bildete der neapolitanische Hof den Gegenstand ernster Betrachtungen über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge; dieser Hof, im Augenblicke wo er keinen Thron mehr hatte, beeiferte sich von freien Stücken, wenn auch auf ungeraden Wegen, seine Pflicht zu erfüllen, er, der im Genusse seiner Macht 30 Jahre hindurch seine Pflicht vergessen, und derselben nachzukommen, der Bitten des hl. Stuhls ungeachtet, verweigert hatte. Er behauptete, an diese Dinge nicht mehr gebunden zu sein wegen des Verdienstes, das er sich durch die Wiedereinsetzung des Papstes in einen Theil seiner Besitzungen erworben habe. Man vergaß, daß der König durch diese Handlung — wenn es überhaupt das Werk eines Menschen und nicht das der Verhältnisse und einer eingetretenen Nothwendigkeit war — nur die ihm durch den Investitur-Vertrag auferlegte Verpflichtung erfüllte.

Die Verminderung der Bisthümer und die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten hatten eben so wenig Erfolg. Der hl. Vater konnte eine so wesentliche Verminderung in einem Lande, das nicht die Gründe wie Frankreich geltend machen konnte, nicht genehmigen. Um von dem Papste die Genehmigung zur Verminderung der Zahl der Bischofssitze zu erlangen, wurde Se. Heiligkeit zu großen Plagen und harten Prüfungen verurtheilt. Der Hof war nicht zufrieden mit einer bescheidenen Verminderung, auf

die einzugehen sich der Papst geneigt zeigte. — In den übrigen Angelegenheiten wollte der Hof nach dem Sprüchworte, lieber alles nehmen und nichts geben. Er verlangte vom Papste im Vergleichswege die Genehmigung aller unrechtmäßigen Eingriffe, aller Verletzungen der Rechte und Privilegien der Kirche, und aller Unregelmäßigkeiten, die seit Jahren an der Tages-Ordnung und von der Regierung anerkannt waren. Er beabsichtigte das mit dem Papste Benedikt abgeschlossene Concordat und die kirchlichen Gesetze aufzuheben, selbst aber in nichts nachzugeben. Ferner verlangte man Concessionen und die Einführung neuer Gebräuche, die der Papst ohne sein Ansehen selbst zu untergraben nicht genehmigen konnte. Alle Unterhandlungen blieben also wirkungslos. Was man durch die hinterlistige Politik des Generals Acton während der Verhandlungen zu leiden hatte, und wie man auf alle Auswege und geschickte Wendungen bedacht sein mußte, um einerseits nicht betrogen zu werden, und andererseits in keine offene Fehde mit dem Hofe zu kommen, läßt sich nicht beschreiben.

Der Cardinal Fabritius Ruffo war Gesandter von Neapel in Rom. Derselbe, der so viel von sich sprechen machte, als er die Waffen in der Hand, das Königreich den Republikanern entriß. Da ihn der General Acton nicht für den Mann hielt, der zur Ausführung der krummen Wege, die seinem Wesen und Charakter eigen waren, passe, so ernannte er einen zweiten Gesandten, sogenannten Vertrauensmann, in der Person des Cardinals Caraffa di Belvedere (der einige Jahre später dem Purpur entsagte); dieser schien ihm passender zu seinen Plänen. Die Rücksichten, die ich zu beobachten schuldig bin, gestatten mir keine weitern Mittheilungen über diesen Gegenstand. So viel aber kann ich sagen, daß alle diese Versuche vergeblich waren; und wenn sie der päpstlichen

Regierung schwere Sorgen, Kummer und Verlegenheiten bereiteten, dem Urheber halfen sie nichts zur Erreichung seiner Bestrebungen.

Andere weniger wichtige Verhandlungen mit dem neapolitanischen Hofe übergehe ich. Aus dem Gesagten kann man darüber urtheilen. Es ist ein großes Unglück mit einem Manne wie General Acton zu thun zu haben. Alle Geschäfte mit ihm endeten auf die gleiche Art und der päpstliche Minister bedurfte der größten Vorsicht, um sich vor seiner böswilligen und hinterlistigen Politik zu hüten. Die Wahrheit allein entreißt meiner Feder diese letzte Aeußerung.

Da mir eben noch eine Thatsache einfällt, so will ich sie nicht verschweigen; denn wenn eines Tages die Verhältnisse wieder in Ordnung kommen sollten, so könnte deren Enthüllung den Interessen des hl. Stuhls von Nutzen sein. Wenn ich dies sage, so ist es nicht, als hätte die Politik des General Acton gesiegt; dies war unmöglich. Ich erzähle die Sache nur wegen der Wichtigkeit an und für sich selbst.

Nach dem Tode des Cardinals Zurlo, Erzbischofs von Neapel, präsentirte der Hof einen neuen Erzbischof als Nachfolger, dessen Namen ich mich nicht mit Sicherheit erinnere, der aber, wenn ich nicht irre, Msgr. Monforte gewesen sein muß. Dieser Prälat kam nach Rom, um sich die päpstliche Bestätigung zu erholen. Er wurde installirt; der Hof stellte die Anforderung ihn zum Cardinal zu ernennen, weil nach altem Herkommen die Erzbischöfe von Neapel Mitglieder des hl. Collegiums gewesen seien. Wenn ein solcher Gebrauch überhaupt für den hl. Stuhl nie ein Gesetz sein konnte, wie es jüngst das Beispiel des Msgr. Filangieri beweist — Pius VI. hatte nie eingewilligt ihn mit dem Purpur zu bekleiden, wegen seiner Lehren, die den hl. Vater nicht erbauen konnten —

so mußte dieser Gebrauch unter den gegenwärtigen Verhältnissen allen Werth verloren haben.

Unter der Regierung Pius VI. hatten der hl. Vater und der König sich gelegentlich eines abzuschließenden Concordates über den ersten Artikel dahin geeinigt, daß dem Könige die Ernennung aller Bischöfe im Königreiche zustände. Obgleich der hl. Stuhl nicht verpflichtet war, diesen ersten Artikel als ein Gesetz anzuerkennen, da er nur eine vorläufige Bestimmung eines nicht abgeschlossenen Vertrages war, so genehmigte der Nachfolger Pius VI. unter ausdrücklichem Rechtsvorbehalte doch die vom Könige vorgeschlagenen Namen, aus Gefälligkeit und in der Hoffnung, bald ein Concordat abgeschlossen zu sehen; unter diesen Namen befand sich auch Monforte. Für den Papst aber entstand daraus keine Verpflichtung, demselben den Cardinalshut zu geben. Denn so lange der Papst den Erzbischof von Neapel ernannte, verlieh er demselben als seinem Vertrauensmann den Cardinalshut; wenn aber der König den Erzbischof von Neapel ernennt, so würde er, wenn der Papst den erwählten Prälaten zum Cardinal machen müßte, von selbst das Recht auf die Ernennung eines Cardinals erworben haben, ein Vorrecht, das der König von Neapel mit andern katholischen Mächten nicht theilte. Hätte der Papst den Gebrauch die Erzbischöfe von Neapel zu Cardinälen zu erheben aufrecht erhalten, so brauchte der Hof nur denjenigen zum Erzbischofe zu ernennen, dem er den Cardinalshut zugedacht hatte. Aus diesen Gründen wurde der Cardinalshut dem Msgr. Monforte abgeschlagen. Sei es Zufall, sei es Kummer, Monforte starb einige Monate nachher; da erhob der neapolitanische Hof, um nicht noch einmal in dieselbe Verlegenheit zu kommen, den Msgr. Ruffo Scilla, der schon Cardinal war, auf den erzbischöflichen Stuhl.

Ich gehe zu den spanischen Angelegenheiten über.

Der gerade und offene Charakter der spanischen Nation entwickelte während meinem Ministerium alle nothwendigen und wünschenswerthen Eigenschaften zu einem gütlichen Abkommen, wenn beide Theile mit aufrichtigem und festem Willen eine Vereinigung begehren.

Die Ansprüche des Madrider Hofes waren für den hl. Stuhl sehr drückend. Dieselben waren kurz folgende: In Spanien bekleidete der Nuntius nicht die Stelle eines einfachen Gesandten des Königs von Rom, wie an andern Höfen; er wurde als Stellvertreter des Papstes betrachtet. Alsbald nahm man ihm sein kirchliches Richteramt und wollte ihn in dieselbe untergeordnete Stellung herabdrücken wie die Nuntii an den andern Höfen. Die Ordensgeistlichen wollte man unter die Gewalt der Bischöfe stellen, indem man sie von dem Gehorsam gegen ihre General-Obern freisprach. Das Recht über alle ehelichen Dispensen dachte man den Bischöfen zu ertheilen. Die Vergabung aller geistlichen Pfründen und andere ausgedehnte Rechte an sich zu reißen, war der Wunsch. Der Madrider Hof verlangte die Befugniß, nach Gutdünken die Kirchengüter besteuern und sogar zum offenbaren Nachtheile des Clerus mehrere dieser Güter einziehen zu dürfen. Kurz, man wollte mit einem Male so viele und wichtige Dinge, daß man sie kaum glauben würde, wenn sie hier aufgeführt würden.

Obgleich diesen Forderungen durch die Drohung Nachdruck gegeben wurde, jenes berüchtigte Decret, das nach dem Tode Pius VI. veröffentlicht, bei der Wahl seines Nachfolgers aber wieder zurückgezogen wurde, neuerdings in's Leben treten zu lassen, schwankte der hl. Stuhl nicht, und widerstand allen Anforderungen mit großer Ausdauer. Man gestattete der Regierung nur die Ernennung eines General-Inspektors über alle geistlichen Orden in der Person des Cardinals Bourbon; er sollte allenfallsige

Mißbräuche, die sich in die Klöster eingeschlichen, untersuchen und dem hl. Stuhle bekannt geben.

Diese Untersuchung veranlaßte eine Menge Schwierigkeiten und Verzögerungen, so daß der Hof nach allen möglichen Gegenvorstellungen, auf den Wunsch, die Ordensgeistlichen unter die Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu stellen, verzichtete. Er wollte nun die Ordensgeistlichen von der Unterwürfigkeit unter ihre im Auslande lebenden Generale befreien, und sie der Gewalt spanischer Obern, die in Spanien selbst lebten, unterordnen; solche würden die Mängel besser erkennen und leichter Abhülfe leisten können. Diese Anstände wurden durch ein Abkommen und ein Concordat geschlichtet. Nach dem Beispiele des Ordens der Franziskaner, also geregelt durch die Bulle Leo X., sollten diejenigen Orden, die nach ihren Regeln keine inländischen Obern haben durften, abwechslungsweise bald durch spanische, bald durch ausländische Generale regiert werden; im letztern Falle erhielt Spanien General-Vikare und umgekehrt; diese hätten dem auswärtigen Generale über die wichtigsten Fragen Rechenschaft zu geben; im Uebrigen erhielten sie auf geschehene Bitte die nöthigen Vollmachten zur Verwaltung ihrer betreffenden Orden. Auf diese Weise verhinderten wir nicht allein die Abhängigkeit der Ordensgeistlichen von den Local-Bischöfen, sondern behielten deren Unterwürfigkeit unter ihre Generale in Rom. In Anbetracht der Umstände ein sehr vortheilhaftes Concordat! Man räumte dem Hofe noch das Recht der außerordentlichen Besteuerungen der Kirchengüter ein. Päpstliche Breven befahlen solche Steuerbeiträge den geistlichen Orden Angesichts des Kriegs gegen England und um das Papiergeld, womit Spanien überschwemmt war, einlösen zu können.

So wenig wurde dem spanischen Hofe auf seine großen Begehren eingeräumt; die Nuntiatur, die Gewalt

der Bischöfe, die ehelichen Dispensen, die geistlichen Orden, der Clerus, die Kirchengüter blieben wie sie waren, unverändert. Der Hof selbst war so befriedigt — obgleich man ihm eigentlich in nichts nachgegeben hatte — daß er nicht nur die engste Freundschaft und gegenseitige Uebereinstimmung mit Rom fortsetzte, sondern sogar dem Cardinal Staatssekretär, welcher die sämmtlichen Unterhandlungen geleitet hatte, als Beweis seiner besondern Anhänglichkeit eine Pfründe mit einer Jahresrente von 4000 Thalern in der Cathedrale von Cordova einräumte.

Ich glaubte dieselbe nicht annehmen zu dürfen; aber der König hatte mich schon ernannt und die Verleihung war schon in öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Die Bemühungen des spanischen Geschäftsträgers in Rom, mich zur Annahme zu bewegen, waren umsonst. Er stellte mir das Beispiel der Cardinäle Pallavicini und Zelada vor, die sich beide der Freigebigkeit des spanischen Hofes erfreuten, obgleich sie Staatssekretäre waren; — aus diesem Grunde verweigerte ich die Annahme — aber er vermochte nichts über mich. Ich schrieb an den König, bedankte mich und erklärte zugleich meinen Verzicht, den ich durch den eben erwähnten Grund rechtfertigte, und bat ihn mein Benehmen nicht ungnädig aufzunehmen. Der König antwortete mit großer Nachsicht, nahm meinen Rücktritt an, ließ mir aber wissen, daß die Pfründe immer erledigt und für mich reservirt bliebe für den Fall, daß ich aus was immer für einem Grunde vom Staatssekretariate zurücktreten sollte; denn dann hätte ich keine Ursache zur Ablehnung mehr.

Seit dieser Zeit sind viele Jahre verflossen. Ich hatte nie die Absicht in den Genuß dieser Pfründe zu gelangen, selbst nicht für den Fall, daß ich nicht mehr Staatssekretär wäre. Ich dachte der König würde bis

dahin darauf vergessen, oder andere Vorkommnisse die Ausführung eines so fern gerückten Projektes verhindern.

Aber als ich mich aus Gründen, die ich am Ende dieser Memoiren anführen werde, von der Stelle, die ich bekleidete, zurückgezogen, befahl der König aus freien Stücken und ohne daß ich ihn gebeten hätte, mir jene Pfründe alsogleich und zwar mit den rückständigen Renten zu übergeben. Aus Irrthum hatte sie schon ein Anderer erhalten. Der König verlieh mir sogleich ein zweites in derselben Kirche zu Cordova, noch einträglicher als das Erste. Ich wollte es nicht annehmen, aber ich hatte keine triftigen Gründe zur Ablehnung, ohne den König zu beleidigen. Uebrigens genehmigte der Papst die Ablehnung unter keiner Bedingung. Ich nahm es also an, sollte es aber nicht lange besitzen. Ein oder zwei Jahre später, während denen ich nur einen sehr kleinen Theil der Renten bezogen hatte, wurde es mir, in Folge der traurigen Ereignisse in Spanien, entrissen. Kehren wir zur weitern Erzählung der öffentlichen Angelegenheiten zurück.

Von den verschiedenen Gegenständen, die während meines Ministeriums zwischen Rom und Portugal zur Verhandlung kamen, will ich nur einer Thatsache erwähnen, da sie besonders wichtig und sehr schmerzlich für den hl. Stuhl war. Die übrigen Angelegenheiten waren von geringerm Belange, obgleich auch sie mehr oder weniger wichtige Fragen berührten; aber ich habe Anderes zu erzählen und übergehe sie mit Stillschweigen. Während der Papst für die Krönung des Kaisers Napoleon in Frankreich war, erließ der Hof von Portugal eine Verordnung, welche die Rechte des hl. Stuhls und andere canonische Gesetze verletzte. Diese Verordnung bestand aus mehrern Artikeln; da ich mich nicht genau erinnere, enthalte ich mich der Aufzählung derselben. Der hl. Vater schrieb selbst von Paris aus an den Prinz Regenten von Por-

tugal; aber in Folge der Intriguen des Lissaboner Cabinets mit wenig Erfolg. Uebrigens war der Hof zu Unterhandlungen bereitwillig, und der Gesandte in Rom überreichte mehrere Erklärungen, worin zwar die Thatsachen aufrecht gehalten aber Abänderungen in Aussicht gestellt wurden. Man antwortete mit Erinnerungen, und vielleicht wären wir zu einer nach den Zeitverhältnissen möglichst günstigen Aussöhnung gekommen, wenn nicht die zahlreichen und beklagenswerthen Beziehungen mit Frankreich wegen ihrer Wichtigkeit die ganze Aufmerksamkeit des Papstes und seines Ministers auf sich gezogen hätten. Die Unterhandlungen mit Portugal mußten auf einige Zeit vertagt werden; ich weiß nicht mit welchem Erfolge sie nach meinem Austritte aus dem Ministerium fortgeführt wurden.

Die Frömmigkeit Ludwig I., Königs von Etrurien, gewährte uns großen Trost und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen für die kirchlichen Angelegenheiten in diesem Königreiche. Die berühmte Verordnung, durch welche die von dem Großherzog Leopold gegebenen Josephinischen Gesetze theilweise wieder aufgehoben wurden, erfüllte den hl. Stuhl mit Freude. Aber der traurige Widerspruch des französischen Ministers, unterstützt vom Kaiser Napoleon, der auch bei Andern eine von der seinen abweichende Gesetzgebung nicht duldete, hinderte die Ausführung dieser Erlasse. Der hl. Stuhl ordnete noch mehrere Angelegenheiten über Toskana mit diesem Könige, und nach seinem Tode mit der Königin Regentin; jedesmal mit gegenseitigem aufrichtigem gutem Willen. Diese Geschäfte waren weniger interessant als die bisher aufgeführten, und in Anbetracht dessen, was ich noch mitzutheilen habe, wird mich der Leser entschuldigen, wenn ich mich eines Weitern darüber nicht verbreite.

Die demokratische Republik Lucca verursachte dem

hl. Stuhle viele Sorgen und Kummer; dennoch endigten die Verhandlungen zur beiderseitigen Zufriedenheit. Ich übergehe dieselben aus oben angeführten Gründen. Viel schwieriger und trauriger wurden die Beziehungen zu dem neuen Fürsten von Lucca, dem Schwager des Kaisers Napoleon. Dieser Fürst erließ mehrere Verordnungen, die mit den Gesetzen der Kirche im Widerspruche waren; der Papst verwahrte sich dagegen. Der Fürst antwortete nicht, diese Aufgabe hatte seine Frau übernommen. Sie schrieb uns mit derben Ausdrücken. Seinerseits behauptete Napoleon, daß alles in Lucca Geschehene mit seinen Ansichten und Verordnungen im Einklange stehe. Er ging soweit, dem Papste Vorwürfe zu machen, daß er sich einem Fürsten gegenüber Bemerkungen erlaubt habe, den er, Napoleon, vom hl. Stuhle anerkannt zu wissen gewünscht hätte; und daß sich der Papst, wenn er sich doch verwahren zu müssen glaube, nach Paris und nicht nach Lucca zu wenden gehabt hätte. Die Verhandlungen mit dem Königreiche Italien werde ich zugleich mit Frankreich erzählen, da beide Länder von einem Herrscher regiert wurden. Gehen wir jetzt zu den Beziehungen mit dem Wiener Hofe über.

Ich werde mich nur mit denjenigen Angelegenheiten befassen, die dem Papste den schwersten Kummer machten, und der Kürze wegen die andern übergehen. Die Josephinischen Gesetze, die Pius VI. zwar erfolglos bekämpft und als mit den Verordnungen, der Disciplin der Kirche und den Rechten des hl. Stuhls im Widerspruch stehend getadelt hatte, wurden vom Kaiser Franz ungeachtet des dringenden Ansuchens des Papstes Pius VII. nicht nur nicht zurückgerufen, oder abgeändert, sondern sogar durch die verschiedenen Ministerien jeden Tag noch mehr erweitert und entwickelt. Sie wußten den Kaiser abzuhalten, sich den Wünschen des Papstes zu fügen; sie drangen

sogar in ihn, diese Gesetze noch zu überschreiten, indem sie ihn überredeten, daß er nur nach deren Inhalt handle. So mißbrauchten sie die Verehrung, welche der Kaiser von Jugend auf für Alles hatte, was sein Oheim, Joseph II., unternommen und vollführt hatte. Der hl. Vater hatte keine Bitten gespart, wie ich schon erwähnte, und er erfüllte die Pflichten seines apostolischen Amtes mit Eifer, um die Abschaffung dieser Verordnungen zu erlangen. Am Meisten beschwerte er sich über die willkürliche Auslegung derselben, wie es durch die Staatskanzlei in Wien zu geschehen pflegte.

Eine der ersten Gegenstände der Ueberschreitung dieser Gesetze war die Geschäftssphäre des Nuntius. Obgleich ihm die Josephinischen Gesetze alle Gerichtsbarkeit genommen, und aus einem Abgesandten des Papstes einen einfachen Gesandten des Königs von Rom gemacht hatten, so ließen sie ihm doch noch, sei es aus Unüberlegtheit oder aus Billigkeit, oder sei es daß die Josephinischen Gesetze die Sache nicht allzu weit treiben wollten, gewisse Rechte. Aber unter Franz II. bestrebten sich die Minister, dem Nuntius auch noch das zu entreißen, was Joseph und Leopold ihm gelassen hatten. Wir verwahrten uns und hoben besonders diese letztere Thatsache hervor, ohne auf die Sache selbst einzugehen. Die auffallendste Neuerung bestand darin, daß man dem Nuntius verbieten wollte, die Untersuchung über die Tauglichkeit der ernannten Bischöfe zu führen (faire les procédures), ein Recht das der Nuntius unter Kaiser Leopold stets ausgeübt hatte. Der Wiener Hof wollte diese Untersuchung durch die Bischöfe selbst geführt haben und verbot dem Nuntius auf's strengste sich fernerhin in diese Angelegenheit zu mischen.

Man ging so weit dem Papste zu drohen, man würde die Dinge auf's Aeußerste treiben; und als Se. Heiligkeit mit unerschütterlicher Bestimmtheit erklärte, daß Sie diese

Untersuchungen nie Jemand Anderm als dem Nuntius anvertrauen würden, erwiederte der Hof, daß er sich in dem Kaiserstaate über die canonische Institution der Bischöfe hinwegsetzen würde. Der hl. Vater seinerseits widersetzte sich dagegen auf's Kräftigste; er hörte nicht auf die Drohungen und zeigte keine kleinmüthige Furcht; freimüthig erklärte er, daß wenn nach Angabe gehandelt würde, Rom, das keine Furcht kenne, seine Pflicht erfüllen würde. Wir zeigten die Ungerechtigkeit, womit man gegen die Nuntiatur verfahre und führten den Beweis so, daß uns der Hof nichts entgegnen konnte.

Wir hoben hervor, daß die Untersuchung über die Tauglichkeit der ernannten Bischöfe kein Akt der Jurisdiction sei und daß also derartige Handlungen, selbst unter der Voraussetzung, daß dem Nuntius durch die Josephinischen Gesetze alle Gerichtsbarkeit entzogen worden, unter diese Gesetze gar nicht zu subsumiren seien. Diese Untersuchungen, fügten wir bei, bestünden lediglich in Erkundigungen über die ernannten Persönlichkeiten; dadurch aber, daß man Jemand zur Vornahme solcher Erkundigungen beauftrage, beweise man nur, daß man mehr Vertrauen in ihn als in Jeden Andern habe; aber es sei kein Akt der Gerichtsbarkeit, den man durch denselben ausübe. Damit der hl. Vater den Bischöfen die canonische Institution ertheilen kann, muß er ihre persönlichen Eigenschaften kennen und sich überzeugen, daß sie Alles in sich vereinigen, was die Canones verlangen. Zu diesem Zwecke überträgt er seinem Nuntius das Geschäft, die Beweise über das Vorhandensein dieser Eigenschaften zu sammeln und dieselben ihm sodann bekannt zu geben. Da der Papst mehr Vertrauen in seinen Gesandten als in irgend Jemand Andern hat, so ist es auch ganz natürlich, daß er diesen vor allen Andern mit einem so wichtigen Geschäfte betraut. Man unterstützte und bekräftigte diese

Behauptungen durch die Aufzählung der durch die päpstlichen Gesandten ungeachtet der Josephinischen Gesetze und unter der Regierung der Kaiser Joseph und Leopold vorgenommenen Untersuchungen. Solche Beispiele lieferten den Beweis, daß diese Tauglichkeits-Prüfungen nur als ein Akt des Vertrauens und nicht der Gerichtsbarkeit angesehen wurden.

Diese Beweise und die Standhaftigkeit des hl. Stuhls veranlaßten den kaiserlichen Hof von seinen Ansprüchen abzustehen, und der Nuntius pflegte wie seither die Untersuchung über die Tauglichkeit der neuen Bischöfe zu führen. Aber der Nuntius setzte sich selbst der Gefahr aus Schiffbruch zu leiden, und daß wir ihn gerettet, war fast ein Wunder. Der Hof war durch einige Eingriffe desselben in die Rechtspflege verletzt. Ich meine hier jene Akte, die gering an Zahl und von geringer Bedeutung stets durch den jedesmaligen Nuntius, und zwar seit der Einführung der Josephinischen Gesetze, unter den Augen der beiden vorhergehenden Kaiser und unter Franz II. bis auf diesen Tag vorgenommen wurden.

Der Hof, getrieben von der Begierde diesen Gesetzen eine weitere Ausdehnung zu verleihen, begnügte sich nicht dem Nuntius jede auch die leiseste Einmischung in was immer für Angelegenheiten zu versagen, sondern bestand sogar mit allem Nachdruck auf der Abberufung desselben. Dazu benützte derselbe einige Aeußerungen, die von Seiten Roms während den Kämpfen zwischen dem Kaiserreich und dem Papstthum aus bloßer Artigkeit hingeworfen worden waren. Wir ließen dem Kaiser eröffnen, daß wir keine Schwierigkeit machen würden, den Nuntius abzuberufen, wenn derselbe durch schlechtes Benehmen die Gunst des Kaisers verloren haben sollte. Mit dieser Aeußerung wollte die päpstliche Regierung wirkliche Fehler bezeichnen, keineswegs ungerechte Beschuldigungen, die man dem Ge-

sandten allenfalls aufbürden würde. Es bedurfte einer großen Standhaftigkeit, um das Verlangen nach Abberufung zu vereiteln. Den glücklichen Ausgang dieser unangenehmen Angelegenheit verdankte man theilweise meiner persönlichen Bekanntschaft mit dem österreichischen ersten Minister, dem Grafen Cobenzel, den ich bei unserm Zusammentreffen in Frankreich kennen lernte. Wir waren dahin gekommen, ich wegen des Concordats und er wegen des Lüneviller Friedens. Ich schrieb ihm einen langen vertraulichen Brief, voll von aufrichtigem Zutrauen. Die von mir geltend gemachten Gründe, die gute Meinung, die er von meiner Ehrenhaftigkeit und von meinem Urtheile hatte, und die gegenseitigen Bande der Freundschaft ließen das Uebel nicht weiter kommen.

Die Ehescheidungsangelegenheit der Gräfin Kinsky, für die sich das Ministerium und der Hof auf's lebhafteste interessirten, war bezüglich der Gerichtsbarkeit des Nuntius von demselben Erfolge bekleidet. Es handelte sich um die Dispens einer eingegangenen aber nicht vollzogenen Ehe — ratum et non consummatum. — Der Papst allein hatte das Recht über diese Angelegenheit zu entscheiden im Gegensatze zu den Fällen der Nichtigkeit einer Ehe, welche Entscheidung in erster Instanz den Ordinariaten zusteht.

Unter Pius VI. hatte der apostolische Nuntius den Erzbischof von Wien mit der Führung der Verhandlungen und deren Versendung nach Rom betraut. In Folge seines hohen Alters konnte sich derselbe nicht damit befassen und die Sache zog sich in die Länge. Als der Hof bemerkte, daß sich der Erzbischof die Sache nicht zu Herzen nehme, äußerte er den Wunsch, man möge sie andern Händen übergeben. Auf dies hin vertraute der hl. Stuhl die Verhandlungen dem Erzbischofe von Prag. Diese Delegation geschah durch einen Erlaß der Nuntiatur, wogegen der Hof keine Erinnerung zu machen wußte.

Nach Verlauf einiger Jahre, während deren diese Ehescheidungsangelegenheit in den Hintergrund getreten war, — Wien und Rom waren von den französischen Armeen besetzt — erneuerte die kaiserliche Staatskanzlei ihr Begehren. Sie beurkundete bei dem Bestreben den Josephinischen Gesetzen eine weitere Ausdehnung zu geben und die Macht des Nuntius ganz zu vernichten, einen eigenthümlichen Ehrgeiz. Man wollte dem Erzbischof von Prag, der dazu ganz passend schien, die Verhandlungen belassen, begehrte aber, daß man ihn neuerdings durch ein päpstliches Breve zu dieser Verhandlung bevollmächtige, nur weil sich der Hof weigerte, die Uebertragung des Geschäftes durch den Nuntius anzuerkennen.

Mit der Zustimmung zu dieser Idee hätte der hl. Vater selbst bestätigt, daß dem Nuntius in kirchlichen Sachen keine Gerichtsbarkeit zustehe. Der Papst konnte die Sache wohl mit ansehen und dulden, wie alles, was man nicht verhindern kann; aber genehmigen konnte er solches unter keiner Bedingung. In Folge jenes Geistes von Nachgiebigkeit, der die päpstliche Regierung in allen Fällen, wo es nur immer möglich ist, leitet, erbot man sich, um in so schweren und Gefahr drohenden Zeiten keinen Bruch herbeiführen zu müssen, die Person zu wechseln und statt des Erzbischofs von Prag einen andern Bischof oder Erzbischof zu ernennen. In diesem Falle hätte der Papst durch ein Breve und nicht durch einen Erlaß des Nuntius eine neue Delegation gegeben. Dadurch wurde der Klippe ausgewichen, an der Se. Heiligkeit hätte scheitern müssen, wenn er dieselbe vom Nuntius schon ernannte Persönlichkeit durch ein besonderes Breve delegirt haben würde; der Papst konnte die Handlung des Nuntius nicht für nichtig erkennen.

So vernünftig dieser Ausweg war, dem Hofe war er nicht genehm, eben so wenig als mehrere andere Vorschläge,

sämmtlich ein Ausfluß jenes Geistes der Versöhnlichkeit Seitens des Papstes. Endlich machte man einen letzten Vorschlag, den der österreichische Gesandte in Rom für ausgezeichnet und höchst annehmbar hielt; der sogar den Schein für den Hof rettete. Der alte Erzbischof von Wien starb; Pius VII. erbot sich den neuen Erzbischof durch ein Breve zu deligiren. Auf diese Art wäre die Delegation wieder dahin zurückgekommen, von wo sie wegen des hohen Alters des Verstorbenen weggenommen wurde; und das Publikum hätte diesen Grund für genügend erachtet, um dem Erzbischofe von Prag das Amt wieder zu entziehen. So wären, wie man zu sagen pflegt, beide Parteien zufrieden gestellt worden. Aber, was geschah? Der kaiserliche Hof mißbilligte die Handlungen seines Bevollmächtigten in Rom und ging nicht einmal auf die gemachten Vorschläge ein. Der Hof bestand darauf, daß die Delegation in den Händen des Erzbischofs verbleiben müsse und verlangte endlich, daß ein neues päpstliches Breve die Handlungen des Nuntius für ungültig erklären sollte. Die Sache nahm einen so schlimmen Charakter an, daß man jeden Augenblick die traurigsten Folgen erwarten mußte. Um keinen Vorwand hierfür zu geben, ergriffen wir einen andern Ausweg. Wir erweiterten die Befugnisse des Erzbischofs von Prag und gaben ihm also andere Rechte, als jene die er durch den Nuntius erhalten hatte.

Herkömmlicher Weise wird bei Delegationen in Ehescheidungssachen wegen nicht vollzogener Ehe der Delegirte nur zur Einleitung und Durchführung des Processes bevollmächtigt. Die Sache selbst wird dann durch den Papst nach einem gutachtlichen Antrage einer Congregation von Cardinälen, die für Annahe oder Verweigerung stimmen, entschieden. Die Delegation, welche der Erzbischof von Prag zuerst erhalten hatte, war auf erwähnte gewöhnliche

Weise ausgestellt, d. h. sie dehnte sich nur auf die Einleitung des Processes aus. Durch das Breve, das man ihm später zusandte ohne des Vergangenen zu erwähnen, wurde er auch zur Vornahme desjenigen, was gewöhnlich der Cardinals-Congregation vorbehalten bleibt, bevollmächtigt. Man erlaubte ihm daher zuerst den Proceß einzuleiten und gestattete ihm außerdessen seine Ansicht über Zulässigkeit oder Unstatthaftigkeit der Dispens auszusprechen, um so die Verhandlung zu beschleunigen, die schon 10 Jahre und noch länger dauerte. Dieser Ausweg, durch den man die Handlungen des Nuntius nicht beanstandete und seine Machtstellung nicht beeinträchtigte, weil man dem Erzbischofe ausgedehntere Vollmachten, als die im Decrete erhaltenen, verlieh, gefiel dem Hofe, und so endigte diese höchst verdrießliche Frage in Bezug auf die Jurisdiction des Nuntius. Ich sage in Bezug auf die richterliche Macht der Nuntiatur; denn die Sache nahm später nach meinem Ministerium einen schlimmern Ausgang.

Der Erzbischof von Prag verrieth seine heiligsten Pflichten auf's Schmählichste. Anstatt seine Meinung über Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit der Dispens, worüber der Papst allein Richter bleiben sollte, abzugeben, und anstatt durch den Proceß aufzuklären, ob die Ehe vollzogen worden war oder nicht, — dazu war er ausdrücklich in der Delegation beauftragt — anstatt dessen führte er den Proceß und sprach die Nichtigkeit der Ehe aus. Dieser Ausspruch hatte keine Gültigkeit und war überdies höchst ungerecht. Ungültig war er, weil der Erzbischof zu dieser Handlung nicht ermächtigt war. Ungerecht war er, weil sich die darin ausgesprochene Nichtigkeit nicht auf das Kirchenrecht, sondern auf die Josephinischen Gesetzte stützte, welche die Ehe höchstens bezüglich ihrer staatlichen Wirkungen nicht aber bezüglich des geistlichen Bandes anulliren konnten. Die Gräfin Kinsky verhei-

rathete sich von Neuem und gab ihre Hand dem General von Merveldt. Der Papst sandte dem Erzbischofe von Prag ein sehr strenges Breve. Er erklärte den Urtheilsspruch desselben und die zweite Ehe für nichtig, schrieb noch einmal an das Wiener Cabinet; aber er redete zu tauben Ohren.

Die Veränderungen gewisser Bisthümer, deren einige durch Machtspruch des Hofes neu errichtet, andere zerstückelt oder auf eine von der bisherigen verschiedene Art eingerichtet wurden, verursachten dem hl. Stuhle große Verlegenheiten. Bekanntermaßen darf nur der Papst die Gränzen der Bisthümer verändern und der weltliche Arm hat hierzu kein Recht und kann auch keines haben. Wenn Regierungen Aenderungen in ihren Diöcesen auf die eine oder andere Art wünschen, unterbreiten sie diesen Wunsch dem Papste, der, wenn kein Hinderniß vorhanden, gerne auf solche Begehren eingeht. Der Hof schrieb zwar über diesen Gegenstand an Se. Heiligkeit; aber in so bestimmten Ausdrücken, daß kein Gesuch sondern eine förmliche Willensäußerung beurkundet wurde, wonach an den Papst die Aufforderung gerichtet wurde, in Gemäßheit desselben das Breve ausfertigen zu lassen. Solch' Verfahren war verletzend für den hl. Stuhl, denn es hieß in die Machtstellung der Kirche eingreifen. Nach vielen Erörterungen verweigerten wir endlich die Annahme des Schreibens und schickten es dem österreichischen Gesandten in Rom zur Abänderung zurück. Diese Angelegenheit verwickelte sich auf eine traurige Art. Da der kaiserliche Hof keine vernünftigen Gründe vorschützen konnte, stützte er sich auf Thatsachen, und legte frühere Schreiben vor, in welchen dieselbe Sprache geführt wurde, ohne daß sie von den vorherigen Staatssekretären zurückgeschickt worden wären. Leider war dies nur allzu wahr und geschah aus Unachtsamkeit oder Schwäche. Man hoffte die Sache durch

allerhand Ausflüchte zu bemänteln und erwähnte, daß der Papst in dem Breve, wo er von seiner unbeschränkten Macht spricht, diese Schreiben mit Stillschweigen übergangen habe; allein mir schienen diese Schreiben unannehmbar und nicht ohne nachtheilige Folgen, selbst vom Standpunkte eines bloßen Ausweges betrachtet. Es wäre unnöthig dies zu beweisen; und ich verweigerte die Annahme, indem ich geltend machte, daß die darin enthaltenen Ausdrücke noch mehr den Stempel der Gewaltthätigkeit an sich trügen denn die frühern; und nach vielen Bemühungen und Hin- und Herreden beendigte ich auch diese Angelegenheit, ohne dem Ansehen und der Macht des Päpstes in Etwas zu vergeben.

Es wurden noch mehrere Angelegenheiten zwischen dem hl. Stuhle und dem Wiener Hofe verhandelt; allein ich beschränke mich zum Schlusse kurz des deutschen Concordats zu erwähnen, das uns von Anfang an viel Sorgen und Mühen verursachte, vielen Gefahren aussetzte und nie zu einem erfreulichen Ende gebracht werden konnte. Mit der Geschichte des österreichischen Concordats werde ich den Leser auch mit dem bayerischen Concordate, das mit jenem in engster Verbindung steht, bekannt machen. Diese Macht, nach Oesterreich die größte in Deutschland, verdient wegen der groben Vergehen, deren sie sich gegen die Rechte der Kirche zu Schulden kommen ließ, besonderer Erwähnung. Das deutsche Concordat war für den hl. Stuhl eines der allerschwierigsten und am reichsten an Sorgen; denn derselbe gerieth dabei mit dem Wiener Hofe und den übrigen Bundes-Staaten, welche Frankreich unterstützte, in Streit. Es mußte der Ort, die Art und Weise und der Gegenstand der Verhandlungen bestimmt werden. Die deutschen Mächte erklärten, daß jede ihr eigenes Concordat haben wolle. Im Interesse des hl. Stuhls wäre dies vielleicht das Beste gewesen nach dem

bekannten Grundsatze: divide et impera. Der erste Consul der französischen Republik, durchdrungen von dem Gedanken Deutschland zu beherrschen, überlegte schon damals, was er später ausführte; er unterstützte diese Staaten mit seiner ganzen Macht und ließ ihnen zu gleicher Zeit den Wunsch eröffnen, sie sollten über ihre Concordate in Paris verhandeln. Aber dies gefiel diesen Staaten nicht; sie strebten zwar vor Allem darnach, eigne Concordate unabhängig vom Reichs-Oberhaupte, das der österreichische Kaiser war, abzuschließen; aber sie hatten kein Verlangen die betreffenden Unterhandlungen in Paris und unter der Abhängigkeit Napoleons zu führen. Sie wollten in Rom oder in ihren eigenen Hauptstädten verhandeln.

Der Kaiser von Oesterreich seinerseits in der Eigenschaft als Oberhaupt des Reichs, bestand auf den Rechten seines Titels in Gemäßheit der Constitution. Er wollte also ein allgemeines Concordat in Wien oder allenfalls in Rom abgefaßt haben; jedoch so, daß er allein im Namen aller Andern über dasselbe zu unterhandeln hätte. Die Stellung des hl. Stuhls läßt sich leichter denken als beschreiben. Nothwendiger Weise mußte man also entweder Frankreich oder den deutschen Staaten oder Oesterreich mißfallen. Bei diesen widerstreitenden Interessen und bei der Unmöglichkeit nicht wenigstens Einen verletzen zu müssen, gingen wir gerade den Weg der Gerechtigkeit, der immer der beste, wenn auch nicht immer der erfolgreichste und angenehmste ist. Die Gründe sprachen zu Gunsten des Kaisers von Oesterreich; der Papst neigte sich auf diese Seite. Muthig und entschlossen ließ also der Papst den deutschen Fürsten und Frankreich eröffnen, daß er ohne des Reiches Oberhaupt und unabhängig von demselben in keine Unterhandlung treten könne und wolle; der erste Consul war darüber mißmuthig und drohte; aber

der hl. Stuhl blieb unerschütterlich. Die Opfer des Papstes wurden von demjenigen, zu dessen Gunsten sie geschehen, schlecht belohnt.

Als man durch die Vermittlung des Nuntius in Wien, der mit einer von der Regierung bezeichneten Persönlichkeit die Unterhandlungen führte, Grundsätze über ein deutsches Concordat, das für alle Staaten gemeinsam sein sollte, festzustellen versuchte, erklärte der kaiserliche Hof vor Allem, daß er nie in die leiseste Abänderung der kirchlichen Verhältnisse seiner Erblande einwilligen werde. Der Stand der kirchlichen Angelegenheiten sollte in keiner Weise verändert werden, obgleich derselbe durch die Josephinischen und andere noch bestehenden Gesetze ein sehr unsicherer war. Im Wesentlichen beabsichtigte der Wiener Hof ein Concordat im Namen der Fürsten des Reichs abzuschließen in der Absicht, seinen Einfluß über dieselben geltend zu machen und um sie zu beherrschen; aber die Kirche, die er in seinen Erblanden in eine traurige Alternative zu drängen suchte, zu begünstigen, war er nicht gewillt. In zweiter Reihe unterbreitete dann der Hof dem Nuntius einen Entwurf für ein Concordat. Dies war aber kein Entwurf, der die Grundsätze eines Concordates feststellte, wie man dessen übereingekommen war, sondern vielmehr ein Vertrag über kirchliche Angelegenheiten, nach den Begriffen des Wiener Cabinets. Der Nuntius entdeckte so viele Punkte, die den Grundsätzen und den Gesetzen der Kirche, den Rechten und Privilegien des hl. Stuhls zuwider liefen, daß er sich nach unzähligen stets nutzlosen Gegenvorstellungen entschloß, denselben nach Rom zu schicken. Man erklärte sogleich offen und nachdrucksam, demselben nicht beipflichten zu können, und verlangte die Umarbeitung desselben und einen neuen Entwurf auf andern Grundlagen.

Während der lange andauernden Verhandlungen über

diese Angelegenheiten war es Rom schwer geworden die geschäftlichen Beziehungen mit den andern Staaten und besonders mit Frankreich aufrecht zu erhalten; die Unzufriedenheit des letztern wurde in dem Maße gefährlicher, als sein Uebergewicht in Europa zunahm. So standen die Angelegenheiten, als das den Franzosen immer günstige Kriegsglück die Gestalt der Sachen auf einmal änderte. Die Grundfesten des deutschen Reichs wurden immer lockerer; mehrere Mitglieder trennten sich vom Stamme und schlossen Bündnisse mit Frankreich. Endlich entschloß sich der deutsche Kaiser selbst, die Krone des römisch-deutschen Reichs niederzulegen und sich als Kaiser von Oesterreich ausrufen zu lassen. Einestheils schien dieses Ereigniß den Papst aus der Verlegenheit wegen des deutschen Concordates zu ziehen; denn der Wiener Hof hatte nach geschehenem Rücktritte vom hl. römischen Reiche keinen rechtlichen Titel mehr, sich in diese Angelegenheiten zu mischen; andererseits gerieth aber der Papst, anstatt aus der Thatenlosigkeit, in die ihn diese Ereignisse gestürzt hatten, für immer heraus zu kommen, in ein neues noch größeres Labyrinth. Es handelte sich immer noch um die Entscheidung der Fragen, ob das Concordat mit jeder deutschen Macht vereinzelt abgeschlossen werden solle; ob die Unterhandlungen in Rom oder dem Wunsche dieser Mächte entsprechend in ihren Hauptstädten geführt werden sollen; oder ob der Kaiser Napoleon die Unterhandlungen leiten solle, wie er dies auf's Bestimmteste verlangte, besonders seit es ihm ein leichtes war, einen rechtlichen Vorwand hierfür zu erheben in Folge des Rücktritts des Kaisers Franz und der Gründung des Rheinbundes, dessen Haupt und Protector Napoleon sich nannte.

In dem Rücktritte des Kaisers Franz konnte der Papst nur den Rücktritt als solchen, für gesetzlich anerkennen; denn dieses Recht hatte der Kaiser. Aber daraus,

daß dieser Fürst die deutsche Krone niederlegte, konnte der Papst nicht den Schluß ziehen, daß das hl. römische Reich zu sein aufgehört habe; daß dasselbe an Frankreich gekommen sei und daß Napoleon den Kaiser-Titel rechtlich erworben habe.

Thatsache bleibt, daß der Papst diese Handlungen nie anerkannte; er verweigerte die Anerkennung des Rheinbundes und des über diesen Bund in der Person des Churfürsten von Bayern als neuen Fürst-Primas eingesetzten Oberherrn. Durch die Wechselfälle des Krieges war er Churfürst von Mainz geworden, und der Papst hatte zu seiner Ernennung beigetragen. Ebenso wenig anerkannte Pius VII. den Conjutor dieses Fürsten in der Person des Cardinals Fesch, und niemals gab er dem Kaiser Napoleon die Titel eines deutschen, römischen oder abendländischen Kaisers.

Diese Handlungsweise des Papstes und seine Weigerungen führten endlich den Sturz seiner weltlichen Herrschaft und jene Ereignisse herbei, deren ich am Ende dieser Schrift erwähnen werde. Fahren wir nun in der Angelegenheit des deutschen Concordates fort.

Der wenigst gefährliche Weg für den Papst war der, mit den deutschen Fürsten einzeln ihrem Wunsche gemäß besondere Concordate abzuschließen. Seit der Abdankung des Kaisers Franz II. und der Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich konnte der hl. Vater diesen Weg einschlagen, ohne mit seiner Vergangenheit in Widerspruch zu gerathen. Abgesehen von der Zufriedenstellung dieser Mächte bot dieses Verfahren noch zwei Vortheile: für's Erste konnte er die Anerkennung der angeblichen Oberherrschaft Napoleons, und für's Zweite ein Concordat vermeiden, das das Werk seiner Hände gewesen wäre. Seine Politik bei Behandlung der französischen und italienischen Concordate, oder vielmehr die von ihm an den

Tag gelegten Bestrebungen, diese Concordate vermittelst angehängter Gesetze zu vernichten, — hievon unten später — ließen uns begreifen, was wir von Concordaten unter einer solchen Leitung zu hoffen hätten. Ungeachtet der schlechten Gesinnungen der vertragenden Mächte gegen alles, was die Kirche und den hl. Stuhl anging, konnte der Papst doch mit gutem Grunde von denselben weniger traurige Resultate erwarten.

Man zog es vor, mit denselben einzeln zu verhandeln und eröffnete in Rom mit den auswärtigen Ministern, besonders mit Bayern, die Conferenzen. Hier angekommen, will ich einige mit diesem Staate besonders gepflogene Geschäfte erzählen.

Nach dem Tode des Churfürsten Carl Theodor von Bayern, folgte ihm Max Joseph, Herzog von Zweibrücken, in der Regierung. Er wurde Churfürst und später König von Bayern. Den Kummer, den er dem hl. Stuhle durch seine Haltung bei den kirchlichen Verhandlungen verursachte, kann ich nicht schildern. Der hl. Vater sparte weder Bemühungen, noch Bitten, noch Ermahnungen, noch Beschwerden über die immerwährenden Erlasse dieses neuen Fürsten zum Nachtheile der Kirche und der canonischen Gesetze. Dasselbe galt bezüglich der zahlreichen Handlungen, die zum Aergerniß der katholischen Christenheit von ihm vorgenommen wurden. Man wandte sich an diesen Fürsten mit Breven, offiziellen Schreiben und Privatbriefen von des Papstes eigner Hand, um ihn auf den rechten Weg zurückzubringen. Alles war umsonst. Er hatte einen ganz bequemen Weg zu seiner Vertheidigung eingeschlagen: er läugnete alles, auch die unbestrittensten und notorischsten Dinge. Seine Antworten lauteten stets: Se. Heiligkeit sei schlecht unterrichtet, man habe kein Gesetz veröffentlicht, und keine Handlung, über die sich die Kirche beschweren könnte, begangen. Bis man

ihm die gerechten Klagen des Papstes augenscheinlich machen konnte, häuften sich unabhängig vom Concordate ganze Actenstöße. Er läugnete in seiner Antwort was sonnenklar war und ordnete das Uebrige nach seiner Art.

Unglücklicher Weise durften wir über das eben Angeführte keine Erklärungen geben. Monate und Jahre vergingen mit diesen nutzlosen Bitten. Endlich in der eben besprochenen Zeit, als nach seiner Abdankung der Kaiser Franz II. darein gewilligt hatte, daß mit jedem deutschen Fürsten einzelne Concordate abgeschlossen werden dürften, vermengten sich die bayerischen Angelegenheiten, d. h. die dagegen erhobenen Klagen des hl. Stuhls, mit dem bayerischen Concordate, wenn ich mich so ausdrücken darf. Da versicherte Max Joseph, daß jetzt alles zur wechselseitigen Zufriedenheit beider Theile geordnet werden würde. Man setzte also in Rom mit dem bayerischen Gesandten die Grundzüge zu einem Concordate fest. Dasselbe geschah mit den übrigen deutschen Höfen. Bald darnach genehmigte dann der Papst diesen Höfen auf ihr Verlangen einen Nuntius in der Person des Msgr. Genga, Erzbischofs von Tyrus, der sich von dem einen der verschiedenen Höfe zum andern begeben sollte, um mit jedem derselben ein besonderes Concordat abzuschließen. Der Nuntius reiste ab. Er kam zuerst nach Bayern und dann nach Würtenberg.

Die beiden Concordate waren auf dem Punkte unterzeichnet zu werden, als ein streng gemessener unnachsichtlicher Befehl des Kaisers Napoleon, der jetzt auf der höchsten Stufe seiner Macht stand, den Nuntius zur Unterbrechung der Unterhandlung nöthigte. Er mußte sofort zum großen Mißvergnügen des Papstes und der Höfe mit denen er unterhandelte nach Paris eilen.

Ich war damals nicht mehr im Ministerium. Der Nuntius lebte mehrere Monate in Paris beschäftigungslos.

Da der Bruch zwischen dem hl. Stuhle und dem Kaiser in die Oeffentlichkeit gedrungen war, so sah sich der Papst genöthigt, seinen Legaten am französischen Hofe und den Nuntius selbst abzuberufen. Der Papst hatte keinen andern Ausweg seine Unzufriedenheit über alle die feindlichen Unternehmungen des Kaisers gegen die Kirche und den apostolischen Stuhl zu zeigen. Der Legat legte seinen Titel ab und blieb in der Eigenschaft eines Erzbischofs von Mailand in Paris, (darüber sogleich Mehreres) der Nuntius kehrte nach Rom zurück.

Bald darauf trat für den Papst jene schreckliche Catastrophe ein, in Folge deren er entthront und gefangen gesetzt, die Cardinäle von einander getrennt und die Regierung des Papstes gesprengt wurde. Die Concordate, die von Anfang an so viele Sorgen und der Kirche so schwere Opfer gekostet hatten, blieben als bloße Entwürfe unerledigt. Ich übergehe die Angelegenheiten mit Preußen, obgleich dieselben ziemlich zahlreich, ernst und schwierig in der Durchführung waren; aber unter den Umständen, unter denen ich diese Zeilen schreibe, muß ich sie auf Seite setzen, um mich mit interessanteren und ernstern Dingen befassen zu können. Nur im Vorübergehen erwähne ich, daß es unter Pius VII. und zur Zeit meines Staatssekretariats war, als man in Rom zum ersten Male einen bevollmächtigten Minister von Preußen sah. Es war der Baron von Humboldt. Vor Pius VII. hatte man in Rom niemals Vertreter nicht katholischer Mächte zugelassen. Dieselben hatten nicht einmal Consule in den Häfen von Civita-Vecchia und Ancona.

Nach einem ältern Herkommen ernannte die päpstliche Regierung selbst zwei Consule in diesen Häfen, — es waren Unterthanen und wohnten an diesen Orten. Man nannte sie Consule des Morgenlandes und Abendlandes, weil jeder von ihnen als Beschützer der Schiffe derjenigen

Staaten diente, die von seiner Wohnung östlich oder westlich gelegen waren. Dieser Gebrauch brachte, abgesehen von jeder andern Rücksicht, durch seine Wesenheit selbst tausenderlei Unannehmlichkeiten mit sich. So kam es z. B. vor, daß die Schiffe zweier Staaten, die beide gegen Osten gelegen waren, mit einander in Zwistigkeit geriethen; da mußte nun derselbe Consul beider Sachen vor den hl. Stuhl bringen und vertheidigen, was selbstverständlich ein Unsinn war. Nach der Einnahme von Rom und Civita-Vecchia durch die Neapolitaner, zur Zeit der ersten Revolution und der Errichtung der römischen Republik unter Pius VI. ließen dieselben in Civita-Vecchia englische Consule und solche von andern Nationen zu. Als Pius VII. wieder in den Besitz des Kirchenstaates gelangte, mußte er sich an das Axiom halten: turpius ejicitur, quam non admittitur; so kam es, daß in dem Erbgute der Kirche beglaubigte Agenten von nicht katholischen Mächten Eingang fanden. Anfänglich gab es nur Consule in den Häfen; später erschienen in Rom selbst bevollmächtigte Minister. Uebrigens hatten sich die Zeiten zu sehr geändert, als daß der Papst deren Aufnahme hätte verweigern können, ohne die Religion in den schismatischen und häretischen Ländern großen Gefahren auszusetzen. Aus diesem Grunde und aus andern Gründen, die ich hier verschweigen muß, hielt man es für gut, die Strenge des alten Systems zu mildern. Der preußische bevollmächtigte Minister war der erste Stellvertreter einer nicht katholischen Macht, der in Rom aufgenommen wurde. Es ist nicht nöthig alle aufzuführen, es genügt gezeigt zu haben, wie sie sich einführten.

Ich komme jetzt zu den Geschäften mit Rußland. Die ersten Unterhandlungen fanden unter Paul I. statt. Es handelte sich um die gesetzliche Wiedereinführung der Jesuiten in Rußland. Wie bekannt hatte Rußland die

Publikation des Breve's Clemens XIV., wodurch dieser Orden aufgehoben wurde, nicht gestattet. Die Jesuiten, die sich damals in diesem Reiche aufhielten, konnten also bleiben und nahmen diesen Beschluß mit unendlicher Freude auf, weil sie mit großer Liebe an ihrem Orden hingen. Nichtsdestoweniger mußten sie sich die Ungesetzlichkeit (illégalité) ihres Daseins gestehen, und wünschen, daß ihre Lage geordnet und von jedem Zweifel frei werde. Pius VII. war kaum in Rom, als er ein Schreiben des Kaisers Paul I. erhielt, worin derselbe dringend um die Wiederherstellung der Jesuiten in seinen Staaten bat. Man konnte nie erfahren, ob der Czar zu diesem Schritte durch die Bitten der Patres gedrängt wurde, oder ob es der Ausfluß seines freien Willens war. Mit Freuden ergriff der Papst eine so gute Gelegenheit, um zu gleicher Zeit einem großen Fürsten angenehm sein und eine lobenswerthe Handlung ausführen zu können.

Und in der That, dieses war eine solche Handlung, ein Institut wieder in's Leben zu rufen, das sich so viele Verdienste um die Christenheit erworben hatte, dessen Sturz den Verfall der Kirche, der Throne, der öffentlichen Ordnung, der guten Sitten und der staatlichen Gesellschaft beschleunigte. Man darf dies sagen, ohne fürchten zu müssen, von rechtschaffenen und vernünftigen Menschen, die nicht voll sind von falscher Philosophie und Parteigeist, der Uebertreibung oder einer Lüge bezüchtigt zu werden. So sehr daher der Papst geneigt war die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, so begriff er nichtsdestoweniger die Schwierigkeit der Sache, die ihm oblag, und die Gefahren, denen der hl. Stuhl durch die Gegner der Gesellschaft Jesu, d. h. durch alle Philosophen und Feinde der öffentlichen Ordnung und der Religion, ausgesetzt wurde. Ebenso blieb es Pius nicht verborgen, daß diese Menschen ihre Opposition bei denjenigen Höfen, welche die Aufhebung

des Ordens verlangt und von Clemens XIV. erpreßt hatten, zur Geltung bringen würden. Nachdem dieser Papst mit der Ausführung jener Maßregel so lange als möglich gezögert hatte, glaubte er endlich den beständigen Quälereien nachgeben zu müssen, um nicht der Erhaltung eines religiösen Ordens wegen den Frieden der Kirche, der von allen katholischen Staaten, welche die Aufhebung desselben verlangt hatten, mit Wort und That bedroht wurde, preiszugeben.

Da sich Spanien in dieser Angelegenheit an die Spitze jener Staaten gestellt hatte, so glaubte der Papst sich zuerst dieses Staates versichern zu sollen; denn bei den Höfen von Wien und Portugal hatte sich die gereizte Stimmung gegen die Gesellschaft Jesu bereits gelegt und Frankreich war mit dem Stuhl Petri durch kein Concordat verbunden. Erst später kam ein solches zu Stande. Der Papst zögerte mit der Antwort an Paul I. und wandte sich zuerst an Spanien. Er schrieb einen eigenhändigen Brief an den König Karl IV., der so schön aufgesetzt, so überzeugend, so weise, so gemäßigt und so voll von Hochachtung und Freundschaft war, daß er allein hinreichen würde, um einen Begriff von der Klugheit, Rechtschaffenheit und dem tiefen Verstande des Papstes Pius VII. sowie von seiner Geschäftskenntniß zu geben. Der Papst eröffnete dem Könige von Spanien, daß er ohne Gefahr für die Religion in Rußland dem Kaiser Paul die Bitten, die er im Interesse seiner Staaten gestellt habe, unmöglich abschlagen könne, weil er, Papst, keinen einzigen triftigen Grund zur Begründung einer abschlägigen Antwort habe, da es sich um eine an und für sich herrliche und nützliche Sache handle. Der König von Spanien, obgleich wenig erfreut, würdigte vollkommen die Lage Pius VII., und gerührt durch die Auszeichnungen, womit ihn der hl. Vater überhäuft hatte, legte er seinen Plänen kein Hinderniß

in den Weg, ja er beschwerte sich nicht einmal darüber. Nach der Antwort des Königs verlor der Papst keine Zeit; er fertigte das Breve der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu für die verschiedenen Staaten des russischen Reiches aus, widerrief, soweit es nothwendig war, die Verfügung Clemens XIV., und übersandte dem Kaiser Paul mit dem Breve der Wiederherstellung einen sehr liebevollen Brief. Leider kam sowohl der Brief als die Depesche erst nach dem traurigen Tode des Kaisers in St. Petersburg an. Sein Nachfolger, obgleich den Jesuiten weniger gewogen als Paul, setzte doch das Breve in Vollzug, und der Jesuiten-Orden wurde in Rußland wieder hergestellt.

Einige Jahre später verlangte der König Ferdinand ihre Wiedereinführung in den Staaten von Neapel und Sicilien. In Folge eines zweiten Briefes, den der hl. Vater an Karl IV., König von Spanien, gesandt hatte, wurden sie durch ein zweites Breve auch in diesem Königreiche wieder hergestellt. Fast hätten sie auch in Wien Zutritt erhalten. Der Hof wünschte es, oder besser gesagt, der Kaiser verlangte sie; aber der Minister hatte von diesem Schritte kaum Wind bekommen, als er so viele und gewaltige Schritte dagegen that, daß man das weise Vorhaben wieder fallen ließ. Man war mit dem Wiedereintritte der Jesuiten einverstanden, aber man wollte sie auf eine Art und Weise haben, daß sie keine Jesuiten mehr gewesen wären. Der Papst konnte auf eine Wiedereinführung unter solchen Bedingungen nicht eingehen, und da sie der kaiserliche Hof, so wie sie waren, nicht aufnehmen wollte, sprach man nicht mehr von dieser Angelegenheit.

Die Vereinigung der Angelegenheit wegen des Malteser-Ordens und wegen der Wahl des Großmeisters wurde in Rußland viel schwieriger als die eben Besprochene.

Jedermann kennt die merkwürdige Idee, die Paul I. veranlaßte, sich selbst zum Großmeister des Malteser-Ordens zu ernennen. Man erinnert sich auch noch, was er in dieser Eigenschaft ausführte, und welchen Widerstand er bei dem Papste Pius VI. fand. Obgleich in der Gefangenschaft und der mächtigen Unterstützung dieses Monarchen höchst bedürftig, zog Pius VI. doch die Erfüllung seiner Pflicht persönlichen Rücksichten vor. Seine Pflicht gestattete ihm nicht, einen Fürsten, der sich nicht zum katholischen Glauben bekannte, als Haupt eines religiösen Ordens anzuerkennen. Der Tod Paul I. endete weder die Verlegenheiten noch die kritische Lage des hl. Stuhls. Sein Nachfolger, der Kaiser Alexander, hatte zwar nicht dasselbe Interesse für die Malteser-Angelegenheiten; er verlangte nicht Großmeister des Ordens zu werden, und wollte auch die Abzeichen nicht tragen; aber er wollte die Würde und die Ehre seiner Krone wahren. Durch die Nichtigkeits-Erklärung der Handlungen Paul's I. und durch das Zugeständniß, daß er nicht Großmeister gewesen, glaubte er diese Würde zu verletzen. In Folge dessen leitete der russische Hof, ohne sich um diesen Titel zu kümmern, durch Vermittlung eines Consuls die Angelegenheiten des Ordens und besonders die Wahl eines Großmeisters. Hiebei hatte man die Absicht nach der Feierlichkeit einen Ausweg zu suchen, um die Handlungen Paul's zu ordnen. Vor der Wahl hatte der russische Hof an alle Prioren des Ordens den Befehl ergehen lassen, eine Anzahl Candidaten für das Magisterium zu ernennen, je nach der Wichtigkeit und der Größe eines jeden Priorates. Nachdem diesem Wunsche entsprochen worden wäre, hätte der russische Hof die Candidaten dem Papste zu dem Zwecke vorgestellt, daß der hl. Stuhl denjenigen, den er für den Würdigsten hielte, zum Großmeister ernenne. Der Papst nahm von Allem Kenntniß. In Berücksichtigung der

Zeitverhältnisse setzte er sich über die Art der Präsentation hinweg. Er bestätigte aus eigner Machtvollkommenheit alles, was nicht den Ordens-Statuten gemäß war; da dieselben in Folge der Lage der Insel Malta nicht beobachtet werden konnten; aber der hl. Vater war über die Wahl so sehr in Verlegenheit, daß es besser gewesen wäre, dieselbe den Ordens-Prioren selbst zu überlassen. Sie würden den Großmeister nach den Bestimmungen des Ordens gewählt haben, und der Papst hätte die Wahl bestätigt.

Uebrigens darf man nicht außer Acht lassen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland damals ganz andere waren als jetzt. Die zweifelloseste Abneigung und gegenseitige Eifersucht wegen ihres Einflusses und ihrer Vortheile trennte sie von einander. Immer und ewig durchkreuzte die eine Macht die Unternehmungen der andern. Dazu kam, daß sich Frankreich seinerseits lebhaft mit den Malteser Angelegenheiten befaßte. Es hatte in Bezug auf diese Insel geheime politische Absichten, die ganz besonders gegen England und Rußland gerichtet waren. Der erste Consul gab sich daher alle Mühe, bei der Wahl einen Großmeister durchzusetzen, der seinen Absichten diente. Insbesondere war er bedacht, jene von dieser Stelle zu entfernen, die in nähern Beziehungen mit dem russischen Hofe waren. Anderntheils wollte dieser Hof, obgleich er dem Papste das Recht der freien Wahl eingeräumt hatte, doch nicht daß ein Freund Frankreichs gewählt würde. Rußland wünschte die Ernennung eines Mannes, der, wenn auch nur indirect, mit der russischen Staatskanzlei in Verbindung stände. Daraus wird man die Verlegenheit des Papstes begreifen. Er hätte vielleicht die Wahl ablehnen und sich so aus der Verlegenheit ziehen können; aber es wäre unehrenhaft gewesen seine Schwäche und seine Furcht an den Tag zu legen; auch gestattete

das Wohl des Ordens nicht, daß er zurücktrete. Man konnte nicht wissen, wie anders Gesinnte die Wahl bestimmen würden, und wie dieselbe stattfinden könnte. Da schien das Glück ein Hinterthürchen geöffnet zu haben, um aus der kritischen Lage, in die man gerathen war, herauszukommen; wenigstens hoffte man nicht ganz schlecht zu fahren, Niemand zu verletzen, jeder Partei zu genügen, und dadurch dem Orden selbst nützlich zu sein. Glücklicher Weise hatte nämlich das Priorat von Rom den Balley Ruspoli, aus der Familie der Fürsten gleichen Namens, also einen römischen Unterthanen als Candidaten aufgestellt. Er war ein Mann von großer Rechtlichkeit, von wahrem Verdienste und hatte auf eine lobenswerthe Weise gedient. Auf ihn richtete man den Blick bei der Wahl eines Großmeisters.

Dadurch, daß der Papst einen seiner Unterthanen ernannte, erweckte er weder bei den beiden Höfen, noch bei den andern, die ihrerseits ebenfalls die Candidaten ihrer Prioreien begünstigten z. B. Oesterreich, Bayern, Portugal u. s. w. Mißtrauen. Dazu kam noch, daß der Balley Ruspoli nach langen Seereisen eben von Amerika zurückgekehrt war und in England gelandet hatte. In Folge dieses glücklichen Zufalles waren ihm alle die Ereignisse, die sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatten, fremd und also auch ganz gleichgültig. Man glaubte sich im Himmel; man wählte ihn und ließ ihm diese Neuigkeit sammt dem Ernennungsdecrete durch einen außerordentlichen Courier überbringen.

Aber die Freude war von kurzer Dauer. Der Balley Ruspoli war nicht zu bewegen, die Stelle anzunehmen. Man wandte alle Mittel an um ihn zur Annahme zu bestimmen: Vorstellungen, Bitten und Befehle; denn der Papst erschrack vor dem Gedanken in die schwierige Lage zurückzufallen, der er entgangen zu sein glaubte. Leider

sah sich Se. Heiligkeit genöthigt den Kelch zu leeren und einen Andern zu ernennen, der die Eigenschaften des Balley Ruspoli nicht in sich vereinigte. Frankreich wollte nicht nur keinen russischen Candidaten, sondern verlangte die Ernennung des Priors Caprara oder eines bayerischen Candidaten, dessen Namen mir entfallen ist. Aus sehr triftigen Gründen wollte Rom weder den Einen noch den Andern ernennen.

Da es unmöglich war, sich Frankreich gefällig zu erweisen, so war man bestrebt, sich Rußland freundschaftlich zu zeigen; jedoch so, daß Frankreich nicht zu sehr beleidigt würde. Die russische Priorei hatte vier Candidaten vorgeschlagen. Glücklicher Weise war einer davon ein Italiener; es war der Balley Tommasi aus Sienna, ein rechtschaffener und allgemein geachteter Mann. Der Papst ernannte ihn in der Hoffnung, daß dem Beherrscher Italiens die Wahl eines Italieners angenehmer sein müsse als die eines Deutschen, Russen oder Portugiesen u. s. w. Man bekleidete diese Ernennung mit so viel Aufmerksamkeit und Rücksicht und handelte mit so viel Umsicht, daß man Rußland zufriedenstellend, Frankreich doch nicht mißfiel. Es erübrigte nun noch die Angelegenheit wegen der Handlungen Paul's I. Es war unmöglich, sie in Kraft treten zu lassen, und sie wurden auch nicht anerkannt. Dabei war man der Ansicht, daß man die genaue Beobachtung der Bestimmungen sowohl des Malteser-Ordens als der Kirche keiner Gefahr aussetzen dürfe, indem man diese Prüfung dem neuen Großmeister überließe; obgleich dies sehr bequem gewesen wäre, um den Papst vor derartigen Beschäftigungen und vor der Gefahr, sich Blößen zu geben, zu befreien.

Durch den Gedanken, daß das Magisterium (Regierung), welches je nach den Wechselfällen des Krieges theils von Rußland, theils von Frankreich beherrscht wurde, in

Anbetracht seiner Schwäche leicht in die Lage kommen konnte, seinen Obliegenheiten in einer so zarten und schwierigen Sache nicht auf's Genaueste nachzukommen, wurde die Ausführung des Vorhabens verzögert. Der Papst behielt sich das Recht vor, jeden einzelnen derartigen Fall zu untersuchen und zu entscheiden. Auf diese Art hoffte er das Mittel zu finden, die Dinge nach und nach zu ordnen und durch seine Klugheit die unangenehmen Folgen allenfallsiger Entschließungen zu vermeiden. Rußland durch die kürzlich bewiesenen Rücksichten dem Papste verbunden und geschmeichelt, daß er Tommasi, den katholischen Candidaten seiner Priorei zum Großmeister ernannte, war mit dieser Lösung sehr zufrieden. So endete diese gefährliche und schwierige Angelegenheit. Nachdem Tommasi in seine neue Würde eingesetzt war, glaubte er mir einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben zu sollen; er übersandte mir das Malteser-Kreuz mit Brillanten besetzt und übergab mir eine Commende mit 2000 Thalern Rente. Ich lehnte beides ab, immer aus demselben Grunde, aus dem ich die spanischen Pfründen zurückwies.

Ich will das Kapitel über die Malteser Angelegenheiten, das ich wegen ihres Zusammenhanges mit Rußland begonnen habe, jetzt vollenden. Der Großmeister Tommasi lebte nicht lange. Da die Verhältnisse des Ordens nach seinem Tode die sofortige Wahl eines Nachfolgers, wie es die Regel erheischt, unmöglich machten, so bezeichnete der höchste Rath mit Stimmenmehrheit als Candidaten für die Regierung (magister) den Balley Caracciolo, einen Neapolitaner, dessen Wahl der Papst zu genehmigen hatte. Zwei Prioren kamen nach Rom und baten Se. Heiligkeit kraft seiner höchsten Gewalt von jenen Förmlichkeiten zu dispensiren, die in Folge der Umstände unmöglich beobachtet werden konnten. Während dieser Zeit wurde der Orden durch einen Stellvertreter regiert,

den der Großmeister vor seinem Tode hiezu bestimmt hatte. Die Ankunft der beiden Prioren aus Malta traf mit jener eines Couriers von Paris zusammen. Dieser Courier überbrachte die gemessensten Befehle des Kaisers, den Caracciolo nicht zum Großmeister zu ernennen. Bonaparte verlangte die Wahl einer andern Persönlichkeit, die er in Aussicht genommen hatte. Dies sein Verlangen begleitete er mit den stolzesten Drohungen für den Fall, als ihm nicht Genugthuung geschehe. Der Papst befand sich von Neuem in derselben äußersten Verlegenheit wie das erste Mal. Man entschloß sich, die Ernennung des von dem Ordens-Rathe vorgeschlagenen Candidaten, der übrigens mehrere Prioren gegen sich hatte, zu verschieben. Man kehrte sich nicht an Napoleon's befehlenden Ton; man bevollmächtigte den Stellvertreter durch ein päpstliches Breve zur Führung des Magisteriums und erweiterte die Machtvollkommenheit des Ordens, damit er durch diese Zänkereien nicht zu leiden hätte. Im Augenblicke als ich dies schreibe, weiß ich nicht, ob der Stellvertreter, damals schon bei Jahren, noch lebt; ebenso ist mir unbekannt, was aus der Großmeisterei geworden ist, wenn er gestorben sein sollte. Kehren wir nun zu den russischen Angelegenheiten zurück.

Die aufrichtigen Beziehungen zwischen Rom und dem Kaiser ließen in uns den Gedanken reifen, in St. Petersburg einen Nuntius zu beglaubigen. Schon unter Pius VI. waren zwei dortgewesen, nämlich Msgr. Cachetti und Msgr. Litta, beide später Cardinäle. Dieser unser Vorschlag fand aber wenig Anklang, und wir waren genöthigt, mit dem russischen Hofe uns dahin zu verständigen, daß der neue Nuntius ein außerordentlicher und kein ordentlicher sei. Der hl. Vater hatte es so gewünscht, um die Interessen der Religion in diesem großen Reiche besser wahren zu können.

Die Feinde Roms, an deren Spitze sich der berühmte Erzbischof von Mohileff, der früher Protestant, dann zum

Katholicismus übergetreten, zuletzt zum Erzbischofe befördert wurde, auszeichnete, wollten keinen Nuntius in St. Petersburg haben. Sie ruhten nicht, bis es ihnen gelang, daß derselbe nur als außerordentlicher Gesandte angenommen wurde, so daß der Hof die Nuntiatur nach Belieben wieder zurückweisen konnte. Msgr. Arezzo, Erzbischof von Seleucia, begab sich als Nuntius nach St. Petersburg. Sein Auftreten und sein Benehmen war von solchem Erfolge bekleidet, daß man trotz des Titels eines außerordentlichen Nuntius keiner Furcht Raum gab, diese Mission würde von kurzer Dauer sein. Man betrieb mehrere geistliche Angelegenheiten in Bezug auf Bisthümer und Bischöfe, ebenso in Bezug einiger Gesetze, welche Rom abgeändert wissen wollte. Ungeachtet der Bemühungen Seitens der Feinde des hl. Stuhls und besonders Seitens des Erzbischofs Mohileff, der einen Nuntius in einer Stadt, wo er sonst den ersten Rang eingenommen hätte, nur mit scheelen Augen ansah, nahmen die Dinge die beste Richtung. Man erlangte Zugeständnisse und konnte noch weitere mit Sicherheit erwarten. Ein aufrichtiges Einvernehmen gewann mit jedem Tage festern Fuß, als der beklagenswerthe Vorfall mit einem französischen Emigrirten Namens Vernègues alle Bande zerriß, die mit so viel Mühe mit dem russischen Hofe angeknüpft worden waren.

Ich kenne keine traurigere Geschichte als die mit diesem Vernègues. Sie war unglücklich von Anfang an, in ihrem Verlaufe und blieb es bis zu ihrem Ende. Es gibt eben Verhältnisse im menschlichen Leben, wo Vorsicht, Bedachtsamkeit, Gesetzmäßigkeit, Klugheit, Fleiß, Obsorge, Geschicklichkeit, Zartgefühl und Rücksicht, mit einem Worte alle Anstrengungen und Hülfsmittel des Geistes die Macht des Schicksals nicht überwinden können, oder richtiger gesagt, den Willen oder die Zulassungen der Vorsehung

in ihren gerechten, wenn auch unbegreiflichen Rathschlägen nicht aufhalten können. Die Geschichte Vernègues liefert einen deutlichen Beweis. Es ist nicht möglich, nach so vielen Jahren alle Einzelnheiten einer Begebenheit festzustellen, welche Einzelnheiten die Wahrheit dessen, was ich eben sagte, sonnenklar beweisen. Uebrigens glaube ich, daß, wenn ich auch noch alle Einzelnheiten im Gedächtnisse vor mir hätte, die Erzählung derselben zu lange werden würde. Was ich anführe wird mehr als genügend sein, um meine Behauptung zu bestätigen.

Am 26. Oktober 1803, wenn ich nicht irre, kam in Rom ein außerordentlicher Courier an den Cardinal Fesch an. Er war der Ueberbringer eines dringenden Befehls des ersten Consuls, von der päpstlichen Regierung die sofortige Festnahme und Auslieferung des Ritters von Vernègues, eines französischen émigré, zu verlangen. Bonaparte versicherte die Beweise in der Hand zu haben, daß dieser Mensch nach dem Leben des ersten Consuls gestrebt habe und noch strebe, und daß er an der Spitze einer schrecklichen Verschwörung stehe, deren Fäden die französische Regierung entdecken müße. Das Verbrechen, dessen Vernègues angeklagt wurde, (Staatsverbrechen der Verschwörung gegen das Leben des Staats-Oberhauptes selbst) schien zweifellos. Sowohl nach dem gemeinen als dem Völkerrechte als nach den wechselseitigen Beziehungen der Fürsten zu einander unterlag es keinem Zweifel, daß man dem Begehren des Consulats, dessen Beziehungen zum hl. Stuhle die besten waren, entsprechen mußte. Demgemäß erhielt der Statthalter von Rom den Befehl, Vernègues arretiren zu lassen. Der Cardinal Fesch hatte auf's Bestimmteste versichert, daß sich derselbe in Rom aufhalte, was auch wahr war.

Hiermit fing das Unglück in dieser traurigen Angelegenheit an. Wer hätte es geglaubt? Obgleich sich

Vernègues, der nicht ahnte, daß man ihm auf der Spur sei, nicht versteckte, sich sogar in den Versammlungen und öffentlichen Unterhaltungen sehen ließ, so gelang es doch dem Polizeivorstand (il Bargello) der diesen Theil der Polizei unter sich hatte und mit der Inhaftirung beauftragt war, nicht, desselben habhaft zu werden. Sei es, daß die untergeordneten Beamten des Bargello, irregeführt durch die Verschiedenheit der Ausdrucksweise, den Namen Vernègues auf eine Weise entstellten, daß ihre Bemühungen fruchtlos blieben; sei es in Folge anderer unglücklicher Vorkommnisse; Thatsache bleibt es, daß der Statthalter dafür hielt, der Angeklagte sei nicht in Rom. Diese Erklärung wurde dem Cardinal Fesch mitgetheilt.

Dadurch geschah es, daß die Verhaftung Vernègues zu einer Zeit, wo sie ohne Unannehmlichkeiten hätte geschehen können, weil er damals nur Franzose war, nicht erfolgte. Aber die Schritte des Cardinals Fesch, gedrängt durch die wiederholten Befehle des ersten Consuls, mit vielen lärmenden Bewegungen verbunden, sei es, weil er der Geschicklichkeit der römischen Polizei mißtraute, sei es, weil er glaubte, man gebe sich keine Mühe den Schuldigen auszuliefern, gelangte zu Vernègues Ohren; so erfuhr er, daß man ihn verfolge. Statt sich den Verfolgungen zu entziehen und Rom zu verlassen, zog er vor, sich einen Titel zu verschaffen, durch den es der römischen Regierung unmöglich gemacht würde, Hand an ihn zu legen.

Er war nach Rußland gegangen und hatte am dortigen Hofe viele Bekanntschaften gemacht. Ich glaube, daß er sogar während des Krieges der Russen und der Verbündeten gegen Frankreich einige Monate in einem Hülfskorps diente.

In der damaligen Zeit hatten wir in Rom zwei russische Gesandte. Einer war der Graf von Cassini, russischer Minister am römischen Hofe, der andere der

Graf Lizakevitz, russischer Minister bei dem Könige von Sardinien, der sich, nachdem Piemont für den König verloren war, in die Hauptstadt des Katholicismus geflüchtet hatte.

Diese beiden Bevollmächtigten hatten eine alte und tiefwurzelnde Abneigung gegeneinander. Cassini fürchtete den Lizakevitz unendlich, da dieser nicht nachließ, ihn bei dem Hofe zu verkleinern. Sein intriguanter und falscher Charakter, den er als Gesandte in Genua durchblicken ließ, machten ihn nicht allein dem Grafen Cassini, sondern allen Jenen, die das Unglück hatten unter seinem Befehle zu stehen, furchtbar. Diesem Manne und nicht Cassini vertraute sich Vernègues an. Er entdeckte ihm die Verfolgungen der französischen Regierung gegen seine Person und bat ihn, sich für ihn bei seinem Hofe um ein russisches Naturalisations-Patent mit dem Rechte, die Cocarde dieses Landes tragen zu dürfen, zu verwenden. Lizakevitz, falsch von Natur und voll von Begierde sich zum Schaden Cassini's Verdienste zu sammeln, indem er eifriger als sein Gegner der Staatskanzlei die Schicksale eines ihrer Ergebenen, oder wenigstens eines Mannes, der in freundschaftlichen Beziehungen mit St. Petersburg stand, bekannt gab, ergriff diese Gelegenheit mit Freude. Er schrieb an seinen Hof und bat um das von Vernègues begehrte Naturalisations-Patent.

Während dieser Zwischenzeit hielt sich dieser Letztere so gut versteckt, daß die päpstliche Regierung und der Cardinal Fesch selbst, nach tausenderlei Nachforschungen, zur Ueberzeugung gelangten, daß er sich nicht mehr in der Stadt aufhalte. Die Antwort sammt dem Patente gelangten von St. Petersburg am 21. Dezember in Rom an. Vernègues, der sich unter diesem Palladium sicher wähnte, und überzeugt, daß es die päpstliche Regierung nicht wagen würde, ein Individuum mit der russischen

Cocarde zu inhaftiren, fing an sich wieder in der Oeffentlichkeit zu zeigen und der Gefahr Trotz zu bieten. Es vergingen keine zwei Tage, da wußte der Cardinal Fesch, der seine Nachforschungen nicht aussetzte, die Anwesenheit des Angeklagten in Rom. Er vergewisserte sich über seinen Aufenthaltsort, gab ihn der römischen Polizei bekannt und erneuerte sein Gesuch um Festnahme und Auslieferung auf's Dringlichste. Der Staatssekretär, der von nichts wußte, gab dem Statthalter wiederholt den Befehl zur Inhaftirung Vernègues. Dies geschah am 23. Dezember. Am 24. in der Frühe zeigte der Statthalter an, daß er durch seine Agenten erfahren habe, daß Vernègues die russische Cocarde trage; daß er in Folge dessen mit der Festnahme gezögert habe, um in dieser Hinsicht die Wünsche seiner Obern kennen zu lernen. Man meldete alles dem Papste; denn man begriff sogleich die traurigen Folgen, die aus dieser Inhaftirung entstehen könnten. Wir mußten uns gestehen, daß wenn wir auch Vernègues insgeheim auffordern ließen zu entfliehen, er es nicht thun würde, da er sich sehr sicher unter der russischen Cocarde fühlte. Auch entging uns nicht, daß er durch Entdeckung des Geheimnisses eines solchen Rathes den römischen Hof gegenüber von Frankreich in einer so außerordentlich heiklen Sache, wo es sich um das Leben des ersten Consuls handelte, auf's Fürchterlichste bloßstellen würde.

Angesichts dieser unglückseligen Verwickelungen entschloß sich der Papst, der keinen Ausweg und keinen Aufschub sah, sich direct an den Cardinal Fesch selbst zu wenden. Pius VII. stellte ihm die Schwierigkeit vor, Vernègues als Träger der russischen Cocarde arretiren zu lassen, und ersuchte ihn von seiner Bitte abzustehen, wenigstens für den Augenblick, um Zeit zu gewinnen aus der Verlegenheit zu kommen.

Obgleich der Papst dem Cardinal Fesch alle Gründe

und Rücksichten auseinandersetzte, welche ihn abhalten sollten den hl. Stuhl, dem er in seiner Eigenschaft als Cardinal so nahe stand, in eine so fürchterliche Lage zu bringen, so wollte derselbe doch Angesichts der allzu bestimmten und ausdrücklichen Befehle eine solche Verantwortung in einer so gefährlichen Sache nicht auf sich nehmen. Andererseits benahmen ihm die Thorheit und Frechheit des Vernègues der den Gedanken der Flucht von sich wies, jede Möglichkeit dem Papste gefällig zu sein, selbst wenn er es gewollt hätte; denn, nachdem Vernègues unter den Augen aller Franzosen, welche die Reklamation ihrer Regierung kannten, in Rom blieb, hätte Fesch morgen doch thun müssen, was er heute unterließ. Zudem mußte er fürchten vom Cabinet der Tuillerien angeklagt zu werden, daß er seine Schuldigkeit nicht gethan und die ihm gewordenen Befehle nicht vollzogen habe. Statt auf unsere dringenden Bitten einzugehen, machte der Cardinal die triftigen Gründe geltend, welche das Verlangen seiner Regierung veranlaßten und rechtfertigten; nämlich die Größe des Verbrechens, d. h. die Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls, dessen Vernègues angeklagt war. Bonaparte hatte die Beweise in Händen, und in Anbetracht der zwischen Souverainen bestehenden gegenseitigen Rücksichten und Verpflichtungen konnte man an der Wahrheit dieser bestimmten Aussagen nicht zweifeln. Er wies besonders auf die große Gefahr hin, der das Leben des ersten Consuls ausgesetzt bliebe, so lange man nicht durch die Inhaftirung und Auslieferung des Vernègues die Fäden der Verschwörung, nachdem sie entdeckt, durchschnitten hätte. Er machte auf die gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Fürsten, die im Frieden und gutem Einverständnisse lebten, bei derartigen Gefahren und Verschwörungen aufmerksam; er wies auf die Folgen hin, deren sich der Papst schuldig machte, wenn er eine so gerechte Reklamation zurückweisen würde

und zeigte die Nichtigkeit des Vorwandes wegen der von Vernègues aufgesteckten russischen Cocarde. Der Cardinal behauptete, er sei französischen Ursprungs und deßwegen französischer Unterthan bevor er Unterthan eines fremden Staates sei. Er habe die Naturalisation in fraudem und erst nach begangenem Verbrechen verlangt; man könne nicht annehmen, daß der russische Hof, im besten Einvernehmen mit Frankreich, einen Menschen unterstützen würde, der das Leben des Staats-Oberhauptes gefährde. Der russische Hof könne die heiligsten Pflichten, die Souveraine sich gegenseitig schulden, nicht außer Acht lassen, und wenn er auch wirklich das Verlangen hätte, fügte der Cardinal hinzu, so wäre er allein im Unrechte, denn kein Grund entzöge einen Fremden dem Gesetze, wenn dieser Fremde auch im Auslande ein Verbrechen begehe. Die täglichen Vorkommnisse, selbst bei gemeinen Verbrechen bewiesen dieses, um so mehr also bei Verbrechen von solcher Art.

Diese Gründe schienen vollkommen triftig zu sein, mit Ausnahme des Ersten, der sich auf die Behauptung stützte, Vernègues sei früher französischer Unterthan gewesen vor er fremder Unterthan geworden sei; denn das Gesetz hatte bestimmt, daß die Emigrirten aufgehört hätten Franzosen zu sein. Aber die Nichtigkeit einer Behauptung konnte bei der Gültigkeit der andern nicht in die Wagschale fallen. Der Cardinal Fesch erklärte daher schließlich, daß, wenn das Staatssekretariat nicht noch in dieser Nacht die Gefangennahme veranlassen und die Auslieferung sofort verfügen würde, er genöthigt wäre, des andern Tags einen Courier nach Paris zu senden. Derselbe hätte den Auftrag erhalten, anzuzeigen, daß man Vernègues in Rom gefunden habe; daß aber die römische Regierung nicht für gut finde, denselben festzunehmen und auszuliefern, einzig und allein aus übelverstandener Achtung vor der russischen Cocarde, welche sich Vernègues durch

Betrug erschlichen habe, indem er dem Hofe von St. Petersburg sein Verbrechen und die von Frankreich angeordnete Untersuchung verschwiegen habe. Wir sahen also ein, daß hier keine Hoffnung mehr sei, und daß wir den Kelch bis zur Hefe leeren müßten.

Die Rücksichten, die wir dem russischen Hofe beweisen wollten, ließen uns ein anderes Mittel versuchen, um wo möglich, die Ausführung der Inhaftirung und Auslieferung zu verhindern. Ich verfügte mich selbst zum russischen Gesandten, dem Grafen Cassini, der, wie erwähnt, beglaubigter Minister am römischen Hofe war. Nachdem ich diesem die Verhältnisse auseinandergesetzt hatte, gestand ich ihm, vom Papste den Auftrag erhalten zu haben, ihm den Vorschlag zu machen, den Vernègues sogleich zur Flucht zu veranlassen; damit, wenn mitten in der Nacht die Polizeidiener zu seiner Inhaftirung kämen, man ihn in Rom nicht fände. Dieser Ausweg setzte allerdings den hl. Stuhl dem Unwillen des Cardinals Fesch und seines Hofes aus; denn sie konnten sehr leicht durchschauen, daß wir den Vernègues verständigt und seine Flucht begünstigt hatten. Dennoch wollte man sich lieber diesem Tadel unterwerfen als die Verhaftung selbst vornehmen. Man dachte sich dann auf eine andere Art zu helfen. Cassini war außerordentlich dankbar für den Dienst, den ihm der römische Hof dadurch erwies und für die Hochachtung, die derselbe auf eigne Gefahr hin dem russischen Hofe gegenüber beurkundete; er nahm es auf sich den Vernègues zur Abreise zu veranlassen und begab sich sogleich zu diesem Individuum.

Würde man es glauben? Vernègues weigerte sich abzureisen; er widerstand eigensinnig allen Vorstellungen und Bitten des Cassini, der ihm die Unmöglichkeit ihn zu vertheidigen vorstellte. Vernègues ging noch weiter: er drohte dem Cassini mit den Worten, daß die päpstliche

Regierung es nie wagen würde ihn zu verhaften, so lange er die russische Cocarde trüge, und daß, wenn sie es wagen sollte Lizakevitz ihn, Vernègues, vertheidigen und bei der Staatskanzlei die Anzeige machen würde, daß Cassini seine Beschützung abgelehnt habe. Letzterer drohte nun ebenfalls und bedeutete dem Vernègues, daß er ihn durch seine Dienstboten mit Gewalt werde entfernen lassen, damit der Skandal, der später eintraf, vermieden würde. Er hätte mit diesem tollkühnen Thoren so handeln sollen und hätte es auch gethan, wenn er den Lizakevitz nicht gefürchtet hätte, wie er es später selbst der päpstlichen Regierung bekannte. Vernègues bestand darauf, nicht zu fliehen; Cassini hatte nicht den Muth ihn zu zwingen; so waren dem hl. Stuhle alle Mittel benommen mit der Inhaftirung zu zögern. Der französische Gesandte wußte, daß der Schuldige an diesem Tage in Rom sei; die Verhaftung desselben war wegen eines sehr schweren Verbrechens verlangt worden. Das Verlangen selbst war durch stichhaltige Beweise nach den anerkannten Rechtsgrundsätzen gerechtfertigt, — man mußte handeln.

Das Einzige was man thun konnte, um dem russischen Hofe die Rücksichten, die man für ihn hatte, zu beweisen, war, sich auf die Inhaftirung zu beschränken und die Auslieferung zu verweigern, obgleich man sich gestehen mußte, daß man später doch dahin käme und zwar aus den oben erwähnten Gründen. Indeß hoffte man in der Zwischenzeit einen Ausweg zu finden, und wenigstens Rußland zu überzeugen, daß man alles für dasselbe gethan habe, was man, der Gefahr Trotz bietend, nur thun konnte.

Vernègues bestand also, ungeachtet der Bitten des russischen Gesandten, darauf, in Rom zu bleiben; — dies war ein neuer Beweis für das Unglück in dieser Angelegenheit. Er war ein Thor, der es vorzog, statt zu

fliehen, eingesperrt zu werden; denn nach Cassini's Vorgehen konnte er an der Verhaftung nicht zweifeln; aber Vernègues hoffte, wenn es zu diesem Aeußersten käme, sofort auf Befehl des Lizakevitz wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Noch in derselben Nacht bemächtigte man sich seiner in seiner Wohnung und kerkerte ihn in der Engelsburg ein. Am darauffolgenden Morgen zeigte man die Inhaftirung dem Cardinal Fesch an; eröffnete ihm aber zur selben Zeit und in derselben offiziellen Note, daß wenn sich auch der römische Hof zu einer Vorsichtsmaßregel durch Inhaftirung im Interesse des Lebens des ersten Consuls habe entschließen können, so könne er doch einer Auslieferung nicht beipflichten. Wir verlangten für diesen Fall die Uebersendung der Beweise über das angeschuldigte Verbrechen des Gefangenen nach Rom, damit seine Sache von demjenigen Fürsten, auf dessen Gebiet er festgenommen wurde, entschieden werden könne.

Der Cardinal Fesch wiederholte sein Gesuch um unmittelbare Auslieferung des Vernègues auf's Angelegentlichste; aber vergeblich. Die päpstliche Regierung sandte sogleich einen Courier an den Nuntius nach St. Petersburg mit dem Auftrage dem dortigen Hofe die Sachlage auf's Genaueste auseinander zu setzen und die Gründe hervorzuheben, welche uns zur Inhaftirung des Vernègues zwangen. Um Cassini, mit dem alles auf vertraulichem und freundschaftlichem Fuße verhandelt worden war, nicht in Verlegenheit zu bringen, mußte der Nuntius verschweigen, daß wir uns angeboten hatten zur Flucht des Ausgewanderten behülflich zu sein; dagegen beauftragte man den Msgr. Arezzo, jene Rücksichten anzuzeigen, die man für Rußland genommen, indem man Frankreich gegenüber die Auslieferung des Gefangenen verweigert habe. Dagegen verhehlte man nicht, wie es unmöglich sei in die Länge dem Verlangen nach Auslieferung auf Grund der

triftigen Beweise, Widerstand zu leisten, und schloß mit der Bitte, der russische Hof wolle, um mit der Auslieferung nichts zu thun zu haben, dem Vernègues das russische Bürgerrecht, das er auf betrügerische Weise erschlichen habe, wieder entziehen, oder seinen Gesandten in Paris bevollmächtigen, diese Angelegenheit direct mit dem ersten Consul zu vereinbaren.

Der päpstliche Abgeordnete kam vor demjenigen des Cassini an, der auch Depeschen von Lizakevitz überbrachte. Der Vortrag des Nuntius beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhielt die günstigste Aufnahme. Er billigte das Benehmen des römischen Hofes und sprach seine Zufriedenheit aus über das Wohlwollen und die Rücksichten, die man Rußland gegenüber beurkundete. Er schloß mit der Versicherung, daß er diese Antwort amtlich innerhalb zwei oder drei Tagen geben würde, damit der Nuntius seinen Courier nach Hause senden könne. Dieser Zeitraum sollte nach seiner Ansicht genügen, um dem Vernègues unter Beobachtung der Förmlichkeiten das Bürgerrecht und die betrügerischer Weise erschlichene Urkunde zu entziehen. Dabei beschwerte sich der russische Minister über die Intriguen gewisser französischer Auswanderer, welche die Fürsten, bei denen sie Zuflucht gefunden, in Verlegenheiten brächten. Dieselbe Anerkennung des Benehmens von Rom in dieser Angelegenheit war auch in dem Berichte Cassini's, dessen Courier bald nach dem päpstlichen ankam, ausgedrückt. Diese Berichte galten dem Minister mehr als die ungünstige und boshafte Darstellung von Lizakevitz. Der Nuntius erwartete die so sehnlich gewünschte amtliche Erklärung täglich um seinen Courier zurückschicken zu können. Aber, leider, das unglückliche Geschick, das sich von Anfang an an diese Sache geklebt hatte, verließ sie noch nicht.

Zwei beklagenswerthe Zwischenfälle ereigneten sich in

diesem Augenblicke; der erste war der Wechsel des Ministers in St. Petersburg. Derselbe war in Ungnade gefallen und durch einen andern ersetzt worden. Der zweite war eine neuerliche auf Befehl Napoleon's erfolgte Inhaftirung eines andern Franzosen, der ebenfalls das russische Bürgerrecht erworben hatte und in Sachsen wohnte — er hieß Graf von Entraigues. Die Politik des neuen russischen Ministers war eine ganz andere als die seines Vorgängers. Aufgebracht über das Zusammentreffen dieser beiden Fälle, den böswilligen Einflüsterungen des Lizakevitz mehr Glauben beimessend als den Zusicherungen Cassini's, ließ er an den Nuntius, der sich dessen nicht versah, ein amtliches Schreiben ergehen des Inhaltes, daß der russische Hof den Umständen, unter deren Drucke die Inhaftirung des Vernégues durch den hl. Stuhl verfügt worden sei, gerne Rechnung trage und sich darüber nicht beleidigt fühle. Nichtsdestoweniger fügte er hinzu, würde sich der Hof in seinen Rechten gekränkt fühlen, wenn man den Gefangenen auslieferte, und er müsse daher darauf bestehen, daß der Prozeß in Rom abgeurtheilt werde. Deßwegen, behauptete er, könne sich der russische Gesandte in Paris in diese Angelegenheit nicht mischen. Diese Antwort war für den römischen Stuhl jener bittere Kelch, von dem ich vorher sprach. Der hl. Stuhl, gleich dem schwachen Lamm zwischen zwei starken Hunden, war dem Ehrgeize und den Leidenschaften zweier eifersüchtigen Mächte preisgegeben, und fühlte wohl, daß er das Opfer sein würde.

Wer könnte hier alle die Anstrengungen der päpstlichen Regierung beschreiben, um sich auf die glimpflichste Weise aus einer so schlimmen Lage herauszuwinden. Man nahm die Vernunft, das Mitleiden, das Gebet, die guten Dienste der auswärtigen Höfe zu Hülfe; — so z. B. suchte man Oesterreich mit Rußland und Spanien mit

Frankreich in nähere Verbindung zu bringen — aber vergeblich. Man sandte einen zweiten Courier mit einer Denkschrift nach Rußland, worin bis zur Evidenz bewiesen wurde, daß die Größe des Vergehens und die oben angeführten Gründe, auf welche sich Frankreich stützte, dem Papste in dem vorliegenden Falle geradezu unmöglich machten, die Auslieferung, welche mit jedem Tage dringender und gewaltiger von demjenigen verlangt wurde, der seine Truppen vor den Thoren Roms stehen hatte, zu verweigern. Man stützte sich ferner auf die Großherzigkeit und die Theilnahme Rußland's und wiederholte alles, was der hl. Vater gethan, um dieselbe zu verdienen. Gleichzeitig schickte man einen zweiten Courier nach Paris. Der Papst berief sich in einem eigenhändigen Schreiben an den ersten Consul auf die Gefälligkeit, die er ihm durch die Inhaftirung geleistet, auf die Dienste, die ihm der hl. Stuhl erwiesen und insbesondere auf das erst jüngst zur großen Zufriedenheit Napoleon's abgeschlossene Concordat. Ebenso stützte sich Se. Heiligkeit auch auf dessen Theilnahme und Großherzigkeit, damit er die päpstliche Regierung nicht Rußland preisgebe, was für den Katholicismus in diesem Reiche nur nachtheilig sein könnte. Der Papst schloß mit der Bitte, Bonaparte möge genehmigen, daß der Proceß des Vernègues, dem Vorschlage Rußlands gemäß, in Rom geführt würde.

Während dieser Zeit leistete man den täglichen Kämpfen und Drohungen des französischen und Tuilerien-Gesandten muthigen Widerstand und erwartete die Rückkunft der zweiten nach Petersburg und Paris geschickten Abgeordneten und die Erfolge der eingeleiteten Unterhandlungen. Sie fruchteten eben so wenig als die ersten. Der russische Hof blieb unbeweglich wie ein Felsen, und erwiederte das Ansuchen des Papstes auf die ungnädigste Weise. Dasselbe that der französische Hof, und um den

Bitten Pius VII. bezüglich der Aburtheilung in Rom auszuweichen, erklärte Bonaparte die Unmöglichkeit, die hierzu nothwendigen Urkunden versenden zu können. Die Akten seien zu umfangreich, und die Zeugen und Mitschuldigen, die man zur Untersuchung und Enthüllung eines so umfangreichen Complots sich gegenüberstellen müsse, zu zahlreich. Zuletzt eröffnete der erste Consul, daß er, wenn Vernégues nicht sofort ausgeliefert werden würde, eine Abtheilung seiner Armee nach Rom marschiren ließe; daß er den Schuldigen mit Gewalt aufgreifen lassen und eine billige Genugthuung für die ihm angethane Verweigerung verlangen würde.

Bei dieser Lage der Dinge ließ sich nichts Anders thun, als der Gerechtigkeit, wie man sagt, den Lauf zu lassen und sich im Uebrigen vertrauensvoll der Vorsehung zu empfehlen mit dem glücklichen Bewußtsein, sich nichts vorwerfen zu müssen. Wenn man den Fall an und für sich und nach den aufgeführten Thatsachen studirte, war das gute Recht auf Seite Frankreichs. Wir können, ohne zu lügen, den Himmel als Zeugen für die Wahrheit dessen, was wir erzählen werden, anführen. Das gute Recht war für Frankreich. Diese Erwägung und nicht die Furcht vor dem Vollzuge der vorgebrachten Drohungen veranlaßte den hl. Stuhl zu dem Entschlusse, Vernègues auszuliefern, nachdem man alle Vergleiche und Mittel, das Aeußerste zu vermeiden, versucht hatte; und dennoch lag es in unserm höchsten Interesse, die päpstliche Würde keiner öffentlichen Verunglimpfung und den Folgen einer furchtbaren Rache auszusetzen. Aber in dieser Sache war es unmöglich zu verweigern, was man vom Papste verlangte. Nach vielen vergeblichen Monaten und höchst peinlichen Unterhandlungen entließ man Vernègues, der seither in der Engelsburg festgehalten und auf Kosten der päpstlichen Regierung mit größter Sorgfalt gepflegt wurde,

aus der Gefangenschaft. Einige römische Soldaten begleiteten ihn nach Pesaro und übergaben ihn dort den französischen Truppen. Zugleich sandte man einen Courier nach St. Petersburg als Ueberbringer dieser Nachricht und zur Rechtfertigung des hl. Stuhls. Die unwiderlegbarsten Gründe wurden vorgebracht; man bewies die unwiderstehliche Nothwendigkeit, in die man versetzt war, und berief sich wiederholt auf die Güte und Hochherzigkeit des Kaisers. Man wiederholte, daß das Geschehene nicht in der Absicht sich mißfällig zu zeigen vorgenommen worden, und daß man nur in Folge der Ohnmacht und der gegenwärtigen Lage der päpstlichen Regierung zu dieser Handlungsweise gezwungen worden sei. Aber die Feinde des apostolischen Stuhls trugen am russischen Hofe den Sieg davon; nicht nur erlangte man keine Nachgiebigkeit, sondern der Nuntius wurde im Verlaufe von zwei Tagen entlassen und die Beziehungen mit Rom von diesem Augenblicke an für abgebrochen erklärt. Wie groß der Schmerz des Papstes über diese Nachricht sein mußte, wird Jeder begreifen.

Jedermann bedauerte ihn und erkannte in ihm das Schlachtopfer der geheimen Eifersucht, welche die Herrscher von Frankreich und Rußland verzehrte. Nichtsdestoweniger lebten sie äußerlich im Frieden mit einander, aber dieser Friede währte nicht lange. Man gab der päpstlichen Regierung Recht und tadelte sie nur deßwegen, daß sie sich nicht aus der Verlegenheit geholfen habe, indem sie den Vernègues vor der Inhaftirung habe entwischen lassen. Das Publikum wußte nicht, und der hl. Stuhl durfte es nicht sagen, wie wenig begründet dieser Tadel war, und was die Regierung, wenn auch vergeblich, im Einverständnisse mit dem russischen Gesandten versucht hatte, um eine Flucht zu begünstigen, welche durch die Thorheit und Verwegenheit Vernègues und durch den Hochmuth des

Lizakevitz vereitelt wurde. Das bisher Erzählte gibt noch keine vollständige Einsicht in das Mißgeschick, das sich an diese traurige Angelegenheit gekettet hatte.

Ich habe schon früher erwähnt, daß sie beklagenswerth war von Anfang an durch die Weise, wie sie geführt wurde, und es bis zum Ende blieb. Es erübrigt, diese letzte Behauptung zu beweisen. Ich will es thun.

Der erste Consul, dem der Papst jeden Tag die Bitte wiederholte, auf die Auslieferung des Vernègues Verzicht zu leisten, zeigte sich gerührt. Gelegentlich einer Aufwartung in den Tuilerien sah er den Cardinal-Legaten Caprara, nahm ihn auf die Seite und sagte, die Lage des Papstes flöße ihm Mitleiden ein; daß er sich deßhalb, ohne auf die Auslieferung des Vernègues zu verzichten, da er Rußland in dieser Hinsicht besiegen wolle, mit dem Scheine begnügen würde; der Papst solle also den Vernègues unter militärischer Bedeckung von Rom entfernen, aber in Loretto, vor er nach Pesaro käme, wo er an die Franzosen auszuliefern wäre, entwischen lassen; er, Bonaparte, würde sich nicht beschweren, und die Entschuldigung als genügend annehmen. Der Cardinal Caprara solle sogleich einen Courier nach Rom senden. Dieser Courier wäre zwei oder drei Tage vor der Entfernung des Vernègues angekommen. Dadurch wäre der päpstlichen Regierung die Möglichkeit geblieben Rußland in Kenntniß zu setzen, daß Rom zwar gezwungen sei Bonaparte vor der Welt Genugthuung zu leisten; daß aber die Entweichung des Vernègues in Loretto ein Ausfluß der Zuneigung des Papstes für das russische Cabinet sei, womit dasselbe vollkommen zufrieden gestellt worden wäre.

Unbegreiflicher Weise! anstatt die Absendung des Couriers nach Möglichkeit zu beschleunigen, klügelte und stritt der Cardinal Caprara nach seiner Art und ganz am unrechten Orte über die Worte des ersten Consul. Aus

Furcht, daß eine mündlich gemachte Mittheilung später abgeläugnet werden könnte, verlangte er dieselbe schriftlich vom Minister Talleyrand. Wie natürlich, bekam er sie nicht, und da wollte er die Absendung, wozu er nur mündlich vom ersten Consul ermächtigt worden, nicht auf sich nehmen, — wie er später selbst eingestand. — Er übersandte diese wichtige Mittheilung durch die Post nach Rom, und behandelte sie in seiner Zuschrift als eine Sache von wenig Werth, da sie ihm nicht in der Form einer Note zugekommen sei. Diesen Brief erhielten wir lange Zeit nach der Entfernung Vernègues. Angesichts solcher Ereignisse wird man zugeben müssen, daß sich das Unglück bis an's Ende an diese Angelegenheit geheftet hatte, die so traurig von Anfang an und während ihres ganzen Verlaufes war. Ebenso wird man nach genauer Kenntnißnahme der verschiedenen Zwischenfälle eingestehen müssen, daß wir nie ein beklagenswertheres Geschäft zu führen hatten. Ich gehe noch weiter: dasselbe glimmte noch unter der Asche, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu unserm Unheil fort.

Als Pius VII. lange nachher zur Krönung des Kaisers Napoleon nach Paris kam, erfuhr er, daß Vernègues noch in enger Haft sitze. Se. Heiligkeit benützte die Gelegenheit, um vom Kaiser die Befreiung dieses Mannes zu erbitten, und erhielt sie. Der hl. Vater ließ Vernègues vorrufen, empfing ihn auf's Freundlichste, beschenkte ihn mit einer großen Summe Geldes, und übergab ihm einen Brief an den Kaiser Alexander, an dessen Hof Vernègues zurückkehrte. In diesem Briefe benachrichtigte der Papst den Czaren über die Freiheit, die er dem Auswanderer verschafft habe, und bat ihn inständig, die Beziehungen mit Rom und die alten Bande der Freundschaft wieder anzuknüpfen. Der Kaiser Alexander war über ein solches Benehmen gerührt; er

antwortete selbst, und man erfuhr auf indirectem Wege (durch dritte Hand), daß der Entwurf dieser Antwort so war, wie man nur wünschen konnte. Aber — vielleicht in Folge der heimlichen Umtriebe des Erzbischofs Mohileff und der Feinde Roms, welche die Oberhand gewannen; vielleicht auch in Folge der Bemühungen des Ministeriums — eine vollständige Aussöhnung kam nicht zu Stande. Es ist übrigens auch möglich, daß das neue Bündniß zwischen Rußland und Napoleon, (der die Freundschaft zwischen Rom und Petersburg immer mit scheelem Auge ansah) den Kaiser Alexander und seine Minister zu diesem Benehmen bewog, um ihrem neuen Freunde nicht zu mißfallen. Wie dem immer sei, das Schreiben des Papstes blieb ohne directe Antwort, und die Beziehungen zwischen Rußland und Rom kamen nie in ihren rechten Gang. Deßungeachtet hörte der Papst bis zu seiner Entthronung und seiner Gefangenschaft mit dem Versuche, die alten Bande wieder herzustellen, nicht auf. So war denn die Angelegenheit des Vernègues für Rom auch unter der Asche — dopo le ceneri — noch unheilbringend, wie ich es oben bemerkte, und man wird jetzt zugestehen, daß kein unangenehmeres Geschäft denkbar war, ungeachtet aller Schritte, die von Anfang an, während des Verlaufs und bis zum Ende geschahen, um diese Erfolge zu verhindern. So wahr ist es, daß gegen den Himmel kein menschlicher Kampf möglich ist, wenn der Himmel in seiner Gerechtigkeit das Eintreffen eines Ereignisses beschlossen hat. —

Nun komme ich endlich zu den geschäftlichen Beziehungen mit Frankreich. Vom Beginn meines Ministeriums, d. h. von dem Antritte der Regierung Pius VII. bis zu meinem Rücktritte und darüber hinaus, bildeten diese Angelegenheiten den immerwährenden und vorzüglichen Gegenstand der Sorgen und Arbeiten des apostolischen

Stuhls und des Staatssekretariats. Obgleich ich Frankreichs in meiner Erzählung wegen der Gleichzeitigkeit der Ereignisse in diesem Lande mit denen der andern Länder schon erwähnte, so habe ich mir doch vorbehalten, mich jetzt noch besonders damit zu beschäftigen. Ich wiederhole meinen Lesern hier noch einmal, daß ich in Anbetracht der Menge und der Wichtigkeit der zu behandelnden Gegenstände und wegen der Verhältnisse, in denen ich mich befinde, nur eine oberflächliche Schilderung geben werde. Ich habe weder Papiere noch Urkunden; mein Gedächtniß kann mich nach so langer Zeit täuschen, zudem zittere ich vor dem Gedanken, bei der Lage, in die ich versetzt bin, und bei der gegenwärtigen Verfassung der Kirche, überrascht zu werden.

Es scheint Bestimmung gewesen zu sein, daß die erste Unterhandlung des hl. Stuhls mit Frankreich von derselben Natur sein sollte wie die letzte, welche seinen Sturz nach sich zog, oder besser gesagt, welche als Vorwand zum Umsturz desselben dienen sollte. Diese Erzählung wird die Beharrlichkeit an den Tag legen, mit welcher der hl. Vater bis zuletzt die Lehren heilig gehalten hat, was ihm sein väterliches und apostolisches Amt als Pflicht anzusehen gebietet.

Bald nachdem der Papst von Venedig nach Rom gekommen war und nachdem er die Zügel der Regierung ergriffen hatte, ließen die neuen Siege der Franzosen in Italien, das Wiederaufleben der cisalpinischen Republik vor unsern Thoren und andere gleichzeitige Umstände befürchten, daß auch die römische Republik wieder ausgerufen werden würde, und daß der Papst noch einmal in die Lage kommen könnte, das Erbgut der Kirche zu verlieren. Wir kannten die Gesinnungen der französischen Regierung in Bezug auf Rom nicht und waren deßwegen in großer Angst. Da erschien plötzlich im Augenblicke,

als sich die französische Armee unter Murats Oberbefehl marschfertig machte, um in das Königreich Neapel einzufallen, ein Aufruf des Generals. Murat befahl seinen Soldaten, welche den Kirchenstaat bei Perusa betraten, sich gut zu betragen, und während des Durchmarsches durch Freundes-Land strenge Disciplin zu beobachten.

Dieser Aufruf wie man sich denken kann überraschte und erfüllte uns mit Freude zugleich. Der General hatte in Florenz, woher er mit der Armee kam, den Msgr. Caleppi, der ebenfalls dort wohnte und damals für die apostolische Nuntiatur in Brasilien bestimmt war, kennen gelernt. Dieser Prälat, der früher in Neapel, Florenz, Tolentino und andern Orten mehrere Angelegenheiten des hl. Stuhls besorgt hatte, ließ sich aus Besorgniß für das Wohl der Kirche und ohne Kenntniß der Proclamation von Perusa von seinem übergroßen Eifer hinreißen. Ohne von Rom einen Auftrag erhalten zu haben, eilte er zum General und erreichte ihn in Foligno. Er benützte die freundschaftlichen Bande, die er mit Murat in Florenz angeknüpft, und bemühte sich das Wohl des Kirchenstaates durch einen Vertrags-Entwurf zu sichern, welchen er selbst zur päpstlichen Genehmigung nach Rom brachte; er hoffte sich dadurch als dankbaren Beschützer des hl. Vaters zu erweisen. Dieser Vertrag, obgleich aus wenig Artikeln bestehend, enthielt dennoch einen, der uns in die äußerste Verlegenheit und in die kritischste Lage versetzte. Dieser Artikel enthielt die Bestimmung, daß der hl. Vater den Engländern und verschiedenen Feinden Frankreichs — sogar den Russen und andern Nationen — seine Häfen zu verschließen habe. Der Papst, als gemeinschaftlicher Vater und Priester des Friedens, wollte keinen Antheil am Kriege nehmen und beabsichtigte sowohl im Interesse seiner Unterthanen als in dem der Religion die gewissenhafteste Neutralität zu beobachten. Auf diese Weise hoffte er im freien

Genusse der geistigen Oberherrschaft auch in den Staaten jener Fürsten zu bleiben, gegen welche Frankreich Krieg führte. Man kam also überein, diesen Vertrag auf keinen Fall zu genehmigen. Man sieht wie fatal dieser Zwischenfall war und in welch schreckliche Alternative die päpstliche Regierung durch den allzu großen Eifer des Msgr. Caleppi gebracht wurde, der durch diesen Vertrag den Papst zur Abgabe einer im damaligen Augenblicke höchst ungelegenen Erklärung zwang.

Der General Murat kam einige Zeit darnach nach Rom. Bei dieser Gelegenheit mußte man sich aussprechen; denn entweder mußte der Vertrag von Foligno angenommen oder verworfen werden. Ich hatte eine lange Unterredung mit dem General, den ich damals zum ersten Male sah. Ich legte besonders Gewicht auf die Nutzlosigkeit eines Vertrags zwischen zwei Staaten, welche seine Proclamation als befreundete anerkannte. Endlich sagte ich ihm geradezu und mit der entschiedensten Offenheit, daß der Papst wegen der oben erörterten Gründe neutral bleiben müsse und wolle; ich drückte ihm den unaussprechlichen Schmerz aus, den demselben die ungeschickte Handlung des Msgr. Caleppi verursachte und daß derselbe dazu weder eine Vollmacht noch einen Auftrag erhalten habe. Ich muß den glücklichen Ausgang dieser ersten Unterhandlung dem Schutze Gottes, dann weniger dem Verdienste meiner Worte als der Herzensgüte des Generals Murat zuschreiben. Dieser General, sanftmüthig von Natur, war ehrenhaft, aufrichtig und besaß ein herrliches Herz. Er bekannte seinerseits keinen Auftrag seiner Regierung zur Abschließung eines Vertrags erhalten zu haben. Frankreich wartete in der That den Augenblick mit seinen Absichten hervorzutreten ab, und wollte zuerst noch andere Dinge von Rom erlangen. Der General Murat benützte also lediglich das Anerbieten des Msgr. Caleppi und ergriff

die Gelegenheit seinem Vaterlande zu dienen. Als er den Schmerz des Papstes und die begründete Weigerung desselben, den Vertrag zu genehmigen, erkannte, hörte er nur die Stimme seines Herzens, die es ihm unmöglich machte zum Umsturze des hl. Stuhls beizutragen. Er hätte an dem Vertrag festhalten und Bonaparte von der versuchten Weigerung Kenntniß geben können; aber er zog es vor sich des Verdienstes, das er sich in den Augen der französischen Republik erworben hätte, wenn er die Sache bis auf's Aeußerste getrieben, zu berauben. Weit entfernt Gewalt oder Drohungen anzuwenden, um zu seinem Ziele zu gelangen, versuchte er durch verschiedene Vernunftgründe unsern Widerstand zu besiegen und schloß endlich mit den Worten: „Nun denn, wenn dieser Vertrag dem hl. Vater und Ihnen so viel Schmerz verursacht, werfen wir ihn in's Feuer und sprechen wir nicht mehr davon."

Diese Handlungsweise, die er nie verläugnete, sondern durch immer neue Beweise der Anhänglichkeit und der aufrichtigsten Hochachtung gegen den hl. Stuhl in allen Geschäften, die er zu behandeln hatte, deren ich sogleich erwähnen werde, immer bewährte, erwarben ihm das zärtlichste Wohlwollen des Papstes sowie das meine. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß er ohne Unterlaß Pius VII. mit neuen Beweisen seiner Verehrung und Anhänglichkeit überhäufte, und daß er mich persönlich mit einer liebevollen und aufrichtigen Freundschaft beehrte. Ich fühle mich verpflichtet, ihm hier diesen gerechten Tribut der Dankbarkeit zu bezahlen und bin es ihm schuldig wegen seines ehrenhaften Benehmens, das er immer gegenüber dem hl. Stuhle, dem Papste und mir beobachtete.

Bald nach diesem Ereignisse begannen die großen Unterhandlungen wegen des Concordates von 1801. Ein Schreiben des Cardinals Martiniana, Bischofs von Ver-

ceil, gelangte unverhofft in Rom an. Der Cardinal eröffnete uns, daß ihn der erste Consul bei seinem Durchmarsche durch Verceil an der Spitze seiner Armee beauftragt habe, dem hl. Vater bekannt zu geben, daß er die Wiederherstellung der Religion in Frankreich wünsche, und daß der Papst den Prälaten Spina nach Turin beordern solle, da sich der erste Consul mit demselben in dieser Angelegenheit in's Benehmen setzen wolle. Bonaparte hatte diesen Prälaten — jetzt Cardinal — in Valence in der Dauphiné, wohin er Pius VI. in seiner Gefangenschaft begleitete, kennen gelernt. Der Papst war gestorben, und der erste Consul, damals noch General Bonaparte, war wenige Tage nachher von Fréjus kommend, wo er bei seiner Rückkehr von Aegypten gelandet hatte, dort eingetroffen. Die Einladung hatte zum Zwecke sich über die Wiederherstellung der Religion in Frankreich zu besprechen. Angesichts eines solchen Zweckes zögerte man nicht dem ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen. Spina wurde mit dem Auftrage, die Anträge entgegen zu nehmen und in Vorlage zu bringen, abgesandt. Nach seiner Ankunft in Turin harrte er einige Zeit auf den ersten Consul. Da erfuhr er plötzlich, daß Bonaparte auf einem andern Wege Frankreich betreten und ihn direct nach Paris berufen habe. Der Prälat benachrichtigte uns in Rom von dem veränderten Plane und nahm sich die Freiheit, abzureisen, ohne die Antwort abzuwarten. Er zweifelte nicht an der Erlaubniß; denn es schien ihm ganz einerlei, ob man Etwas an dem einen oder andern Orte vornahm. Dies war nicht unbedingt wahr; nichtsdestoweniger hätte man ihm die Ermächtigung nicht verweigern können, obgleich man sich den Nachtheil der Verhandlungen in Paris nicht verhehlte; denn bei dem Beweggrunde der Berufung wäre das Unrecht auf Seite des Papstes geblieben, wenn er wegen der Etiquette oder

anderer untergeordneter Gesichtspunkte in Bezug auf Ort und Förmlichkeit Schwierigkeiten erhoben hätte.

Wenn ich hier vom Concordate spreche, so beabsichtige ich auf keine Weise auf die Wesenheit der Sache einzugehen; d. h. auf die Gegenstände, die zur Verhandlung ausgesetzt waren, und auf die Beweggründe, die den hl. Stuhl leiteten bei Verwerfung einzelner Sätze und bei Annahme anderer. Ich beabsichtige auch nicht die Ursachen dieses Verhaltens zu prüfen. Alles dieses findet sich weitläufig in den Depeschen auseinandergesetzt, die während der denkwürdigen Verhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben wurden; wenn diese Depeschen überhaupt aus dem großen Schiffbruche gerettet wurden, welcher auf die Entfernung des Papstes, die Besetzung Roms und die Plünderung aller Archive und sonstigen Orte, wo die Correspondenzen des hl. Stuhls aufbewahrt wurden, folgte. Die kirchlichen Urkunden wurden nach Paris gebracht, um dort ein Raub des Siegers zu werden. Ohne Hülfe dieser Papiere wäre es unmöglich über die Wesenheit des Concordats zu sprechen, und wenn mir diese auch zur Verfügung stünden, so würde mir doch der Zeitpunkt, in dem ich diese Seiten schreibe, es nicht gestatten.

Meine Absicht ist, mich mit dem Concordate einzig in seiner Erscheinung nach Außen zu beschäftigen. Aber auch dies werde ich auf eine unvollkommene Weise und fast ohne Rücksicht auf die Einzelnheiten thun; denn dies soll den Gegenstand eines besondern Werkes bilden. Hier werde ich diese Sache so kurz und so schnell als möglich behandeln; ich beabsichtige nur die hauptsächlichsten Ereignisse zu berühren, damit sie dem Gedächtnisse erhalten bleiben. Dies vorausgesetzt, erwähne ich vorerst, daß man bald nach der Ankunft des Prälaten Spina in Paris, dem man einen Theologen in der Person

des P. Caselli, frühern General der Serviten und jetzt ebenfalls Cardinal, beigegeben hatte, die Absichten der französischen Regierung und die Richtung, welche man den Verhandlungen geben wollte, errathen konnte. Dem päpstlichen Abgesandten gestattete man die Mittheilung seiner Ansichten und Anschauungen durchaus nicht. Uebrigens hätte er es auch grundsätzlich gar nicht thun dürfen, da seine Vollmacht nur auf Einvernehmung und Berichterstattung lautete. Die republikanische Regierung dagegen trat mit verschiedenen Entwürfen hervor, die sie selbst erdacht und welche sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, als Gesetze, denen sich der Papst unterwerfen sollte, hinstellte. Se. Heiligkeit hätte die Religion in Frankreich auf die Weise und in der Form, wie es dem ersten Consul genehm war, herstellen sollen. Ich sagte, daß man mehrere Entwürfe einen nach dem andern dem Prälaten vorlegte; denn einige derselben wurden von ihm selbst zurückgewiesen. Er hielt es für unnütz sie nach Rom zu senden, da sie gar nicht in Betracht gezogen werden konnten. Andere wurden vom hl. Stuhle zurückgewiesen; wenn sie Spina, um nicht die Verantwortlichkeit der Weigerung allein zu tragen, dorthin gelangen ließ.

In Rom wurde eine sehr zahlreiche Congregation der angesehensten und gelehrtesten Cardinäle und Theologen zur Beurtheilung dieser Entwürfe zusammengesetzt. Die Congregation versammelte sich unter dem Vorsitze des Papstes und die Entwürfe wurden nur, nachdem sie einer strengen Prüfung unterzogen, zurückgewiesen. Endlich übersandte uns der Prälat Spina einen Regierungs-Entwurf, der nach seiner Ansicht weniger unmöglich und auf dessen Grundlage eine Vereinbarung denkbar wäre. Die Congregation arbeitete viel über diesem Entwurfe, sie strich eine große Anzahl der Bestimmungen, behielt einige bei und sandte das so verbesserte Werk nach Paris zurück.

Zugleich ertheilte man dem Prälaten die Vollmacht zur Unterzeichnung des Vertrages, wenn die Regierung auf die angedeuteten Abänderungen einginge.

Zu dieser Zeit kam ein bevollmächtigter Minister aus Frankreich in unsere Hauptstadt. Es war Msgr. Cacault, der schon unter Pius VI. gelegentlich des Waffenstillstandes von Bologna und des Friedens von Tolentino da war. Er hatte den Auftrag die Angelegenheiten der in Rom lebenden Franzosen zu ordnen, und die aufrichtigen Gesinnungen des ersten Consuls für Erneuerung der Beziehungen mit dem hl. Stuhle zu bezeugen. Im Grunde aber war der eigentliche Zweck seiner Reise, zu beobachten, was im Vatikan in Betreff des Concordats geschehe, und die Absichten und Ansichten des hl. Stuhls und seiner Würdenträger, die er alle gut kannte, zu erforschen.

Schon gelegentlich seines ersten Aufenthaltes in Rom hatte sich dieser Diplomat eine große Kenntniß der Verhältnisse und der Menschen erworben. Er übergab uns keine Beglaubigungs-Schreiben, aber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, M. de Talleyrand, hatte dem Msgr. Spina eröffnet, der römische Hof könne sich an diesen Agenten wenden, da er mit einer Mission der französischen Regierung betraut sei. Auf diese Art behielt diese Regierung freie Hand nöthigenfalls Cacault's Benehmen nicht anzuerkennen, da er nicht förmlich beglaubigt war. Deßungeachtet bediente sich Frankreich seines Abgesandten; aber dem hl. Stuhle, der von den Worten des Ministers Talleyrand an Spina in Kenntniß gesetzt, mit Sicherheit nicht behaupten konnte, Cacault sei von Frankreich nicht anerkannt, und der zu schwach war um andere Schritte zu thun, erübrigte nichts als die äußerste Zurückhaltung und Vorsicht in allen geschäftlichen Beziehungen mit demselben zu beobachten. Cacault legte übrigens eine lobens-

werthe Klugheit und die besten Absichten an den Tag. Er bewohnte Rom und hatte bereits mehrere Angelegenheiten für die Franzosen und deren Verbündete besorgt, ohne sich offen um das Concordat bekümmert zu haben, obgleich er kraft der erhaltenen Befehle berechtigt war es zu thun. Mit der Zurücksendung des Entwurfs des verbesserten Concordates von Paris aus war dem hl. Stuhle eine offizielle Note übergeben, aber nicht wie bisher durch Spina, sondern durch Cacault. Diese Note bestand aus nur wenig Worten, die aber äußerst energisch lauteten. Der erste Consul, hieß es in dieser Note, gewähre eine fünftägige Frist zur einfachen und unbedingten Annahme des Concordats-Entwurfs, dem man nicht habe beipflichten wollen und der mit verschiedenen Abänderungen nach Paris zurückgesandt worden sei. Für den Fall, daß der Vertrag nach Verlauf von fünf Tagen nicht unterzeichnet wäre, hatte Cacault von Bonaparte den Auftrag abzureisen, und die Verbindungen mit Rom für abgebrochen zu erklären. Für diesen eintretenden Fall hatte Cacault Befehl erhalten, sich zu Murat dem Oberbefehlshaber der französischen Armee zu begeben, der vom ersten Consul die weitern Verhaltungsmaßregeln hatte. So wenigstens lautete der Inhalt des Schreibens.

Diese Nachricht überraschte und bestürzte den Papst und sein Ministerium. Sie sahen die Folgen voraus; aber ihr Muth blieb unerschütterlich und von ihrer Pflicht wichen sie nicht ab. Um jedoch in einer so wichtigen Sache mit der nothwendigen Klugheit und Ueberlegung zu Werke zu gehen, wurden die Cardinäle in Gegenwart des Papstes versammelt; die hierauf erfolgte Antwort war verneinend, ohne sich mit den Folgen, die daraus entstehen könnten, zu befassen. Ich übermachte dem Cacault diese Antwort; er nahm den lebhaftesten Antheil daran. Er liebte Rom, das er in seiner Jugend bewohnte; und die

Geradheit der päpstlichen Regierungsweise, die er achtete, erwarb uns seine Freundschaft immer mehr und mehr. Sein Schmerz vermehrte sich, als ich ihm die Gründe auseinandersetzte, welche den Papst veranlaßten, dem Concordate nicht zuzustimmen. Cacault hatte sich bisher in die Sache als solche nicht gemischt; er beschäftigte sich nur mit der Behandlungsweise und beobachtete, ob man in Rom wirklich Antheil an der Sache nehme, ob man thätig daran arbeite, ob nicht irgend eine Intrigue obwalte, die er enthüllen könnte und dergleichen Angelegenheiten mehr.

Bei der Aufzählung der Gründe, welche den Papst bei der Zurückweisung leiteten, konnte er bei der Ehrlichkeit seines Charakters sich des Ausrufs nicht erwehren: „Sie haben Recht, Ihre Gründe sind unläugbar und klar; es scheint mir unmöglich, daß der erste Consul, wenn er die Einzelheiten, wie Sie solche mir vorstellten, studirt, nicht überzeugt werden sollte. Es ist ungerecht zu behaupten, daß die Wahrheit nicht bis zu ihm gelangen könne." Bei diesen und ähnlichen Worten, die er mit einem Ausdruck von Gefühl vorbrachte, den man nicht wiedergeben kann, war er zugleich auf die Mittel bedacht, welche uns aus der Verlegenheit retten sollten. Er ging in seinem Zimmer auf und ab, und rannte, so zu sagen, mit dem Kopfe an die Wand; so sehr war er bei dem Gedanken aufgebracht, daß es zwischen den beiden Regierungen zu einem Bruche kommen sollte. In einer fieberhaften Aufregung rief er aus: „Warum gehen Sie nicht selbst nach Paris? Befindet sich denn nicht der erste Minister des deutschen Kaisers, der Graf Cobenzel, auch daselbst um die Angelegenheiten seines Hofes zu ordnen? Ich bin überzeugt, daß sich alles wieder ordnet, wenn Sie seinem Beispiele folgen. Dieser Beweis von Hochachtung Seitens des hl. Vaters, vereint mit dem Ausdruck des lebhaftesten Ver-

langens, den Bruch zu vermeiden, wird dem ersten Consul außerordentlich schmeicheln. Sie werden persönlich mit ihm sprechen, und Niemand kann ihn hindern, daß er sich über die wahre Sachlage und über die den Papst bestimmenden Ursachen belehre. Glauben Sie mir, reisen Sie und Sie werden sehen, daß alles gut geht."

Auf diese Art äußerte er sich mit Worten, die wirklich von Herzen kamen. Diese Sprache machte einen lebhaften Eindruck auf mich. Die Thatsachen, auf die er den Plan zu dieser Reise stützte und die er auf's Weitläufigste entwickelte, schienen mir begründet zu sein. Ich überzeugte mich, daß es keinen andern Ausweg gebe, um den uns sicher bevorstehenden Ruin aufzuhalten, als den einen, sogleich einen Bevollmächtigten nach Frankreich zu senden, dessen Titel und Namen dem Stolz des ersten Consuls zu schmeicheln geeignet wären. Ich überdachte zugleich, daß der hl. Vater durch diese Initiative Napoleon in Verlegenheit brächte, da die ganze Verantwortlichkeit der Feindseligkeit auf denselben allein zurückfallen würde, nachdem er ihm einen so deutlichen und feierlichen Beweis seines Wunsches, alles aufzubieten um dieselbe zu vermeiden, gegeben haben würde. Ich mußte mir gestehen, daß der Gedanke an sich ein glücklicher sei, wenn auch nicht in seiner ganzen Ausdehnung. Glücklich war er in Bezug auf die Absendung eines Cardinals nach Paris, aber nicht in Bezug auf die Wahl der Person. Ich war in Folge der frühern Ereignisse nicht gut angeschrieben in den Annalen der französischen Republik. Ich war, obgleich vollkommen unschuldig, schon als Prälat zur Zeit des Triumphes der ersten Revolution unter Pius VI. verfolgt worden. Meine Weigerung, den dermaligen Begehren der consularischen Regierung nachzugeben, konnte an der Sachlage nichts ändern, da es Gewohnheit ist die Fehler auf den Minister zu schieben. Bezüglich der abzusendenden

Persönlichkeit schien es mir daher am Gerathensten, den Cardinal Mattei, den der erste Consul schon kannte, zu wählen, oder den Cardinal Doria, der früher Nuntius in Paris war. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß diese beiden Cardinäle neben all' diesen Vorzügen auch den eines schönen Namens besäßen. Wegen der Mission überhaupt behielt ich mir vor, mit Sr. Heiligkeit zu sprechen; er sollte diese Frage nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden. Indem er mich bat, dem Papste sogleich Bericht zu erstatten und selbst um eine Audienz nachsuchte, um persönlich mit ihm sprechen zu können, bestand Cacault darauf, daß ich selbst und kein Anderer nach Paris reisen müsse. „Wenn die Andern", wiederholte der gute Gesandte ohne Unterlaß, „einige Vorzüge vor Ihnen haben, so sind die Andern nicht Staatssekretär wie Sie, und dies wird dem ersten Consul schmeicheln. War es denn nicht deßwegen, weil der Graf Cobenzel erster Minister des deutschen Kaisers ist, daß Bonaparte so stolz war ihn zu empfangen?" Er fügte noch einige Lobeserhebungen über meine Person hinzu, die der Mangel an Wahrheit und einige Bescheidenheit mir zu wiederholen nicht gestatten.

Nachdem der Papst meinen Vortrag vernommen, hielt er den Gedanken Cacault's aller Beachtung werth und billigte ihn für seine Person. Deßungeachtet berief er das hl. Collegium zusammen, um diesen entscheidenden Schritt mit Ueberlegung zu thun und legte uns diese zwei Fragen vor: Soll man einen Cardinal nach Frankreich schicken? Wen soll man schicken?

Pius VII. gewährte Cacault die Audienz und war, nachdem er denselben angehört, mehr als je von der Nützlichkeit dieser Reise überzeugt. Dennoch behielt er sich die Einvernehmung der Cardinäle bevor. Am Vorabende des Festes corpus domini versammelte sich das hl. Collegium in seiner Gegenwart. Ich erhielt den Auftrag vom

Papste, den Gegenstand zu erörtern, worauf er die beiden Fragen stellte. Mit Stimmeneinheit beschlossen die Cardinäle: man solle einen Cardinal absenden, und dieser müsse ich sein. Der Papst, der bisher geschwiegen hatte, um den Abstimmenden volle Freiheit zu lassen, theilte zuletzt dieselbe Ansicht. Bezüglich der Absendung einer Gesandtschaft äußerte ich mich bejahend, bezüglich der Wahl der Person glaubte ich dieselbe zurückweisen zu müssen. Ich berief mich darauf, daß mir das unumgänglich nothwendige Talent zu einer solchen Sendung abginge, und auf das bekannte Sprüchwort: Si vis mittere, mitte gratum, und bewies endlich, daß ich Bonaparte nicht angenehm sei. Ich brachte die beiden Cardinäle, von denen ich eben sprach, in Vorschlag, aber umsonst; denn alle Cardinäle, selbst diejenigen, die mir in Folge der stürmischen Verhandlungen wegen des freien Handels oder wegen anderer Ursachen nicht gewogen waren, überboten sich in der Erklärung, daß ich gehen sollte. Der hl. Vater übertrug mir schließlich den Befehl; ich mußte mich beugen und gehorchen.

Es wurde beschlossen, daß ich wo möglich innerhalb 24 Stunden abreisen solle, weil nach Ablauf derselben der fünftägige Termin, den uns die französische Regierung zur Beantwortung bewilligt hatte, vorüber war. Bei Mittheilung dieser Nachricht an Herrn Cacault sollte ich zugleich dahin wirken, daß er Rom nicht verließe, eben aus Rücksicht meiner Absendung nach Paris. Die Ursache dieses Verlangens lag darin, daß man den üblen Eindruck, den seine Abreise auf die Mißvergnügten in der Stadt verursacht hätte, vermeiden wollte. Die traurigen Ereignisse wegen Basville und Duphot waren noch frisch im Gedächtnisse, und man befürchtete mit Recht, die Mißvergnügten würden, ermuthigt durch den Abbruch des gesandtschaftlichen Verkehrs, dessen Zeichen die Abreise des

französischen Gesandten wäre, irgend einen Handstreich gegen den hl. Stuhl versuchen. Noch mehr als dies befürchtete man, dieselben würden sich an den in Rom wohnenden Franzosen vergreifen. Um die Rache der Republik über den römischen Hof, den man als Urheber des Ueberfalls hingestellt hätte, heraufzubeschwören, würden die Feinde ein Schlachtopfer auserwählt und hingeopfert haben. Endlich betrachtete man die Anwesenheit des französischen Gesandten in der Hauptstadt als einen moralischen Druck gegen die in Toskana lagernden Truppen, die einen Einfall in den Kirchenstaat befürchten ließen. Alle diese Ursachen rechtfertigten den Wunsch, Herrn Cacault während meiner Abwesenheit in Rom zu behalten. Ungeachtet meiner verschiedenen Versuche in dieser Hinsicht, und obgleich Cacault über den Beschluß meiner Absendung nach Paris sehr erfreut war, konnte er meinem Begehren doch nicht entsprechen, weil er bestimmte Befehle erhalten hatte, die er nicht überschreiten durfte. Er mußte, wie schon erwähnt, nach Verlauf von 5 Tagen abreisen, wenn dem vorgelegten Concordate nicht entsprochen würde. Deßungeachtet glaubte er uns ein Mittel an die Hand geben zu können, um allenfallsigen aufrührerischen Bewegungen der Mißvergnügten, wenn sie dergleichen im Schilde führten, vorbeugen zu können. „Reisen wir zusammen", sagte er mir; „wenn sie uns beide in demselben Postwagen sehen, werden sie ihre Pläne aufgeben. Sie werden Furcht bekommen, und nicht viel auf die Feindseligkeit zweier Regierungen bauen, deren Gesandte, einer an der Seite des andern reisen, und wo der eine in die Residenzstadt des andern Fürsten reist." Der Papst genehmigte diesen Ausweg, und am Morgen nach dem Festtage corpus Domini — am 6. Juni glaube ich — nahm ich Cacault in meinen Wagen und verließ in seiner Gesellschaft Rom, wo während meiner Abwesenheit der Cardinal Joseph

Doria, als Dechant des Collegiums der Cardinäle, mein Stellvertreter im Staatssekretariat war. Ich reiste mit dem Minister Cacault bis Sienna. Dort trennte ich mich von ihm, weil wir gehört hatten, daß der kommandirende General Murat in Pisa und nicht in Florenz sei. Es war mir daran gelegen ihn zu sehen, um wo möglich von seinen Unternehmungen zur Beruhigung des Papstes Kenntniß zu erlangen. Herr Cacault blieb in Sienna um sich einige Zeit zu erholen; ich setzte meine Reise nach Pisa fort; aber schon unterwegs benachrichtigte mich ein vom General Murat an Cacault gesandter Courier — letzterer hatte denselben von Rom aus von Allem unterrichtet — daß der General eilend von Pisa nach Florenz zurückkehre, um mich gelegentlich meiner Durchreise in dieser Stadt sehen zu können. Ich eilte also nach Florenz, wo auch der Minister Cacault einige Stunden nach mir ankam. Mein Empfang beim General Murat konnte nicht ehrenvoller und nicht freundschaftlicher sein. Er lud mich zu Tische, und ich konnte dem Papste schreiben, daß der hl. Stuhl für den Augenblick nichts zu fürchten habe. Ich verließ Florenz noch in derselben Nacht, und 14 Tage nach meiner Abreise von Rom gelangte ich am Abende des 20. oder 21. Juni erschöpft von Müdigkeit in Paris an. Ich war sehr besorgt wie die französische Regierung meine Reise, von der sie durch einen vor meiner Abreise abgesandten Courier benachrichtigt war, aufnehmen würde.

Am darauf folgenden Morgen machte mir der Abbé Bernier — seitdem Bischof von Orleans — seinen Besuch. Er war vom ersten Consul ausersehen worden, um die Verhandlungen mit dem Prälaten Spina, dessen Hotel ich bewohnte, zu führen. Ich beauftragte ihn meine Ankunft dem ersten Consul zu melden und ihm meinen Wunsch bekannt zu geben, zu erfahren, wann er mich

empfangen wolle und in welcher Tracht; denn dazumal erschienen die Geistlichen in den Straßen von Paris nicht in kirchlicher Kleidung. Die Sitten und Gebräuche der Revolution waren noch an der Tagesordnung. An den Giebelwänden der Kirchen las man Inschriften wie z. B.: Dem Handel, der Freundschaft, der Jugend, dem Alter und für andere derartige Gottheiten.

Ich beabsichtigte nicht meine Priesterkleidung abzulegen; denn während der ganzen Reise hatte ich die Auszeichnung eines Cardinals getragen und zwar zum Erstaunen aller Welt; denn seit 10 Jahren und darüber, d. h. seit der Zeit der Revolution hatte man keinen Cardinal mehr gesehen; aber ich durfte den römischen Purpur in der Hauptstadt Frankreichs keiner Beschimpfung aussetzen. Dies war der Grund, warum ich Aufklärung durch die Behörde verlangte und über das Mehr oder Weniger einen Befehl erwartete.

Im Verlauf von wenigen Stunden erhielt ich die Antwort des ersten Consuls, die mir höchst unangenehm war. Bonaparte ließ mir sagen, daß er mich sogleich, d. h. um Ein Uhr Nachmittags empfangen würde, und daß ich mit allen Auszeichnungen eines Cardinals zu erscheinen hätte. Ich ließ mich bezüglich dieses letzten Punktes nicht irre machen, und da ich wußte, daß die Cardinäle den Purpur nur in Gegenwart des Papstes tragen sollen, und daß jene Cardinäle, welche Unterthanen weltlicher Fürsten sind (cardinaux sujets) nur aus Mißbrauch damit zur Audienz derselben gehen, so beschloß ich im kurzen schwarzen Kleide, mit rothen Strümpfen, rothem Kragen und Käppchen zu erscheinen, mit einem Worte so, wie wenn wir di corto angezogen sind. Aber darüber war ich sehr unangenehm berührt, daß ich mich, ermüdet wie ich war, zur Audienz verfügen sollte, ohne nur die Sachlage zu kennen; denn die Zeit um mich

darüber zu erkundigen war zu kurz; auch sollte ich ganz allein gehen, da der Prälat Spina, den der erste Consul noch nicht empfangen hatte, mich zu begleiten nicht wagte, weil er in der an mich gerichteten Antwort nicht genannt war. Der Ceremonien-Meister holte mich in meiner Wohnung zur bestimmten Stunde in einem Wagen des Consuls ab und ich fuhr mit ihm allein nach Hofe, der damals schon in den Tuilerien war.

Ich glaubte von dem ersten Consul unter vier Augen empfangen zu werden; aber ich war nicht wenig getäuscht in meiner Erwartung. Man hatte Parade befohlen, die damals alle 14 Tage stattfand, und der nebst den beiden andern Consulen die ersten Staatskörperschaften, der Gerichtshof, der Senat, die Großen des Hofes, die Minister, Generäle, und alle ausgezeichneten Persönlichkeiten in Paris, anwohnten. Ich vermuthe, daß Napoleon Bonaparte in seiner Eitelkeit und Eigenliebe mit Wonne diese Gelegenheit ergriffen hatte, um sich mir in seiner ganzen Pracht sehen zu lassen, um mir bei der ersten Begegnung zu imponiren und zu gleicher Zeit, um den Parisern einen Cardinal — damals etwas Neues in Paris — und einen ersten Minister des Papstes, der zu einer Audienz zu ihm gekommen war, sehen zu lassen. Aus diesen Gründen wollte er mich gerade an diesem Tage empfangen ohne mir nach einer so langen Reise einige Erholung zu gönnen, ohne mir zu erlauben mich zu befragen oder Fuß zu fassen und die Fahrwasser zu ergründen, in denen ich schiffen mußte. Der Ceremonien-Meister hatte mich von Nichts unterrichtet. Auf einmal stand ich also mitten unter fünf oder sechstausend Personen, erstaunt über den Glanz einer unbeschreiblichen Pracht, ohne im Geringsten etwas von all' dem was ich sah zu begreifen.

Nachdem ich durch eine ungeheure Menschenmenge hindurch in den großen Saal, in dem sich der erste Consul

befand, gelangt war, glaubte ich bei Oeffnung der beiden Thürflügel einer theatralischen Vorstellung anzuwohnen. Im Umkreise des Saales befand sich eine unzählbare Menge sehr reich in Gold strotzender Personen. Es waren die großen Staatskörper im Halbkreise aufgestellt; zu beiden Seiten Soldaten, die Minister und die Großen des Reichs. In der Mitte, getrennt von der Menge, standen drei Männer, es waren die drei Consuln, die ich aber als solche nicht erkannte. Der in der Mitte näherte sich mir mit einigen Schritten; dann blieb er stehen und wartete, bis ich zu ihm gelangt war.

Aus dieser einzigen Bewegung erkannte ich, daß es der erste Consul sein müsse, ich verneigte mich, näherte mich ihm, an meiner Seite den Minister Talleyrand. Ohne zu wissen, wer er war, hatte er mich im Vorsaale empfangen und hier eingeführt. Ich wollte meine Anrede halten, und ungeachtet meiner Ueberraschung und Verlegenheit sagen, daß mich der Papst nach Paris gesandt habe, beseelt von dem Verlangen die alten Bande, welche den hl. Stuhl mit Frankreich verbanden, wieder herzustellen; aber Bonaparte ließ mir keine Zeit dazu. Er ergriff das Wort und eröffnete mir, weder mit Artigkeit noch mit Unartigkeit, daß er den Gegenstand meiner Reise kenne, daß die Unterhandlungen sofort beginnen würden, weil keine Zeit zu verlieren sei. Er lasse mir fünf Tage Zeit, fügte er hinzu; wenn innerhalb dieser Zeit der Vertrag nicht abgeschlossen sei, so könne ich nichts besseres thun, als nach Rom zurückkehren; denn sein Entschluß sei schon gefaßt. Ich weiß nicht ob er diesen Termin aus Zufall bestimmte, oder um auf der Ziffer zu beharren, die er in Rom vorzuschreiben beliebte.

Auf eine so eigenthümliche Ansprache erwiderte ich, daß ich mir schmeichelte, innerhalb der festgesetzten Zeit alles zur gegenseitigen Zufriedenheit regeln zu können.

Er ergriff hierauf wieder das Wort und hielt ein langes Selbstgespräch über die zu behandelnden Geschäfte. Er redete halb in französischer halb in italienischer Sprache und berührte die zu behandelnden Gegenstände bis in die kleinsten Kleinigkeiten, wobei er sich unglaublich ereiferte. Ich antwortete wie es mir passend schien, und der Himmel unterstützte mich so, daß ich die Geistesgegenwart nicht verlor. Ungeachtet meines Erstaunens, ungeachtet der Feierlichkeit, die man der Unterredung beilegte und trotz der imponirenden Umgebung — aller Augen waren auf mich gerichtet — hatte ich das Glück keine unpassende Aeußerung zu thun und zu gleicher Zeit nicht zu mißfallen. Endlich nach einer beinahe halbstündigen Audienz, während welcher der erste Consul viel, der Gesandte des hl. Vaters nicht allzu schlecht sprach, und der Minister gar nichts sagte, machte Bonaparte eine freundliche Verneigung mit dem Kopfe und zog sich in die Reihe zurück, wo in einer kleinen Entfernung die beiden andern Consuln standen. Ich machte eine tiefe Verbeugung und verließ, begleitet von dem immer schweigsamen Minister Talleyrand, den Saal. Er führte mich in den Vorsaal, empfahl sich und übergab mich dem Ceremonien-Meister. Dieser Letztere führte mich im Wagen in meine Wohnung zurück. Ich war bei meiner Rückkunft mehr erstaunt und verlegen als bei meiner Hinfahrt. Nach dieser Vorstellung verlor ich keinen Augenblick, und begann die Unterhandlungen mit dem Abbe Bernier. Dieser ließ mich gemeinschaftlich mit dem Prälaten Spina und dem Theologen Caselli arbeiten. Bei meiner Abreise von Rom hatte ich Sorge getragen, mir keine unumschränkte Vollmacht einräumen zu lassen. Ich ließ mir sogar neben dem formellen Breve oder meinem Beglaubigungsschreiben noch ein anderes Breve ausstellen, in welchem mir ausdrücklich aufgetragen wurde dahin zu wirken, daß das Concordat nach dem in Rom

verbesserten Entwurfe, welchen das französische Cabinet nicht angenommen, durchgeführt würde. Ich war nicht bevollmächtigt, Aenderungen in der Wesenheit vorzunehmen, sondern nur in der Form und Ausdrucksweise, soweit dadurch ohne Aenderung der Sache selbst eine Vereinigung erzielt werden könnte. Ueberdieß behielt sich der hl. Vater das Recht der nachträglichen Genehmigung der zu fassenden Beschlüsse ausdrücklich bevor. Ich hielt diese Vorsicht für geboten, damit man mir in Paris nicht Gewalt anthun könne, und weil ich keine so schwere Verantwortlichkeit in einer so hochwichtigen Angelegenheit auf mich nehmen wollte. Ich trachtete daher zur Beruhigung meines Gewissens auf dem mir in Rom vorgeschriebenen Wege zu bleiben.

Ich übergehe den Gang und die Verwicklungen der Unterhandlungen, die, wie man sich leicht denken kann, innerhalb der vom ersten Consul in seiner Audienz bewilligten fünftägigen Frist nicht beendet wurden. Jeden Tag mußte man als den letzten Termin ansehen; ich überlasse es daher jedem zu beurtheilen, mit wie viel Mühe, Angst, Furcht und Qualen diese traurige Angelegenheit verknüpft war. Sogar die Nacht hindurch mußte ich arbeiten, ohne einen Augenblick der Erholung genießen zu können, und meine Gedanken mußte ich ohne sie nur nachgelesen zu haben, übergeben. Ich hatte eine oder zwei Audienzen — ich weiß nicht mehr bestimmt, waren es eine oder zwei — im Cabinet des ersten Consuls in Malmaison. Jeden Morgen und jeden Abend hielten meine beiden Collegen, der Abbe Bernier und ich Conferenzen. Letzterer überbrachte die Beschlüsse täglich dem ersten Consul oder dem Minister, ohne daß er es je auf sich genommen hätte, uns irgend ein Zugeständniß zu machen oder eine Frage zu lösen. Er wiederholte beständig, daß er vorerst die Ansicht des ersten Consuls

vernehmen müsse. Dagegen war meine Stellung eine ganz verschiedene von der seinigen. Man erlaubte mir nicht einen Courier nach Rom zu schicken, sondern antwortete auf mein Bitten, es sei unnöthig, weil mich der Papst mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen habe. Obgleich ich das oben erwähnte Breve zu hundertmalen vorzeigte, konnte ich doch keine Abänderung in dieser Behauptung erzielen. Ich stand Todesangst aus; denn Bonaparte erklärte, daß er den in Rom gemachten Abänderungen nie beipflichten werde. Er stellte sogar noch weitere Anforderungen und versetzte mich in die Unmöglichkeit, den hl. Vater um Rath zu fragen, da er mich an der Absendung eines Couriers hinderte und in mich drang die Sache abzuschließen oder darauf zu verzichten.

Dieser letzte Ausweg zog schreckliche Folgen sowohl in kirchlicher als weltlicher Beziehung nach sich. Ich sah voraus, daß dieselben Menschen, die zu Rom nach überstandenen Schwierigkeiten den Vertrag nach geschehener Unterzeichnung als unvortheilhaft für den hl. Stuhl und für die Interessen der Kirche tadeln würden, während der Gefahr und wenn das Concordat nicht zum Abschluß käme, gegen eine übertriebene Strenge, die mich veranlaßte alles abzubrechen, schreien würden. Wenn ich einerseits diese Gedanken und die trostlosen Folgen, von denen ich eben sprach (Folgen, welche den Untergang der Religion nicht nur in Frankreich nach sich ziehen mußten, sondern fast überall; denn der erste Consul wiederholte nur zu oft, daß er, wenn er sich von Rom lossage, nicht allein seinen, sondern mit Gewalt alle Staaten nach sich ziehen würde, die er beherrschte) wenn, sage ich, diese trostlosen Folgen vor einem Bruche zittern machten, so befürchtete ich andererseits mit Recht den Abschluß eines Vertrags in der Weise, wie er gewünscht wurde. Um keinen Preis verstand ich mich zur Unterzeichnung des

Vertrags, so lange man die Verletzung des Inhalts des in Rom verbesserten Entwurfs von mir verlangte — ich konnte und wollte es nicht thun. Ich war fest entschlossen, kein Haar breit zu weichen und dieses Palladium nicht zu verlassen. Man wird sich meine schreckliche Lage leicht denken können, und den Angstschweiß, den mir diese Verhandlungen auspreßten. Nach zwanzig oder einundzwanzig sorgenvollen Tagen gelang es mir endlich ein Concordat zusammen zu stellen, das in der Wesenheit mit dem in Rom verbesserten Concordate übereinstimmte, und nur in der Form und in Ausdrücken, welche ohne die Sache selbst zu alteriren zur Vereinigung beitrugen, von demselben abwich; ganz so wie es mir anbefohlen worden war.

Der 13. Juli war der zur Unterzeichnung des Concordats bestimmte Tag und am Morgen desselben Tages war im „Moniteur" zu lesen, daß dem Cardinal Consalvi seine Sendung, um derentwillen er nach Paris gekommen, geglückt sei. Die Unterzeichnung sollte im Hause des Bruders des ersten Consuls, Joseph Bonaparte, stattfinden, da man dieses für passender hielt, als den Gasthof, den ich bewohnte. Joseph, der Staatsrath Cretet und der Abbe Bernier hatten für den Consul zu unterzeichnen, der Prälat Spina, der Theologe Caselli und ich für den Papst. Um vier Uhr Nachmittags verfügte ich mich mit meinen beiden Collegen in die Wohnung des Bruders des ersten Consuls. Dort trafen wir die drei andern Herrn. Nach einigen Begrüßungen ersuchte uns Joseph Bonaparte Platz zu nehmen, um eine Handlung zu vollziehen, die, wie er sagte, nicht lange dauern würde, da es sich nur darum handle, unsere Namen unter einen bereits abgeschlossenen Vertrag zu setzen. Jede der beiden Parteien hatte eine Abschrift des bereits festgestellten Vertrages bei sich, so war es bestimmt, und so hatte es der erste Consul, dem Bernier alles mittheilte, genehmigt. Die

beiden Copien sollten dem Herkommen gemäß unterzeichnet werden. Der Abbe Bernier zog die seine hervor und legte sie auf den Tisch, damit sie zuerst unterzeichnet würde. Es erhoben sich nun einige Schwierigkeiten über den Vorrang. Der Bruder des ersten Consuls glaubte in dieser seiner Eigenschaft den Vorrang beanspruchen zu sollen; aber er verzichtete darauf, als ich ihm klar machte, daß der Vorrang den Cardinälen gebühre, und daß es nicht in meiner Macht läge auf diese Ehre zu verzichten. Hierauf näherte ich mich dem Tische. Nachdem die Abschrift, unter die ich meine Unterschrift setzen sollte, jene der Gegenpartei war, so glaubte ich dieselbe vorher durchlesen zu sollen.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß dieselbe in andern Ausdrücken als in den übereingekommenen abgefaßt war, und daher verschieden von dem, was ich genehmigte! Man hatte sich auf diesem Bogen Papier weder an die mit mir in Paris gepflogenen Unterhandlungen noch an den früher nach Rom gesandten, von dort aber verworfenen Entwurf gehalten, sondern man verlangte noch mehr als in dem frühern ausgesprochen war, und die Abschrift enthielt Artikel, die in dem ersten Entwurfe gar nicht standen. Zu meiner Verwunderung, die ich mit Heftigkeit über ein solches Benehmen bezeugte, gesellte sich das Erstaunen von Bonaparte's Bruder. Er hatte an den Verhandlungen selbst nie Theil genommen, und war nur zum Akt des Unterschreibens dieses Concordats von Mortefontaine, wo er mit dem Grafen Cobenzel die österreichischen Angelegenheiten besorgte, hereingekommen. Joseph glaubte alles in Ordnung zu finden, und konnte meine Mittheilungen nicht begreifen, da er den Unterschied zwischen dem Inhalte der vom Abbe Bernier zur Unterschrift vorgelegten Abschrift und derjenigen, die ich besaß, nicht kannte. Ich wandte

mich mit festem Blicke gegen den schweigenden Abbe Bernier, und indem ich ihn aufrief, der Wahrheit Zeugniß zu geben, verlangte ich Rechenschaft über die geschehenen Aenderungen. Da gestand er denn schamroth und voll Verlegenheit die Wahrheit mit dem Beisatze, daß es der erste Consul so befohlen habe, da jeder Vertrag, so lange er nicht unterschrieben sei, abgeändert werden dürfe.

Man kann sich die Gefühle leicht denken, die eine solche Handlungsweise in meinem Herzen hervorriefen. Um die Sache abzuschneiden, erklärte ich gerade zu, daß ich ein solches Concordat unter keiner Bedingung unterzeichnen würde und stand auf um hinauszugehen. Der Bruder des ersten Consuls, erschrocken über diese Vorgänge, machte mir die eindringlichsten aber zugleich die freundlichsten und artigsten Vorstellungen über die gegenwärtige Lage der Geschäfte. Er bemerkte mir, daß Napoleon am Feste des folgenden Tags (am 14. Juli) bei einem Diner von 300 Personen die Unterzeichnung des Concordats kund geben wolle und daß dieser Entschluß schon im Moniteur von demselben Datum durch ganz Frankreich bekannt gegeben worden sei. (Man hatte diesen Artikel in der Absicht veröffentlicht, um es mir unmöglich zu machen, ohne großes Aufsehen der ersonnenen List zu entgehen.) Ich möchte, fügte er hinzu, die traurigen Folgen des Zornes eines Mannes bedenken, den dieses Ereigniß zum Aeußersten bringen müßte. Bonaparte ist nicht gewohnt, wiederholte er, seine Pläne vereitelt zu sehen; er geht immer gleich mit den Kanonen vorwärts. Joseph bat mich, nicht abzureisen und wenigstens den Versuch zu machen, hier in seinem Hause ein Projekt zu entwerfen, das beiden Theilen entspräche. Joseph versprach uns seine Theilnahme nicht allein als Mitarbeiter, sondern auch als Fürsprecher unseres Werkes bei seinem Bruder.

Er begleitete diese Worte anscheinend mit so viel Güte, so viel Theilnahme und so aufrichtiger Liebenswürdigkeit, daß ich einerseits aus Furcht vor den bevorstehenden Ereignissen und andererseits bei der Unmöglichkeit, den vorgeschlagenen Versuch zu verweigern, ohne unhöflich zu sein, genöthigt war Hand an's Werk zu legen. Ich kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß ihm der Betrug, über den er sich beklagte, ganz fremd war, aber wenn ich sein Benehmen von damals und von später überdenke, so drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß es so war. Ich legte die Abschrift des gemeinschaftlich vereinbarten Concordates vor, und nachdem ich ihm die gemachten Abänderungen handgreiflich nachgewiesen, betheuerte ich, meine Arbeiten nur auf diesen Grundlagen erneuern zu können. Ich gehe nicht auf die Einzelnheiten dieser Arbeit ein; ich begnüge mich mit der Erwähnung, daß sie 20 Stunden, d. h. von 4 Uhr Abends bis des andern Morgens 12 Uhr dauerte. Wir brachten die ganze Nacht ohne auszuruhen in dem Zimmer zu. Man kann sich unsere Arbeit, unsere Erschöpfung, und, was noch mehr ist, unsere Seelenangst denken.

Gegen Mittag hatte man sich über alle Artikel, mit Ausnahme eines Einzigen, geeinigt. Der Abbe Bernier erklärte, daß der erste Consul in diesem Punkte unerschütterlich sei, und daß er ihn so, wie er laute, verlange. In Folge dessen wagten seine Stellvertreter nicht davon abzugehen und die Abänderungen, die allein uns die Unterschrift möglich machten, anzunehmen. Da ich keinen andern Ausweg wußte, machte ich den Vorschlag bezüglich dieses einen Punktes erst dann einen bestimmten Entschluß zu fassen, wenn Se. Heiligkeit, dem sämmtliche Artikel des Vertrags zur nachträglichen Genehmigung vorgelegt werden mußten, gesprochen haben würde. Der Aufschub war nicht von Belang, da das Concordat dem Papste zur

Genehmigung unterbreitet werden mußte. Ich meinerseits konnte aus mehrfachen Gründen den Artikel, so wie er hingestellt war, auch nicht mit dem Vorbehalte der päpstlichen Genehmigung annehmen. Man beschloß also die Frage über diesen Artikel offen zu lassen, weil die Annahme desselben unmöglich war; aber Joseph Bonaparte erklärte, daß er es nicht auf sich nehmen könne, vom ersten Consul die Genehmigung dieses Verfahrens zu erwirken. Die Stunde, um sich zur großen Parade zu verfügen, war für ihn gekommen. Joseph übernahm es unsere gemeinschaftliche Arbeit seinem Bruder zu überbringen, während wir überein kamen, in seinem Hause zu bleiben und seine Rückkunft abzuwarten. Nach einer Stunde kam er zurück und eröffnete uns mit trauriger Miene, der erste Consul sei entrüstet, er habe den Entwurf in hundert Stücke zerrissen, ärgerlich über dessen Inhalt, der so verschieden sei von demjenigen, den er zur Unterschrift habe vorlegen lassen. Deßungeachtet, fügte Joseph hinzu, sei seinen dringenden Bitten die Annahme aller Artikel gelungen, mit Ausnahme des Einen vorbehaltenen, über den man die Entschließung des Papstes bezüglich des von mir nicht angenommenen Grundsatzes vorbehalten hatte. Er schloß mit den Worten, sein Bruder bestehe auf der Unterzeichnung des Entwurfs, so wie er ihn vorgelegt, oder auf dem Abbruche der Unterhandlungen; sein Entschluß sei gefaßt. Ich war wie vernichtet bei dieser Antwort und hielt zwei Stunden lang den Sturm aus, den man gegen mich lief, um mich zur Annahme dieses Artikels zu bewegen. Hiebei versäumte man nicht mir die Folgen meiner Hartnäckigkeit vor Augen zu stellen. Ich überlegte alle, aber ich konnte nicht zum Verräther an meiner Pflicht werden. Ich verweigerte beharrlich meine Unterschrift, und die Unterhandlungen wurden abgebrochen.

Wir verließen eiligst das Haus des Joseph Bonaparte. Die Stunde des feierlichen Diner's war gekommen und wir waren alle drei eingeladen. In welcher Gemüthsstimmung ich hinging, kann man sich denken. In der ersten Aufwallung seines Zornes mußte ich dem Consul gegenüber stehen! Ich brauche nicht zu sagen, wie Bonaparte mich empfing; er, der gelegentlich dieses Gastmahls die Unterzeichnung des Concordats öffentlich verkünden sollte, er war durch meine Weigerung zur Erklärung genöthigt, daß alles auseinander gegangen sei. Vor- und nachher und immerwährend mußte ich die herbsten Vorwürfe von ihm hören. Die Drohungen folgten auf die Beschuldigungen. Er versicherte, wenn es Heinrich VIII., der doch weniger mächtig war als er, um solche Erfolge zu erzielen, gelungen sei, seinen Wunsch auf Aenderung der Religion in England durchzusetzen, er, Bonaparte, den Cultus in ganz Europa ändern könne; daß er Alles in Feuer und Flammen versetzen würde; daß Rom dann zur Einsicht käme, was es gethan, indem es ihn angebracht habe, und daß es blutige Thränen über die unberechenbaren Verluste, die ihm entstünden, vergießen würde! Dann wandte er sich an den Grafen Cobenzel und sagte ihm Dinge, so schrecklich, daß dieser betrübt und niedergeschlagen dastand.

Ich wurde von allen Seiten bestürmt und besonders von dem Grafen Cobenzel. Man wollte mich zur Unterschrift zwingen; aber ich blieb unbeugsam. Endlich versuchte man die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen; aber der erste Consul, nachdem er eine lange Unterredung mit dem Grafen Cobenzel über den betr. Artikel gepflogen, bestand darauf, in Nichts nachgeben zu wollen. Ich meinerseits erklärte ebenfalls, daß ich ohne Modification nicht unterschreiben könne. Der Graf Cobenzel flehte nun beim ersten Consul um die Erlaubniß, die Unterhandlung noch-

mal aufnehmen zu dürfen, um, wie er sagte, einen Versuch zu einem Verständnisse zu wagen, da ich ein so lebhaftes Verlangen darnach hätte. —

Nach hartnäckigem Widerstande gestattete der erste Consul, daß man am folgenden Tage nochmal eine Sitzung halte; wenn aber auch an diesem Tage kein Vertrag zum Abschluß käme, so sollte ich auf der Stelle abreisen; denn dann wolle er nichts mehr von der Sache hören. Aus diesen Worten ließ sich nicht mit Bestimmtheit abnehmen, ob auf eine Abänderung des Artikels eingegangen werden dürfe. Mir schien fast als ob dies nicht genehmigt sei. Wir benützten indeß die Erlaubniß des nochmaligen Zusammentritts, und versammelten uns Tags darauf um Mittag.

Diese neuerliche Sitzung dauerte 12 Stunden. Die französischen Bevollmächtigten waren unbeugsam; sie bestanden auf der Annahme des Artikels ohne Abänderung. Ich blieb noch unerschütterlicher als sie, und hielt an meinem Satze fest. Die Folgen erschreckten mich nicht; zur Verletzung meiner Pflichten ließ ich mich nicht herbei. Endlich, meine Beharrlichkeit erkennend, nahm Joseph Bonaparte, der den Abschluß des Concordats lebhaft wünschte, die Acceptation der von mir vorgeschlagenen Verbesserungen auf sich. Er nehme alle Verantwortlichkeit auf sich, sagte er, sein Titel als Bruder des ersten Consuls ermächtige ihn zu diesem Schritte. „Sollte der erste Consul meine Handlung mißbilligen, fügte er bei, werde ich es nie bereuen, mich seiner Ungnade für eine Handlung, die mein Gewissen für gut und nützlich hält, ausgesetzt zu haben."

Nachdem die beiden Andern hörten, daß er alle Verantwortlichkeit auf sich genommen, schlossen sie sich, aber nur unter dieser ausdrücklichen Bedingung, ihm an, und um Mitternacht war das Concordat unterzeichnet.

Der Bruder des ersten Consuls übernahm es, dasselbe am folgenden Morgen zur Vorlage zu bringen und mich zu benachrichtigen, ob das Staatsoberhaupt dasselbe angenommen oder verworfen habe. Er ließ mir Tags darauf melden, daß Bonaparte, obgleich sehr erzürnt, und nachdem er ihm strenge Vorwürfe über die vollzogenen Abänderungen an dem fraglichen Artikel gemacht, den Bitten seines Bruders nachgegeben und schließlich geäußert habe: „Nachdem die Sache zum Abschluß gekommen, muß ich sie gleichwohl gut heißen."

Ich blieb nur noch vier oder fünf Tage in Paris. Noch zweimal sah ich den ersten Consul und brachte verschiedene andere Geschäfte zum Abschluß.

Während der Verhandlungen über das Concordat hatte der Papst die Zuziehung der weltlichen Streitigkeiten ausdrücklich untersagt. Sein leitender Gedanke war allein das Wohl der Religion; daher wollte er den wenn auch nur scheinbaren Vorwurf der Mit- und Nachwelt vermeiden, als hätte er das Concordat aus rein irdischen Rücksichten unternommen. Des gelegenen Augenblickes ungeachtet fiel es Sr. Heiligkeit nicht ein, die ungeheuren Verluste, welche der Kirchenstaat während der Revolution erlitten, auszugleichen oder gut zu machen.

Einige Zeit nach diesen Ereignissen gab der erste Consul Pesaro zurück, dessen sich die cisalpinische Republik mit Verletzung des Friedens von Tolentino bemächtigt hatte. Ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß, wenn Bonaparte diesen Akt der Billigkeit that, er hierbei nur seiner eigenen Eingebung folgte; denn der Papst hatte nichts verlangt. Pius VII. kannte seine Pflicht und seine Würde zu gut, um sich je auf diesen sogenannten Frieden von Tolentino zu berufen, und so denselben, wenn auch nur auf indirektem Wege, anzuerkennen. Er befand sich in einer freiern Stellung, als sein Vorfahrer

es je war. Ich glaube, daß der Grund, der den Papst bestimmte, den Frieden von Tolentino nicht anzuerkennen, wenig verschieden war von dem, der Bonaparte, wenn auch vom entgegengesetzten Standpunkte aus, dazu veranlaßte, und deßwegen wurde Pesaro zurückgegeben.

Während meiner Anwesenheit in Paris wurde die Angelegenheit der National-Güter in Berathung gezogen, d. h. jener Güter, die, Eigenthum der apostolischen Kammer und der kirchlichen Corporationen, während der römischen und französischen Republik eingezogen und von den neuen Gewalthabern verkauft oder an Zahlungsstatt an mehrere Private überlassen worden waren. Nach der Rückkehr des Papstes in seine Staaten duldete die französische Republik nicht, daß diese von der Revolutionspartei hochgeschätzten Personen eines solchen wohlerworbenen Besitzes beraubt würden. Die Republik fürchtete in der That diesen Leuten zu mißfallen, oder zur Schadloshaltung derselben gezwungen zu werden. Diese Unterhandlung war wegen der Verschiedenheit der vertragenden Parteien, des Römischen Hofs und Frankreichs, schwierig und verdrießlich. Es gelang mir endlich durch Hingabe eines Viertheils dieser Güter an die Besitzer, sei es in Natura, sei es in Silber, oder auf eine andere ihrem Ermessen überlassene Weise, diese Angelegenheit zu ordnen. Dieses Aufgeben eines Viertheils war an so viele und lästige Bedingungen geknüpft, daß, ich wiederhole es, das Abkommen bei dem großen Unterschiede der Machtstellung der vertragenden Parteien, kein vortheilhafteres, für den hl. Stuhl hätte sein können.

Man beschäftigte sich auch mit der Gerichtsbarkeit und mit der französischen Post in Rom, und zwar in Folge eines Artikels des Concordats, welcher der neuen französischen Regierung die Vorrechte und Privilegien der frühern Zeit wieder einräumte.

Ich gestand dem ersten Consul mit aller Offenheit, daß es der feste Wille des Papstes sei, diese zwei Privilegien, oder besser gesagt, diese zwei Mißbräuche abzuschaffen, daß Se. Heiligkeit mit dem Gedanken umgehe, sie allen andern Höfen zu entziehen, und daß sie dieselben auch Frankreich nur bis zu dem Zeitpunkte belassen wolle, wo die andern Fürsten in den Verzicht einwilligten. Der erste Consul war damit einverstanden.

Um dies recht zu verstehen, muß man wissen, daß die römische Republik, oder deutlicher gesprochen, die französische Republik, welche erstere im Schlepptau hatte, während der unter Pius VII. ausgebrochenen Revolution in Rom die auswärtigen Posten, die Rechte der Freistätte, die Gerichtsbarkeit über bestimmte Plätze und Einfriedungen (deren einige sehr ausgedehnt waren) welche als Pertinenzien der gesandtschaftlichen Paläste erklärt waren, aufgehoben hatte. Bei der Restauration der päpstlichen Regierung wichen wir der Wiedereinführung dieser Mißbräuche, die im Schiffbruch untergegangen waren, aus. Wir suchten nach einem Mittel, alle diese Privilegien und Rechte abzuschaffen, welche die Neapolitaner zugleich mit denjenigen, welche zunächst ihrem Hofe zustanden, wieder in's Leben riefen. Ich gab dem hl. Vater den Rath sie alle durch einen sehr energischen Erlaß aufzuheben. Ich bewies ihm die Unbilligkeit derselben, und wie die römische Republik bei Aufhebung derselben verfahren habe; ich bemerkte ihm, daß, wenn die auswärtigen Mächte in deren Unterdrückung durch die Hände der Republik eingewilligt, sie sich dasselbe gewiß auch vom Papste gefallen lassen würden, den man doch nicht mit einer solchen Republik vergleichen könne. Diese meine Ansicht gefiel dem Papste nicht. Um mit mehr Rücksicht und Zartgefühl zu verfahren, und von der Ueberzeugung geleitet, daß die auswärtigen Höfe der Unwiderlegbarkeit

seiner Gründe nicht widerstehen würden, zog er vor über diesen Gegenstand mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Aber er war größtentheils in seiner Hoffnung getäuscht und verlor die günstige Gelegenheit. Bei einer zweiten Restauration der päpstlichen Regierung, (wenn sie der Himmel zuläßt) wird sie sich wieder ergeben, und es ist zu hoffen, daß sich der hl. Vater beeilen werde, dieselbe auf eine kräftigere und also wirksamere Weise zu benützen.

Die Höfe von Neapel, Toskana, Sardinien und Oesterreich hatten in Folge der Bitten des Papstes ihre Einwilligung gegeben. Sie willigten gerne in den Verzicht ihrer angeblichen Rechte und Posten ein, jedoch unter der Bedingung, daß auch bezüglich der andern Höfe, die ebenfalls diese Privilegien besäßen, so verfahren würde. Unglücklicher Weise ging Spanien nicht darauf ein; seine Gesandten trugen die Schuld.

Diese übten in Rom eine Art von Souverainität aus; denn ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich über 11- bis 12000 Einwohner. Spanien hatte keinen andern Grund anzugeben, als daß es ein altes Privilegium sei, das es besitze und das es zu behalten wünsche. War diese Ausrede stichhaltig, so konnte der Papst mit demselben Rechte die Wiedererstattung der Privilegien und alten Rechte, deren sich der hl. Stuhl in Spanien zu erfreuen hatte, verlangen. Die Sache wurde in Ueberlegung gezogen. Die Verhandlungen zogen sich in endlose Länge, und so wurde mir der Ruhm nicht zu Theil, dem Staate die unschätzbare Wohlthat der Abschaffung der fremden Posten und Gerichtsbarkeiten verschaffen zu können, eine Wohlthat, die uns sicher zu Theil geworden wäre, wenn man meinem Rathe gemäß mit Macht verfahren wäre.

So standen die Dinge, als Frankreich die Wiedereinsetzung in seine Privilegien verlangte. Man konnte

ihm das nicht abschlagen, was die andern Höfe thatsächlich besaßen. Der einzig praktische Ausweg war der, sich zu versichern, daß Frankreich auf die zurückgegebenen Vorrechte verzichte, wenn die übrigen Höfe es thaten, und darauf ging der erste Consul ein.

Ich verließ Paris am 23. Juli und kehrte in aller Eile nach Rom zurück, damit die päpstliche Genehmigung des Concordats an Bonaparte 40 Tage nach der Unterschrift, wie es ausgemacht worden, übermittelt werden könne. Ich kann nicht beschreiben, welches Gewicht die französische Regierung auf diesen Punkt legte; sie behauptete mit lauter Stimme, man könne ohne namhaften Nachtheil für den Staat mit der Veröffentlichung des Concordats nicht zögern, man müsse also die Genehmigung so schnell als möglich haben. Obgleich ich Tag und Nacht reiste, ward ich doch in Florenz von einem Courier eingeholt, der den Auftrag hatte, mir noch mehr Eile zu empfehlen. Ich kam am 6. August in Rom an, gerade nach 2monatlicher Abwesenheit.

Der Papst empfing mich mit den zartesten Aeußerungen von Freude und Güte. Man ließ sogleich ein Exemplar des Concordats an alle Cardinäle vertheilen, deren Meinung der Papst vor der Unterzeichnung in einer General-Versammlung hören wollte, die in seiner Gegenwart abgehalten werden sollte. Die Genehmigung wurde alsdann durch einen päpstlichen Courier nach Paris überbracht. Sie kam 36 oder 37 Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags dort an.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, kann ich nicht umhin, auch davon zu sprechen, was demselben nachfolgte. Zum Erstaunen der ganzen Welt vergingen mehrere Monate ehevor die Veröffentlichung des Concordats in Frankreich erfolgte. Die Regierung zeigte nicht mehr denselben Eifer wie früher, und die Schnelligkeit mit der ich die

Reise machte, schien mir vollkommen überflüssig gewesen zu sein. Wir fuhren nicht, sondern flogen, so zu sagen, und diese Eile hatte mich und meine Bediensteten so sehr ermüdet, daß wir bei unserer Ankunft in Rom alle das Bett hüten mußten in Folge angeschwollener Füße, was durch den Schmerz der unausgesetzten Reise entstanden war. Niemand verstand den Grund dieses geheimnißvollen Zögerns; aber zu Ostern des darauffolgenden Jahres war uns der Schlüssel dazu geliefert; es erschien ein dicker Band mit dem Titel: „Concordat."

Die erste und zweite Seite enthielten allein den wirklichen Text des Vertrags, in 17 Artikeln, wenn ich mich recht erinnere. Die von der französischen Regierung verfertigten organischen Gesetze füllten den Band aus. Um die Masse der oberflächlichen Leser zu überreden, daß der Papst diese organischen Artikel angenommen habe, hatte man sie betrügerischer Weise unter den Titel und das Datum des Concordats gestellt, obgleich sie um wenigstens ein Jahr jünger als dieser Vertrag waren. Nur Eins erlaubte man sich nicht; es war dies unsere Namen unter die Artikel, die wir nicht kannten, zu setzen; sie standen am Ende des wirklichen Concordats. Ich verzichte auf die Schilderung des Schmerzes, den diese organischen Gesetze dem Papste machten. Er sah das Concordat im Augenblick seiner Veröffentlichung zum ungeheuren Nachtheil der Kirche und ihrer wesentlichen Gesetze umgestürzt und vernichtet. Pius VII. blieb kein anderer Weg der Verwahrung, als öffentlich, Angesichts der ganzen Welt, in einer konsistorialen Ansprache, die zu gleicher Zeit, als das Concordat in Rom erschien, zu erklären, daß ihm diese organischen Gesetze gänzlich unbekannt seien, daß er keinen Antheil daran habe, daß sie ihn auf's Tiefste schmerzten, und daß er dem ersten Consul die dringendsten Gegenvorstellungen machen würde

— was er auch that. — Er fügte hinzu, daß Bonaparte, nachdem er durch das Concordat das Verlangen gezeigt habe, die katholische Religion in Theorie wiederherzustellen, nicht mit seinem eignen Willen in Widerspruch gerathen könne, indem er Gesetze, die mit diesem in Widerspruch ständen, aufrecht erhielte. Dadurch bewies der Papst, daß ihm diese Artikel fremd seien, und daß er sie nach Verdienst beurtheile, damit sich die Katholiken davor hüten könnten.

Zum Schmerz, den die organischen Gesetze im Herzen des Vaters der Christenheit hervorriefen, gesellte sich noch die Ernennung gewisser konstitutioneller Priester zu Bischöfen. Wir hatten uns während der Verhandlungen im Voraus die Zusicherung geben lassen, daß die französische Regierung die Constitutionellen gänzlich aufgeben würde, weil der hl. Stuhl in ihnen Anhänger eines Schisma erkannte, zu dessen Aufhebung das Concordat theilweise verfaßt wurde. Aber nach der Unterzeichnung dieses religiösen Aktes behauptete die Regierung, aus politischen Rücksichten gezwungen zu sein, einige dieser Constitutionellen für die neuen Bischofssitze zu ernennen. Wir widersetzten uns diesem Vorhaben mit aller Macht, indem wir Bonaparte bewiesen, wie schädlich dasselbe in jeder Beziehung sei. Nachdem die Bemühungen des römischen Hofes erfolglos geblieben waren, eröffnete man der französischen Regierung, daß man die Präsentationen auf diese Bisthümer nicht genehmigen könne, wenn die betreffenden Priester ihre Irrthümer nicht widerriefen. Die Regierung ihrerseits behauptete, es genüge, wenn diese Priester das Concordat anerkennten, weil nach ihrer Meinung darin ein stillschweigender Widerruf läge. Wir erwiderten, daß dem nicht so sei, weil das Concordat kein Wort über die schismatische Civilverfassung für die Geistlichkeit enthalte; daß die Annahme des Concordats lediglich als Annahme

einer neuen Disciplin angesehen werden könnte, welche an die Stelle der Constitution des Clerus getreten sei, und nicht als ein Austritt aus dieser letztern als einer verbrecherischen und irrthümlichen. Die französische Regierung gab endlich nach und versprach einen ausdrücklichen Widerruf Seitens der ernannten Bischöfe; wir hatten uns über die Form des Widerrufs verständigt. Sie bestand in der Unterwerfung unter die Urtheile des hl. Stuhls, wie dieselben in den allgemein verbreiteten Breven Pius VI. über die Frage der kirchlichen Akte in Frankreich ausgedrückt waren.

Da ereignete es sich, daß sich der Cardinal Caprara, ohne mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet zu sein, in seiner Eigenschaft als Cardinal-Legat, einbildete, die kanonische Institution den neu ernannten Bischöfen geben zu sollen. Er versicherte uns, diese Constitutionellen hätten in Gegenwart der beiden Bischöfe von Vannes und Orleans (Abbe Bernier) den Widerruf geleistet, und übersandte ihr Verhalten und ihren Schwur nach Rom. Aber die ernannten Bischöfe straften ihn in ihren Broschüren öffentlich der Lüge; sie behaupteten sogar, daß sie, weit entfernt die Formeln zu unterschreiben, welche ihnen von den Bischöfen von Vannes und Orleans zur Annahme vorgelegt worden sein, dieselben vielmehr mit Füßen getreten hätten. Es ist ziemlich gleichgültig zu wissen, wer hier Betrüger oder Betrogener war; so viel war nur allzu wahr, daß ein Aergerniß und eine unglückliche Verwaisung der Kirchen vorlag.

Diese beiden wichtigen und traurigen Ereignisse, die Besetzung der neuen Bischofsstühle durch Constitutionelle, die in ihrem Schisma beharrten, und die Veröffentlichung der organischen Gesetze, die das Concordat beseitigten, waren zwei Dorne, welche das Herz des Papstes fortwährend zerfleischten, und die ihn veranlaßten, die Reise

nach Paris zur Krönung des Kaisers Napoleon zu unternehmen. Bei Beendigung der Angelegenheiten über das französische Concordat erlaube ich mir den Leser aufmerksam zu machen, daß ich über diesen Gegenstand noch andere Memoiren geschrieben habe. Wenn zwischen meiner ersten Abfassung und der gegenwärtigen ein Unterschied bestünde, so müßte man sich an die Erstere halten. Sie ist umfassender und genauer; denn sie wurde in einer weniger gefährlichen Zeit verfaßt, welche mir mehr Genauigkeit und Nachdenken gestattete.

Dem französischen Concordate folgte das italienische, d. h. das Concordat für das Königreich Italien, welches der Cardinal-Legat in Paris ausfertigte.

Die traurige Erfahrung, die der Papst bei dem französischen Concordate gemacht, veranlaßte ihn zu größerer Vorsicht, damit das neue Gebäude nicht sofort nach seiner Aufrichtung durch organische Gesetze oder auf anderm Wege wieder zerstört würde. Der Papst unterschrieb also das italienische Concordat, nachdem er demselben mehr für die Kirche vortheilhafte Artikel, als dies beim französischen Concordat der Fall war, eingeschaltet hatte. Um dies zu erreichen, machte Se. Heiligkeit geltend, daß man bezüglich des Königreichs Italien nicht wie bei Frankreich behaupten könne, die Verhältnisse und der gänzliche Umsturz der Religion gestatteten nicht weiter zu gehen, als die Regierung für gut fände. Ueberdies ließ der Papst einen sehr bestimmten Artikel beisetzen, in welchem bedungen wurde, daß keine Neuerungen in kirchlichen Angelegenheiten ohne Einverständniß des hl. Stuhls vorgenommen werden dürften. Aber dieser Artikel, so klar und deutlich er war, schützte den Papst doch nicht vor den Uebergriffen, die er befürchtete.

Wie zugleich mit dem Concordat in Frankreich die organischen Gesetze, so erschienen mit dem italienischen

Concordate die Dekrete des Präsidenten Melzi, dann, auf die Beschwerden des Papstes, die Erlasse des Cultus-Ministers und die Dekrete des Kaisers selbst, wodurch dem Scheine nach die Bestimmungen Melzi's zurückgerufen, in der Wirklichkeit aber bestätigt wurden. So wurde auch dieses Concordat, wie das französische, im Augenblicke, wo es zu Tag befördert wurde, wieder umgestoßen, und zwar ungeachtet der unmittelbaren Einsprache des Papstes, der sowohl durch die Vermittlung seines Ministers, als durch persönliche Schritte, in Breven und Briefen, fortwährende Klagen in dieser Beziehung bis zu seiner Abreise von Rom, und sogar während seiner gegenwärtigen langen Gefangenschaft erhob.

Die Ehe Hieronymus, des Bruders des Kaisers und jetzigen Königs von Westfalen, reihte sich an den traurigen Ausgang dieser beiden Religions-Verträge. Se. Majestät verlangte brieflich vom Papste die Annulirung der Ehe, die sein Bruder in Amerika ohne seine und seiner Mutter Einwilligung eingegangen hatte. Die Unterhandlung wurde in Rom durch den Cardinal Fesch, der dem Msgr. Cacault in der Eigenschaft als Gesandter folgte, eingeleitet und fortgesetzt. Diese Angelegenheit war eine äußerst unangenehme, sowohl wegen der Heftigkeit, mit der der Kaiser sein Verlangen stellte und festhielt, als auch wegen der Natur der Thatsachen, die der Cardinal Fesch, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, aufstellte. Der Papst konnte nicht darauf eingehen, weil, wie er sagte, die Kirchengesetze mit diesem Verlangen in Widerspruch stünden; aber nachdem ein Priester und Cardinal, wie Fesch einer war, so fest behauptete: es sei nicht wahr, daß die Kirchengesetze mit seinem Begehren in Widerspruch wären, glaubte der Kaiser, der hl. Vater habe einen geheimen Beweggrund zu seiner Handlungsweise. Anstatt in der Eigenschaft seiner Gesandten bei den Unterhand-

lungen eine Stütze zu finden, bereitete er Pius VII. nur schreckliche Sorgen. Der Papst bewies in seiner Antwort auf's Unwiderlegbarste, daß der Mangel der elterlichen Einwilligung kein auflösendes Hinderniß in Bezug auf die Wirkung des Sakramentes begründe, wenn er gleichwohl ein solches bezüglich der bürgerlichen Folgen in Frankreich sei. Der einzige Ausweg, um dem kaiserlichen Wunsche zu entsprechen, erklärte er, sei der, zu beweisen, daß das Concilium von Trient in Baltimore publicirt worden sei, weil die Ehe in dieser Stadt eingegangen wurde. In diesem Falle, sagte der Papst, könnten wir diese Ehe als nichtig erklären, weil die neuern durch dieses Concilium vorgeschriebenen Formen bei der Eingehung nicht beobachtet wurden. Wenn aber dieses Concilium dort nicht publicirt wurde, so bestand die ältere Kirchendisciplin in Gemäßheit des Conciliums selbst und in Folge der apostolischen Bestimmungen über die Orte, wo dasselbe nicht zur Veröffentlichung käme, zu Recht, und die Ehe war so gültig als nur immer möglich.

Der Beweis über die geschehene Publikation des Conciliums in Baltimore wurde nie geliefert, sohin bestand der Papst auf seiner Verweigerung. Ich mußte wirklich durch die neuen Formen — man erlaube mir dieses bon mot — die der französische Gesandte in Rom bei den Verhandlungen in dieser Angelegenheit ersann, viel leiden. Noch merkwürdiger war ein anderer Umstand bei dieser Ehe. In den Briefen, durch die der Kaiser vom hl. Vater die Nichtigkeitserklärung verlangte, machte Bonaparte mit besonderm Eifer geltend, daß die Gemahlin seines Bruders protestantisch sei, und er tadelte den Papst mit derben Worten, daß er eine Ketzerin in einer Familie dulde, deren Glieder bestimmt seien, Throne zu besteigen.

Auf diesen Einwand entgegnete der Papst, daß die Kirche die gemischten Ehen unzweifelhaft mißbillige, daß

sie dieselben für unerlaubt halte, daß sie sie aber keineswegs für ungültig und nichtig erklären könne. Hätten wir auf diese Briefe hin glauben können, daß man sich nicht entblödete, nachdem die Ehe durch die kirchliche Gewalt in Paris als nichtig erkannt wurde — ich weiß nicht mit welchem Rechte und von welcher Macht — dem Prinzen Hieronymus Bonaparte eine Protestantin, die Tochter des Königs von Würtemberg, zur Frau zu geben, und auf den Thron von Westfalen zu setzen?

Ich komme nun zu dem wichtigen Ereignisse der Reise Pius VII. nach Paris. Es kam unerwartet ein Brief des Cardinal-Legaten in Rom an. Er benachrichtigte uns, daß ihn der Kaiser vor sich beschieden und ihm gesagt habe, wie alle Staatskörper und die den katholischen Interessen am meisten zugethanen Personen ihm versichert hätten, daß es zur Wohlfahrt der katholischen Religion wesentlich beitrüge, wenn er vom Papste als Kaiser der Franzosen gekrönt würde; daß dies auch seine eigene Ansicht sei; daß die gegenwärtige Lage Frankreichs und seine erst vor Kurzem erfolgte Erhebung zur kaiserlichen Würde nach einer so großen vom Lande überstandenen Krisis eine Reise nach Rom seinerseits, um das Diadem aus den Händen des Papstes zu empfangen, nicht gestatteten; daß in Folge dessen, da er, Kaiser, ohne großen Nachtheil Paris nicht verlassen könne, nur ein Ausweg zur Durchführung dieser Feierlichkeiten erübrige: nämlich der, daß der Papst selbst nach Paris käme, wie dies schon einige seiner Vorfahren ohne Schwierigkeit gethan und ihm mit ihrem Beispiele voran geleuchtet hätten; daß der Papst über seine Wünsche hinaus durch diese Reise befriedigt sein würde wegen der Früchte, die der Religion daraus erwüchsen; daß er den Papst davon in Kenntniß setzen solle; daß, wenn die Antwort bejahend ausfiele, eine förmliche Einladung mit möglichster Feierlichkeit und

Pracht, würdig des Eingeladenen und seines Gastfreundes, erfolgen würde.

Diesen Mittheilungen Seitens des Kaisers fügte der Cardinal-Legat die Versicherung bei, daß es zum großen Vortheil gereichen würde, wenn der Papst diesem Wunsche ein geneigtes Ohr schenken wollte; daß aber demnächstige Uebel zu gewärtigen seien, wenn er nicht darauf einginge; daß eine Weigerung schmerzlich empfunden und niemals verziehen werden würde; daß allenfallsige Ausreden auf Grund der Gesundheit, des hohen Alters des Papstes, der Unbequemlichkeit der Reise 2c. als das angesehen würden, was sie wirklich seien, nämlich als Ausflüchte, welche den schlimmsten Eindruck machen müßten; daß eine Verzögerung der Antwort gleich einer Verweigerung angesehen werde, und daß dies die Lage der neuen Regierung nicht gestatte; daß es unnütz und verletzend wäre, Bedenken über die Etiquette des Empfangs und des Aufenthalts zu erheben, da er aus sicherer Quelle erfahren habe, wie man in dieser Beziehung zu Gunsten des hl. Stuhls Alles thun werde, was früher geschehen, und mehr als man verlangen könne; deßungeachtet wolle sich der Kaiser nicht der Demüthigung unterziehen und sich durch einen Präventiv-Vertrag binden lassen; er wünsche nach dem Gefühle seines großen Herzens handeln zu dürfen. Der Legat schloß mit der Bemerkung, daß sich alle Umstände nicht allein für eine bejahende, sondern für eine schnelle Antwort, welche man sobald als möglich übermitteln sollte, vereinigt zu haben scheinen.

Man kann sich denken, daß dieser Brief, der eine so zarte und wichtige Angelegenheit betraf, den Papst in tiefes Nachdenken versetzte. Die Folgen, welche die Annahme oder Zurückweisung eines solchen Begehrens nach sich zogen, lagen klar vor Augen; man begriff augenblicklich, was man von einem solchen Manne zu erwarten

hatte, wenn man ihn durch die Nicht-Annahme auf's Tiefste beleidigte. Man verhehlte sich aber auch den Eindruck nicht, den das Versprechen einer solchen Reise Angesichts der Stimmung der Geister in Europa in Bezug auf Bonaparte, auf die Privaten und die Höfe machen würde, und man sah das Urtheil, das man von der Nachwelt zu erwarten hatte, voraus.

Um den geraden Weg zu gehen, und sich in Mitte so vieler Schwierigkeiten nicht täuschen zu lassen, blieb nichts übrig als mit der reinsten Absicht zu Werke zu gehen. Vor allem durfte man sich nicht von weltlichen Vortheilen und Beweggründen leiten lassen, und keinen andern Gesichtspunkt haben als den, welchen der Papst in Anbetracht seiner Stellung und seiner apostolischen Sendung offenbaren mußte; d. h. es galt, sich nur die Interessen der Religion im Auge zu behalten. Der hl. Vater, der seiner eigenen Weisheit mißtraute, hielt es für nothwendig das gesammte Collegium der Cardinäle zu versammeln

Von der Ueberzeugung geleitet, daß die Gedanken der Sterblichen immer schwach und unsicher seien, cogitationes mortalium timidae et incertae, wie er später vor seiner Abreise in der Consistorial-Anrede selbst sagte, flehte der Papst um die Erleuchtung und den Beistand des Himmels, damit die zu fassende Entschließung, früher oder später, der Religion und der Kirche zur größern Ehre und zum Nutzen gereichen möge.

Von solchen Gefühlen durchdrungen, eröffnete der hl. Stuhl die Unterhandlungen bezüglich dieser wichtigen Angelegenheit in Rom. Ich sage: in Rom; denn die französische Regierung, welche durch den Cardinal-Legaten schreiben ließ, hatte ihren Gesandten, den Cardinal Fesch, von Allem unterrichtet. Er hatte den Auftrag erhalten, den Unterhandlungen zu folgen und sie mit der größten Sorgfalt einem günstigen Ende zuzuführen. Dieser Car-

dinal begann die Arbeiten mit mir und mit dem Papste selbst. Man erwarte sich hier nicht einzeln und in chronologischer Ordnung alles, was gesprochen und gethan wurde, zu lesen; dies wäre, ohne die von beiden Theilen gewechselten Schriften in Händen zu haben, nicht möglich. Aber auch selbst für den Fall, daß ich im Besitze dieser Urkunden wäre, so könnte ich es in Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen ich diese Zeilen schreibe, doch nicht ausführen. Nur in großen Umrissen werde ich der wesentlichsten Dinge erwähnen; denn ich befinde mich in materieller Ohnmacht sie alle wiederzugeben.

Nachdem man den Cardinälen eine Abschrift der Schreiben des Cardinal-Legaten und des Cardinals Fesch mitgetheilt hatte, wurden sie sämmtlich aufgefordert, ihre Meinung über diese Schreiben abzugeben. Die Meisten sprachen sich zustimmend aus. Der Kaiser hatte dem hl. Vater auf die unzweideutigste Weise zu erkennen gegeben, daß er seine Reise nach Paris nicht zu bereuen haben werde und daß er bezüglich der Erfolge für die Religion ganz zufrieden gestellt werden würde. Man war der Meinung, daß der Papst diese Reise nicht von sich weisen dürfe, selbst unter der Voraussetzung, daß Bonaparte das gegebene Versprechen nicht halten sollte. Und gerade unter dieser Voraussetzung, dachte man, dürfe der Papst keinen Vorwand geben zu einer Beschuldigung, welche die ganze Welt und besonders die französische Geistlichkeit auf seine Schultern wälzen würde, wenn auch ohne irgend einen triftigen Grund. Man hätte gesagt, der Papst trüge die Schuld an all' dem Unglück, worüber sich Frankreich beklage; er hätte all' das Gute verhindert, das geschehen wäre und auf das man hoffen konnte; er hätte aus Furcht vor den eitlen Reden und Urtheilen boshafter Parteigänger die wahren Interessen der Religion hintangesetzt. Diese Beschuldigungen, die man voraussah, entbehrten

jeder Begründung; denn es konnte sehr leicht der Fall sein, daß die Reise des Papstes dem Uebel in Frankreich nicht abhalf, wenn Napoleon seinem kaiserlichen Versprechen nicht nachkam. Auf jeden Fall wollte man den Leichtgläubigen die Möglichkeit benehmen, diese allenfalls traurigen Ereignisse dem Papst zuzuschreiben; man wollte der Welt und der Kirche keine Gelegenheit zu einem Aergerniß geben. Das neue Kaiserthum war von allen katholischen Mächten und auch von den Andern anerkannt worden. Man konnte daher dem Papste nicht den Vorwurf machen, er hätte eine eingedrungene Macht anerkannt; er that nur, was ganz Europa gethan hatte. Uebrigens förderte auch der Gedanke an die schrecklichen Folgen, die durch die Weigerung über den hl. Stuhl hereinbrechen würden, das Vorhaben dieser Reise. Auch trafen die Folgen den Stuhl Petri nicht allein; denn die Trennung von Haupt und Mittelpunkt mußte nothwendiger Weise eine große Verwirrung in der katholischen Bevölkerung hervorrufen.

Diese Betrachtungen gaben den Ausschlag bezüglich der Gegenvorstellungen; ich berührte sie nur leichthin, da hier weder der Ort noch die Zeit ist, die uns bestimmenden Ursachen eines Weitern zu erörtern.

Zu diesen allgemeinen Gründen kamen noch besonders die beiden andern oben erwähnten hinzu: die organischen Gesetze und die Besetzung der neuen Bischofsstühle durch Constitutionelle, die ihre Irrlehren nicht aufrichtig widerrufen hatten. Sie waren das zweischneidige Schwert in dem Herzen des Papstes. Man wird sich erinnern, daß die organischen Gesetze das Concordat in seiner Wiege erstickt hatten, und daß durch die Ernennung der Constitutionellen das Schisma aufrecht erhalten wurde, welches durch die Unterzeichnung des Concordats vernichtet werden sollte. Man hielt die Annahme der kaiserlichen Einladung

für verdienstlich, und glaubte, daß der Aufenthalt des hl. Vaters in Paris, sowie die ausdrücklichen Versprechungen Napoleons die Ausführung unseres Vorhabens bezüglich dieser beiden wichtigen Gegenstände erleichtern würden. Indessen schien es uns klug und weise und im Interesse des Papstes, unsere Einwilligung zu der vom Kaiser verlangten Reise nicht, wie man sagt, blindlings und mit unbedingtem Vertrauen in die uns gemachten Versprechungen zu geben. Wir hielten es für unsere Pflicht die Erfüllung dessen, was der Papst durch seine Nachgiebigkeit erreichen wollte, vorzubereiten und zu sichern. Die einfachen mündlichen Versprechungen, die dem Cardinal-Legaten gegeben waren, und die allgemeinen Ausdrücke bezüglich des Wohls der Religion, welche der Cardinal Fesch in seinem Schreiben voran stellte, schienen uns nicht genügend und nicht bestimmt genug, um eine feste Zusicherung zu geben.

Der Cardinal Fesch bestand mit Zähigkeit und zu wiederholten Malen darauf, der Papst solle an seine Gefälligkeit die Bedingung der Rückgabe der drei Legationen an den hl. Stuhl knüpfen; aber Pius VII. war weit entfernt, weltlichen Interessen in dieser Angelegenheit Rechnung zu tragen. Er verwarf diesen Gedanken und verbot sogar, ihm künftighin davon zu sprechen.

Die spätern Ereignisse haben bewiesen, daß der Cardinal Fesch bei dem Gedanken an diesen Plan und bei dem Versuche ihn volksthümlich zu machen — was er auch that — nicht im Auftrage Napoleons gehandelt hatte; denn, weit entfernt dem hl. Stuhle zurückgeben zu wollen, was ihm schon geraubt war, dachte Napoleon schon damals sich des Restes zu bemächtigen. Der Cardinal handelte hier in seinem Eifer für das zeitliche Wohl der Kirche, und ich erachte es für meine Pflicht, ihm diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Verhandlung

hatte einzig und allein den Zweck, uns auf eine bestimmtere und bindendere Weise zu versichern, daß alle die allgemeinen und in die Luft gesprochenen Worte, und die obenhin gegebenen Versprechungen für das Wohl der Religion auch aufrichtig seien. Vor Allem bestand man auf den Wünschen wegen der organischen Gesetze und wegen des Rücktritts der Constitutionellen, welche einen öffentlichen und aufrichtigen Widerruf verweigerten. Diese Verhandlungen dauerten viel länger, als es die französische Regierung gewünscht hatte; denn sie verzögerten sich vier oder fünf Monate lang, oder noch länger, wenn ich mich recht entsinne. Ohne diese Versprechungen in Händen zu haben, und zwar direct von Paris aus, wollten wir unser „Ja-Wort" nicht geben. Nach den heftigsten Kämpfen, die sich täglich mit dem Cardinal Fesch erneuerten — von dieser Zeit her ist seine Abneigung und sein Haß gegen mich entstanden und stets gewachsen — entrissen wir endlich ein offizielles Schreiben, das der Minister Talleyrand mit dem Auftrage, es nach Rom gelangen zu lassen, an den Cardinal-Legaten gerichtet hatte. Es wurden darin die bestimmtesten Zusicherungen gegeben, daß dem Wunsche des Papstes bezüglich der organischen Gesetze entsprochen werden würde; die Depesche versicherte ausdrücklich, daß es Sr. Heiligkeit freistünde, die frühern Vorstellungen über diese Gesetze vor Sr. Majestät zu erneuern, und sogar noch weitere beizufügen; daß Se. Majestät alle auf's Freundlichste aufnehmen und in Paris mit Sr. Heiligkeit direct vor oder nach der Krönung darüber verhandeln würde, so daß Se. Heiligkeit über diesen Gegenstand vollkommen befriedigt werden würde. Man wollte noch weiter gehen und den Wünschen des Papstes zuvorkommen; man ließ sogar auf discretem Wege dem hl. Vater zu Ohren kommen, daß, wenn er bezüglich seiner weltlichen Macht einige Wünsche hätte, Se. Majestät mit

Freuden bereit sei, sie entgegen zu nehmen. Ich halte es im Interesse der Sache für gut, hier noch einmal zu wiederholen, daß der Papst in dieser Beziehung nie ein Verlangen stellte, und daß er ungeachtet des Rathes des Cardinals Fesch nicht einmal einen derartigen Wunsch äußerte. Bezüglich der eingeschlichenen Bischöfe sicherte der Minister Talleyrand Vieles zu, aber der Wortlaut und die Unbestimmtheit der Zusicherungen schien uns nicht jene innere Gewißheit für den hl. Vater zu bieten, die er erlangen wollte.

Da uns die Depesche des französischen Ministers über diesen letzten Punkt nicht befriedigte, setzten wir die Verhandlungen mit dem Cardinal Fesch fort, dem wir die betreffenden Erörterungen über diese Frage zusandten und der uns jeden Tag solche überbrachte. Mehr als einmal wollten wir die Unterhandlungen abbrechen, weil uns der Cardinal nur ausweichende Antworten zu geben hatte. Ich übergehe, was ich von dem Charakter eines Mannes auszustehen hatte, der sich ebenso leicht von dem heftigsten Zorne hinreißen ließ, als er zu dem unwahrscheinlichsten und unbegründetsten Verdachte geneigt war. Endlich gab er uns schriftlich und zwar im Namen des Kaisers die Versicherung, daß die Constitutionellen einen bestimmten Widerruf in die Hände des Papstes niederlegen würden, und zwar in der vom Papste vorgeschriebenen Weise; daß sie zu diesem Akte seine Anwesenheit in Paris benützen wollten, und daß sich die Regierung verpflichte, für den unwahrscheinlichen Fall, als einige dieser Constitutionellen sich hiezu nicht herbeilassen wollten, dieselben von ihren Bischofssitzen zu entfernen. Nachdem wir in dieser Beziehung Gewißheit erlangt hatten, wollten wir doch ein bestimmtes „Ja" noch nicht aussprechen. Es schien uns nothwendig, wenigstens doch im Allgemeinen, wenn auch nicht in den kleinsten Details, zu wissen, wie der Papst

vom Kaiser empfangen und behandelt würde, ob dies auf eine der päpstlichen Würde entsprechende Weise geschehen werde; denn Se. Heiligkeit konnte und durfte sich nichts vergeben.

Der Minister Talleyrand schrieb an den Cardinal-Legaten, daß man die constitutionellen Bischöfe ihrer Stellen entsetzen würde, wenn sie den Widerruf nicht leisteten. Zugleich bestätigte er das feierliche Versprechen, daß der Papst mit dem ihm bereiteten Empfange zufrieden sein werde. Ebenso äußerte sich der Cardinal Fesch. Es wird genügen in dieser Beziehung die Worte des M. Talleyrand anzuführen, Worte, die aus mehrfachen Ursachen bekannt zu werden verdienen. Bei der Frage über den Empfang des Papstes und wie ihn der Kaiser Napoleon behandeln werde, bediente sich der Minister Talleyrand folgender denkwürdigen Worte: „Zwischen der Reise Pius VII. nach Frankreich, seinem Empfange, seiner Behandlung, und den Folgen, die sich daran knüpfen werden, und der Reise Pius VI. nach Wien wird ein so großer Unterschied sein als zwischen Napoleon I. und Joseph II."

Wir ließen übrigens keine Vorsicht außer Acht. Die letzteren Noten des Cardinals Fesch enthielten eine seltsame Verschiedenheit der Ausdrücke. Der Cardinal Fesch bediente sich des Ausdrucks Salbung — consecrazione — statt Krönung — incoronazione — wie in der ersten Einladung, im Namen des Kaisers durch den Cardinal-Legaten, gestanden hatte. Wir verlangten Rechenschaft über diese Abänderung. Der Cardinal Fesch antwortete: „Der Papst kann außer Zweifel sein, daß sich der Kaiser von ihm krönen lasse; aber ich glaube, es werde eine zweimalige Krönung stattfinden; die kirchliche durch den hl. Vater und die auf dem Marsfelde durch den Senat."

Da diese Aeußerung den Papst ebenso wenig als das

hl. Collegium befriedigte, wandten wir uns an den Legaten in Paris. Wir beauftragten ihn, dem Minister geradezu zu erklären, daß der hl. Vater nicht zugeben könne, daß nach der Krönung des Kaisers durch ihn, dieser selbe Kaiser sich noch einmal durch Andere krönen ließe; er müsse daher die Verhandlungen abbrechen lassen, wenn ihm in dieser Beziehung nicht die verlangte Gewißheit gegeben würde; denn die hohe Stellung des Oberhauptes der Kirche könne er nicht blosstellen. Der Minister gab uns hierauf in einer offiziellen Note die verlangten Versicherungen auf die umfassendste Weise und bediente sich dabei des Ausdrucks, daß der Kaiser einen viel zu hohen Werth darauf lege, die Krone aus den Händen des Papstes zu empfangen, als daß er verlangen könne, das Diadem noch aus den Händen Anderer zu empfangen.

Es bestätigte sich mit einem Worte in diesen Unterhandlungen das alte Sprüchwort: „Viel versprechen, wenig halten." Longa promessa con attender corto. Die französische Regierung wollte nur die Reise des Papstes durchsetzen, im Uebrigen aber hatte sie den festen Vorsatz, von allen ihren Versprechungen keine zu halten. Der Cardinal Fesch beschäftigte sich vielfältig mit uns über das Gefolge des Papstes. In Frankreich wünschte man ein Gefolge von 12 Cardinälen nebst einer entsprechenden Anzahl von Prälaten und römischen Patrizieren zu sehen. Dadurch beabsichtigte das Pariser Cabinet der Festlichkeit einen erhöhten Glanz zu geben. Je zahlreicher und großartiger das Gefolge des Papstes war, um so mehr mußte der Abglanz dieser Herrlichkeit auf denjenigen zurückfallen, zu dessen Ehre die Handlung (funzione) stattfand. Der Papst seinerseits wünschte diese Feierlichkeit mit bescheidenerem Glanze abzuhalten. Ursprünglich beabsichtigte der hl. Vater, sich von vier Cardinälen und vier Prälaten, die Bischöfe waren, begleiten zu lassen. Dazu wurden jene

Prälaten, die zum unmittelbaren Dienste des Papstes gehörten, wie z. B. der Majordomus und der Kammerherr (maitre de chambre) nicht gerechnet. Außer diesen wurden noch zwei römische Fürsten zum Gefolge auserlesen, nämlich der Chef der Nobel-Garde und der Postdirector als Reisemarschall. Schließlich bewilligte Pius VII. den dringenden Bitten des Cardinals Fesch noch zwei Cardinal-Diakonen.

Er erwählte hiezu die beiden Cardinäle Braschi und Bayane, weil sie die Reise am Besten ertragen konnten. Die vier andern waren die Cardinäle Antonelli, di Pietro, Borgia und Caselli. In Paris hätte man mich gerne unter den Reisegefährten gesehen; aber der Papst erklärte, Rom könne nicht zugleich von dem Herrscher und dem ersten Minister verlassen werden. Deßwegen blieb ich.

Es läßt sich weder beschreiben noch fühlen, welche peinlichen Unterredungen und welche großen Verdrießlichkeiten ich in Folge dieser langen Verhandlungen durchzumachen hatte. Ich kann und darf sie nicht erwähnen, aber man wird mir erlauben, die Sache nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen und zu bekennen, daß ich das Unglaublichste ausgestanden habe. Mein innigstes Verlangen, die Interessen des Papstes und des hl. Stuhls nicht verkürzt zu sehen, ließ mich alles überwinden. Endlich sprachen wir das entscheidende Wort. Dieses Ja wurde zuerst auf vertraulichem und privatem Wege gegeben; denn die öffentliche auf diplomatischem Wege gegebene Zusicherung konnte erst nach der offiziellen Einladung erfolgen. Diese Einladung hinwider konnte erst nach Beseitigung aller Fragen geschehen. Aber in Paris wurde dieses vertrauliche „Ja" sogleich ausgebeutet; denn die Reise des Papstes zur Krönung des Kaisers wurde alsbald durch die Zeitungen dem Vorwitze des Volkes preisgegeben. Auf diese Weise gerade wie man es bei Abschluß des

Concordats machte, das man vor der Unterzeichnung im Moniteur einrücken ließ, suchte man den Papst in Verlegenheit zu bringen und ihm ein Umkehren unmöglich zu machen, — wenigstens nicht ohne die traurigsten Streitigkeiten hervorzurufen — es sei denn, daß er alles hinnähme, was man von ihm begehren und über ihn verhängen würde. Die Form, unter welcher die offizielle Einladung erfolgte, war nichts weniger als erfreulich, und schien darauf berechnet, uns zu verletzen. Anstatt sich der alten Form zu bedienen, die in Frankreich bei dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich war, wie es der Cardinal-Legat zugesichert hatte, und anstatt zum Ueberbringer dieses Schreibens an Pius VII. im Namen des Kaisers hervorragende Diener der Kirche zu ernennen, war es ein Brigade-General (Caffarelli) der Sr. Heiligkeit einen Zettel von Napoleon überbrachte, der so herabwürdigend in jeder Beziehung war, daß der Papst auf dem Punkte war, sein Wort zurückzunehmen und mit „Nein" zu antworten. Uebrigens wollte er in dieser hochwichtigen Sache keinen Beschluß fassen, ohne das hl. Collegium gehört zu haben. Die Cardinäle waren der Ansicht, daß, nachdem man der Reise des Papstes nach Paris nur von dem Gesichtspunkte des Besten der Religion beigepflichtet habe, kein Opfer zu diesem Zwecke zu groß sei.

Die Schnelligkeit, mit der man vom Papste die Ausführung einer solchen Reise verlangte, war ebenso ungeziemend für seine Würde als schädlich für seine Gesundheit. Zu wiederholten Malen schickte man Couriere ab, um mit jedem Tage seine Ankunft zu beschleunigen, so daß er sich gezwungen sah, in der schlechten Jahreszeit am 2. November 1804 abzureisen, um gegen den 27. oder 28. in Paris anzukommen. Während dieser langen Reise gestattete man ihm nur einen Aufenthalt von einem oder zwei Tagen in Florenz und von einem Tage in Turin,

und vergönnte ihm kaum eine Ruhe von einigen Stunden an andern Orten. Die an die Armee und an die Civil- und Militär-Behörden ergangenen Einladungen und andere Gründe dieser Art dienten der Regierung als Vorwand und Entschuldigung, um das Unpassende ihres Verfahrens zu beschönigen und die Unbequemlichkeit der so beschleunigten Reise, wozu der Papst gezwungen wurde, zu rechtfertigen. Man hatte ihn nicht einmal über die Zeit der abzuhaltenden Feierlichkeit zu Rathe gezogen, eine Rücksicht, die der einfache Menschenverstand hätte eingeben sollen. Mit einem Worte, die Reise des hl. Vaters wurde durch dieses Drängen und Eilen in der Art behandelt, wie ein Herr seinen Hofkaplan (aumônier) zum Messelesen bestellt.

Ich will nicht erzählen, was der Papst in Beziehung des decorums in der Hauptstadt erdulden mußte; ebenso wenig will ich der Art und Weise erwähnen, wie sich Napoleon Sr. Heiligkeit in Fontainebleau vorstellte. Er war auf der Jagd und kam mit einer Meute von 50 Hunden. Ich sage nichts von der Einfahrt in Paris, die Nachts in aller Stille erfolgte, damit Niemand den Kaiser zur Linken des Papstes sehe; er mußte dem hl. Vater die Rechte einräumen, da er sich in seinem eignen Wagen befand. Ich verschweige auch, wie und warum am Tage der Krönung Napoleon Se. Heiligkeit, auf dem Throne neben dem Altare sitzend, eine und eine halbe Stunde habe warten lassen; wie die Feierlichkeit selbst ganz anders als vorher geordnet und festgesetzt worden, abgehalten wurde; ich übergehe, daß sich der Kaiser selbst krönte, indem er mit Ungestüm die Krone vom Altare nahm, bevor der Papst die Hand darnach ausstrecken konnte; ich erwähne nicht, daß bei dem kaiserlichen Diner an diesem Tage, welches in Gegenwart der großen Staatskörper gegeben wurde, dem Papste nur der dritte Rang

an der Tafel, an welcher der Kaiser, die Kaiserin und der Churfürst von Regensburg saßen, eingeräumt wurde; ich übergehe die zweite Krönung, die trotz des gegebenen Ehrenwortes auf dem Marsfelde stattfand, ebenso die Art wie Bonaparte — obgleich der Papst bei ihm war — bei allen Gelegenheiten, wo er sich öffentlich mit ihm zeigte, stets zur Rechten Sr. Heiligkeit erschien, kurz den Mangel an Hochachtung, mit dem er ihn behandelte. Niemals gab er ihm jene Beweise von Verehrung, welche den Päpsten zu beweisen, so viele große Könige und Kaiser stolz waren. Ich verschweige endlich alle die Erniedrigungen, die Pius VII. während der ganzen Zeit dieses traurigen Aufenthaltes erdulden mußte. Das Gedächtniß und die Feder schaudern vor einer solchen Aufzählung zurück. Ich habe diese Unbilden nur angedeutet, damit man begreife, welcher Tugend, Mäßigung und Güte der Papst bedurfte, um jenen großartigen Beispielen von Erniederung, die Gott selbst, dessen Stellvertreter Pius VII. hier auf Erden war, uns gelehrt und in so großem Maße ausübte, nachzufolgen. Dabei hatte ich aber auch den Zweck, ein Benehmen zu schildern, das mit dem rechten Namen zu bezeichnen, mir nicht zusteht; denn ich könnte es weder mit der nothwendigen Kaltblütigkeit noch Würde thun.

Nachdem der Papst durch die Erduldung solcher Schmach schon ein großes Opfer gebracht hatte, wollte er wenigstens die Früchte jener Versprechungen, die ihm bezüglich des Wohles der Kirche gemacht wurden, ernten. Aber sehen wir, ob es ihm möglich war, den Zweck seiner Wünsche zu erreichen? Mit wenig Worten läßt sich genug sagen, um darüber urtheilen zu können. Bezüglich der organischen Gesetze überzeugte er sich bald, daß er nichts erreichen würde. Der hl. Vater überreichte Memoiren, besprach sich mit dem Kaiser und gab sich alle erdenkliche

Mühe, um die eingegangenen Verpflichtungen von ihm zu erlangen. Pius VII. erhielt für die meisten Dinge eine abschlägige Antwort und nur schwache Zusicherungen für andere, die übrigens nicht gehalten wurden. Der einzige Trost wurde ihm durch die constitutionellen Bischöfe, und diesen verdankte er nur seiner eignen Tugend und nicht einem erfüllten Versprechen Napoleon's.

Sobald der Papst seinen Wohnsitz in den Tuilerien aufgeschlagen, beschäftigte er sich mit den Schismatikern, die ihm, wie er erwartete, anfänglich offnen Widerspruch entgegensetzten. Von Oben dachte man an nichts weniger, als sie der gegebenen Zusicherung gemäß von ihren Sitzen zu entfernen. Der Papst verlor den Muth nicht; er würdigte sie mehrfacher Audienzen, und seine Tugend, seine Gewogenheit, seine sanften Worte machten einen solchen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie sich für besiegt erklärten und den Widerruf in der vom hl. Stuhle vorgeschriebenen Weise leisteten. Viele entsagten dem Schisma vom Grunde ihres Herzens, eine kleine Anzahl, behauptet man, seien den Grundsätzen, die sie abgeschworen, treu geblieben; aber ich weiß nicht mit Gewißheit, ob diese Beschuldigung Grund hat. Was aber zweifellos bleibt, ist, daß diese Bischöfe nach Außen ihre Denkungsart nie kund gaben, und ihren eidlichen Widerruf, wenigstens in der Oeffentlichkeit, weder durch ihre Worte noch durch ihre Handlungen Lüge straften. Der Papst hatte daher die große Genugthuung, durch seine Reise ein Schisma erstickt zu haben, zu dessen Ausrottung er das Concordat unternommen hatte. In der Anrede, die der Papst bei seiner Rückkunft nach Rom hielt, erwähnte er noch anderer kleinerer Vortheile — klein im Vergleich zu den großen Hoffnungen und den feierlichen Versprechungen — Vortheile, die er durch diese Reise geerntet hatte. Und da er auf die ihm in Paris gegebenen Versprechungen immerhin

ein wenig zählen konnte, so wollte er aus Klugheit durch die Erwähnung seiner herben Täuschungen der Erfüllung derselben kein Hinderniß bereiten. Nichtsdestoweniger ließ er uns durchblicken, daß er, außer den in seiner Anrede angeführten wenigen Vortheilen, nur mit Hoffnungen und nicht mit Thaten zurückgekehrt sei.

Um den Faden der Ereignisse nicht zu unterbrechen, habe ich in diese wenigen Seiten alles zusammengetragen, was sich auf die Reise Pius VII. bezieht. Jetzt werde ich erzählen, was ich während der Abwesenheit des Papstes in Rom that. Bei seiner Abreise gab er mir den unzweifelhaften Beweis des unbedingten Vertrauens, das er in mich zu setzen die Gnade hatte. Während er die gewöhnlichen Befugnisse der Congregationen und der andern kirchlichen Abtheilungen für die dringendsten Fälle erweiterte, hatte er für die weltlichen Angelegenheiten und für die Regelung des Staats eine wahrhafte Allgewalt in meine Hände gelegt. Er wollte, daß ich sein unumschränkter Stellvertreter sei und zwar so, daß sämmtliche Minister und sogar der Auditor des Papstes mir allein untergeben seien. Ich hatte die Vollmacht, ganz nach meinem Gutdünken zu handeln; aber ich mißbrauchte diese Vollmacht nicht, und erholte mir während seiner Abwesenheit in allen nicht zu dringenden Fällen, und wo Angesichts der Lage ein brieflicher Verkehr möglich war, dessen Befehle ein. Der Briefwechsel zwischen dem hl. Vater und mir wurde durch den Cardinal Antonelli geführt, der in seiner Eigenschaft als Decan und Mann von hohem Verdienste Pius VII. in Paris als erster Minister und Vermittler diente.

Während der Reise Sr. Heiligkeit hatte ich drei traurige Ereignisse zu überstehen, welche meine Stellung zweifelhaft und gefährlich machten. Diese waren: 1. die Pest in Livorno, welche mich nöthigte, einen Sanitäts-

Cordon zu ziehen und noch andere höchst nothwendige und umfassende Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, welche Klagen und Unzufriedenheiten Seitens der darunter leidenden Bürger veranlaßten. Dieser Uebelstand erzeugte ferner sehr ernstliche und peinliche Beschwerden der auswärtigen Minister wegen ihrer Posten und Couriere, die nicht ankamen, und in Bezug anderer ähnlicher Umstände. 2. Eine plötzliche Ueberschwemmung der Tiber, wie man seit Jahrhunderten keine mehr gesehen, überfluthete in Bälde zwei Drittheile oder wenigstens die Hälfte von Rom. Diese Ueberschwemmung kostete mich große Geldopfer; denn aus Furcht vor eintretendem Mangel an Lebensmitteln drohten uns Volksaufläufe. Es waren nur wenige Kähne vorhanden und die übrigen Hülfsmittel waren so viel wie nichts. Es war deßwegen schwer in alle Stadttheile und in die Umgegend so schnell Lebensmittel zu bringen, um der wirklichen Noth, dem Schrecken, der Dieberei und der ungezügelten Begierde zu steuern. Begreiflicher Weise waren diese Aufstandsversuche des Volks in Abwesenheit des Herrschers weit mehr zu fürchten; besonders da der Herrscher der Papst war, der durch die allgemeine Verehrung seiner hohen Würde Hülfsmittel hat, die einem einfachen Minister abgehen. 3. Ein schrecklicher Mangel im öffentlichen Schatze gesellte sich zu diesen beiden ersten Drangsalen. Die Staatskassen, schon durch die frühern Ereignisse sehr in Anspruch genommen, waren durch die nothwendigen Auslagen für die Reise des Papstes und durch die Geschenke, die er in Toscana und Frankreich an den Orten, wo er sich aufhielt, machen mußte, im wahren Sinne des Worts bis auf den Boden ausgeleert. Auch die regierenden Familien, ihre Minister und Hofherrn erhielten Andenken. Solche Freigebigkeit zwang uns nicht allein den Schatz zu opfern, sondern auch die andern Quellen zu erschöpfen.

Unter so schwierigen und betrübenden Verhältnissen mußte ich das Staatsruder 6 Monate lang führen. Die auswärtigen Angelegenheiten mit den verschiedenen Höfen leitete ich von Rom aus, wo alle Gesandten, mit Ausnahme des französischen, der den Papst nach Paris begleitete, weilten.

Endlich erfolgte die Rückkunft des Papstes, wornach ich so sehnsüchtig geseufzt hatte. Pius VII. hatte seinen Wunsch, Paris zu verlassen, dem Kaiser zu wiederholten Malen eröffnet, aber stets vergeblich. Erst kurz vor Ostern, gelegentlich der Reise Napoleon's nach Italien, um sich in Mailand krönen zu lassen, führte er sein Vorhaben aus und nahm den Weg nach seiner Hauptstadt. Man gab ihm zu verstehen, wie man lebhaft wünsche, daß er seinen Weg über Mailand nehme, wo man die zweite Krönungsfeierlichkeit vorbereite; aber, um nicht die Einverleibung der drei Legationen in das neue Königreich Italien durch eine solche Handlung gut zu heißen, gab der hl. Vater diesen Einflüsterungen auf's Entschiedenste kein Gehör.

Es ist interessant zu wissen, daß man gerade den Zeitpunkt des Aufenthalts des Papstes in den Tuilerien auswählte, um die italienische Republik in ein Königreich Italien umzuwandeln. Nachdem sich der Kaiser diese Krone und diesen neuen Titel zuerkannt, vereinigte er die drei Legationen feierlich mit diesem Königreiche und nahm in's italienische Wappen die päpstlichen Schlüssel auf, um zu zeigen, daß diese Provinzen früher Eigenthum des hl. Stuhls gewesen seien und jetzt einen Theil des napoleonischen Kaiserthums bildeten. Der Löwe von Venedig erlitt dasselbe Schicksal, auch er mußte dem Kaiserlichen Wappen als Anhängsel dienen.

Dies alles, sogar die Feierlichkeit, in welcher Bonaparte vor dem versammelten Senate Besitz von diesem König-

reiche nahm, geschah unter den Augen des Papstes in Paris. So war das Benehmen eines Fürsten, der, um vom hl. Vater eine freundliche Aufnahme seiner Einladung zu erreichen, sich nicht begnügte, die Erfüllung aller Wünsche des Papstes in kirchlichen Angelegenheiten — dem einzigen Gegenstande der ausdrücklichen Bitten desselben — zu versprechen, sondern ihn durch seinen Minister Talleyrand in einer offiziellen Note versichern ließ, daß er auch in weltlichen Dingen seinem Begehren entgegenkommen würde. Der Papst hatte in dieser Beziehung nichts verlangt, aber seinen innigen und gerechten Wunsch, wieder in den Besitz dieser Provinzen, d. h. der drei Legationen zu gelangen, konnte Niemand verkennen.

Weit entfernt, den Wünschen Pius VII. bezüglich dieser Zurückerstattung zu entsprechen, hatte Napoleon nicht einmal die zarte Rücksicht, ihm die traurige Scene zu ersparen. Bonaparte wollte, daß dieselbe vor den Augen des hl. Vaters, um mich so auszudrücken, abgewickelt würde. Der Zeitpunkt der Abreise des Papstes nahte heran. Um ihm keine Erniedrigung zu ersparen und um die Unschicklichkeit auf's Höchste zu treiben, hatte man beschlossen, daß seine Abreise zu gleicher Zeit mit der des Kaisers erfolgen sollte. Ohne Rücksicht auf den verehrungswürdigen Gast, den er in seinem Palaste bewirthete, reiste Napoleon zuerst ab. Der Papst war also genöthigt ihm zu folgen und sich an allen Stationen aufzuhalten, um die Pferde zu erwarten, die schon im Dienste der kaiserlichen Wagen verwendet wurden.

Mit wahrer Hochachtung erinnerte sich ganz Paris an den Papst, und der günstige Eindruck, den er hinterließ, war so groß, daß man ihn weder beschreiben noch begreifen kann. Diese große Stadt, wo sich alles abnützt und in wenigen Tagen vergißt, besaß den Papst Monate lang in ihren Mauern, und doch herrschte eine Begeisterung für

ihn, die anstatt zu erlöschen oder geringer zu werden, mit jedem Tage zunahm. Katholiken und Nichtkatholiken, Gläubige und Ungläubige, Gute wie Böse, Menschen aller Parteien, sogar die Philosophen, mit einem Worte alle Klassen der Gesellschaft ohne Ausnahme, waren entzückt vom Papste. Seine unläugbaren Tugenden, die Sanftmuth seines Charakters, seine Weisheit und sein zuvorkommendes Wesen eroberten ihm alle Herzen und erwarben ihm die allgemeine Ehrerbietung, Achtung und Liebe. Die Bewohner von Paris gaben ihm hievon die schlagendsten Beweise bei allen Gelegenheiten, wo es ihnen möglich war ihn zu sehen; denn man erlaubte ihm nie öffentlich zu celebriren, nicht einmal am Weihnachts-Feiertage. An diesem hohen Festtage mußte er eine stille Messe in einer Pfarrkirche lesen. Aus Eifersucht ließ man ihn das Osterfest nicht in der Hauptstadt feiern. Man nöthigte ihn sogar in Macon zu bleiben, damit er an diesem Festtage nicht nach Lyon käme.

Die Reise des Papstes durch Frankreich war auch bei seinem Rückwege ein wahrer Triumphzug. Die Religion der Völker siegte über die künstlichen Machtwerke der Regierung, welche nicht verhindern konnten, daß die Menge Pius VII. entgegen strömte. Der Papst traf mit dem Kaiser wieder in Turin zusammen, wo sich derselbe einige Tage aufgehalten hatte. Hier wiederholte man neuerdings die Versprechungen bezüglich der kirchlichen Angelegenheiten, damit er nicht allzu entmuthigt in Rom ankäme. Aber man hielt diese letztern ebenso wenig als die erstern. Der Kaiser reiste nach Mailand ab und der Papst nach Florenz über Alexandria. Die Königin-Regentin von Etrurien empfing den hl. Vater mit derselben Pracht und mit denselben Beweisen von Ehrerbietung und Frömmigkeit, womit sie ihn bei der Reise nach Paris umgeben hatte. Der Empfang, den man dem Papste am

etrurischen Hofe bereitete, kann mit demjenigen des Tuilerien-Hofes gar nicht verglichen werden. Der Himmel wollte Pius VII. in Florenz einen gewissen Trost geben, der sein Herz mit der reinsten Freude erfüllte.

Gott hatte ihm die Ehre und das Glück vorbehalten, den Msgr. Scipio Ricci, der in der berühmten Synode von Pistoja so viel Aufsehen gemacht und sich zu den Jansenistischen Lehrsätzen bekannte, in den Schooß der Kirche zurückzuführen; er leistete einen vollständigen und aufrichtigen Widerruf. In Anbetracht des Aufsehens, den diese Synode zur Zeit Pius VI. machte, und wegen der Folgen, die der Widerruf des Hauptes auf alle diejenigen, die dieser Partei angehörten, hervorbringen mußte, erwähnte der hl. Vater dieses Ereignisses in der Consistorial-Allocution bei seiner Rückkunft. Von Perusa aus betrat er seine Staaten. Ich kam ihm bis Nepi entgegen und verließ ihn um ihm in Rom voranzugehen. Sein Einzug in der Hauptstadt der Christenheit war ein Triumphzug gleich dem, welcher nach seiner Erwählung in Venedig stattfand.

Das Volk empfing ihn mit jener Liebe und Hingebung, die seine Frömmigkeit, seine Tugend, sein Wohlthätigkeitssinn und sein liebenswürdiges Wesen einflößten. Durch die Ueberschwemmung der Tiber wurden die hölzernen Gebäude des Ponte-Molle zerstört. Er sah sie neu aufgebaut an der Seite gegen Rom und bemerkte, daß die vorige gefährliche und unbequeme Biegung nicht mehr bestand. Man kam jetzt geraden Weges herein bis zum großen Forum des alten Thurmes. Dieses Werk, so sehr belobt und seit langem gewünscht, war zur Feier der Rückreise des Papstes vollendet worden. Auch der neue flaminische Weg war zum ersten Male dem Verkehr eröffnet und auf eine bequemere und für den Staat billigere Weise hergestellt worden. Se. Heiligkeit beehrte diese Arbeiten

mit ihrer allerhöchsten Zufriedenheit. Die beiden französischen Offiziere, welche den Papst im Auftrage des Kaisers bis Rom begleiteten, waren Zeugen des Enthusiasmus, mit dem er von seinen Unterthanen empfangen wurde. Die untergeordnete Stellung dieser beiden Offiziere — der eine war ein Oberst (Durosnel) der andere ein Hofstallmeister (de Brigode), — berechtigte nicht ohne Grund zu der Annahme, daß der Kaiser mit der Begleitung Pius VII. durch zwei Persönlichkeiten von so untergeordnetem Range die Absicht hatte, die einzelnen Vorkommnisse der Reise beobachten und die Würde Sr. Heiligkeit bis zum letzten Augenblicke in den Staub treten zu lassen.

Ich hatte die Genugthuung den hl. Vater vollkommen befriedigt zu sehen über den Gebrauch, den ich von der mir bei seiner Abreise übergebenen Gewalt gemacht hatte, und er sagte mir, daß er in seinen Erwartungen nicht getäuscht worden sei. Dem Himmel sei Dank, Niemand konnte auch nur die geringste Beschwerde gegen mich zu den Füßen seines Throns legen; ich hatte sogar das Glück, öffentlich auf die ungezwungenste Weise von ihm zu hören, daß er über meine Verwaltung sehr erfreut sei.

Zum Schlusse der Erzählung der Reise Pius VII. nach Paris will ich noch ein Wörtchen (una mezza parola) über die Geschenke, die er bei dieser Gelegenheit erhielt, beifügen. Vor Allem muß ich bemerken, daß er dem Kaiser und der kaiserlichen Familie prachtvolle Geschenke überbrachte, und, ich muß es bekennen, durch diesen Glanz seine Mittel um ein Bedeutendes überschritt. Aber der hl. Vater wollte durch diese Rücksicht jene hohe Achtung ausdrücken, die er für die Personen, denen sie bestimmt waren, hege. Dem berühmten Canova war die Leitung und die Wahl übertragen. Man kann sich denken, daß in Paris bei dem Austausche derselben ganz andere Gesichtspunkte obwalteten. In der That war man bedacht durch die

Kleinlichkeit der Geschenke selbst darzuthun, wie wenig man denjenigen, dem man sie überreichte, achte. Da es der Papst war, der nach Paris kam, glaubte man allgemein, auch abgesehen von den Reichthümern des Kaisers, daß die Geschenke dieses Fürsten an Pracht jene des hl. Vaters weit übertreffen würden. Dem war nicht so. Man überreichte Sr. Heiligkeit eine Tiara von sehr großem Werthe; aber das werthvollste Kleinod daran war ein Stein, den man aus den päpstlichen Kronen unter Pius VI. genommen hatte, um sich für die Kriegskosten von Tolentino bezahlt zu machen. Der Rest bestand in sehr alten und höchst mittelmäßigen Gobelins, in zwei großen Armleuchtern und in einem sehr gewöhnlichen Porzellan-Service von Sevres für eine Person. Der außerordentlich schöne Altar, die zwei reichen Wagen und andere höchst werthvolle Geschenke waren in den Zeitungen angekündigt und beschrieben; aber wir bekamen sie nie.

Der Cardinal Fesch kam bald nach der Rückkunft des Papstes. Ich habe schon gesagt, daß seine Gehässigkeit gegen mich mit den Verhandlungen über die Reise Pius VII. nach Paris ihren Anfang genommen hatten. Vorher bestanden die besten Beziehungen zwischen uns, ich möchte fast sagen, daß wir Freunde gewesen seien. Ich war stets voll Rücksichten für ihn und hatte ihm meine Hochachtung und meine Zuneigung bewiesen, so zwar, daß die übrigen Gesandten fast eifersüchtig wurden. Aber durch diese Verhandlungen verscherzte ich seine Gewogenheit, und zwar nur, weil ich meine Pflicht that. Sein Charakter voll Verdacht und Mißtrauen, immer versteckt und heftig, trug viel zu dieser Aenderung bei. Meinerseits setzte ich ihm eine unvergleichliche Milde, die vollkommenste Ruhe und eine unüberwindliche Kaltblütigkeit entgegen. Uebrigens trug ein zufälliger Umstand viel zu seiner Abneigung bei.

Fesch hatte mit der Familie eines reichen römischen

Domänenpächters, (financier) der mich tödtlich haßte, eine innige Freundschaft geschlossen. Dadurch, daß ich die ungeheuren Unterschleife dieses Mannes, wenigstens so lange ich Minister war, nicht duldete und genehmigte, und dadurch, daß ich der Eitelkeit seiner Frau durch meine Besuche in ihrem Hause nicht schmeichelte, machte ich mir diese Familie zu Feinden. Diese Leute suchten mich in ihrem Interesse vom Ministerium zu entfernen, und bemühten sich die Freundschaft des Cardinals Fesch auszubeuten, um mich, wie man sagt, von meinem Posten springen zu machen. Ohne es zu bemerken, war er in die Falle gegangen; — ich muß hier seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche ich nie für schlechte aber in vielen Beziehungen für unrichtige gehalten habe. Ich kannte die Umtriebe, die dieses boshafte Gezücht ihm gegenüber anwendete, weil dieselben später bei seinem Nachfolger (M. Alquier) erneuert wurden. Dieser theilte mir die Anschläge mit, die man zu seiner Verführung unternahm, und denen sein Vorfahrer unterlegen war. Diese Leute, um sich in seinen Augen verdienstlich zu machen, hatten ihm alles eingestanden und stellten ihm, um Anklang und Vertrauen zu erwecken, das Beispiel des Cardinals Fesch vor Augen.

Nun komme ich zu der großen Epoche, wo die Feindseligkeiten zwischen dem französischen Kaiserthum und dem päpstlichen Stuhle anfangen, Feindseligkeiten, die zunächst meinen Sturz vom Ministerium — was übrigens kein Gegenstand von großer Wichtigkeit ist — veranlaßten, und dann den weit gewaltigern Umsturz des weltlichen Besitzes des Papstes nach sich zogen. Diese Feindseligkeiten begannen mit der Besetzung Ancona's. Die französischen Truppen hatten das Recht zu gehen und zu kommen und ihren Weg in die päpstlichen Staaten durch diese Stadt zu nehmen. Plötzlich, im Monate Oktober 1805 — wenn

mich mein Gedächtniß nicht täuscht — bemächtigte sich ein Armee-Corps Bonaparte's ohne vorherige Ankündigung mit offenem Verrathe der Festung der Stadt, des Hafens und besetzte alles mit zahlreichen Truppen. Der Papst war über dieses Vorgehen sehr gekränkt, nicht allein wegen des Mangels an Rücksicht ihm gegenüber, sondern weil diese betrügerische Handlungsweise in einem unwürdigen Widerspruche stand mit dem Titel einer befreundeten Macht, was Frankreich uns gegenüber zu sein behauptete. Zwei noch wichtigere Gründe, sowohl in Bezug auf seine Stellung als in Rücksicht auf das Wohl seiner Unterthanen und der Religion selbst ließen ihn diesen Schimpf noch schmerzlicher empfinden. In seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Kirche, als Priester des Friedens und Vater der Christenheit mußte der Papst die strengste Neutralität beobachten und konnte an keinem Kriege, der ihn nicht selbst betraf, Antheil nehmen. Seine Pflicht erheischte, den Feinden Frankreichs (als Oesterreich, Rußland, England, Neapel ꝛc.) keinen Vorwand zu dem Verdachte zu geben, als wäre der hl. Stuhl ihr Feind, der mit Napoleon gemeinsame Sache mache und seine Pläne begünstigte.

Solchen Verdacht mußte der Papst vermeiden, damit nicht diese Mächte (mit Ausnahme Rußlands, das, wie man weiß, schon uneins mit ihm war) ihre Verbindungen mit ihm abbrechen und so der Religion einen wesentlichen Nachtheil zufügen würden, weil er außer Stand gesetzt wäre in ihren Staaten die geistige Oberherrschaft auszuüben. Die auswärtigen Höfe hätten nämlich fürchten können, daß sich Frankreich seines Bundesgenossen, des Papstes, bediene, um sie vermittelst seines religiösen Einflusses zu bedrücken. Aber abgesehen von dieser wesentlichen Rücksicht hatte der Papst noch einen weitern wichtigen Grund zu seiner Handlungsweise. Das Wohl seiner

Unterthanen erheischte die strengste Neutralität, damit nicht die von Napoleon befehdeten Mächte den Kirchenstaat als Feind behandeln könnten. Die schreckliche Landung der Engländer und Russen in Neapel (eine Landung, welche die Franzosen zum Rückzuge zwang) stellte diese Gefahr für den Fall, als diese beiden Armeen die Franzosen hätten zwischen zwei Feuer bringen wollen, in sichere Aussicht, weil die Oesterreicher, die Napoleon bekriegte, in Verona standen.

Alle diese gefährlichen Umstände veranlaßten den Papst beim Kaiser Napoleon gegen die Besatzung von Ancona zu protestiren und die schleunigste Räumung zu verlangen. Man legte besondern Nachdruck auf den unbeugsamen Willen des hl. Stuhls, die Neutralität zu beobachten. Wir glaubten dies Begehren des Papstes so hinstellen zu sollen, daß an dem aufrichtigen Ernste unsers Protestes nicht gezweifelt werden konnte, um so mehr als das Concordat, die Reise nach Paris und die freundschaftlichen Beziehungen des Papstes mit dem Kaiser in allen Fällen, wo es seine Pflicht gestattete, uns, wenn auch ohne Grund, in den Ruf gebracht hatten, der französischen Partei anzugehören. Andererseits konnte der Kaiser durch seine immer wachsende Uebermacht dem Staate und der Kirche sehr viel Schaden zufügen. Pius VII. schrieb ihm einen ziemlich kurzen eigenhändigen Brief, worin er ihm seine Verwunderung und seinen Schmerz über die Einnahme Ancona's und über das dabei beobachtete Verfahren ausdrückte. Der hl. Vater sagte darin, daß er nicht erwartet hätte, sein jederzeit freundschaftliches Benehmen so erwidert zu sehen. Er erwähnte der Gefahren, denen seine Staaten und seine eigne Würde durch diese Besetzung preisgegeben würden, und bat um schnelle Zurückziehung dieser Truppen; da er in den Kämpfen der Krieg führenden Mächte eine aufrichtige Neutralität zu beobachten

wünsche. Der Papst konnte wohl denken, daß seine Bitten nicht erhört würden. Um kein Mittel für eine günstige Aufnahme desselben unversucht zu lassen, erklärte er, daß wenn den Wünschen des hl. Stuhls nicht entsprochen werden würde, nach seiner Ansicht auch die Beziehungen zwischen ihm und dem französischen Gesandten in Rom sich nicht aufrecht erhalten ließen. Durch diese Worte glaubte der Papst seinen Bitten am meisten Nachdruck zu geben, und zugleich, wenn sie unberücksicht blieben, durch den Bruch mit dem Gesandten Napoleon's den andern Mächten bewiesen zu haben, daß es ihm Ernst gewesen sei. Dadurch mußte für ihn der Vorwurf, als hätte er sich nur auf formelle Weise beschwert, wegfallen. Deßungeachtet lag es nicht in der Absicht des Papstes, selbst für den Fall der Verweigerung seiner Bitten, den französischen Gesandten von Rom zu entfernen; nur die gewöhnlichen Beziehungen mit ihm wollte er aufgeben, wie er es in seinem Briefe ausdrücklich gesagt hatte. Diese Depesche ließ Pius VII. selbst dem Cardinal Fesch übermachen mit dem Auftrage sie an den Kaiser gelangen zu lassen.

Einige Tage darnach und nachdem er den Brief abgesandt, bereute der Cardinal, daß er ihn nicht vorher geöffnet habe, um seinen Inhalt würdigen und Abschrift davon nehmen zu können. Der Papst hatte ihn versiegelt übergeben. Der Cardinal behauptete, den Inhalt der Depesche durch mich erfahren zu haben. Er bat mich um Mittheilung derselben, da es gebräuchlich sei, daß man den Gesandten Abschrift der an ihre Fürsten gerichteten Schreiben übergebe. Ich entgegnete, daß dieser Gebrauch nicht zur Geltung käme, menn es sich um eigenhändige und vertrauliche Mittheilungen von Fürst an Fürst handle, und bemerkte Sr. Eminenz, daß die Handlungen des Kaisers Napoleon selbst hiefür einen unumstößlichen Beweis lieferten.

Der Kaiser hatte in der That häufig verschlossene Briefe an den Papst gesandt. Diese Briefe wurden mir entweder durch Offiziere oder durch Se. Eminenz mit der Bitte, sie Sr. Heiligkeit zu überbringen, übergeben, ohne daß ich je eine Abschrift hätte zugestellt bekommen. Ich schloß mit der Bemerkung, daß es die Absicht des Papstes gewesen sei, dem Kaiser zu zeigen, wie er nicht wolle, daß die Kanzleien von Rom und Frankreich seine vertraulichen Mittheilungen erführen. In der That hielt es der hl. Vater für gut dem Kaiser Gelegenheit zu geben, seine Truppen freiwillig zurückzuziehen und seiner Eigenliebe den Vorwand vollendeter Thatsachen zu benehmen, damit es nicht den Anschein habe, als weiche er vor einer Reklamation zurück, im Falle als diese schon bekannt geworden wäre. Der Cardinal Fesch ließ sich nicht überzeugen. Er verlangte die Abschrift vom Papste selbst und setzte ihm die Ursache seiner Beschwerden auseinander. Der Papst blieb standhaft und antwortete gleich mir. Der Cardinal, unzufrieden und voll Verlangen sich in den Augen des Kaisers sicher zu stellen, schob alles auf meine Rechnung, wie man leicht denken konnte. Der Brief des Papstes blieb mehrere Monate ohne Antwort — vom Monate November bis zum Januar.

Der Kaiser erhielt diesen Brief in Wien, wo er nach den schrecklichen Niederlagen, die er Oesterreich bei Ulm und in den vorhergehenden Schlachten beibrachte, siegreich eingezogen war. Aber die russische Armee war noch nicht geschlagen und in der Ferne. Der Kaiser Napoleon sah den Ausgang dieses Kriegs noch als keinen vollständigen Triumph an, der ihm eine vollständige Uebermacht verschaffen und ihn von aller Rücksichtsnahme freisprechen sollte. Um sein Benehmen den Ereignissen anpassen zu können, verschob er seine Antwort an den Papst. Der glänzende Sieg von Austerlitz und der verderbliche Friede

von Presburg hatten alle Macht in seine Hand gelegt; da erwartete er nicht die Rückkunft nach Paris, um dem hl. Vater zu antworten, sondern er datirte seinen Brief von München, vom 7. Januar, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht; derselbe kam erst gegen Ende des Monats in Rom an.

In diesem denkwürdigen Briefe enthüllte Napoleon gänzlich seine Batterien und die Pläne, die er bisher Niemand, nicht einmal dem Papste hatte durchblicken lassen. Die Ueberraschung und die Empfindungen hierüber waren der Art, daß man sie sich leichter denken als beschreiben kann. Weit entfernt dem Verlangen des hl. Vaters bezüglich der Räumung Ancona's nachzugeben und dessen Neutralität anzuerkennen, stellte der Kaiser nach einigen Worten des Bedauerns hierüber die neuen Beziehungen auf, die er zwischen dem hl. Stuhle und sich herzustellen, und die Rechte, die er sich über den Papst und dessen Staaten anzueignen beabsichtigte. In der Hauptsache sagte er, daß, wenn der Papst der Fürst von Rom sei, er, Napoleon, der Kaiser davon sei; daß der Papst ihm gegenüber das sein müsse, was die Päpste Karl dem Großen gegenüber gewesen seien; daß die Beziehungen des Papstes zu ihm in weltlichen Dingen dieselben sein müßten wie die, welche er dem Papste gegenüber in geistlichen Dingen zu beobachten hätte; daß der Papst die Freunde und Feinde des Kaisers und Frankreichs auch als seine Freunde und Feinde anerkennen müsse; daß, wenn der Hof von Rom dieses System, das von jetzt an sein beständiges Gesetzbuch bleiben müsse, nicht befolgen wolle, die traurigsten Folgen aus dieser Widerspenstigkeit für den weltlichen Besitz desselben entstehen würden. Napoleon bemerkte auch in diesem Schreiben, daß, nachdem Se. Heiligkeit gewagt hätten, mit der Entfernung des Cardinals Fesch für den Fall der Nicht-

Räumung Ancona's zu drohen, er — Kaiser — sich vorgenommen habe, denselben so bald als möglich durch einen weltlichen Gesandten zu ersetzen und nach Frankreich zurückzurufen, damit er nicht der Rache des Cardinals Consalvi ausgesetzt sei.

Der Inhalt dieses Briefes war so deutlich, daß er keiner weitern Erklärung bedurfte. Es war augenfällig, daß sich Napaleon, der Kaiser der Franzosen, dadurch zum römischen Kaiser erhob, einen Titel, den er sich übrigens schon in seinen Proclamationen beigelegt hatte.

Dies hieß den hl. Stuhl und das Erbtheil der Kirche zu einem wahren Vasallenstaat machen und sie als Lehen seines Kaiserthums betrachten. Dadurch wurde der Souveränität des Papstes jene Freiheit und jene Unabhängigkeit genommen, welche die Päpste wenigstens zehn Jahrhunderte lang besaßen, der frühern Zeiten nicht zu gedenken. Indem er die weltlichen Beziehungen des Papstes zu seiner Person und die kirchlichen Beziehungen seiner Person zum Papste mit einander verbinden wollte, sagte er offenbar mit andern Worten, daß der Papst von ihm abhängen und in weltlichen Dingen sein Unterthan sein solle, so wie er, Napoleon, vom Vater der Christenheit in kirchlichen Dingen abhängen würde. Man begriff, daß er sich den Titel eines Nachfolgers Karls des Großen aneignen wollte, — obgleich zwischen ihm und diesem Fürsten nur ein Zwischenraum von zehn Jahrhunderten besteht, — und daß sogar unter der falschen Voraussetzung, daß die Päpste wirklich Vasallen des abendländischen Kaisers gewesen, dies kein genügender Grund wäre, um jetzt eine Abhängigkeit der Päpste vom französischen Kaiser einzuführen. Napoleon vergaß, daß Karl der Große nur Kaiser wurde, weil ihn der hl. Stuhl zu dieser Würde erhoben hatte. Wir sahen alle ein, daß Bonaparte, weit entfernt die Neutralität des hl. Stuhls anzuerkennen,

denselben in seiner Eigenschaft als Lehen und Vasallenstaat zwingen würde, in Frankreichs Gefolge an allen Kriegen, die es noch später führen sollte, Theil zu nehmen. Er begehrte, um mich der Worte seines Briefes zu bedienen, und dieses System sollte von immerwährender Dauer sein, daß die Freunde und Feinde Frankreichs auch des Papstes Freunde und Feinde sein sollten. Der hl. Stuhl wurde gezwungen an jedem Kriege, gerecht oder ungerecht, ohne Unterschied Theil zu nehmen, und sich in die Lage zu versetzen, beständig von Oesterreich, Spanien und allen andern katholischen oder nicht katholischen Mächten angegriffen zu werden. Das Interesse der Religion und die Gerechtigkeit gestatteten dem hl. Vater nicht, diese letztern Staaten zu beleidigen oder zu reizen. Und was war denn eigentlich die Veranlassung um den Papst mit ganz Europa in Zwietracht zu bringen? Einzig und allein der Ehrgeiz und die Ländergier Frankreichs, welche die Stellung des Papstes als Vater der Christenheit als Priester des Friedens und als obersten Hirten der Religion erschüttert hätten, ein Ehrgeiz und eine Ländergier, welche durch beständige Kriege, den Untergang der unter der Tiara stehenden Völker verursacht haben würde.

Dies alles war bei dem einfachen Ueberblick des Briefes, wie ich schon gesagt, augenfällig; deßungeachtet übersandte der Kaiser mit demselben Courier ein Schreiben an den Cardinal Fesch, worin er seine Antwort an den Papst eines Weitern erörterte; vielleicht dachte er, daß man seine Absichten nicht so schnell als er gewünscht, begriffen hätte; vielleicht fürchtete er, daß seine Depesche nicht ausreiche, um uns zur Annahme des neuen Joches zu bestimmen. Deßwegen beauftragte er den Cardinal, das Schreiben, das er an seinen Gesandten hatte ergehen lassen, auch Sr. Heiligkeit und dem Staatssekretär vorzulesen. Dasselbe enthielt noch weitere Betrachtungen über

das, was ich bisher gesagt; übrigens kann ich die betrügerische und harte Ausdrucksweise nicht genug hervorheben, womit er ohne Umschweif und Schonung in wenig Worten erklärte: daß es sein Wille sei, daß sich Rom in Allem ihm unterwerfe, und daß sich der Papst nur so seine Herrschaft erhalten könne. Dieser Brief beschäftigte sich auch mit mir, und man las darin jene Worte, welche die Jahre in meinem Gedächtnisse nicht verwischen werden: „Sagen Sie dem Cardinal Consalvi, daß, wenn er die Religion und sein Vaterland liebt, es nur zwei Wege für ihn gebe: entweder immer nach meinem Willen zu handeln oder aus dem Ministerium auszutreten."

Diese Schreiben versetzten den Cardinal Fesch in große Verlegenheit. In meiner Gegenwart schien er über die Aeußerungen des Kaisers über meinen Haß gegen ihn sehr niedergeschlagen zu sein. Solche Aeußerungen bewiesen, daß er in dieser Beziehung dem Kaiser Mittheilungen gemacht habe; auf meine mit großer Kaltblütigkeit gehaltene Entgegnung: welche Beweise er für den Haß gegen ihn hätte, konnte er nichts erwidern; mir schien es, sagte ich ihm, daß ich ganz entgegengesetzte Beweise geliefert hätte, und daß überhaupt mein Charakter nicht der Art sei, solche gemeine Gefühle gegen wen immer zu nähren. Der Cardinal bemühte sich dem Papste gegenüber die Aeußerungen des Kaisers wegen der Oberhoheit Italiens in ein milderes Licht zu stellen. Er schrieb sie auf Rechnung seiner schlechten Laune in Folge des Verlangens der Räumung von Ancona; aber diese Worte waren zu bestimmt, um sie nach dem Rathe des Cardinals mit Stillschweigen übergehen zu können. Nicht antworten hieße unter den gegebenen Verhältnissen und Angesichts des Charakters des Kaisers zustimmen. Wir hielten durch diesen Streit die wesentlichsten Interessen des hl. Stuhls für bedroht und befürchteten die schwersten Nachtheile für

die Religion, für die weltliche Macht und für den Staat, wenn wir solchen Aeußerungen nicht entgegen traten.

Die Religion müßte in der That an allen Orten schrecklich leiden, wenn das Oberhaupt der Kirche seine Unabhängigkeit verlöre. Der Papst beschloß also mit der größten Offenheit und unzweideutigsten Aufrichtigkeit zu antworten, und die Freiheit und Unabhängigkeit des hl. Stuhls zu vertheidigen, so wie es Pflicht und Eid von ihm erheischten. Pius VII. wußte sehr gut, wie gefährlich es für seine Unabhängigkeit und Freiheit war, sich halber Worte zu bedienen, oder solcher, die in Bezug auf die Wesenheit der Sache zu zurückhaltend sind, wenn man sie einem Manne gegenüber geltend machen muß, der Grundsätze von solcher Tragweite aufgestellt hatte, und der aus der kleinsten Silbe Vortheil ziehen würde, um dieselben sofort als angenommen und anerkannt zu erklären.

Damit seine Antwort keine falschen Auslegungen oder den Vorwurf einer schuldbaren und entehrenden Schwäche zuließe, wünschte der Papst, daß der Brief an den Kaiser, zwar mild in der Form, aber bestimmt und energisch in der Wesenheit abgefaßt würde. Wir verhehlten uns dabei nicht, daß die Drohungen eines so mächtigen und dabei so herrschsüchtigen Mannes wie Napoleon war, früher oder später zur Wahrheit werden würden. Deßwegen that man in dieser für den hl. Stuhl so hochwichtigen Sache (denn es handelte sich um die Fortdauer oder um das Ende seiner weltlichen Macht) keinen Schritt, ohne die Weisheit und den Rath des hl. Collegiums gehört zu haben.

Ich ging selbst zum Cardinal Fesch, um ihn von dieser Versammlung freimüthig in Kenntniß zu setzen. Ich sagte ihm, daß der Papst, vor er dem Kaiser antworte, in einer so hochwichtigen Sache die Stimme aller Cardinäle, die er deßwegen um sich versammeln würde,

zu vernehmen wünsche. Dabei stellte ich den Satz auf, daß er in seiner Eigenschaft als Gesandter Frankreichs dieser Verhandlung nicht beiwohnen könne, da dieselbe in seiner Gegenwart nicht frei wäre. Ich bemerkte ihm, daß der Brief des Kaisers an den Papst in Abschrift den Cardinälen mitgetheilt werde, und daß man sie vollständig von Allem verständigen würde, was Se. Eminenz in Gemäßheit der von Sr. Majestät selbst erhaltenen Depesche hinzugefügt hätten; daß es ihm freistehe innerhalb der 3 Tage vor der Versammlung die Cardinäle zu sprechen oder an dieselben zu schreiben. Zu allem Ueberflusse bedeutete ich ihm noch, daß sein Erscheinen nicht nothwendig sei, da der Papst seine Anschauungsweise kenne. Fesch entgegnete, wie er vollkommen begriffe, daß er in seiner Eigenschaft als französischer Gesandter einer Versammlung nicht anwohnen könne, in der die Annahme oder Verweigerung einer zunächst Frankreich berührenden Angelegenheit berathen würde; daß er es für unnütz halte, an die Cardinäle zu schreiben, weil denselben der Brief des Kaisers, der alles enthalte, mitgetheilt worden sei, und daß er es vorziehe mündlich mit den Mitgliedern des hl. Collegiums zu verkehren. Uebrigens war unter denselben ein Franzose, der Cardinal Bayane. Da dieser Kirchenfürst kein Gesandter sei, bemerkte ich dem Cardinal Fesch, würde er auch von der Versammlung nicht ausgeschlossen. Der Cardinal Fesch hatte vor der Versammlung keine Einwendung gemacht; es schien ihm sogar sehr natürlich, daß man ihn in seiner Eigenschaft als Minister Napoleon's nicht beizöge. Konnte man nach diesen Vorgängen denken, daß er die unterlassene Einladung zu der Versammlung dem römischen Hofe zum Verbrechen anrechnen würde.

Der Kaiser beschwerte sich und machte uns über unser Benehmen in dieser Sache Vorwürfe; aber diese

Beschwerden und Vorwürfe waren höchst ungerecht, was wir ihm in der Antwort auf seine Klagen auch vorstellten. Man verlangte von uns einen Unsinn und eine Widernatürlichkeit, die bei keiner Nation vorkommen. Noch nie hat ein Fürst, wenn er die Behandlung eines Geschäftes oder eines Begehrens eines fremden Hofes seinen Räthen unterbreiten wollte, den Gesandten dieser Macht zur Beiwohnung der betreffenden Sitzung ermächtigt; noch nie ist es irgend einem Könige in den Sinn gekommen ein so außergewöhnliches Verlangen zu stellen. Es war kein Consistorium, das der Papst um sich versammelte — man hatte ihm den Einwurf gemacht, daß er den Cardinal Fesch als Cardinal nicht ausschließen könne — es war eine einfache Versammlung im kurzen Kleide (in abito corto) ohne eine jener gewöhnlichen Förmlichkeiten, welche die Consistorien auszeichnen. Dadurch, daß alle übrigen Cardinäle daran Antheil nahmen, hörte dieses Zusammentreten nicht auf eine einfache Versammlung (congregatio) zu bleiben; dies änderte nichts an der Sache selbst. Uebrigens war dem Gesandten durch die Anwesenheit eines französischen Cardinals — des Cardinals Bayane — die Möglichkeit gegeben, durch dessen Vermittlung alle ihm gut scheinenden Anträge stellen zu lassen. Durch die Zuziehung eines französischen Cardinals in eine Versammlung, in der die Angelegenheiten Frankreichs berathen wurden, bewies der Papst zugleich seine Ehrenhaftigkeit und Mäßigung; denn er hätte durch die Nicht-Beiziehung dieses Cardinals weder etwas Ungewöhnliches noch Beleidigendes gethan, solche Fälle weist die Geschichte nach Tausenden auf. Der Cardinal Fesch vereinigte zwei Personen in sich: den Fürsten der Kirche und den Gesandten. In seiner Eigenschaft als Gesandter konnte der Kirchenfürst in eine Versammlung nicht zugelassen werden, in der die Anmaßungen seines Hofes berathen wurden. Obgleich

dies alles sonnenklar ist, mußte man doch diese ungerechte Beschuldigung erdulden, der übrigen nicht zu gedenken.

Die Versammlung trat vor dem Papste zusammen. Ich machte den Vortrag über alles zur Sache Gehörige, ebenso über den Brief des Kaisers, der den eigentlichen Gegenstand der Versammlung der Cardinäle bildete. Alle waren erstaunt, von meinem Hasse gegen den Cardinal Fesch zu hören; denn viele Mitglieder des hl. Collegiums, die Artigkeit meines Benehmens mit den Pflichten meines Standes verwechselnd, hielten, wenn auch ohne Grund, meine Beziehungen zu ihm für zu freundschaftliche. Man vertheilte an die Cardinäle mehrere schriftlich aufgesetzte Fragen über den Brief des Kaisers, von dem sie eine Abschrift zugestellt bekamen. Um in einer so zarten Sache die nöthige Zeit zur Ueberlegung zu haben, beschloß man das hl. Collegium nach zwei Tagen von Neuem zusammen zu berufen. Die Cardinäle mußten ihre Beschlüsse schriftlich mitbringen. Der Gesandte Napoleon's hatte also wiederholt Gelegenheit nach seinem Belieben mit dem hl. Collegium sich zu benehmen.

Zum zweiten Male versammelten sich die Kirchenfürsten um Pius VII. in der Zahl von dreißig, wenn ich nicht irre. Es wurde nur eine Stimme zu Gunsten der Wünsche des Kaisers Napoleon abgegeben. Es war die des französischen Cardinals, der damit seiner Pflicht nicht untreu wurde, sondern einer falschen seit lange gefaßten Meinung folgte. Bayane glaubte und behauptete, daß der einzige Ausweg, den bevorstehenden schrecklichen Drangsalen zu entgehen, der sei, den Wünschen des Kaisers, seien sie wie immer sie wollen, gefügig zu sein. Die übrigen Cardinäle waren der Ansicht, man müsse die Unabhängigkeit des hl. Stuhls um jeden Preis schützen, weil mit der Erhaltung und umgekehrt mit dem Verluste derselben das Wohl der Religion in zu inniger Verbin-

dung stünde; man müsse daher mit der entschiedensten Klarheit ohne Umschweife antworten. Der Papst, um Niemand zu beeinflußen, saß stillschweigend; am Schlusse erhob er seine Stimme und trat der Ansicht des hl. Collegiums bei. Ich hatte, als die Reihe an mich gekommen war, in demselben Sinne gesprochen; ich erhielt den Auftrag das Antwortschreiben zu verfassen. Der Cardinal Fesch besuchte mich nach der Versammlung, um den vom Papste gefaßten Entschluß zu erfahren. Ich verhehlte ihm nicht, daß er mit seinen Wünschen im Widerspruch stünde. Er war erzürnt und betrübt.

Wir widerlegten die Grundlage der kaiserlichen Behauptung. Nachdem der hl. Vater zuerst sein Erstaunen ausgedrückt hatte, das ihn bei Durchlesung der in dem kaiserlichen Schreiben aufgestellten Grundsätze, Behauptungen und Zumuthungen überkam, erklärte er, daß er von jener apostolischen Freimüthigkeit und Offenheit Gebrauch machen würde, welche seiner Stellung als Papst sowohl als seinem persönlichen Charakter so sehr anstünden. Er sagte alsdann, daß er in Napoleon den Kaiser der Franzosen anerkenne, aber nicht den Kaiser von Rom; daß die Herrschaft des hl. Stuhls frei und unabhängig sei; daß er sie so aus den Händen seiner Vorfahren empfangen habe, und daß er sie um jeden Preis ungeschmälert seinen Nachfolgern überliefern wolle; daß ihn Pflicht und Eid strenge bänden, so wie die Wohlfahrt der Religion, mit welcher diese Unabhängigkeit seit der großen Vermehrung der selbstständigen Fürsten und Länder in innigem Zusammenhange stünde; denn ohne diese könnten Eifersucht und weltliche Rücksichten die Fürsten veranlassen, die freie Ausübung der geistlichen Macht einem Papste zu untersagen, der, weil von einem fremden Fürsten abhängig, dessen Einfluß durch seine oberhirtliche Vermittlung befürchten ließ; daß die Päpste zur Zeit Karls des Großen

diesen nicht als ihren Oberherrn anerkannt hätten; daß dieser Fürst nur mit ihrer Erlaubniß und durch ihr Zuthun Kaiser geworden wäre; daß es falsch sei, daß der weltliche Besitz des Papstes ein Geschenk Karls des Großen sei; daß er nur das Gebiet des Papstthums, welches dasselbe schon vor ihm und vor seinem Vater Pipin besessen, vermehrt habe; daß aber auch unter der Voraussetzung, die weltliche Macht sei eines seiner Geschenke und von ihm abhängig gewesen, zehn Jahrhunderte eines freien und unangefochtenen Besitzes alle diese Titel durch Verjährung aufgehoben, und die Frage entschieden hätten; daß der hl. Stuhl Napoleon als Oberherrn und sich als Lehensvasallen weder anerkennen wolle noch könne; daß die Freiheit und die Unabhängigkeit des Papstes Angesichts der gegenwärtigen von der Vorsehung eingerichteten Weltlage mit der Wohlfahrt der Religion innig verknüpft sei; daß die Neutralität und das Fernebleiben von jedem Kriege ein Ahnrecht des Priesters des Friedens und des Heiligthums, des Vaters der Christenheit und des Oberhaupts der ganzen Kirche sei; daß es für die Interessen der Religion zu schädlich sei auf diese Vorrechte zu verzichten, und daß er es deßwegen weder thun könne noch thun wolle; daß er sich eben deßhalb in kein beständiges Kriegssystem einlassen könne, welches ihn — der oben erwähnten Gründe nicht zu gedenken — in schwere unbillige Kämpfe verwickeln könnte, weil es ihn zwänge an zukünftigen Kriegen, deren Billigkeit oder Unbilligkeit nicht voraussehbar, theilzunehmen; daß er daher auch nicht die Freunde und Feinde Frankreichs als seine Freunde und Feinde ansehen könne. Der Papst fügte hinzu, daß die Beziehungen des Kaisers zu ihm in kirchlichen Dingen nicht mit demselben Maßstabe gemessen werden dürften als wie die seinen gegenüber dem Kaiser in weltlichen Angelegenheiten; daß er sein Versprechen der

Neutralität wiederhole, und daher nochmals die Räumung Ancona's verlange; daß es unwahr sei, daß er je gesagt oder geschrieben hätte: er wolle den Cardinal Fesch von Rom wegschicken; daß er nur die Besorgniß geäußert habe, er könnte gezwungen werden, die diplomatischen Beziehungen mit ihm abbrechen zu müssen, um den andern Mächten sein werkthätiges Verlangen nach Neutralität zu beweisen. Wenn unglücklicher Weise seine Bitten nicht erhört würden, so flehe er den Kaiser an, sich zu erinnern, wie er, während der Verhandlungen über das Concordat, gelegentlich seiner Reise zur Krönung und bei allen Gelegenheiten seiner Regierung stets die Beweise der aufrichtigsten Anhänglichkeit bis zur Erregung der Eifersucht der andern Mächte gegeben habe; daß, wenn er aus bloser Rücksicht für ihn in allen möglichen Fällen so gehandelt habe, es doch einleuchten müsse, daß wenn er jetzt dem Kaiser nicht Folge leiste, dies nur darum geschehe, weil er nicht nachgeben könne. Pius VII. endete mit dem Ausruf der Hoffnung, der Kaiser werde sein Herz so gerechten und klaren Gründen nicht verschließen; daß er aber, wenn es anders sein sollte, seine Angelegenheit in die Hände Gottes lege, bereit eher alles zu dulden, als seiner Pflicht, seinem Eide, und der Vertheidigung der Religion und seines Volks untreu zu werden.

Dies war der wesentliche Inhalt dieses Briefes, der in Form und Ausdrücken sehr gemäßigt war. Bezüglich der gegen mich gemachten Auslassungen zögerte ich keinen Augenblick mit meinem Entschlusse und mit der Bekanntgabe desselben. Ich sagte dem Cardinal Fesch freimüthig, daß er dem Kaiser bekannt geben möge, daß meine Wahl bei der mir gestellten Alternative: seinen Willen zu erfüllen oder das Staatssekretariat zu verlassen, nicht zweifelhaft sein könne; daß ich immer und in jeder Lage meine Pflicht erfüllt hätte, und den Befehlen meines Herrn und

nicht denen anderer Fürsten nachgekommen sei; daß ich mich rühmen könnte, die Wünsche Sr. Majestät stets mit denen des Papstes in Einklang gebracht zu haben; daß ich aber entgegengesetzten Falles meine Treue nicht verletzen würde; daß ich nicht an einem Ministerium hänge, das ich nur aus Gehorsam übernommen hätte, und das ich mit Einwilligung des hl. Vater von dem Augenblicke an jederzeit niederlegen würde, wo ich in Folge der Ungnade Sr. Majestät zur Aufrechthaltung der guten Beziehungen zwischen den beiden Staaten nichts mehr nützen könnte. Von der Hoffnung beseelt, daß meine Entfernung die Schwierigkeiten ausgleichen und zur öffentlichen Wohlfahrt beitragen würde, bat ich in der That Se. Heiligkeit zu wiederholten Malen und dringend um meine Entlassung und um Ernennung eines Nachfolgers an meiner Statt, der weniger unlieb wäre; aber der Papst, damals noch frei, geruhte seine Einwilligung um keinen Preis zu geben.

Die Antwort des Papstes war durch einen Courier an den Cardinal Legaten gesandt, damit er sie dem Kaiser unterbreite. Dieser erhielt zu gleicher Zeit den Auftrag Sr. Majestät und dessen Cabinete die absolute Unmöglichkeit des hl. Vaters, anders zu handeln, bestmöglichst vorzustellen. Caprara sollte die Weigerung des hl. Vaters durch die Versicherung mildern, daß derselbe wahrhaft und aufrichtigst bereit sei, dem Kaiser in Allem nachzugeben, was nicht im Widerspruch mit seinen geheiligten Pflichten stünde. Der Papst und ich gaben dem Cardinal Fesch dieselben Zusicherungen, so oft wir ihn sahen.

Alle diejenigen, welche die Thatsachen, die ich eben erzählte, und die darauffolgenden Ereignisse studiert und in Folge dessen den Charakter und die Willenskraft des Kaisers Napoleon kennen gelernt haben, werden leicht begreifen, daß eine so bestimmte und mit seinen Plänen gerade im Widerspruche stehende Aeußerung (welche Pläne

mit jedem Tage größere Dimensionen annahmen) den vollständigen Bruch mit dem hl. Stuhle und dessen Stellvertreter in politischen Angelegenheiten, d. h. mit mir, herbeiführen mußte. Ebenso wird es einleuchten, daß der Cardinal Fesch die ganze Schuld dieser Weigerung auf mich zu wälzen veranlaßt war, sowohl aus Abneigung gegen mich, als auch wegen der Nothwendigkeit in die er versetzt war, den geringen Erfolg seiner Sendung an den Papst zu entschuldigen.

Auf die Uebergabe des päpstlichen Briefes durch den Cardinal-Legaten folgte eine offizielle Note des Ministers Talleyrand. Zur Rechtfertigung, daß der Kaiser dem hl. Vater nicht selbst geschrieben und zur Kundgabe seiner Wünsche sich des Ministers bedient habe, machte man Sr. Heiligkeit den Vorwurf, den kaiserlichen Brief den Cardinälen mitgetheilt zu haben. Man fügte hinzu, daß Napoleon künftighin nie mehr eigenhändig schreiben würde, weil er sich nicht aussetzen wolle, daß seine vertraulichen Mittheilungen der Oeffentlichkeit übergeben würden. Bonaparte machte uns also ein Verbrechen aus dieser Mittheilung an das hl. Collegium, welche sein Gesandter gebilligt, ja beinahe befohlen hatte. Der Cardinal Fesch bestand sogar darauf, daß man den Cardinälen von den Erörterungen, die der Kaiser dem Papste machen ließ, ohne eine Wortänderung an seinem Briefe vorzunehmen, Kenntniß gebe. Mir hatte er noch besonders den Vorwurf gemacht, daß ich bezüglich der Hauptsache den Cardinälen Fragen unterbreitet hätte, die nach seiner Ansicht verfänglichen Inhalts sein konnten, während der Brief allein hätte auf den Tisch gelegt werden sollen. Glücklicher Weise hatte ich so gehandelt — und in Folge dessen mußte die Anschuldigung wegen der an die Cardinäle gerichteten Fragestücke in sich zerfallen, sobald diese Letztern in der Lage waren, diese mit der Abschrift des Briefes, den sie

in Händen hatten, zu vergleichen, und sich über die Identität der Ausdrücke zu überzeugen. Aber was dem Gesandten gefallen hatte, von ihm sogar angeordnet worden war, wurde vom Kaiser, ich wiederhole es, als Verbrechen mißbilligt. Und wie sonderbar und ungerecht war diese Beschwerde! Die Cardinäle sind die geborenen Räthe des Papstes; nun aber ist es doch keinem Souverain je verboten gewesen, seinem geheimen Rathe alles das mitzutheilen, was er für gut oder nothwendig findet, wenn er bei der Prüfung oder Entscheidung einer Sache einer Aufklärung bedarf. Bezüglich der Verschwiegenheit gibt es wohl keinen berathenden Körper, der sie gewissenhafter beobachtet als der der Cardinäle. Es besteht nämlich die Regel, dieselben nur unter Verpflichtung des hl. Amtsgeheimnisses in folgenschwere und wichtige Angelegenheiten einzuweihen, eine Verpflichtung die zu den strengsten und unverletzlichsten gehört. Der Brief des Kaisers war ihnen unter dem Siegel dieses Geheimnisses bekannt gegeben worden. Es wurde ihnen sogar verboten, mit ihren theologischen Auditoren darüber zu sprechen, damit die Sache ausschließliches Geheimniß der Cardinäle bliebe. Die in der Note des Ministers Talleyrand erhobene Beschwerde war daher ungerecht; denn der Brief Napoleon's war nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen.

In der Hauptsache beschäftigte sich die Note mit den denkwürdigen Argumenten des Papstes gar nicht — man gab sich nicht einmal die Mühe sie zu besprechen — sondern wiederholte lediglich die im ersten Briefe Sr. Majestät zusammengestellten Trugschlüsse mit neuen Ausschmückungen. Diese Wiederholung bestand nur in einer Erweiterung; sie enthielt nichts Neues bezüglich der Sache selbst mit Ausnahme zweier Behauptungen. Der Kaiser erklärte, daß er durch seine großen Siege Herr über ganz Italien geworden sei, und in Folge dessen — man be-

wundere die Logik dieses Schlusses — auch von den römischen Staaten, welche, wie sich Herr von Talleyrand ausdrückte, Inklaven davon seien; als ob dem Kaiser seine Siege ein Recht verliehen hätten, ein Königreich und einen Fürsten, der mit ihm weder Krieg geführt noch an seinen Kämpfen Antheil genommen, seiner Unabhängigkeit und Freiheit zu berauben. Die andere Behauptung stützte sich auf Beispiele der vergangenen Jahrhunderte. Man sagte, viele Päpste hätten keinen Anstand genommen, Kriege zu führen, Bündnisse und Verbindungen einzugehen, und sich sehr werkthätig dabei zu betheiligen; sie hätten in dieser Einmischung keine Verletzung der päpstlichen Würde gesehen, weil sie zugleich auch weltliche Fürsten waren und sich deßwegen das Recht zuerkannten, Kriege zu führen und Bündnisse zu schließen.

Um die Tragweite dieser zweiten Behauptung besser zu erfassen, muß man wissen, daß die offizielle Note dieselben Thatsachen anführte wie der Brief des Kaisers, der schon beantwortet war. Aber gerade die Energie der päpstlichen Entgegnung veranlaßte Napoleon seine Argumente mit mehr List und mit derselben Hartnäckigkeit noch einmal vorzubringen.

Man nahm nichts zurück und wich von den von Sr. Majestät aufgestellten Grundsätzen nicht ab; aber man setzte sie als bekannt voraus, und sprach viel weniger darüber als über die selbstverständlich daraus entstehenden Folgen. Deßwegen verlangte man mit mehr Nachdruck als je, daß der Papst wegen seiner Lehenspflicht und Abhängigkeit ein Verbündeter des französischen Kaiserthums sein müsse; daß er die Freunde und Feinde der Nation als seine Freunde und Feinde ansehen müsse; daß er an allen ihren Kriegen Antheil nehmen und ihre politischen Systeme annehmen müsse. Alles dieses und noch manches Andere wurde in der Note sehr klar und sehr

bestimmt ausgesprochen; aber die Grundsätze, aus denen man solche Utopien schöpfte, berührte man kaum oder nur sehr unbestimmt (sotto velo). Man betrachtete sie, wie gesagt, als eine abgemachte Sache, und keineswegs als eine bestrittene. Von allen in der Antwort des Papstes enthaltenen Beweisgründen hielten wir den für den unwiderlegbarsten, den wir auf seine Stellung als Vater der Christenheit, Priester des Friedens und Oberhaupt der Kirche gestützt hatten; daran reihten wir die Erwägung der traurigen Folgen, die ein Bündniß des Papstes gegen Fürsten, die ihn als Feind ansehen müßten, hervorbringen würde; weil sie ihn an der Ausübung der geistlichen Oberherrschaft über ihre Völker hindern würden, was nur zum Schaden der Religion geschehen könnte.

Um die Macht dieses Arguments, des einzigen worauf die Note indirekte Antwort gab, abzuschwächen, stellte der Minister des Kaisers die Beispiele geführter Kriege und eingegangener Bündnisse früherer Päpste vor Augen. Mit diesem scheinbaren Beweise wollte man die Macht unseres Einwurfes im Schache halten. Aber diese der unsern entgegengesetzte Schlußfolgerung war kein aus der Wesenheit der Sache entnommenes Argument. Noch mehr, dieselbe war unrichtig, werthlos und bewies nichts. Sie war falsch; denn die Kriege und Bündnisse der Päpste waren ganz anderer Art als jene, die Napoleon verlangte.

Diese Päpste hatten nie daran gedacht, ein beständiges Bündniß einzugehen oder sich einem bestimmten politischen Systeme auf ewig zu unterwerfen. Napoleon aber hatte von Pius VII. verlangt, sich und seine Nachfolger zu verpflichten, die Freunde und Feinde Frankreichs als Freunde oder Feinde des hl. Stuhls anzuerkennen. Pius VII. sollte ihn in allen Kriegen unterstützen, mit einem Worte, gemeinsame Sache mit ihm machen. Diese Päpste haben bestimmte Bündnisse, bestimmte Kriege in gegebenen Ge-

legenheiten eingegangen (wir werden später sehen, ob sie Recht oder Unrecht hatten), aber sie haben sich nie in das Verhältniß eines ewig dauernden Bündnisses begeben; und die Geschichte der frühern Jahrhunderte weist kein einziges Beispiel eines endlosen Bündnisses auf, wie Napoleon eines herzustellen träumte. Die Schlußfolgerung aus vorhergegangenen gleichen Fällen war also eine unrichtige; aber sie war auch ohne Werth und ohne alle Beweiskraft.

Wenn die Päpste an Kriegen Antheil nahmen oder Bündnisse zu Stande brachten, so thaten sie es unter Umständen, wo es ihnen nothwendig oder gerecht schien, und darin konnten sie sich täuschen. Ich gehe noch weiter: da sie Menschen waren, täuschten sie sich sogar vielleicht freiwillig. Deßungeachtet bleibt es aber nicht weniger wahr, daß sie nur eine Frage der Gegenwart zu beantworten hatten, deren Gerechtigkeit sie leicht beurtheilen konnten; während durch die Eingehung eines ständigen Bündnisses auf Grund eines Systems dem hl. Stuhle die Möglichkeit benommen worden wäre, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit zukünftiger Kriege, in welche er durch ein ewiges Bündniß mit Frankreich gestürzt worden wäre, zu urtheilen. Noch mehr, der Papst hatte allen Grund zu fürchten, daß ihn der Ehrgeiz, die Ländergier und die Laune des Kaisers in ungerechte Händel verwickeln könnten. Sodann aber gingen die Verträge und Bündnisse dieser Päpste nie von dem Standpunkte aus von dem sie der Kaiser ausgehen lassen wollte; dieser Standpunkt war die Lehenspflicht und die Abhängigkeit als Lehensträger. Solche Grundsätze in der That mußten die Freiheit und Unabhängigkeit einer Souverainität, deren sich der hl. Stuhl seit so vieler Jahrhunderte erfreute, gänzlich zerstören. Diese seine Freiheit und Unabhängigkeit war aber bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge (d. h. in Mitte so vieler Souveraine und unabhängigen Reiche) mit den

Interessen der Religion innigst verknüpft. Endlich, um mich mit jener Offenheit auszudrücken, die aus der Wahrheit entsteht, und die bei großen Gelegenheiten so nützlich ist, endlich, sage ich, wenn einige dieser Päpste Kriege und Bündnisse in's Leben riefen, so war es nicht das Beste was sie thaten. (Ich spreche nur von Einigen und nicht von Allen; denn mehrere dieser Kriege konnten durch nothwendige und sehr gesetzmäßige Veranlassungen bedingt worden sein).

Ist es nicht eigenthümlich, daß, nachdem man mit hochfahrenden Worten und oft ohne Grund gegen die Päpste geeifert, die sich in politische Händel mischend von ihrer Pflicht, von der Natur ihres Friedensamtes und ihrer Stellung als Väter der Christenheit abgewichen sind, die durch den Antheil an Bündnissen und Schlachten fast ihrem Titel als Oberhaupt der Kirche entsagt haben, ist es nicht eigenthümlich, sage ich, daß man gerade ihr Benehmen, so strenge beurtheilt und so herb getadelt, dem gegenwärtigen Papste und seinen Nachfolgern als Muster aufstellt? Ist es nicht eigenthümlich, daß man die Päpste zwingen wollte in die Fußstapfen ihrer Vorfahrer zu treten, aber auf eine so verschiedene Art? Diese Thatsachen standen vereinzelt und kamen nur einmal vor und daraus wollte man einen dauernden Zustand bilden. Es sollte zum Systeme werden, und um das Maß voll zu machen, unterstellte man als Ursache dafür die oben angeführten Grundsätze.

Die Note des M. von Talleyrand verbreitete sich auch über die Nothwendigkeit des hl. Stuhls in ein beständiges Allianz-Verhältniß zu treten in Anbetracht der Herrschaft über ganz Italien, die der Kaiser in Folge seiner Siege errungen habe. Napoleon war Herr der ganzen Halbinsel bis an die beiden Grenzen des Erbtheils der Kirche. Er konnte also ohne Unbequemlichkeit keinen

Zwischenstaat dulden, der nicht seinem Systeme huldigte und seinen Gesetzen gehorchte. Diese Behauptung war ebenso frivol in rechtlicher wie in thatsächlicher Beziehung. Es ist unnöthig hier über das Recht eine Abhandlung zu schreiben; dies geschah in unserer ersten Antwort zur Genüge. Was die thatsächlichen Verhältnisse anbelangt, war die Ohnmacht des Kirchenstaates nur zu sehr bewiesen. Diese Ohnmacht gestattete ihm nicht Frankreich in der Ausführung seiner Pläne, selbst in Bezug auf den Kirchenstaat, entgegen zu treten; auch kamen und gingen die französischen Truppen über dieses Gebiet wann und wie sie wollten. Die Häfen des Kirchenstaates waren unter dem Vorwande eine Landung durch die Engländer zu verhindern durch französische Truppen besetzt, Bedrückungen anderer Art waren an der Tagesordnung trotz der Beschwerden Roms. Deßwegen konnte auch der Minister des Papstes, als er den Gesandten Frankreichs in dem Bestreben hindern wollte, den Papst zu zwingen sich dem Verlangen des Kaisers zu fügen, mit Wahrheit ausrufen: „Es ist doch eigenthümlich, daß Napoleon mit den päpstlichen Provinzen, die er thatsächlich schon besitzt, nicht zufrieden ist, und daß er auch allen Schein der Souverainität haben will.“ Dies hieß mit andern Worten sagen, daß es unnütz sei, nachdem Se. Majestät kraft seiner Allgewalt die päpstlichen Staaten schon beherrsche, vom hl. Stuhle durch einen feierlichen Vertrag eine freiwillige Anerkennung dieses Gewaltstreiches zu erzwingen. Ich machte noch eine andere unläugbare Wahrheit geltend, nämlich: wenn sich das gegenwärtige Uebergewicht der französischen Nation durch Jahrhunderte erhalten sollte, würde Frankreich nie aufhören in dem schwachen Kirchenstaate nach Willkühr zu schalten und Angesichts solcher Verhältnisse brauche es keinen Vertrag; wenn es aber diese augenblickliche Uebermacht verlieren sollte, würde

mit dem Tage, an dem der Zauber schwände, auch der Vertrag aufhören.

Diese durchgreifenden Beweise waren und blieben umsonst; denn die Anmaßungen des Kaisers fußten auf den schon besprochenen Ideen und in dem ungestümen Verlangen, sie anerkannt zu wissen. Er begnügte sich nicht mit der Sache, er verlangte noch mehr. Er kämpfte für den Schein und wollte, daß der hl. Stuhl selbst ihm denselben zuerkenne.

Der Cardinal-Legat übermittelte uns diese Note Seitens des M. von Talleyrand, welche uns in die Nothwendigkeit versetzte eine bestimmte Antwort zu geben. Ich sage eine bestimmte Antwort; denn sowohl durch diese Note als durch die Mittheilungen des Ministers von Paris und des französischen Gesandten von Rom wurde uns auf's Bestimmteste bekannt gegeben, daß die von uns zu gebende Antwort über das Schicksal des Papstthums und des weltlichen Besitzes desselben entscheiden würde. Diese Anforderungen waren von den schärfsten Drohungen begleitet; vollkommen eingerichtet um eine Unterwerfung herbeizuführen. Man hatte nicht vergessen, mir die Schuld einer abschlägigen Antwort des Papstes zuzuschreiben; man sagte, Pius VII. ließe sich in Folge des großen Einflusses, den ich über ihn ausübte, blindlings von mir leiten. Auch der Widerspruch Seitens der Cardinäle wurde mir zur Last gelegt. Man sagte, daß sie meine Feindseligkeit um deßwillen nicht tadelten, weil ich erster Minister sei und einen allgewaltigen Einfluß auf Se. Heiligkeit übte, sie seien durch die Art und Weise, wie ich die Dinge ausmalte und hinstellte, getäuscht; ich thäte dies um das hl. Collegium zu veranlassen, sich gegen die Wünsche Frankreich's, dessen erbittertster Feind ich sei, auszusprechen. Die Mittheilungen des Cardinals Fesch in dieser Beziehung gaben die Veranlassung zu so irrigen Auffassungen;

man vergaß, daß ich das Concordat zum Abschluß brachte. Und wenn man sich dessen erinnerte, so geschah es um meine Standhaftigkeit und den Widerstand, den ich bei dieser Gelegenheit einigen Artikeln entgegenstellte, mir zum Verbrechen zu machen.

Obgleich die Note des Ministers Talleyrand in der Hauptsache nichts Neues brachte, und obgleich sich das hl. Collegium in seiner Gesammtheit gegen dieses Ansinnen schon ausgesprochen hatte, so hielt man es doch für gerathen, die Kirchenfürsten noch einmal zu versammeln, sowohl wegen der gethanenen Aeußerung, daß die zu gebende Antwort die letzte sei, welche unwiderruflich Roms und dessen weltlichen Besitzes Schicksal entscheiden werde, als auch wegen gewisser Förmlichkeiten und neuer Eigenthümlichkeiten, die diese Note auszeichneten. Dieselbe sammt den Depeschen des Legaten wurde also an alle Cardinäle vertheilt.

Ich bemerke hier, daß der Cardinal-Legat, durchdrungen von der Ansicht, daß man alles versuchen müsse, um seine Existenz zu fristen und auf eignen Füßen stehen zu bleiben, (wie er sich ausdrückte) seine Depeschen von Anfang seiner Sendung an mit allen möglichen Rechtsverdrehungen anfüllte und anfüllen mußte, um den Papst zu bestimmen den Wünschen des Kaisers seine Unterschrift zu verleihen. Man war der Ansicht, daß die Cardinäle auch diese Depeschen lesen sollten, damit ihnen der ganze Sachverhalt bekannt würde. Man theilte sie ihnen mit dem Auftrage mit, ihre Ansicht in der Congregation, die sich um den Papst versammeln würde, schriftlich zu überreichen; zugleich empfahl man ihnen das strengste Amtsgeheimniß mit dem Verbot, mit Niemanden, selbst nicht mit den theologischen Auditoren darüber zu sprechen. Unser Zweck war: von Allem dem, was in dieser Versammlung vorkäme, nichts in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen.

Und in der That, es kam auch nichts in die Oeffentlichkeit. Von diesem Tage an wurde dasselbe strenge Geheimniß bezüglich aller Geschäfte vorgeschrieben, sowohl um den Kaiser nicht zu verletzen, als auch wegen anderer politischer Rücksichten. Auf diese Art hoffte man Napoleon, wenn es möglich wäre, das Abstehen von seinen Forderungen, die das Publikum noch nicht kannte, zu erleichtern. Man dachte mit Recht, daß er bei seinem Charakter und seinem unbändigen Eigensinn darauf bestehen würde, sie aufrecht zu erhalten und in nichts nachzugeben. Hätte die Welt das Geheimniß erfahren, so hätte Bonaparte, dem jedes Nachgeben als Schande erschien, gewiß keinen Schritt rückwärts gethan. Wir zogen es daher vor, auf den Ruhm, den uns unser Widerstand bei den andern Höfen verschafft hätte, zu verzichten, um des großen Vortheils willen, den Kaiser zur Umkehr bewogen zu haben. Eine solche Umkehr schien aber unmöglich, wenn nicht seine Forderungen und der denselben entgegengesetzte Widerstand für ganz Europa Geheimniß bliebe.

Die Ansichten der Cardinäle in dieser General-Versammlung waren dieselben wie in der vorhergegangenen Congregation. Auch mein Ausspruch war der gleiche geblieben, sowie der des Papstes, der auch dieses Mal zuletzt das Wort ergriff, um den verschiedenen Meinungen die Freiheit der Aeußerung zu lassen. Man faßte den Entschluß um jeden Preis seiner Pflicht treu zu bleiben und gab eine verneinende Antwort. Wie das erste Mal beauftragte mich das hl. Collegium auch dieses Mal mit der Abfassung derselben.

Weitere bedenkliche Anforderungen verzögerten die Absendung meiner Note; denn wir wollten alles mit einem Male beantworten. Die neuen Anforderungen waren mit denselben Drohungen begleitet. Man ließ uns

eröffnen: wenn wir den Wünschen des Kaisers nicht entsprächen, würde die Souveränität des Papstes aufhören. Am Merkwürdigsten war, daß man die sofortige, unbedingte und einfache Anerkennung des Joseph Bonaparte als König beider Sicilien von uns verlangte. Dieser Fürst regierte bereits über das Königreich Neapel; aber Sicilien, wohin sich der König Ferdinand geflüchtet hatte, besaß er nicht.

Die ganze Welt weiß, daß der hl. Stuhl während mehr als acht Jahrhunderten das Recht der Investitur über dieses Königreich ausübte. Man wird aber leicht glauben, daß Napoleon, der den Papst als seinen Lehensträger von ihm selbst investirt betrachtet wissen wollte, nicht duldete, daß dieser dem neuen Könige von Neapel die Investitur ertheile. Er allein, Napoleon, übte dieses Recht und machte Joseph zu seinem Lehensträger, wie er es mit den Fürsten gethan, über deren Staaten er die Zauberkraft seines Namens durch den Schrecken seiner Waffen verbreitet hatte.

Der hl. Stuhl erkannte den neuen König nicht an. Er durfte das Investitur-Recht nicht zu Verluste gehen lassen, auch wünschte er alle Rücksichten gegenüber dem König Ferdinand zu beobachten. Und wahrlich dieser Fürst verdiente keine solche Aufmerksamkeit seit er durch die verweigerte Leistung des dem Papste schuldigen Tributs und des Lehenpferdes die Gesetze der Investitur verletzt hatte. Aber bei seiner Großherzigkeit friedliebend und mild, war dies das Betragen Pius VII. Er hoffte, daß in einer glücklichern Zeit der Tag kommen würde, wo es ihm vergönnt sein werde, zur Belohnung seiner Güte die Angelegenheiten Neapel's mit dem König Ferdinand ordnen zu können.

Kaum hatte er bekannt gegeben, daß er Joseph nicht als rechtmäßigen König anerkennen könne, als auch eine

wuthschnaubende offizielle Note in Rom ankam. Man bedeutete dem Papste, wenn er den Prinzen Joseph nicht sofort einfach und unbedingt anerkennen würde, der Kaiser auch die päpstliche Souverainität nicht mehr gelten lassen würde. Auch über diese Anmaßung wollten wir das hl. Collegium befragen. Die Cardinäle versammelten sich in Gegenwart des Papstes. Es wurde geltend gemacht, daß es unter den gegenwärtigen Umständen in Anbetracht der Beziehungen zwischen dem hl. Stuhle und Napoleon und in der Erwägung, daß Se. Heiligkeit bei Besteigung des apostolischen Thrones den Eid geleistet habe, die unzweifelhaften Rechte desselben unversehrt zu erhalten, um keinen Preis gestattet werden könne, diese Anerkennung einfach und unbedingt zu gewähren. Wir hätten durch eine solche Anerkennung unsere letzte Hülfsquelle, die der Verwahrung, verloren, und die Verwahrung schützte wenigstens unsere Rechte. Wir beschlossen daher auch über diesen Punkt eine verneinende Antwort zu geben.

Gelegentlich dieser Anerkennung erwähne ich, daß im wahren Sinne des Wortes eine Menge neuer Könige, Herzöge und Fürsten, alle von des Kaisers Napoleon's Gnaden, dem Papste ihre neue Würde anzeigten und entweder in eigner Person oder durch die Vermittlung des Kaisers der Franzosen die päpstliche Zustimmung zu erlangen bestrebt waren. Obgleich die alten Gebräuche des hl. Stuhls der Anerkennung dieser neuen Titel mehr als eine Schwierigkeit entgegen stellten, so glaubte man doch bei den geänderten Begriffen der Neuzeit dringenden und höhern Betrachtungen Rechnung tragen zu müssen. Diese Betrachtungen waren: 1. daß die Religion in den Staaten dieser Fürsten, je nachdem man denselben diese Genugthuung erwiese oder abschlüge, viel gewinnen oder verlieren würde; 2. daß sich alle vorzüglichern Höfe Europa's dazu verständigt hätten; 3. daß man den Kaiser nicht durch

einen allseitigen Widerspruch auf's Aeußerste reizen solle; daß es vielmehr klug sei, ihm dadurch, daß man in allem Möglichen nachgebe, zu beweisen, daß wenn man in einzelnen Punkten Widerstand leiste, dies nicht aus bösem Willen geschehe, sondern weil heilige Pflichten entgegenstünden.

Der Papst anerkannte also die neuen Könige von Bayern und Würtemberg, den Großherzog von Berg, den Herzog von Baden und andere solche Fürsten. Aber bezüglich der neuen Könige von Neapel und Westfalen verweigerte er seine Anerkennung. Hätte er diesen letztern anerkannt und sich mit ihm in geschäftliche Beziehungen eingelassen, so wäre er bezüglich der neuen Lebensgefährtin des Prinzen Hieronymus in große Verlegenheit gerathen; denn so lange das von demselben in Amerika geschlossene Bündniß nicht rechtmäßig gelöst war, konnte Se. Heiligkeit dieser Fürstin den Titel Königin nicht geben.

Ebenso verweigerte Pius VII. die Anerkennung dem neuen Könige von Neapel, Joachim Murat, und dem neuen Könige von Spanien, Joseph, der die Bourbonen nach ihrem Sturze in diesem Lande auf dem Throne ersetzen sollte. Diese beiden letzten Ereignisse gehören übrigens nicht mehr in mein Ministerium und ich erwähne derselben nur, weil ihr Zusammenhang mit dem Vorhergehenden sie in mein Gedächtniß zurückruft.

Während meiner Erwiderung auf die Note des kaiserlichen Ministers ereignete sich ein anderer sehr trauriger Vorfall. Es war die Einnahme der Besitzungen von Benevent und Ponte-Corvo. Wir erfuhren durch die Zeitungen, (auf andere Weise wurde der Papst nicht benachrichtigt) daß der Kaiser Napoleon, unter dem Vorwande, die zwischen den Höfen von Neapel und Rom wegen des Besitzes des hl. Stuhls über die im Königreich Neapel gelegenen Inklaven seit unbestimmter Zeit obwaltenden

Zwistigkeiten zu beendigen, dieselben dem hl. Stuhle förmlich entzogen habe, wogegen demselben eine Entschädigung, unbestimmt bezüglich der Zeit, des Ortes und des Werthes, denn darüber schwieg man, angeboten wurde. Der Kaiser erhob diese beiden Staaten zu Fürstenthümern und verlieh sie seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, M. von Talleyrand und dem Marschall Bernadotte. Man wird die Ueberraschung und die Gefühle, welche eine solche Handlungsweise in der Seele des Papstes hervorriefen, leicht begreifen. Diese Handlung war von traurigster Wichtigkeit, nicht allein wegen des Verlustes dieser beiden Länder, sondern auch wegen der Bedeutung der Handlung selbst. Auf diese Art übte der Kaiser die angemaßten Rechte der Oberhoheit und der hohen Gerichtsbarkeit, die er sich über den Kirchenstaat und dessen Fürsten aneignete, thatsächlich aus und verwirklichte die Grundsätze seines denkwürdigen Briefes. Er betrachtete demnach den Papst als seinen Lehensvasallen; denn wenn er sich nicht als Lehensherr ansah, konnte er kein Recht haben, sich in die Angelegenheiten Roms und Neapels zu mischen um seine Eroberung unter einem Vorwande, der thatsächlich falsch war, zu verbergen, und der, wenn er wahr gewesen wäre, ihm doch kein Recht zu einer solchen Handlungsweise gegeben hätte. Wir glaubten bei dieser Gelegenheit unsere Rechte wahren und Widerspruch einlegen zu sollen, nicht um die geschehene Einverleibung zu bekämpfen, — was nicht ausführbar war — sondern um den Widerspruch des Papstes so viel als möglich bekannt zu machen und in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Er durfte nicht, ohne seine Stimme erhoben zu haben, die beiden Staaten von Ponte-Corvo und von Benevent zu Verluste gehen lassen, und die neuen Grundsätze, welche die Freiheit und Unabhängigkeit der päpstlichen Souverainität selbst zu Grunde richteten, stillschweigend hinnehmen. In Folge

dessen faßte man den Entschluß zugleich mit den übrigen Erwiderungen in dieser Beziehung eine sehr energische Verwahrung nach Paris abgehen zu lassen. Man erklärte freimüthig, daß man auf den Plan einer Entschädigung nicht eingehen könne und daß man die besetzten Länder zurück haben wolle. Sodann schrieb man an alle Höfe, theilte denselben die Verwahrungen Pius VII. mit und beauftragte die in Benevent und Ponte-Corvo wohnenden römischen Beamten kategorischen Protest zu erheben. Dank der Schnelligkeit, mit der dieser Befehl ausgeführt wurde, erschien die Protestation zugleich mit der militärischen Besetzung.

Ich übergehe eine Menge von Begebenheiten, die in Rom zwischen dem päpstlichen Ministerium und dem französischen Gesandten, dem Cardinal Fesch, vorfielen, Begebenheiten, die mich in meiner Eigenschaft als Staatssekretär in unmittelbare Berührung mit ihm brachten. Meine Stellung wurde mit jedem Tage schwieriger und schmerzlicher als der Tod. Uebrigens war es nicht für mich allein, daß ich betrübt war bis in das Innerste des Herzens; es war in der Voraussicht der Drangsale, die dem hl. Stuhle, dem Papste und seinem Staate bevorstanden, im Hinblick auf die neuen Verfolgungen, Anklagen und Unzufriedenheiten, welche die französische Regierung gegen die päpstliche Regierung aushecken würde. Dieses Verhältniß war vielleicht großentheils durch die Berichte entstanden, die der Cardinal-Gesandte seinem Hofe abstattete, und die, wie ich glaube, aus Unachtsamkeit aus seiner Feder flossen. Fesch haßte mich, wie man weiß, und ich begriff recht gut, daß der Widerstand des hl. Stuhls gegen die Wünsche des Kaisers genüge, um diesen Haß zu steigern, auch ohne besonderes Hinzuthun Seitens des Cardinals. Uebrigens paßte es zu seinem Charakter; er mußte — was fast allgemein Sitte ist — das Gehässige

der Verhandlungen auf Rechnung des ersten Ministers setzen. Bei dieser Handlungsweise konnte er mich tödtlich hassen und bedacht sein, sich eines ihm so feindlich gegenüberstehenden Mannes zu entledigen.

Vier Jahre später, als er mich nach Wegnahme des weltlichen Besitzthums des hl. Stuhls in Paris wieder sah, gestand er es öffentlich ein. Ich hatte ihn übrigens, ich wiederhole es, im Voraus erkannt, und der brave M. Gacault hatte mich seiner Zeit mit der ihn auszeichnenden Geradheit davon verständigt. Ein Dorn bohrte sich nach und nach in mein Herz ein, wenn ich bedachte, daß der Zorn des Kaisers gegen meine Person, ein Zorn, der durch die allenfallsigen Berichte des Cardinals Fesch über mich nur gesteigert wurde, das Unglück des Staates und der päpstlichen Kurie vermehren und beschleunigen konnte. Die täglichen Leiden und Chikanen, denen der hl. Stuhl in seiner Verwaltung ausgesetzt wurde, berechtigten nur zu sehr zu dieser Furcht. Ich enthalte mich diese Schmerzen zu erzählen; denn die Umstände unter denen ich diese Zeilen schreibe und die wenige Freiheit, deren ich genieße, erlauben es mir nicht. Nur ein Beispiel will ich anführen, das von der Thorheit der Menschen und von der Ungerechtigkeit dessen, was man dem hl. Stuhl und seinem Minister zur Last legte, einen Begriff geben wird.

Was ich hier erzähle kann dem hl. Stuhle einige nützliche Aufklärungen geben, ihn belehren und in ähnlichen Fällen als Regel dienen, wenn es der Wille des Himmels ist, daß er wieder in sein weltliches Besitzthum eingesetzt wird.

Die gereizte Stimmung, welche die französische Regierung gegen die päpstliche Regierung zu erkennen gab, — eine Stimmung, die der Cardinal Fesch, unfähig ein Geheimniß zu bewahren und stets gegen mich lästernd, in die Oeffentlichkeit brachte — flößte den Feinden der Kirche

und den Uebelgesinnten Muth ein. Die Zahl der Leute, welche ohne rechtlichen Titel die französische Cocarde trugen, wurde so beträchtlich, daß selbst der Cardinal Fesch eines Tages mit mir darüber Rücksprache nahm und sagte, man solle das Tragen der Cocarde allen Leuten verbieten mit Ausnahme derjenigen Individuen, die zur französischen Gesandtschaft gehörten oder im Dienste des französischen Auditors der Rota, des Directors der Akademie und des Postdirectors stünden, und aller andern französischen Angestellten — dieselben seien nun Italiener oder Römer — und aller in Rom wohnenden Franzosen. Ich antwortete, daß solche Gesetze, welche das Tragen fremder Cocarden allen Nichtberechtigten verbieten, schon bestünden; daß der hl. Stuhl deßungeachtet behufs Erneuerung der alten Gesetze ein neues in dieser Hinsicht erlassen wolle; daß er aber in Folge der zahlreichen Ausnahmen, die Se. Eminenz genehmigten, und welche die Regierung kenne, daran gehindert sei.

Ich fügte hinzu, daß der Papst hierin nicht nachgeben könne, und daß er eben deßwegen über den Erlaß eines neuen Gesetzes in Verlegenheit sei; daß er unmöglich für alle diejenigen, welche Se. Eminenz bezeichneten, Privilegien einführen könne, während, wenn er über dieselben mit Stillschweigen wegginge, ein ewiger Grund zu Zwistigkeiten zwischen dem römischen Hofe und dem französischen Gesandten geschaffen würde. Andererseits wäre die Annahme aller dieser Ausnahmen eine Verletzung der eignen Rechte der päpstlichen Regierung gewesen. Ich bemerkte ihm, daß der hl. Stuhl kein Bedenken tragen würde, die fremde Cocarde allen zur französischen Gesandtschaft gehörigen Personen — selbst den Italienern — ebenso dem Director der Akademie und der Post zu genehmigen; aber den Italienern, die im Dienste des Auditors der Rota und der beiden Directoren stünden, könne

er ein solches Vorrecht ebenso wenig einräumen als den in Rom wohnenden Franzosen. Ich bewies ihm, daß die beiden Directoren für ihre italienischen Bediensteten nicht dasselbe Völkerrecht beanspruchen könnten, dessen sie sich selbst, sowie die Bediensteten der Gesandtschaft erfreuten; daß der Auditor der Rota, obgleich Franzose, doch nur ein römischer Prälat und vom Papste angestellt sei; daß er also für seine Hausgenossen und Bediensteten das Privilegium der Cocarde nicht verlangen könne, weil es auch die österreichischen und spanischen Auditoren nicht beanspruchten, keinen Gebrauch davon machten und nie gemacht hätten. Bezüglich der Ausnahmen, die man für die in Rom lebenden Franzosen begehrte, wies ich nicht blos auf das Beispiel der andern Völker hin, das sich einem solchen Verlangen entgegenstellte; denn weder die Oesterreicher, noch die Spanier, noch die Engländer, noch die Neapolitaner, noch irgend eine fremde Macht erlaubten sich den Gebrauch der National-Cocarde, sondern ich bewies auch, daß dasselbe jedes rechtlichen Grundes entbehre. Die Fremden haben auch wirklich kein solches Privilegium; nur die Angestellten der Gesandtschaften können die Cocarde ihres Landes tragen. Ich ging noch weiter. Ich entwickelte ihm die Unannehmlichkeiten, welche entstehen müßten, wenn man in einer Stadt, die von so vielen Fremden angefüllt ist wie Rom, das Tragen der National-Cocarden gestatten würde. Diese Unannehmlichkeiten waren bei einer Regierung, die schwächer als die andern Regierungen, noch mehr zu fürchten und sie konnten die schreiendsten Mißbräuche hervorbringen. Ich endigte mit der Erklärung, daß es dem hl. Stuhle unmöglich sei, ein neues Gesetz in Bezug der Cocarden zu erlassen, wenn der Cardinal nicht seine selbstgeschaffenen Begünstigungen, welche die Rechte der römischen Kurie verletzten, zurückzöge; daß man sich außerdem mit den bestehenden Gesetzen

begnügen müsse; daß man dieselben bei allen Personen, die nicht zu den Begünstigten Sr. Eminenz gehörten, in Vollzug setzen würde; daß man zwar bezüglich dieser Letztern ein Auge zudrücken würde; aber daß der Papst diesen Ansprüchen durch eine förmliche Bestätigung der Ausnahme von der allgemeinen Regel seine Zustimmung nie geben würde. Der Cardinal Fesch nahm keine von seinen oben erwähnten Vergünstigungen zurück. Man konnte also das neue Gesetz nicht in's Leben treten lassen, und befahl dem Gouverneur von Rom, daß er die bestehenden Gesetze gegenüber allen, welche fremde Cocarden trügen, auf's Strengste in Anwendung zu bringen habe; aber man empfahl ihm über die ungerechter Weise von Frankreich erzwungenen Begünstigungen hinwegzusehen. Nachdem man dieselben durch ein Gesetz nicht öffentlich genehmigen konnte, wie es der Cardinal Fesch gewünscht hätte, so hielten wir es für besser zu schweigen, als durch einen Widerspruch dem Feuer, das unter der Asche glimmte, neue Nahrung zu geben.

Obiges mußte ich erwähnen, sowohl um die päpstliche Regierung, wenn sie je wieder in's Leben treten sollte, aufzuklären, als auch um das Verständniß des außergewöhnlichen Ereignisses zu erleichtern, das ich mir unter den tausend andern innern Vorkommnissen, welche damals unser Elend ausmachten, zur Erzählung auserwählt habe.

Es traf sich nämlich, daß zwei Italiener, welche die französische Cocarde trugen, auf dem Platze Navone einen Pastequen-Händler tödteten, weil sich derselbe beschwert hatte, daß die beiden Männer seine Früchte, ohne zu zahlen, gegessen hätten. Diese Handlung, wer sollte es glauben, welche das allgemeine Mitgefühl für den unglücklichen Kaufmann erregte, gab dem Cardinal Fesch Gelegenheit und Vorwand zur abenteuerlichsten Beschwerde gegen

mich. Er bildete sich ein, ich hätte in meiner Begierde, Frankreich in Rom verhaßt zu machen und das Volk gegen die Franzosen aufzustacheln, diesen Mord genehmigt, um den römischen Pöbel zum Aufruhr zu bewegen und hätte denselben absichtlich durch zwei Träger der französischen Cocarde vollbringen lassen. Ich muß bemerken, daß der Cardinal in mehrern Fällen Angesichts der Schwäche der Regierung, die Güte hatte mir seine unwürdigen, ich sage sogar, dummen Gedanken zu unterschieben. Zum Beweis für seine verrückte Anschuldigung — ich will mich keines kräftigern Ausdrucks bedienen — behauptete er, daß ich nicht gewagt hätte, seinen Wünschen zu entsprechen und das Verbot, fremde Cocarden zu tragen, zu erneuern; aber er verschwieg seine übertriebenen Forderungen, welche die päpstliche Regierung daran hinderten und sie veranlaßten statt eines neuen Gesetzes bei der strengsten Beobachtung des alten stehen zu bleiben.

Diese Angelegenheit hätte beinahe die schlimmsten Folgen nach sich gezogen. Auf's Tiefste verletzt, wie ich war durch die Anschuldigung: ich hetze das Volk gegen die Franzosen auf, — eine Anschuldigung, die mir gegenüber ebenso Lüge, wie sie der Regierung gegenüber gefahrdrohend war — schrieb ich sofort an den Cardinal Fesch und drückte ihm in einer offiziellen Note meine Kränkung aus. Zugleich verlangte ich von ihm einen Paß für einen Courier, der meine energischen Beschwerden nach Paris überbringen sollte. Ich schrieb ihm; denn bei seinen beständigen und heftigen Zorn-Ausbrüchen war es mir nicht möglich, ihn mündlich zu sprechen ohne meine eigene Ehre preiszugeben und ohne mich der Gefahr auszusetzen, ihm in einer ersten unbezwinglichen Aufwallung meine Verachtung auszudrücken. Um mich an der Ausführung meines Vorhabens zu hindern, widerrief er seine Verläumdung dem Scheine nach, verweigerte aber den

Paß. Ich sage zum Scheine; denn die Folge hat deutlich gezeigt, daß man Bonaparte den festen Glauben beibrachte: ich reize in meiner Stellung als Staatssekretär durch die unerlaubtesten aber sichersten Mittel das Volk Rom's und der Provinzen zur Empörung gegen Frankreich und die Franzosen auf.

Diese Erzählung erinnert mich, ich weiß nicht wie (denn ich sehe in der That keinen andern Zusammenhang als den, daß zwei in keinem innern Zusammenhange stehende Ereignisse, das eine wie das andere, ein Ausfluß französischer Anmaßung waren) diese Erzählung, sage ich, erinnert mich an eine andere Geschichte, deren ich viel früher hätte Erwähnung thun sollen, die ich aber jetzt in aller Kürze erzählen will, damit sie dem Gedächtniß nicht entschwinde. Es handelt sich um die ausdrückliche Beschwerde, welche uns die französische Regierung zur Zeit, als M. Cacault Gesandter war, wegen des Königs Victor Emanuel von Sardinien zugehen ließ.

Frankreich verlangte vom Papste die Entfernung dieses Fürsten und seines Hofes aus Rom, wohin er sich nach dem Verluste von Piemont geflüchtet hatte, anstatt seine Residenz an einem andern Orte z. B. auf der Insel Sardinien aufzuschlagen. Ungeachtet des gebieterischen Tones, in dem dieses Ansuchen, einem Befehle gleich, abgefaßt war, wies man es doch mit der festesten Haltung zurück. Ich glaube, daß die Klugheit des M. Cacault dazu beitrug, daß unsere Weigerung keine beklagenswerthen Folgen, wenigstens dazumal nicht, nach sich zog. Aber vollenden wir die Erzählung.

Im Verlaufe der Streitigkeiten hatten wir alle Erklärungen, die wir nach Paris schicken wollten, hergerichtet; unsere Verwahrung gegen die unrechtmäßige Hinwegnahme Benevents, die Nichtanerkennung des neuen Königs von Neapel und andere Beschwerdeschriften, deren Aufzählung

mir erlassen sei, da sie weniger wichtig sind und mir Eile geboten ist. Aber die denkwürdigste Urkunde war die Antwort auf die Note des M. von Talleyrand. Sie enthielt die Verweigerung oder besser gesagt die bestimmteste Wiederholung der Erklärung, daß man den vom Kaiser uns aufgedrungenen Anforderungen und den daraus entstehenden Folgen nicht zustimmen könne. Der Entwurf dieser Antwort war sehr schwierig und sehr peinlich. Er wurde weder kurz, noch zweideutig, noch schwach abgefaßt. Es ist mir nicht möglich, denselben hier ganz wiederzugeben; der wesentliche Inhalt bestand in der nöthigen Auseinandersetzung der Gründe, welche es dem hl. Stuhle unmöglich machten, den Wünschen des Kaisers ein geneigtes Ohr zu verleihen. Man bewies, daß die Freiheit und Unabhängigkeit der Souverainität des hl. Stuhls nicht allein durch eine Verjährung von zehn Jahrhunderten geschützt sei, durch welche alle frühern Rechtstitel — abgesehen davon, daß solche nie existirten — aufgehört hätten, sondern man erörterte auch, daß diese Freiheit und Unabhängigkeit bei der gegenwärtigen Lage der Dinge mit der Wohlfahrt der Religion auf's Engste verknüpft sei. Bezüglich dieses Punktes fügte man noch hinzu, daß eben diese Erwägung in Verbindung mit seinem Eide dem Papste die Verpflichtung auflege jene Unabhängigkeit und Freiheit zu behaupten, welche der Kaiser an sich ziehen wolle, und berief sich auf das ausdrückliche Zeugniß des berühmten Bossuet in seiner Abhandlung über die Einheit der Kirche. Er sagt in der Hauptsache, (der Worte des Textes erinnere ich mich nicht mehr genau) es sei der Wille Gottes, daß die römische Kirche als Mutter aller Königreiche, für alle Zukunft keinem Lande in weltlicher Beziehung unterthan sei, und daß das Oberhaupt der Kirche von keinem weltlichen Fürsten abhängen dürfe, um seine geistige Macht frei über alle Königreiche und Kaiser-

thümer ausbreiten zu können; denn diese letztern, aus Eifersucht oder Staatsrücksichten, sich öfters feindlich gegenüberstehend, würde den Einfluß des Oberhaupts der Kirche, der von Einem derselben abhinge, in ihrem Lande nicht dulden.

Aber dieser Bossuet, der als Orakel gilt, wenn es sich um die bekannten vier Artikel handelt, die er gegen die römische Kirche verfaßte, dieser selbe Bossuet, wenn er zu Gunsten der römischen Kirche spricht, ist nicht nur kein Orakel mehr, sondern ein Schwachkopf, der den gesunden Menschenverstand nicht hat, und den man nicht anhören soll.

Man entwickelte dann die Eigenschaften des Papstes als Oberhaupt der Kirche, Priester des Friedens und Vater der Christenheit und folgerte aus diesen wesentlichen Eigenschaften des Papstthums, wie es dem hl. Vater nicht zustehe, in ein ewiges Bündniß mit diesem oder jenem Fürsten zu treten, sich in was immer für ein kriegerisches System einzulassen und die Freunde und Feinde irgend einer Macht als seine Freunde und Feinde anzuerkennen. Man fügte hinzu, daß, wenn der Papst zwei Persönlichkeiten in sich vereinige, die des höchsten Priesters und die des weltlichen Regenten, so könne er doch nicht wie ein König — bei ihm nur eine untergeordnete Würde — etwas thun, was mit seiner weit höhern Stellung als erster Bischof in Widerspruch stünde; daß sich eben der Papst darin von den weltlichen Fürsten unterscheide, weil diese nur mit einer Würde bekleidet, thun könnten, was dem Papste seine doppelte Machtstellung auszuführen nicht gestattete. Man bewies die Unmöglichkeit, die Beispiele früherer Päpste auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden, weil keiner derselben solche ewige und systematische Bündnisse eingegangen hatte, wie es der Kaiser verlange. Man bewies ferner, daß es noch viel schwieriger werde, dem

Begehren des Kaisers zu entsprechen, wenn man es an Bedingungen knüpfe, in Folge deren dem Kaiser die Oberhoheit und die hohe Gerichtsbarkeit dem Papste gegenüber als Lehensträger und Vasallen eingeräumt würde. Man bewies die unberechenbaren Nachtheile, die aus der Abhängigkeit des Papstes für die Religion entstehen müßten, sowohl in katholischen Ländern als in Ländern, die vom Katholicismus getrennt, die Ausübung dieses Glaubens duldeten, auf's Unwiderlegbarste. Die Fürsten, feindlich oder eifersüchtig gegen denjenigen, mit dem der Papst ein beständiges Bündniß geschlossen und unter dessen Oberhoheit er stünde, würden die freie Ausübung der geistigen Macht in ihren Ländern stören und verhindern. Man zeigte, wie der Kaiser ungeachtet der dringendsten und wiederholten Verwahrungen des Papstes die gewünschten Vortheile des Bündnisses mit Sr. Heiligkeit thatsächlich doch genieße; endlich beschwor man den Kaiser eingedenk der Beweise von Hochachtung und Anhänglichkeit, die ihm Pius VII. Angesichts von ganz Europa zum großen Mißfallen der darüber eifersüchtigen Mächte erwiesen, dem hl. Stuhle den Frieden wieder zu geben. Der hl. Vater, fügte man hinzu, hätte diese Beweise immer, so oft es ihm möglich, geleistet. Wenn es jetzt nicht geschehe, so müsse man seine Weigerung nur auf Rechnung seiner Pflicht schreiben. Man schloß mit der Versicherung, daß, wenn unglücklicher Weise Napoleon diese Bitte nicht erhören würde, der Papst entschlossen sei, eher alles zu leiden als sein Amt zu verrathen, und daß er seine Sache vertrauensvoll dem Herrn empfehlen würde.

Noch vor der Courier mit diesen Depeschen betraut seine Reise nach Paris angetreten, ereignete sich in Rom ein anderer Vorfall. Der Cardinal Fesch wurde zurückberufen. Der Kaiser wollte vielleicht die dem Papste gegenüber geäußerte Drohung: den Cardinal durch einen

weltlichen Geschäftsträger zu ersetzen, um ihn vor meiner Rache zu schützen, verwirklichen. Vielleicht aber wagte es Napoleon nicht, mit dem Beirathe eines Cardinals, seines Onkels, den Plan, die weltliche Macht des hl. Stuhls zu stürzen, auszuführen. — Man glaubte allgemein, es sei dies sein Beweggrund gewesen, und die Zukunft bewies, daß dem so war. Thatsache ist, daß der Gesandte plötzlich den Befehl erhielt, nach Frankreich zurückzukehren. Vor seiner Abreise hatte Fesch mit dem Papste einen sehr heftigen Wortwechsel. Se. Heiligkeit beauftragte ihn, seine Beschwerden dem Kaiser vorzustellen; da ließ sich der Cardinal im Laufe des Gesprächs von seinem gewöhnlichen Zorne hinreißen, so daß er sogar die Pius VII. schuldige Hochachtung auf Seite setzte. Er drohte mit der Berufung an ein Concilium und verließ das Cabinet des Papstes in höchster Aufregung und außer sich. Staunen und Entrüstung erfaßte die Prälaten im Vorzimmer; er aber entblödete sich nicht, in der Oeffentlichkeit über diesen Auftritt auf die unwürdigste Weise zu sprechen.

Mich hatte er schon seit geraumer Zeit nicht mehr besucht und nicht mehr empfangen. Um nicht meine Würde als Cardinal und Staatsminister bloszustellen, war ich genöthigt auf seine Abendgesellschaften zu verzichten. Ich besuchte sie früher gleichgültig, und vergaß anscheinend die mir angethanen Beleidigungen aus Liebe zum Frieden und im Interesse der Wohlfahrt des Staates. Ich wurde so schlecht empfangen, daß ich mir derartige Begrüßungen ersparen zu sollen glaubte. Deßungeachtet, als ich vom Papste und nicht von ihm erfuhr, daß er auf dem Punkte abzureisen wäre, machte ich ihm einen Abschiedsbesuch, um ihm glückliche Reise zu wünschen, ihm die Lage des hl. Stuhls anzuempfehlen, und um, wenn möglich, Frieden zu schließen; aber, obgleich zu Hause, verschloß er mir die Thüre. Vor seiner Abreise

schickte er mir durch einen Diener seine Visitenkarte; er kam nicht selbst, weil er kein Verlangen hatte, von mir empfangen zu werden. Er reiste ab, ohne daß ich ihn gesehen hätte. Ich verwahre mich Angesichts des Himmels, daß mich bei Aufzählung alles dessen, was ich im Interesse der Wahrheit der Thatsachen gegen den Cardinal gesagt habe, ein Gefühl von Rache oder Leidenschaft geleitet hätte. Noch mehr, ich fühle mich zu der Erklärung verpflichtet, daß, wenn er das Unglück hat, einen hinterlistigen, mißtrauischen Charakter zu besitzen und sich von Personen umgarnen zu lassen, welche Eigennutz, Rache und andere schlechte Leidenschaften beherrschen; wenn er bei seiner Abneigung gegen die päpstliche Macht das Unglück hat ein leidenschaftlicher Gallikaner — gallicanissimo — zu sein; wenn er das Unglück hat, alle Fragen zu verwirren und ohne zu wollen Zwietracht zu säen; daß er deßungeachtet im Grunde keine böswilligen Absichten hat und nach meinem Dafürhalten Eifer für die Religion und untadelhafte Sitten besitzt. Ich erkläre feierlich, daß ich dies sage, um der Wahrheit aus ganzem Herzen Zeugniß zu geben.

Der Nachfolger des Cardinals Fesch war M. Alquier, früherer Gesandter Frankreich's in Neapel, der sich seit einiger Zeit als Privatmann in Rom aufhielt. Vielleicht lebte er daselbst auf Kosten der französischen Regierung, um die Pläne derselben zu unterstützen. In meiner Eigenschaft als Staatssekretär hatte ich öfter Gelegenheit, mich ihm gefällig zu zeigen; sei es, daß ich seine Versendungen auf der Mauth begünstigte oder ihm ähnliche Dienste erwies, als er von Spanien kommend durch Rom reiste, um seinen Posten in Neapel anzutreten; sei es gelegentlich seiner Flucht nach Rom in Folge der Begebenheiten im Königreiche Neapel. Bei dieser letztern Veranlassung hatte ich sogar das Vergnügen, ihm wesentliche

Dienste zu erweisen. Persönlich bewies er mir stets seine Achtung und seine Dankbarkeit; bisweilen wagte er sogar — aber nur im Vorbeigehen und wenn er mir begegnete — mir seine Mißbilligung über des Cardinals Fesch Handlungsweise auszudrücken. Als Gesandter Frankreichs stand er zwischen den gegen mich gerichteten Befehlen seiner Regierung und den persönlichen Gefühlen von Freundschaft, die er für mich hatte.

Die gegen mich gerichteten Befehle von Paris waren wuthschnaubend. Ich weiß nicht ob die Anwesenheit des Cardinals Fesch beim Kaiser Schuld daran war. Mit einem Worte, die französische Regierung klagte mich an, daß ich den Papst zum Widerstande dränge; man sagte Pius VII. ließe sich ausschließlich durch mich bestimmen, und that dadurch seinen Fähigkeiten, seiner Seelenstärke, seiner Klugheit und allen den hehren Tugenden und Eigenschaften, welche die Vorsehung an ihm leuchten ließ, als er allein in enger Haft saß, schreiend Unrecht; er bewies in Mitte dieser Drangsale eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Zudem beschuldigte man mich der gemeinsten Verbrechen. Man behauptete, ich organisirte die Revolution im ganzen Staate, die Ermordung der daselbst wohnenden Franzosen und der in kleinen Truppen marschirenden Soldaten. Man sagte ferner, ich bedrücke das Volk mit unmäßigen Abgaben, um den Haß gegen Frankreich zu nähren. Ich will jetzt zeigen, wie unglücklich wir damals waren. Der Papst wurde genöthigt, für die durchziehenden und in seinen Staaten garnisonirenden Truppen fabelhafte Summen zu bezahlen. Er mußte zur Befestigung und Verpflegung Ancona's und anderer durch die Franzosen besetzten Städte Beiträge leisten, und man wollte, — ich sage nicht — daß er keine Contributionen erhebe, sondern daß er kein Anlehen abschließe, um gewissen Verpflichtungen, denen er kaum ausweichen konnte, zu entsprechen. Die

französische Regierung beschuldigte mich auch, daß ich durch Verbreitung hl. Bilder und gegen Frankreich gerichteter Gebete den Fanatismus aufstachle. Alles dieses war grundfalsch und dumme Verläumdung. M. Alquier erhielt sogar einen Brief des Kaisers, voll der Vorwürfe gegen mich, mit dem Auftrage, mir denselben vorzulesen. Er gehorchte mit schwerem Herzen und bemühte sich die Ausdrücke zu mildern. Ich erinnere mich, daß dieser Brief unter Andern die Worte enthielt: „Sagen Sie dem Cardinal Consalvi, daß ich ihm auf den Versen stünde, und daß mir keine seiner Handlungen entgehe." Was nur mich allein anging, beunruhigte mich nicht. Was meinem Herzen wehe that, war die Ueberzeugung, daß durch diesen Haß gegen mich und durch die festgewurzelte Einbildung meines Einflusses auf den Papst die Verantwortung für die den hl. Stuhl bedrohenden Drangsalen mich träfe. Ich fürchtete, daß meine wenigen Freunde, meine zahlreichen Feinde und alle Gleichgültigen alles Unglück der Gewohnheit gemäß meiner Anwesenheit im Ministerium zuschreiben würden. Sie hätten sagen können: wenn an der Spitze des Staatssekretariats ein weniger ungern gesehener Mann gestanden wäre, oder wenn ich, ob mit Recht oder Unrecht, dieser Mann gewesen wäre, so hätte der Sturz des Papstthums noch einige Zeit hinausgeschoben werden können.

Diese Erwägung veranlaßte mich zu ernsthaftem Nachdenken. Ich hatte dem Papste schon öfter meine Entlassung angeboten, wenn er sie im Interesse des Staats für nützlich hielt; aber der hl. Vater hatte sie nie angenommen. Obgleich er für mich stets eine unendliche Gewogenheit hatte, so muß ich ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich bei Ablehnung dieses Gesuches nicht durch seine persönliche Zuneigung zu mir oder durch den Schmerz, mich von seiner Seite entfernen

zu müssen, leiten ließ. Der Beweggrund seiner Handlung war ein viel erhabenerer. Pius VII. gestand mir, daß er keine Furcht und Schwäche zeigen wolle, so lange so wichtige Angelegenheiten zwischen ihm und dem Kaiser verhandelt würden; da sonst Napoleon seine Hoffnungen steigern und sich schmeicheln würde, daß der Papst den von ihm gestellten Forderungen Gehör schenke.

Dieser von Pius VII. angeführte Grund schien mir so wichtig, daß ich nicht den Muth hatte, ihn weiter zu belästigen. Indessen häuften sich die Beweise der Abneigung des Kaisers gegen meine Person mit jedem Tage sowohl in seinen Briefen an die Gesandten in Rom als in seinen offiziellen Noten und ganz besonders in seinen Unterredungen mit dem Cardinal-Legaten, und die scharfen Ausdrücke, in denen Napoleon erklärte, daß er mich um jeden Preis aus dem Ministerium verbannen wolle, erreichten eine Bedeutung, daß man stille stehen und sehr ernsthaft nachdenken mußte.

Die Anschuldigungen wegen Complots und Organisirung einer Revolution im Staate gegen Frankreich und das früher Erzählte gaben mir Stoff genug zu Betrachtungen. Die Welt wußte, daß mich der Papst schätzte. Ich hielt es daher für nützlich, daß die falsche Idee: der hl. Vater behalte mich nur aus persönlicher Zuneigung im Amte, nicht verbreitet würde. Ich hielt es somit für nothwendig, dem Publikum eine Art Genugthuung zu geben und ihm zu beweisen, daß der Papst, anstatt Rom dem drohenden Unglücke Preis zu geben, alle Mittel aufbieten werde, um es davor zu schützen; und daß er deßwegen mich der Rache Frankreichs opfern würde, da es ihm ohne Pflichtverletzung nicht möglich sei, dieselbe besser zu besänftigen und den Forderungen Napoleon's zu entsprechen.

Diese Betrachtungen lösten mir noch einmal die

Zunge und bewogen mich, alles aufzubieten, um die höchst falsche Voraussetzung, als mißbrauche ich die Güte des Papstes, um mich im Ministerium unentbehrlich zu machen, von mir zu beseitigen. Die Stellung selbst hatte für mich gar keinen Reiz; aber es fiel mir unendlich schwer, dem hl. Vater in dem Augenblicke eines so schrecklichen Sturmes meine Dienste zu entziehen. Ungeachtet des schmerzlichen Gefühles bei dem Gedanken der Trennung von dem Papste glaubte ich ihm doch zu wiederholten Malen die Worte des Propheten Jonas zurufen zu sollen: „Tollite me et mittite in mare . . . quoniam propter me tempestas haec grandis venit super vos.“ „Nehmet mich und werft mich in's Meer, weil meinetwegen dieser große Sturm über Euch kam.“ Aber diese Betrachtungen hätten vielleicht meinen Rücktritt von den Geschäften noch nicht entschieden, wenn nicht höhere Rücksichten und Gründe von ganz anderm Gewichte und Inhalt denselben beschleunigt haben würden. Ich sage „vielleicht“, denn ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, was in die Länge geschehen wäre. Mein Rücktritt war in der That die allereinzigste Möglichkeit, um dem Kampfe, den wir zur Wahrung der Rechte des hl. Stuhls und für die Wohlfahrt der Religion und des Staates selbst führten, einigen Erfolg zu verleihen.

Die Antwort des Papstes, den Anmaßungen des Kaisers gerade entgegen, sollte demnächst nach Paris abgehen, und da war es leicht den schrecklichen Zorn Napoleon's vorauszusehen. Was ihn am meisten erzürnen mußte, war die Ablehnung derjenigen Forderungen, die er mit so viel Lärm aufstellen und verbreiten ließ. Wir verweigerten in der That, seinem Systeme beizutreten, uns auf immer mit Frankreich zu verbinden und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, um so der ausgesonnenen Oberherrlichkeit und hohen Gerichtsbarkeit über

den Kirchenstaat unsere Zustimmung nicht zu geben. Die Nicht-Annahme aller dieser Punkte war die unumwundene und bestimmte Antwort, von der das Schicksal Roms und der kirchlichen Herrschaft abhing.

Zwei Betrachtungen stellten sich uns vor Augen; beide schienen sie der Aufmerksamkeit würdig und sehr belangreich. Die erste war: wenn es gelänge, den Kaiser zu überzeugen, daß die ihm gegebene ablehnende Antwort vom Papste *selbst* herrühre, und daß er dabei von keinem Andern beeinflußt gewesen sei, so könnte ihn dies, aber auch nur dies, vielleicht veranlassen von seinen Forderungen abzustehen. In der That, wenn er sich wirklich überzeugte, daß Pius VII. aus sich selbst handelte, so war es möglich, daß Napoleon an seinem Triumphe verzweifelnd einen Schritt rückwärts that — wenigstens konnte man es glauben — weil er es, ohne sich zu demüthigen, thun konnte.

Die Verhandlungen waren noch in tiefes Geheimniß eingehüllt. Damit der Kaiser die Ueberzeugung gewinne, daß das „Nein" wirklich von Sr. Heiligkeit ausgehe, durfte er den Minister nicht mehr in seiner Umgebung sehen, den Napoleon irrthümlich als den Leiter des Papstes ansah. Dann, nach der Entfernung des Ministers mußte er sich überzeugen, wenn Pius VII. seinen Anmaßungen dennoch widerstünde, daß es der Ausdruck seines eignen Willens und seines Pflichtgefühles sei. Man glaubte auch durch das Opfer der Entfernung eines Staatssekretärs durch den hl. Vater, den der Kaiser als seinen Feind betrachte, die zu übermittelnde abschlägige Antwort zu mildern, und hoffte, daß er dieses Opfer des Minister-Wechsels als eine ihm geschehene Genugthuung ansehen würde, und daß diese Genugthuung seiner Eigenliebe durch die Wirkung in der Oeffentlichkeit schmeicheln würde.

Man hielt also für das beste Mittel, um diese Angelegenheit einem glücklichen Ende entgegen zu führen oder

doch wenigstens um die schnelle Ausführung der Drohungen aufzuhalten, und so durch Zeitgewinnst auch den Sturm zu beschwören, wenn derselbe Courier mit der verneinenden Antwort zugleich auch der Ueberbringer meiner Entlassung und der Ernennung meines Nachfolgers wäre. Diese Betrachtungen, die zwischen mir und dem Papste reichlich erwogen wurden, bestimmten ihn, wenn auch mit schwerem Herzen — ich kann nicht umhin es ohne Stolz aber mit Wahrheit und Dankgefühl zu gestehen — sich von einem Beamten zu trennen, den er mit seinem vollsten Vertrauen beehrte, und der ihm, er wußte es, mit einer Treue und einem Eifer diente, welche selbst die Verleumdung nicht zu besudeln vermochten. Es sei mir gestattet mich so über mich selbst auszudrücken. Es ist mir unmöglich zu ermessen, wem von uns beiden das Opfer schwerer war; aber wenn dem Papste die Trennung hart wurde einzig nur wegen seiner Güte und nicht wegen meiner Verdienste, — abgesehen von meiner Treue und meinem Eifer — so wurde mir diese Trennung viel härter, der ich das Theuerste, was ich auf der Welt besaß, verlor. Ich konnte so viele und so erhabene Tugenden nicht mehr in der Nähe bewundern, und konnte meinem großen Wohlthäter nicht mehr dienen, noch ihm in diesen gefährlichen Augenblicken ganz besonders beistehen; ich konnte ihm meine Dankbarkeit durch meine treue Sorgsamkeit, der einzigen Art, wie ich es konnte, nicht mehr bezeugen. Aber ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich bei diesem schweren Opfer keine reinere Absicht hätte haben können. Diese Absicht, welche mich in meinem Seelenschmerze ein wenig tröstete, war, alles zu versuchen, was der hl. Sache, die ich in Händen hatte, dienlich und förderlich sein könnte.

Vor der Veröffentlichung dieses Beschlusses wünschte Pius VII. meinen Nachfolger zu wählen. Mehr als

einmal hatte der Cardinal Fesch in seinem Zorne eine gewisse Anzahl Cardinäle als Frankreich feindlich gesinnt bezeichnet. Einen von diesen zu nehmen, obgleich die Berichte des Onkels des Kaisers in dieser Beziehung parteiisch waren, wäre weder klug noch nützlich gewesen, weil man das Ministerium wechselte, um Bonaparte eine Genugthuung zu geben. Unser Zweck wäre nicht erreicht gewesen, wenn wir einen Cardinal gewählt hätten, der nach seiner Meinung sein Feind war. Mehrere Cardinäle konnten nicht Staatssekretär werden wegen gewisser individueller Rücksichten. Unter denjenigen, die übrig blieben, glaubte der Papst den Cardinal Casoni wählen zu sollen. Casoni war früher Präsident in Avignon, dann Nuntius an einem Frankreich befreundeten Hofe, in Spanien, und unter keinem Vorwande der französischen Regierung mißliebig. Dieser Cardinal besaß bei seltener Unbescholtenheit, ausnehmender Ehrenhaftigkeit des Charakters und ungewöhnlicher Geschäftskenntniß den Vorzug, der französischen Sprache mächtig zu sein, was ihm in geschäftlicher Beziehung mit dem französischen Gesandten sehr zu Statten kam, da er keines Dolmetschers bedurfte.

Nachdem alle Anordnungen getroffen waren, gab ich dem Minister Alquier im Auftrage des Papstes Kenntniß von dem, was geschehen werde. Ich that dies vor der Abreise des Couriers, damit er durch denselben auch nach Paris schreiben könne, wenn er wolle, um bei seiner Regierung in kein schiefes Licht zu kommen, wie man zu sagen pflegt. Wegen der persönlichen Gewogenheit, die mir der Minister Alquier in Folge der früher erwähnten Gefälligkeiten bewahrte, hatte ich einen harten Kampf mit ihm zu bestehen. Obgleich er den Befehl hatte, alles aufzubieten, um meinen Sturz zu beschleunigen, gestand er mir seinen aufrichtigen Schmerz hierüber und bat mich meine Entlassung zu verschieben. Die gegen mich erhobene

Verfolgung komme — dies sind seine eignen Worte — von den Berichten her, die der Cardinal Fesch, so lange er Gesandter war, nach Paris sandte. Wenn ich ihm ein oder zwei Monate Zeit ließe, würde er es auf sich nehmen, allmählig die schlechte Meinung des Kaisers gegen mich zu ändern. Aber ich konnte diesen Aeußerungen mein Ohr nicht leihen. Wir waren des Erfolgs nicht sicher und für den Papst hatte die Stunde geschlagen, dem Kaiser zugleich mit der bestimmten abschlägigen Antwort diesen Beweis von ganz besonderer Willfährigkeit zu geben. Man verfaßte also eine Depesche an den Cardinal-Legaten, worin der Papst erklärte, daß es ihm nicht unbekannt, wie sehr mir der Kaiser feindlich gesinnt sei und mich als Feind Frankreichs betrachte; daß dies alles von den ungenauen Berichten über mich herkäme; deßungeachtet aber, und um Sr. Majestät das lebhafte Verlangen zu beweisen, mit ihr in gutem Einvernehmen zu bleiben und die freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich zu erhalten, habe der Papst endlich und nicht ohne Kummer darein gewilligt, mich zum Opfer zu bringen und meine Entlassung aus dem Ministerium zu genehmigen; auch habe er in der Person des Cardinals Casoni, mit welchem der Cardinal-Legat von nun an zu verkehren hätte, meinen Nachfolger erwählt. Die Depesche beauftragte den Cardinal-Legaten, Sr. kaiserlichen Majestät von Allem Kenntniß zu geben. Der Courier reiste mit dieser Depesche und den positivsten Antwortsschreiben, deren Inhalt ich schon angegeben, ab.

Noch an demselben Tage, am 17. Juni 1806, wenn ich mich recht entsinne, expedirte ich für den Cardinal Casoni seine Ernennung zum Staatssekretär; Tags darauf verließ ich den Quirinal und bewohnte das Haus, das ich mir inzwischen in der Eile gemiethet hatte.

Von den Beweisen von Güte und Zärtlichkeit, mit denen mich Se. Heiligkeit bei meinem Abschiede überhäufte,

will ich nicht sprechen. Jetzt, nach einem Verlaufe von fünf Jahren, wird mein Herz bei dieser Erinnerung innig gerührt. Es kostete mich wenig die erste Stelle in Rom zu verlieren. Ich habe sie nie begehrt und nie ein Verlangen darnach gehabt; sie war nicht nach meinem Geschmacke wegen meiner unwiderstehlichen Abneigung gegen Aemter mit besondern Verantwortlichkeiten. Das Staatssekretariat vereinigte alle in sich. Was mich aber bis in den Tod betrübte, war, den Papst verlassen zu müssen. Weit entfernt, mir bei dem Geständnisse dieser Trauer einen Vorwurf zu machen, rechne ich mir dieselbe sogar zur Ehre und zum Ruhme; und ich gestehe offen, wenn je eine Handlung meines Lebens verdienstlich gewesen, so war es diese; denn ich opferte der Wohlfahrt des hl. Stuhls und dem Gemeinwesen das Theuerste, was ich auf Erden besaß. Der Papst zeichnete mich fortwährend durch seine ganz besondere Güte aus; es wäre unnütz davon zu sprechen. Meinerseits habe ich mein Leben unabänderlich angesehen, als gehöre es ihm und als seien meine Dienste ihm allein geweiht.

Als mein Rücktritt vom Ministerium in Rom bekannt wurde, erlangte ich eine Genugthuung, die jedem Ehrenmanne wohlthuend sein muß: die ganze Stadt bezeugte mir ihren Schmerz. Mein Haus war während mehrern Tagen von Personen aus allen Ständen angefüllt, die mir Beweise ihrer Freundschaft darbrachten, um so schmeichelhafter und aufrichtiger als jetzt ohne Eigennutz. Alle auswärtigen Geschäftsträger, der Gesandte Frankreichs nicht ausgenommen, beeilten sich, mir ihren Besuch abzustatten und mich ihrer Theilnahme an meinem Rücktritte zu versichern. Sie begnügten sich damit nicht, sondern übersandten mir, mit Ausnahme des M. Alquier, sehr ehrenvolle offizielle Zuschriften, worin sie mir neben ihrem persönlichen Bedauern, auch das ihrer betreffenden

Höfe ausdrückten, deren Gesinnungen über mich sie genau zu kennen behaupteten.

Neben der Genugthuung, welche mir das herzliche Wohlwollen der Fremden und meiner Mitbürger gewährte, empfand ich noch eine andere, die höchste und reinste von allen. Dank dem Himmel, ich empfand bei meinem Rücktritt vom Ministerium in meinem Innern keinen Vorwurf — und habe seither keinen empfunden — bezüglich der Art und Weise meiner Pflichterfüllung während meiner Amtsthätigkeit. Ja, ich wiederhole es, Dank dem Himmel; denn es war eine Gnade von Oben — ich kann mir bei der genauesten Gewissenserforschung nicht vorwerfen, ein wissentliches Unrecht begangen zu haben. Wenn ich meine Verwaltung nach allen Richtungen überdenke, bleibt mir immer:

„La bella compagnia che l'uomo francheggia
Sotto l'usbergo del sentirsi pura"

d. h. die Beruhigung eines guten Gewissens.

Ich habe von Niemanden eine Gabe, ein Geschenk, groß oder klein, angenommen; ich habe sogar diejenigen zurückgewiesen, welche das Herkommen billigt und die man als Zugabe zum Amte ansieht. Ich habe meine Macht nie mißbraucht und Niemand kann mir die unbedeutenste Ueberschreitung derselben, den leisesten Stolz oder die geringste Härte vorwerfen. Alle Tage und zu jeder Stunde konnte man zu mir gelangen. Ich vernachläßigte kein Geschäft, obgleich derselben viele und schwere während meines Ministeriums vorkamen. Ich widmete beständig 17—18 Stunden täglich den mir obliegenden Arbeiten und erübrigte kaum 5 oder 6 für die Bedürfnisse des Lebens: für Nahrung, Schlaf und für die nothwendigste Ruhe nach angestrengten geistigen Arbeiten. Ich zog mir den Haß einiger Patrizier zu, weil ich meiner Pflicht nachkam ohne mich durch menschliche Rücksichten einschüchtern

zu lassen. Die Unterdrückung gewisser Privilegien, oder besser gesagt, gewisser Mißbräuche, besonders die Unterdrückung der den Hochgestellten verliehenen Patente — so wie jene für das hl. Offizium — auf das Recht Waffen zu tragen, verursachte mir unliebe Verdrießlichkeiten. (Bald nach meinem Austritte aus dem Ministerium erschienen die Patente für das hl. Offizium wieder.) Der Aerger mancher Personen, die ich hochachtete, machte mir traurige Stunden, aber er entmuthigte mich nicht. Ich hielt fest an der Durchführung jener Reformen, die ich als zweckdienlich und nützlich für die allgemeine Wohlfahrt erkannt hatte. Doch ich sehe, daß sich meine Feder unwillkührlich verirrt und daß man glauben könnte, ich wolle mir eine Lobrede halten. Aber ich kenne nichts, was niedriger und weniger zu rechtfertigen ist. Ich erkläre daher Angesichts des Himmels, daß mich bei Verfassung dieser Zeilen weder Eitelkeit noch das Verlangen nach Selbst-Erhöhung leitete. Ich glaubte nur über meine Geschäftsführung während meines Ministeriums Rechnung ablegen zu sollen. Auch dachte ich, daß es mir erlaubt sei, meinen guten Namen zu wahren, so wie es uns die Aussprüche der hl. Schrift anempfehlen.

Ich habe diese Memoiren in so kritischen Stunden geschrieben, daß es genügen wird, um eine schwache Idee davon zu geben, wenn ich sage, daß ich jedesmal, so oft ich einen Bogen vollendet hatte, genöthigt war, denselben sichern Orts unterzubringen, um ihn den unvorhergesehenen Nachforschungen, denen wir stets ausgesetzt waren, zu entziehen. Ich hatte also weder Zeit noch Gelegenheit die einzelnen Bogen mit einander zu vergleichen, sie zu verbessern und zu überarbeiten. Ich hatte nicht einmal Zeit diese nach und nach aufgesetzten Zeilen mit Ueberlegung und Ruhe zu lesen. Ich habe viele folgenschwere und wichtige Dinge übergangen; sei es weil ich mich

derselben nicht mehr genau erinnere, sei es weil es mir angezeigt schien, die im Vergleich mit andern weniger wichtigen Ereignisse auszuscheiden, in Folge der geringen Freiheit, die ich hatte, und in Folge der Umstände, unter denen ich schreibe.

Wenn ich in einer glücklichern Zukunft Zeit und Muße finde, diese Arbeit durchzulesen und zu verbessern, so werde ich es thun, und ich werde mir nützlich Scheinendes hinzufügen. Sollte mir die Zeit hiefür nicht gegeben werden, so wird die Arbeit doch, so wie sie ist, den einzigen Zweck, für den sie unternommen, erreichen. Sie wird manche Ereignisse, welche durch die Plünderung der päpstlichen Archive und Sekretariate in Vergessenheit gekommen wären, der Nachwelt erhalten. Die Enthüllung dieser Ereignisse wird vielleicht eines Tages für die Wohlfahrt und für die Vertheidigung der Religion von Nutzen sein.

Fragmente vom Dezember 1814 und Januar 1815, zu Wien aufgezeichnet.

Den gestrigen Tag brachte ich großentheils in Gesellschaft des Prinzen von Hardenberg, des Grafen von Nesselrode und des Lord Castlernagh zu. Aus der langen Unterredung, in welcher die Tages-Ereignisse der Reihe nach besprochen wurden, ging ich höchst niedergeschlagen. Der Wille der Könige und ihrer Minister ist offenbar sehr lobenswerth mit wenigen Ausnahmen; und es fragt sich, ob nicht auch für die weniger lobenswürdigen irgend ein Entschuldigungs-Grund obwaltet, dessen Tragweite wir nicht beurtheilen können. Trotz der großen Verschiedenheit in Charakter und Grundsätzen, die zwischen Prinz von Hardenberg und Lord Castlernagh stattfindet, und ihrem politischen Scharfblicke glauben doch beide nicht an die längere Dauer dessen, was hier geordnet wird. Sie sind darüber höchlich betrübt und ich vernahm aus ihrem Munde Bemerkungen, die eine schlimme Zukunft in Aussicht stellen. Man meint die Revolution zu bewältigen, indem man sie niederdrückt und zum Schweigen zwingt; und doch blickt die Revolution im Congresse selbst durch alle Risse, die ihr selbstsüchtige oder schwache Hände nur zu gefällig öffneten. Mit jedem halben Jahrhunderte den Völkern andere Herrn, andere Gesetze, andere Sitten und Gebräuche geben, war nie Sache einer tüchtigen und umsichtigen Politik. Die Gesetze sind ein Zügel, an den sich

der Mund der Menschen nach und nach gewöhnen muß. Dies Joch eines beglückenden Gehorsams muß in den Familien von einer Generation auf die andere übergehen, mehr als Erinnerung väterlichen Schutzes denn als Beweise der Knechtung. Die französische Revolution (und auf diesem Wege wirken ihre Ideen und Bestrebungen jederzeit auf die Menge) bediente sich als ersten Hebels im Volke der Darstellung der Könige als Tyrannen und der Verzerrung der heiligen und ehrwürdigen Ueberlieferungen alter Zeiten. Ihre einzige Aufgabe ist: alles mit der Axt niederzureißen und alles mit Kanonen neu zu machen. Es ist nichts anders als eine neue Form des Despotismus, der sich auf den Namen Freiheit stellt. Diese neue Form wird aber den Völkern sowie den Fürsten um so unheilvoller, da sie in ihrem Schooße Elend ohne Zahl und den Jammer der Geistesverblendung und des Stolzes birgt, daß mir beim Gedanken an dieses alles graut. Wir stützen hier langsam mittelst Gewalt und Gold ein altes Gemäuer, das unter unsern Augen zusammenbricht, und wir denken nicht daran, es solid herzustellen, was vielleicht weniger Aufwand kostete, jedenfalls aber dauerhafter wäre.

Ich entwickelte diesen Gedanken in der Gesellschaft dieser hochgestellten Männer. Alle drei waren vollkommen fähig, ihn zu erfassen und zu begreifen. Allein die Schwierigkeiten der Zeitverhältnisse und, was man so treuherzig die Richtungen des modernen Geistes nennt, waren es, woran alle Bestrebungen nach einer dauerhaften Ordnung der Dinge, die zugleich den wahren Bedürfnissen der Völker Rechnung zu tragen hätte, scheiterten. Wir sind hier vereinigt, ihre Zukunft zu regeln und ihnen behülflich zu sein, daß sie in gutem Einvernehmen unter dem System ihrer rechtmäßigen Fürsten leben möchten. Aber in Folge einer Verzerrung, wie sie die menschlichen

Widersprüche mit sich bringen, kommen wir nicht einmal so weit, uns selbst zu verständigen, wie wenige unser auch beisammen sind.

Wir gleichen den Bauleuten des Thurmes von Babel, denn wir kommen zur Verwirrung der Sprachen, so wie wir die Fundamente unseres Baues beginnen wollen. Der Prinz von Hardenberg, dessen Blick glücklicher Weise viel schärfer und sicherer ist, als sein Gehör, theilt ganz meine Ansichten. Ihm graut wie mir vor der Zukunft; wie ich, wollte auch er der Fluth falscher Doctrinen und gottloser Pläne einen Damm setzen, die nach so langen Stürmen nicht lange in der erheuchelten Ruhe bleiben wird. Aber auch er ist eines der angesehensten Glieder dieser Versammlung von Fürsten, die theils oberflächlichen theils verwegenen Geistes an nichts zweifeln und alles neue wie Wunderwerke oder doch als interessante Versuche begünstigen. Man denkt nicht daran, das Uebel gründlich zu heilen; man nimmt sich vor, dasselbe ein wenig auszubrennen, um den Brand dann des Weitern seine tödtlichen Wirkungen verbreiten zu lassen.

In den vielen Audienzen, die mir König Ludwig XVIII. in den Tuilerien, und der Prinz-Regent zu London und Windsor zu gestatten die Güte hatten (Audienzen, die sie vertraute und familiäre zu nennen beliebten, was dem hl. Collegium zur Ehre und zum Ersatz gereichte), versuchte ich die drückenden Gedanken und trüben Ahnungen, welche so viele unerhörte Maßregeln in meiner Seele hervorriefen, zu deren Kenntniß zu bringen. Ich wagte zu sagen, daß eine Preßfreiheit, wie sie in Frankreich durch die Charte royale eingeführt ist, die gefährlichste Waffe ist, die je den Gegnern der Religion und der Monarchie in die Hände gegeben worden. Die Preßfreiheit ist nicht ein vorübergehendes abgeschlossenes Uebel, sondern dieses wird bleiben und sich so zu sagen weiter entwickeln mit

jeder Staatscrisis oder öffentlichen Bewegung. Die Gefahren die sie verbreitet sind handgreiflich und unberechenbar; ihre Vortheile aber und ihr Segen sind Null oder doch durch die verderblichen Einflüsse neutralisirt. König Ludwig XVIII. hat nach meiner Ansicht sehr Unrecht, wenn er diese Gleichgewicht haltenden Kräfte für nothwendig und weise hält. Er vertraut seinem Werke; er liebt es mit väterlicher Zärtlichkeit. Aber der Prinz-Regent, der seit lange diesen Despotismus des Gedankens kannte, wie er hierdurch von unbekannten oder leider nur zu wohlbekannten Leuten ausgeübt wird, trat viel schneller meinen Ansichten bei als den liberalen Theorien des Bourbonen. Er schilderte mir die Entwicklung und den Bestand der Presse in seinen Ländern; und er zeigte mir sehr treffend die Vortheile und Nachtheile, die daraus seinem ganz und gar exceptionellen Königreiche erwachsen; aber auch ihm bangt für den Continent von Seiten dieser neuen Gefahr, die man den Völkern dadurch bereitet, ohne daß sie darnach verlangt hätten.

Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß wir einst dieser geheimen Macht, die zu jeder Stunde thätig ist und alle Leidenschaft bearbeitet, anheim fallen werden. Europa hat lange Jahre Zwietracht und Krieg verkostet, aber mitten in all den überstandenen Nöthen hat ihm nie eine entsetzlichere Verwirrung gedroht. Das Anonymat wird über kurzem der Regulator des öffentlichen Gewissens werden, und wir werden den Nacken unter die Feder oder die Peitsche ungenannter Meister beugen müssen, denen wir noch gestern Almosen gaben. Die einen sehen die Gefahr und verachten sie mit spöttischem Lächeln; die andern sehen alles für einen neuen Versuch an; aber niemand will einsehen, daß dadurch der Bevölkerung ein Fieber eingeimpft wird, das ihr ohne Ende die Ruhe stört. Man bemüht sich, die Grenzen dieses oder jenes Staates fest zu setzen;

man garantirt ihm dieselbe gegen Beeinträchtigungen seiner Nachbarn; Europa versichert ihm seine innere Sicherheit und seine Ueberlegenheit nach außen; weiht aber dann durch einen nonsens, dessen Tragweite es nicht zu berechnen weiß, alle Völker einer fernern Revolution ohne Ende, und Irrthümern, die unvermeidliche Verbrechen mit sich bringen und die unersättlichsten Leidenschaften unaufhörlich reizen werden. So wird der Kampf zwischen dem guten und bösen Principe nie mit gleichen Waffen gekämpft werden. Denn selbst Talent und Genie können in diesen täglichen Treffen nicht die Oberhand erringen, wo käufliche Federn voll Galle die Guten in Parteien zerreißen, jede Handlung und jeden Charakter verzerren und sich dabei mit jedem Morgen als die einzigen Verfechter der Völker und der Freiheit ankündigen. Diese Uebel, die ich voraussehe, und die nicht lange zögern werden, Europa zu überfluthen und es von Grund bis zum Giebel zu zerfressen, bilden eine meiner vorzüglichsten Beschäftigungen. Denn offenbar werden die Journale, sind sie einmal des Gebietes Meister, ihre schrecklichsten Schläge gegen den Stuhl Petri führen, jene Grundlage aller Wahrheit und alles Bestandes. Wir aber schleifen die Bollwerke und übergeben den Platz selbst dem Feinde. Eines Tages wird er mit Rüstzeug und Gepäck einziehen.

Abhandlg. ü. d. deutsche Concordat p. 454 – 461.

Es mag endlich erwähnt werden, daß von allen durch den hiesigen Zivilstandsbeamten getrauten Ehepaaren (nicht nur protestantischen) im Jahre 187[illegible] 75%, 1905 85% erklärten, sich kirchlich trauen lassen zu wollen; und zwar wollten 1905 von den insgesamt 871 Paaren, die kirchliche Einsegnung in Aussicht nahmen, 601 sich durch Pfarrer der reformierten Landeskirche einsegnen lassen.

Das Facit ist, daß die evangelische Landeskirche finanziell eine Selbstständigkeit kaum zu scheuen hätte, wohl aber wahrscheinlich die (alt-) katholische Landeskirche.

I Aus verschied. Abschnitten meiner Lebens . . . p. 1.

II. Das Conclave zu Venedig zur Wahl des P. Pius VII p. 177.

III. Memoiren über das Concordat, abgeschl. zu Paris 15. Juli 1801 p. 253.

IV. Memoiren über die Heirath Napoleons mit d. Erzherzogin v. Östr. p. 358.

V. Erinnerungen aus m. Ministerium p. 391.

DATE DUE

APR -3 193
JAN 20 1939
JUL 13 '50

DOMINICAN COLLEGE LIBRARY
3 3645 00018514 3

22466

22466

DG798.35 .C6 M42
Consalvi, Ercole, 1757-1824.
Memoiren des Cardinals
Hercules Consalvi,
Staatssekretair Sr.
Heiligkeit Pius VII.